Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

Clemens Grafen Pinto.

Sechster Band.

Drittes Quartal. 1856.

Berlin.
Druck und Verlag von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.
1856.

Inhalts-Verzeichniß.

Heft 1	wurde ausgegeben	am 4.	Juli	1 bis 48
„ 2	dito	11.	Juli	49 — 100
„ 3	dito	18.	Juli	101 — 152
„ 4	dito	25.	Juli	153 — 208
„ 5	dito	1.	August	208 — 260
„ 6	dito	8.	August	261 — 312
„ 7	dito	15.	August	313 — 364
„ 8	dito	22.	August	365 — 416
„ 9	dito	29.	August	417 — 464
„ 10	dito	5.	September	465 — 516
„ 11	dito	12.	September	517 — 568
„ 12	dito	19.	September	568 — 628
„ 13	dito	26.	September	628 — 682

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

Fünftes Capitel.

Das eiserne Kreuz und der bräutliche Kranz.

„Viel vermögen bei den Damen
Tapfre Männer Deines Gleichen,
Denn sie lieben tapfre Männer."
(Hist. de las guerras civiles de Granada.)

„Für die süße, zarte Liebe,
Was ist Lorbeer, was ist Kranz?
Wenn er ewig grünend bliebe,
Für die zarte, süße Liebe
Nichtig ist des Ruhmes Glanz!"
(Französische Romanze.)

Die Nacht, die schwere, bange Nacht, die mit ihren Schrecknissen, mit dem Alpdruck der Fremdherrschaft auf Preußen gelegen, die Nacht von Jena, sie war vorüber, und angebrochen war der Tag so jugend- und heldenschön, als dessen bleicher Morgenstern Schill voran- und untergegangen im Jahre 1809: der Tag preußischer Waffenherrlichkeit war da, und seine ersten Strahlen blitzten und glänzten in den Preußendegen, die, von dem unendlichen Jubelschrei eines ganzen Volkes von Waffenbrüdern begleitet, klirrend aus den Scheiden fuhren auf des Königs Ruf!

Vorwärts! erklang des Königs Ruf im ehernen Trompetenklang und fuhr wie Sturmes Brausen durch das ganze Preußenland; vorwärts! donnerte es in die stillen Schlösser der Ritterschaften in Brandenburg und Pommern, mit deren Blut die großen Hohenzollern das preußische Reich zusammengekittet haben; vorwärts! schlug es an die engen Hütten und die lebenvollen Häuser der Bürger und Bauern in den preußischen Kernlanden, die Friedrich der Große so oft zum Siege geführt; vorwärts! mahnte des Königs Ruf in den Provinzen, wo des Königthums Wiege stand, und vorwärts! scholl es durch Schlesien, das wie ein Edelstein prangt in der goldenen Preußenkrone.

Mit Gott, für König und Vaterland! wurde die preußische Parole in Breslau ausgegeben.

Mit Gott, für König und Vaterland! antworteten jauchzend die Lande.

Alle Zwietracht schwieg, der Hader ward vergessen, ein einig Volk mit seinem König in großer Waffenbrüderschaft!

Da schoben sich die festen Keile der Landwehren zwischen die eisernen Pfeiler der alten Regimenter und bildeten einen Riesenwall. Da trat in leuchtender Glorie hervor jener wunderbare preußische Heerbau, Scharnhorst's unsterbliches Meisterstück!

Alle Herzen flammten und alle Fahnen flogen. Die Fahnen aus König Friedrich's Zeit, auf denen mit goldenen Buchstaben stand „pro gloria et patria," die zerfetzte Fahne, die der Dessauer entfalten ließ, die, mit welcher Schwerin in sein Heldenblut sank, die Standarte, die Seydlitz bei Roßbach trug, und alle, die je ein Welfe gehalten in hochfürstlicher Hand für Preußen im Sturme der Schlacht. Das alte Zeughaus von Chur-Brandenburg wurde lebendig auf einen Schlag, die Fahnen des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, die vor Warschau weheten und bei Fehrbellin, die der Görtzcke geführt bei der Schwedenhetze und der Treffenfeld, die der Derfflinger schwung in der eisernen Faust, mit denen Schöning und Barfuß die Türken gescheucht, sie rauschten frisch in den Morgen hinein, und ihr Rauschen klang wie des preußischen Adlers Flügelschlag.

Und die alten Banden des preußischen Waffenthums, die Regimenter, auf deren Schultern Friedrich seinen Staat, als auf die festesten Säulen, gebaut, sie waren wieder auferstanden in alter Kraft mit neuer Weihe. Da zogen die Dragoner her — von Anspach-Baireuth vor Zeit genannt, bis sie der Königin-Dragoner wurden; Anspach und Baireuth sind verloren, der Preußen-Könige angestammte Länder, die Königin Louise ist todt, gestorben in Gram während der Nacht des Grames; Dragoner, denkt an die Namen, die ihr tragt, und an den unsterblichen Ruhm, den ihr unter diesen beiden Namen errungen dereinst! Die alten Schlachthaufen aus Pommerland, von denen es im Liede klingt:

In gelben Kalbfellhosen,
In Ellendsbandoulier,
Sie schlugen die Franzosen
Bei Fleurus und Namur.

Des Königs Gardes du Corps auf hohen Rossen, die keine Schlacht für verloren halten, in welcher sie noch nicht attackirt haben; die Ziethen'schen Husaren, vor denen „niemals nichts" sicher, die einst in Holland selbst feindliche Fregatten nahmen, weil sie doch ein Mal geschworen, ihrem Könige treu zu dienen „zu Wasser wie zu Lande".

Der unermeßliche Schatz altpreußischen und churbrandenburgischen Kriegsruhms war aufgethan, und wie eine berauschende Fluth floß die Fülle großer Erinnerungen durch alle Herzen, vereinigte sich mit der

Liebe zu König und Vaterland und brauste, mit bitterm Haß gegen den fremden Gewaltherrn gemischt, dahin, — ein gewaltiger Strom unendlicher Kriegsbegeisterung.

Die alten Bünde Preußens mit Rußland waren erneuert zu Kalisch und Breslau, die Kriegsherren Friedrich Wilhelm und Alexander bildeten Heermassen, aus preußischen und russischen Regimentern zusammengesetzt; hier commandirte ein russischer Feldherr preußische Colonnen, dort rückten russische Geschwader vor auf preußisches Commando.

Da begann die preußisch-russische Waffenbrüderschaft!

Wie ein Palladium führte das vereinigte Heer mit sich den greisen Kutusow, der Russenfeldherren höchsten, der, siegesmüde und ruhmessatt, der von Lorbeern bedeckt, schon halb vom Schlummer des Todes befangen, sterben wollte in seiner eigentlichen Heimath, auf dem Schlachtfelde.

Vorwärts zogen die preußisch-russischen Heersäulen, immer weiter zurück wichen die Adler des französischen Kaisers, die Kosaken ließen schon im Rücken des Feindes ihre windschnellen Steppenrosse aus den Fluthen der Weser trinken, und der leichtgefugte Bau des Königreichs Westphalen brach morsch auseinander.

Hinter den langsam vordringenden Heeren aber verwandelte sich das Land in eine ungeheuere Kriegswerkstätte, und die Invaliden aus König Friedrich's Zeit, die den Fahnen nicht mehr folgen konnten, wurden die Lehr- und Exerciermeister der waffenfreudigen Jugend, welche die Nacht von Jena in der Kinderstube überrascht hatte.

In allen Städten und Flecken klang die Trommel und tönte das Commando; mit schlechten Waffen oft, aber mit gutem Muthe immer, rückte Schaar auf Schaar dem Heere nach.

In allen Städten, in allen Flecken traten die Frauen und Jungfrauen zusammen zur Pflege der Verwundeten und Kranken, zu dem stillen, aber segensreichen Kampfe auf dem traurigen Schlachtfelde des Lazareths.

In dieser Zeit, an einem hellen Nachmittage in der letzten Hälfte des April 1813 kam ein Ulanen-Offizier mit seinem Ordonnanzreiter vom Schlosse her die Linden heruntergesprengt und hielt vor dem Hause der Präsidentin v. Lohmeier; er schwang sich leicht aus dem Sattel, warf dem Ulanen die Zügel zu und lief eilig die Treppe hinauf. Mit glühendem Angesicht trat er in das Zimmer der Präsidentin, die, wie immer, einige der ältern und jungen Familienglieder bei sich hatte.

„Gnädige Tante," rief der Lieutenant, „überrasche Sie wieder, ganz wie zu Weihnachten, komme immer, wie aus der Pistole geschossen, ist mal so bei den Ulanen!"

„Mein Philipp, mein wackrer Philipp!" entgegnete die Präsidentin, ihren Liebling umarmend.

„Auf Ehre," lachte der stolze Lanzenreiter, „gnädige Tante hat immer, wie ein General im Felde, den Generalstab der Familie um sich,

bin im Hauptquartier der Familie hier, kann Alles erfahren, grüß Dich Gott, Oheim Hermann, Tante Niedlich, wie immer nett und niedlich; Apropos! im Hauptquartier ist auch immer bessere Verpflegung als auf Vorposten, möchte ein Glas Wein trinken, ein Stück Butterbrot oder sonst einen ähnlichen Leckerbissen genießen; man vergißt im Felde die Nahrung gebildeter Menschen, bin vor einer Stunde angekommen und muß in einer Stunde wieder abreiten."

Es wurde Speise und Trank für den Lieutenant aufgetragen, der sich's wohl schmecken ließ und dazwischen mit seinen Verwandten plauderte und erzählte vom Kriege, von dem er freilich nicht viel zu erzählen wußte, weil er noch nicht ins Gefecht gekommen war und man in Berlin über die allgemeinen Bewegungen der Armee besser unterrichtet war, als es der Offizier sein konnte, der mit einer Depesche aus Sachsen kam.

Plötzlich setzte der junge Mann sein Glas nieder und rief: „Donnerwetter, entschuldigen Sie, gnädige Tante, wo ist meine schöne Cousine Waldemare?"

„Fragst Du wirklich noch nach ihr, Du undankbarer Mensch?" entgegnete die Präsidentin mit einem Anfluge von Unmuth, „nach dem Briefe, den Du ihr von Breslau aus geschrieben?"

„Was kümmert Dich die Braut eines Andern, roher Lanzenknecht?" fragte Onkel Hermann zwischen Ernst und Scherz.

„Nun, es ist immer seine Cousine," sagte die Präsidentin mildern Tones, „auch ist Waldemare noch nicht Rudolph's Braut."

„Noch nicht? Der arme Rudolph!" rief der Lieutenant offenherzig.

„Vielleicht wird sie auch gar nicht Rudolph's Braut!" meinte die Tante, seltsam lächelnd.

„Aber ich bitte Sie, gnädige Tante," drängte der Offizier, „Onkel Hermann, sagt mir doch endlich, wie steht es mit meiner Cousine und Rudolph?"

„Du bist ja der Vertraute Rudolph's!" sprach die Tante mit leichtem Spott.

„Discretion ist Parole bei den Ulanen," rief der junge Offizier ungeduldig, „aber ich will Euch Alles sagen, nur spannt mich nicht länger auf die Folter; Cousin Rudolph war in meine schöne Cousine verliebt; welcher Vetter in der Familie ist das nicht? Fand das ganz in Ordnung, bat mich, kläglich und himmelblau, wie das Sitte bei Verliebten, ich möchte bei Waldemare ein gut Wort für ihn einlegen; versprach das als Vetter, mußte damals schnell fort, wie Ihr Alle wißt; schrieb deshalb an Waldemare, sie möge doch, wenn sie irgend könne, das Glück des armen Burschen machen, und seitdem habe ich weder von ihm noch von ihr ein Wort gehört."

„Waldemare hat Deinen weisen Rath befolgt," spottete Onkel Herrmann, „Du leichtsinniger Reiter!"

„Aber erst, nachdem sie sich zwei Monat besonnen!" sagte Walde-

mare's ältere Schwester, welche in der Familie Tante Riedlich genannt wurde, und blickte Philipp bedeutungsvoll an.

Die Präsidentin nahm eine Prise und erklärte dann: „Lieber Philipp, Du kannst denken, daß wir Alle über Deinen Brief sehr erstaunt waren, denn nach dem, was in der Familie beschlossen war, wurde Waldemare als Deine Braut betrachtet; Dein Brief war sehr niederschlagend für mich, für uns Alle, ich rede nicht von Waldemare, deren Gefühle Du in jedem Falle etwas mehr hättest berücksichtigen sollen. Doch ich will und kann Dir jetzt keine Vorwürfe machen, sondern Dir nur sagen, daß Waldemare vor etwa sechs Wochen den Cousin Rudolph rufen ließ und ihm in Gegenwart der ganzen Familie erklärte: sie habe ihren Cousin Philipp von Jugend auf geliebt und liebe denselben noch, da dieser selbst aber ihr den Rath ertheile, dem Cousin Rudolph ihre Hand zu reichen, so wolle sie ihrem Cousin Philipp den höchsten Beweis ihrer Liebe dadurch geben, daß sie seinem Rathe folge; unter der Bedingung jedoch, daß Rudolph die Waffen für das Vaterland trage und mit dem eisernen Kreuz zurückkehre. In diesem Falle werde sie dem vaterländischen Krieger bei seiner Rückkehr ihre Hand reichen, weil es ihr Vetter Philipp wünsche! Das erklärte Deine Cousine Waldemare, lieber Philipp, und ich habe mir erlaubt, dem Rudolph noch ausdrücklich zu sagen, daß er trotz alledem die Hand meiner Tochter nicht bekommen werde, wenn Du nicht noch einmal feierlich Deine Zustimmung zu diesem Arrangement ertheiltest."

Der Lieutenant stand auf und ging ein paarmal auf und ab im Zimmer.

„Ausgezeichnetes Mädchen," sprach er halb laut mit sich, „liebes Mädchen, edles Herz, liebe Waldemare!"

Der junge Mann war ergriffen, er kämpfte einige Augenblicke mit sich, dann sagte er: „Mein Ulane unten, gnädige Tante, ausgezeichneter Mensch, heißt Citas, Litthauer von Geburt, könnte der nicht einen Trunk und einen Bissen bekommen? Bin den Engel nicht werth, auf Ehre, bin's nicht werth!"

„Was, Du nennst Deinen Burschen einen Engel?" rief Tante Riedlich auffahrend.

„Nun, Dein Engel hat einen hübschen langen Bart!" sagte Oncle Hermann, der durchs Fenster gesehen.

„Du bist Deines Burschen nicht werth?" fragte eine andere Tante staunend.

„Laßt ihn, laßt meinen armen Jungen doch!" wehrte die Präsidentin, ihren Liebling in Schutz nehmend, dann zog sie die Klingel und befahl, für des Ulanen Erquickung Sorge zu tragen.

„Und was ist aus Rudolph geworden? Bitte, Tante, sagen Sie?"

„Der gute Bursche," warf Oncle Hermann spöttisch dazwischen, „hat sich alle diese Bedingungen ruhig gefallen lassen, obwohl er anfäng-

lich gar nicht die Absicht hatte, einzutreten, sondern entschlossen war, bei der Intendantur Dienste zu thun. Mir that der arme Schelm ordentlich leid, denn es wurde ihm blutsauer, das Exercitium zu lernen, — jetzt ist er schon vierzehn Tage fort und steht im freiwilligen Jägerdetachement beim brandenburgischen Kürassier-Regiment; bekommt er die schöne Nichte noch, so hat er sie in der That redlich verdient."

„Und Waldemare?" fragte der Lieutenant mit bewegter Stimme.

„Heißt Dich herzlich willkommen!" sagte eine liebliche Mädchenstimme hinter dem Fragenden.

„Waldemare!" rief der Lieutenant sich umdrehend und dann mit ächt chevalereskem Anstande das Knie vor seiner Cousine beugend, „Waldemare, liebes, edles Mädchen, verzeihe mir, ich bin ein Thor, ein undankbarer Thor, ich jage einem Schatten nach und lasse einem Andern einen köstlichen Schatz. —"

Er sprang auf, eine Thräne stand in seinen Augen, heftig drückte er das schlanke, schöne Mädchen an sich, streifte ihre Stirn mit einem flüchtigen Kuß und sprach mit schwankender Stimme: „Gott segne Dich, edles, schönes Mädchen, leb wohl, leb wohl und sei glücklich! Lebt wohl, Alle!"

Damit stürzte er hinaus und flog klirrend die Treppe hinab; eine Minute später verkündete der rasche Hufschlag seines Rosses, daß er im Galopp davon sprenge.

„Das war ein Abschied für's Leben!" sagte Waldemare leise und doch von Allen verstanden, denn alle Anwesenden verharrten in einem tiefen Scheigen.

Das schöne bleiche Mädchen lächelte ihrer Mutter durch Thränen zu.

„Meine Waldemare! mein Kind!"

Die Präsidentin stand auf und schloß ihre Tochter in ihre Arme.

Von unten herauf hörte man die grimmigen Flüche, mit denen Citas, der Ulan, seinem Offizier nachsprengte.

„Er jagt einem Schatten nach!" sprach Oncle Herrmann sinnend; „da er schon weiß, daß es ein Schatten ist, was er verfolgt, so wird er nicht lange mehr nachjagen, tröste Dich, meine arme Waldemare!"

„Ich bitte Sie, mein Oheim!" sagte Waldemare, sich stolz aufrichtend, während ein feines Roth ihre zarten Wangen überlief, „ich bitte Sie, mich nicht zu bedauern, ich bin nicht arm, ich bin reich; ich bin sehr zu beneiden, denn zwei edle junge Männer meiner Familie, die für den König die Waffen tragen, für das Vaterland in den Kampf gehen, sind mir in Liebe zugethan, kann ein deutsches Mädchen reicher sein? Ich möchte über keinen von Beiden ein tadelndes Wort hören, der ritterlich kühne Philipp, der ehrliche, wackere Rudolph, die Familie hat Ursache auf Beide stolz zu sein!"

„Aber, Waldemare," bat der Oheim fast demüthig, „ich wollte weder Dich, noch Einen Deiner Ritter kränken."

Waldemare reichte dem Oheim die Hand mit der Huld einer verzeihenden Fürstin, dann schritt sie hinaus, durch eine Bewegung die Begleitung ihrer Schwester ablehnend, welche ihr folgen wollte.

Mit mütterlicher Besorgniß, zugleich aber mit großer Genugthuung sah die Präsidentin ihrer Tochter nach, Oncle Herrmann aber erklärte, daß die Familie nicht nur auf Philipp und Rudolph, sondern auch in noch höherem Grade auf Waldemare stolz sein müsse und daß er es heute tiefer als je beklage, nicht mehr im Stande zu sein, ins Feld zu ziehen. Der alte Herr erschöpfte sich begeistert in dem Lobe seiner Nichte und die Präsidentin reichte ihm mit großer Befriedigung ihre Dose, eine Gunstbezeugung, mit der sie sonst eben nicht freigebig zu sein pflegte.

Unterdessen schritt Waldemare, nachdem sie das Gemach ihrer Mutter verlassen, ruhig durch den Salon und trat in ihr eigenes Zimmer, dessen Thür sie sorgfältig hinter sich verschloß.

Waldemare setzte sich auf den kleinen Sopha und drückte ihre beiden feinen Hände fest auf die Brust, als wolle sie durch den äußern Druck die innere Bewegung bewältigen, welche den Busen heftig auf und nieder wogen ließ.

Einzelne Thränen rollten schwer und langsam nieder über die zarten Wangen, oder hingen an der Wimper.

Waldemare wußte nicht, daß sie weine, und mit leiser trauriger Stimme sagte sie vor sich hin: „Ich hätte mich so schwach doch nicht geglaubt, das Herz thut mir so weh, meine Füße waren so schwer, daß ich kaum bis hierher gehen konnte! Und was ist geschehen? warum thut mir das Herz so weh? Ich habe die Freude gehabt, Philipp zu sehen, Philipp, der mich doch mehr liebt, als er selbst weiß, mehr als ich ahnete. Früher sah ich in Philipp den Geliebten, er war das Ideal meiner Träume, und ich war glückselig dabei; dann kam die schwere Enttäuschung, ich erfuhr, daß er meine Liebe nicht erwiedere, nicht einmal verstehe, aber ich sah in ihm meinen künftigen Gemahl, und ich beruhigte mich endlich dabei, überzeugt, daß es mir gelingen müsse, seine Liebe zu gewinnen, wenn er mir erst verbunden sei. Ich trug die Gegenwart und freute mich der Zukunft. Aber auch das war noch zu viel für mich, es sollte nicht sein! Philipp selbst bat mich, meine Hand einem Andern zu geben! Das war recht schwer und sehr bitter, aber er konnte es ja nicht wissen, wie wehe er mir damit thun würde, er hatte ja keine Ahnung von der innigen Liebe, die er so grausam verschmähete. Ich habe Rudolph meine Hand versprochen, weil Philipp es wünschte, aber ich würde es doch nicht gethan haben, wenn ich nicht dadurch zugleich einen Krieger für das Vaterland gewonnen hätte; ja, ich habe Rudolph in den Kampf für's Vaterland geschickt, wenigstens

will ich nur den Namen eines Mannes tragen, der dem Könige und dem Vaterlande mit den Waffen gedient; ja, ich habe Rudolph meine Hand versprochen, aber nicht mein Herz, das wird Philipp's Herz bleiben, so lange es noch schlägt. Ich bedaure Rudolph, ich gebe ihm für Hand und Herz nur meine Hand; aber er kann mich keiner Täuschung zeihen, und so wie ich einst hoffte, Philipp's Liebe zu gewinnen, wenn er mit mir vermählt, so hofft er, meine Liebe zu gewinnen, wenn er mit mir verbunden. Er täuscht sich, ich habe es ihm gesagt, Waldemare hat nur ein Herz zu vergeben. Philipp jagt einem Schatten nach, sagt er, er hegt eine Liebe in seinem Herzen, ich verstand ihn wohl; er ist für mich verloren, und ich fühle, daß ich ihn lieber beweinen würde als einen Todten, der gefallen für König und Vaterland, als ihn glücklich sehen an der Hand einer Andern! Wie erbärmlich das doch eigentlich ist! Das nennt man nun Liebe! Das Glück, welches ich nicht selbst genießen kann, das gönne ich auch keiner Andern, lieber will ich den Mann meiner Liebe todt wissen? Es ist in der That jämmerlich, ich hielt mich so oft für stärker und edler als andere Frauen sind; barmherziger Gott, ich bin eben so schwach und selbstsüchtig wie Alle. Aber wissen soll das Niemand, Niemand! Niemand!"

Waldemare stand auf und trat vor den Spiegel, der erst verrieth ihr, daß sie geweint; sie schüttelte in bitterm Unmuth gegen sich selbst ihr Haupt, benetzte ihr Taschentuch mit klarem Wasser und wusch sich die Thränenspuren von den Wangen.

„Bin ich auch nicht stärker als andere Frauen," sagte sie darauf mit fester Stimme, „so habe ich doch den Muth, stärker zu scheinen als sie; die ganze Familie weiß, daß ich Philipp liebe, aber Niemand soll ahnen, daß ich in elendem Egoismus ihm lieber den Tod, als ein Liebesglück gönne mit einer Andern!"

Das schöne Mädchen setzte sich an's offene Clavier und ließ in mächtigen Klängen die Aufregung ihrer stolzen Seele austoben. Erst war es ein wildes Chaos von Tönen, das sie umwirbelte. Wie düstere Fluthen auf- und niederrauschen am Felsenriff, so brausten die Klänge auf und sanken in sich zusammen, dann klang erst ein einzelner klarer, heller Accord durch das finstere Grollen, nach und nach reiheten sich andere an, dann war's, als ob die Sonne plötzlich durchgebrochen sei. Das Antlitz der armen Waldemare begann sich zu verklären und leise erschien ein liebliches Roth auf ihrer bleichen Wange. Eine Weile noch kämpften und rangen die Töne mit einander, aber immer schwächer ward das Toben des Unmuthes, immer heiterer und fester gestalteten sich die Tongebilde, und endlich ging das Spiel freudig und stolz in die unverzagte prächtige Choralmelodie: „Alles ist an Gottes Segen ꝛc." über. Waldemare spielte die Melodie durch, dann begann sie, erst mit leiser, dann aber mit einer immer klarer, reiner und mächtiger anschwellenden Stimme zu singen:

Unser Leben ist ein Streiten,
Feinde rechts und links zur Seiten,
Waffen klirren rings umher;
Keine Tage ohne Plage,
Keine Nächte ohn' Gefechte
Für die Menschenkinder mehr.

Aller Aengsten bin entschlagen,
Seit ich Gottes Wehr getragen,
Keine Feinde fürcht' ich nicht.
Ich will proben all' sein Toben,
Ich zerfetze all' die Netze,
Die er hinterlistig flicht.

Der am Himmelsbogen wachet,
Rings von Wolken überdachet,
Der der Sterne Heer regiert,
Er wird kämpfen, Er wird dämpfen
Feindes Stärke, daß man merke,
Wie Er meine Sache führt.

Er wird brechen Bogen, Pfeile,
Und des Ew'gen Flammensäule
Frisset meiner Feinde Wehr;
Dann den Krieger und den Sieger,
Reich an Ehren und Lorbeeren,
Grüßet froh der Engel Heer!

Mit leuchtendem Antlitz, mit dem Blick einer Siegerin erhob sich Waldemare vom Clavier, stolz schaute sie um sich und ein glückseliges Lächeln schwebte um ihre Lippen, als sie sagte: „Gott sei mit Dir, mein edler, theurer Philipp, Gott schütze Dich vor Tod und Wunden, kehre heim als Sieger und werde glücklich, ja werde recht glücklich, auch wenn ich Dein Glück nicht theilen darf!"

Eine schöne, stolze Zeit war's, ein Zug freudiger Erhebung ging durch alle Seelen, und Kämpfe wurden damals gekämpft und Siege errungen im Innern der Menschenherzen, die ohne den mächtigen Schwung patriotischer Begeisterung nie gekämpft, am wenigsten aber siegreich gekämpft worden wären.

Waldemare war nicht die einzige Preußenjungfrau, die dem um sie werbenden Jüngling versprach, sich für ihn den bräutlichen Kranz in's Haar zu flechten. wenn er heimkehre aus dem Kampfe mit dem eisernen Kreuze. Damals hat manch' ein überwallendes Herz selbst dem ungeliebten Manne sich zugeschworen unter ähnlichen Bedingungen in vaterländischer Begeisterung, aber oft war's auch die innigste Liebe selbst, welche den Geliebten hinaus in den Kampf für das Vaterland schickte, das bange Zagen der Seele heldenmüthig bekämpfend. Die junge Gattin sah den Gatten scheiden, die Braut den Bräutigam, Frauen von zarten Kindern umgeben mußten den Ernährer in's Feld ziehen sehen, Greise die Stützen ihres gebrechlichen Alters, Wittwen die einzigen Söhne — die große Idee, das Vaterland befreien zu helfen, riß Alles

fort erhabenen Schwunges, aber es waren mit nichten die kleinsten und leichtesten Opfer, welche die Frauen dem Vaterlande brachten. Wie manche Mutter rang im stillen Kämmerlein jammervoll die Arme, der Zukunft ihrer Kleinen gedenkend, wenn der Tod den Vater ereilen sollte im Donner der Schlacht! Wie manche Greisin streckte flehend die zitternden Hände gen Himmel für ihren Sohn, für ihr einziges Kind! Wie manche junge Gattin, wie manche bleiche Braut rang heimlich in Thränen und Gebet für den geliebten Mann, dem sie mit strahlenden Augen und gerötheten Wangen den letzten Gruß noch zugewinkt beim Abmarsch!

Ach, die Trommel, die Trommel, sie klang so laut! ihr Schall übertönte manchen schweren Seufzer, manch ein banges Weinen! —

In dem Lehnstuhl am Fenster saß am Abend des Tages, an welchem der Lieutenant von Krummensee in Berlin gewesen, der ehemalige Kriegs- und Domainenrath Scheffer; er rauchte seine Pfeife und schlenderte Blicke voll Aerger und Zorn nach dem alten mit schwarzem Leder überzogenen Canapé am Ofen, auf welchem unter einem abscheulich gesudelten Bilde des großen Königs Friedrich zwei weinende Frauen saßen, die sich innig umschlungen hielten und unter Thränen flüsternd mit einander sprachen.

Vergebens gab der Kriegs- und Domainenrath seinem eigentlich unbeschreiblich gutmüthigen Gesicht den Ausdruck wilden Grimmes, vergebens klopfte er die Asche seiner Pfeife mit solcher Vehemenz aus in den hölzernen grün angestrichenen Spuckkasten, daß selbst das muntere Rothkehlchen, das sich doch längst an die Launen seines Freundes und Ernährers gewöhnt, erschrocken einige Schritte von ihm zurückhüpfte, — es wollte dem zornigunmuthigen Manne nicht gelingen, die Aufmerksamkeit der beiden weinenden Frauen zu erregen.

Eine dieser Frauen war schon ziemlich ältlich, doch sah sie jünger aus, als sie war, denn ein stattliches Embonpoint und frische Farben gaben ihr Ansehen, und ihre sehr einfache Kleidung war gut gewählt; diese Frau hielt ein junges Mädchen in ihren Armen, gesund und derb von Wuchs, dem mochte der Schmerz die Wangen etwas gebleicht haben in dem runden Gesicht, abgemagert hatte er sie noch nicht.

Wüthend schob der Kriegs- und Domainenrath eine etwas schäbige Tuchmütze mit rundem Teller und viereckigem Schirm hin und her auf seinem kahlen Schädel, grimmig knöpfte er den alten blauen Rock bis an den Hals hinauf zu, und sich zurückwerfend in seinem Lehnstuhl, sagte er endlich mit einer Stimme, die drohend klingen sollte: „Du würdest mir einen Gefallen thun, Wilhelmine, und auch Sie, werthgeschätzte Jungfer Antonie, wenn Du Dir einen anderen Fleck aussuchen wolltest zum Weinen; widersprich mir nicht immer, Frau, ich will es nun einmal nicht leiden, daß Du unter des alten Fritzen Bilde weinst, es ist eine Beleidigung für den großen König; unser Sohn hat seine Pflicht gethan,

nichts als seine Pflicht; ich würde ihn nicht mehr für meinen Sohn gehalten haben, wenn er zu Hause geblieben wäre; ja, ich liebe meinen Jungen, auch ich habe ihn immer geliebt, jetzt aber, da er im Felde steht, liebe ich ihn doppelt; laßt das Weinen, Kinder, oder geht wenigstens in die Kammer!"

„Ei, laß uns, Vater," entgegnete die Frau, sich halb nach ihrem Gatten umdrehend, „stelle Dich nicht bärbeißiger, als Du bist; ich weiß doch, daß auch Dir weich um's Herz ist, Du willst uns nur nicht weinen sehen, weil Du fürchtest, daß wir Dich anstecken; geh! Alter, hab' ich Dich nicht gestern erst mit Thränen in den Augen ertappt?"

„Ja, weil ich gehustet hatte, nur, weil ich hustete," vertheidigte sich der alte Mann mit einiger Verlegenheit, aber er fuhr muthig fort zu schelten: „Schämt Euch! schämt Euch! da seht die anderen Frauen und Mädchen, wie stolz die sind, daß ihre Söhne oder ihre Bräutigams die Ehre haben, für Seine Majestät und das preußische Vaterland zu kämpfen; ihr solltet nur hören, was sie gestern Alles erzählten bei Rundens in der Bierstube; alle Männer sind stolz auf den Muth ihrer Weiber und Töchter, und nur der Kriegs- und Domainenrath Scheffer muß voll Schaam schweigen, denn seine Frau sitzt den ganzen Tag und weint um ihren großen Jungen, als wenn der sich gleich von den Franzosen fressen lassen würde! He, Jungfer Antonie, haben Sie denn eine so schlechte Meinung von Ihrem Geliebten, von Ihrem verlobten Bräutigam? Glauben Sie wirklich, daß sich mein Sohn nicht gehörig wehren wird?"

„Ach, lieber Vater, ich kann nicht anders, lassen Sie mich weinen; die Thränen erleichtern mir das Herz!" bat das junge Mädchen mit rührender Stimme.

„Das kommt davon, daß Ihr Alle gar keine Vorstellung vom Kriege habt," schalt der Alte weiter, „Ihr denkt immer gleich an den Tod; ich bitte Euch, Kinder, vergeßt doch nicht, daß nicht alle Soldaten todtgeschossen werden, und denkt an die Freude, wenn der Wilhelm zurückkommt, vielleicht mit dem eisernen Kreuz geschmückt; einen Bräutigam mit dem eisernen Kreuz, Jungfer Antonie, bedenken Sie doch!"

„Ach, Vater," entgegnete das Mädchen, „wenn er nur wiederkommt, ich werde gewiß nicht darnach sehen, ob er das eiserne Kreuz hat!"

„Nun, so werde ich desto mehr darnach sehen," rief der Vater mit erhobener Stimme, „nämlich, wenn er's hat!" setzte er, sich selbst herabstimmend, hinzu. „Sei ruhig, Mutter, Dein Sohn wird eher wiederkommen, als Du denkst, und nun gieb mir zu essen, denn ich bin hungrig. Wollen Sie unser Gast sein, Jungfer Antonie, freilich ist unser Abendessen sehr einfach, aber man wird doch auch satt, und wenn mich die Lust ankommt, etwas Besseres zu haben, was mir doch mitunter passirt, dann brauche ich nur daran zu denken, daß die Ausrüstung meines

Sohnes Sr. Majestät dem Könige nicht einen Groschen kostet; durch das magere Abendbrod bringen wir's wieder ein, Jungfer Antonie!"

„Gehst Du heute nicht in Deine Bierstube, Scheffer?" fragte die Kriegs- und Domainenräthin staunend, denn seit Jahren pflegte der Alte allabendlich eine Bierstube in der Nähe seiner Wohnung zu besuchen, um dort bei dem bescheidenen Genuß einer Stange Weißbier und einer Pfeife Taback, die Ereignisse des Tages mit gleichgesinnten alten Bekannten zu besprechen. In der letzten bewegten Zeit hatte der alte Mann oft die gewohnte Abendstunde nicht erwarten können, um Nachrichten von der Armee zu erfahren. Die gute Frau staunte also nicht wenig, als ihr Mann auf ihre Frage mit barschem Ton erwiederte: „Nein, ich bleibe heute zu Hause!"

„Aber Vater; so erfährst Du ja nichts von der Armee!" bemerkte sie.

„Erfahre es zeitig genug, Runde schickt mir morgen früh die Zeitung", antwortete der alte Mann und sah eifrig zum Fenster hinaus, obwohl es schon finster wurde und er eigentlich gar nichts mehr sehen konnte. Er wollte es vermeiden, seiner Frau in's Gesicht zu blicken, die aufgestanden war und sich ihm näherte.

„Höre Scheffer," sprach die wohlbeleibte, gute Frau, ihre Hand auf seinen Arm legend, und ihn so zwingend, sie anzusehen, „Scheffer, das leide ich nicht, ein Mann in Deinen Jahren muß sich nicht von seinen alten Gewohnheiten losreißen wollen, das ist nicht gut, und dann, was willst Du mir denn heute Abend erzählen, Du weißt, ich kann nicht mehr einschlafen, wenn ich nicht höre, wo die Preußen und die Russen stehen, weil unser Sohn auch mit dabei ist. Väterchen! Geh Du nur zu Rundens und trinke Dein Bier!"

„Nein, wird nichts draus," versetzte der Alte barsch, „wenn wieder Frieden ist, ja, so lange der Krieg dauert gehe ich nur drei Mal die Woche zu Bier; jetzt tragen Sie Ihr Abendbrod auf, Frau Kriegs- und Domainenräthin!"

„Wenn ich nur wüßte, was wieder mit dem Manne wäre!" seufzte die Frau und ging hinaus.

„Jungfer Antonie," rief der wackre Mann das junge Mädchen zu sich, „da will ich Ihnen was schenken, was Ihnen vielleicht lieb ist!"

Das junge Mädchen näherte sich dem Vater ihres Bräutigams, der reichte ihr ein Buch in schwarzem vergriffenen Ledereinband und sagte mit weicher Stimme, die weit mehr zu des Mannes weichem Wesen stimmte, als der barsche Ton, den er so gern anzunehmen pflegte: „Das ist die Bibel Wilhelm's, aus der er zuerst in der Schule gelernt hat; hab sie an mich genommen damals, da der Junge von seinem Pathen eine schöne neue Bibel mit Goldschnitt bekam, als er confirmirt wurde; ich denke so ein Geschenk ist einer Braut lieb!"

Antonie umarmte und küßte den Kriegs- und Domainenrath mit

einer Innigkeit, die wohl verrieth, wie lieb und werth ihr die Gabe, aber ihren Dank in Worten auszusprechen, dazu hatte sie keine Zeit, denn in dem Augenblick kam die gute Frau Kriegs- und Domainenräthin noch röther als gewöhnlich in's Zimmer zurück und rief in höchster Aufregung: „Scheffer, das leide ich nicht, siehst Du, so machst Du's immer! nun weiß ich, warum Du nicht zu Biere gehen willst, ach, Antonie, liebe Antonie, Sie wissen gar nicht, was das für ein Mann ist!"

Dabei umfaßte die wohlbeleibte Frau mit großer Lebendigkeit bald ihren Mann, bald die Braut ihres Sohnes und drückte sie an ihre breite Brust.

„Aber, Mutter, sei doch still!" bat der Kriegs- und Domainenrath.

„Nein, ich will nicht still sein, ich brauche nicht still zu sein, Du willst mich immer übertreffen, nein, Scheffer!"

„Mutter, ich bin hungrig, ich will mein Brod!" commandirte der Alte und stampfte mit dem Fuße. — Es war ein zorniger Mann.

Die aufgeregte Frau aber, die fortwährend zwischen Zorn und Rührung schwankte, erzählte, ohne sich um das Commando ihres Eheherrn zu bekümmern: „Sehen Sie, liebe Antonie, dieser Mann legt sich alle möglichen Entbehrungen auf, er ißt Abends trocknes Brod, er raucht nur zwei Pfeifen täglich, er will nur einen Tag um den andern Fleisch auf den Tisch, und Alles, was er erspart, trägt er in die Kriegskasse, um seine Schuld an König und Vaterland zu tilgen, wie er sagt, weil er nicht selbst mehr zu Felde ziehen könne. Nun ist es doch meine Pflicht als Frau, ihm auch dabei zu helfen; sonst habe ich seine guten Bissen redlich getheilt mit ihm, und nun will er mich nicht Antheil nehmen lassen an seinen Entbehrungen, dieser Mann! Ich hatte mir vorgenommen, ach, schon vor sechs Wochen, keinen Kaffee und keinen Zucker mehr zu kaufen; ich hab' auch weder Kaffee noch Zucker gekauft seitdem, sondern das Geld gespart und vorgestern auf die Lazarethkasse getragen; aber mein Zucker und mein Kaffee werden nicht alle, gestern hatte ich keine Bohne Kaffee mehr, kein Korn Zucker, heute liegt wieder ein halb Pfund Kaffee da und ein halb Pfund Zucker! so machts der Mann immer, und darum will er nicht zu Biere gehen; versagt sich seine einzige Freude, um mir Kaffee und Zucker zu kaufen. So ein Mann ist er."

Antonie hatte noch viele Mühe, die Mutter ihres Wilhelm zu beruhigen und den edeln Streit, der unter den beiden alten Leuten entbrannt war, beizulegen. Dann aß sie trocknes Brot mit ihnen, und es schmeckte ihr besser, als die Leckerbissen an der Tafel ihres reichen Oheim's, wo man sie während dieser Zeit schon vergeblich erwartet hatte.

Es war schon ziemlich spät, als Antonie nach einem herzlichen Abschiede von den Aeltern ihres Verlobten, dessen alte Schulbibel unter dem Arm, den Heimweg antrat. Das junge Mädchen war recht trau-

rig und schweren Herzens gekommen; sie ging fast heiter, ausgeweint hatte sie sich mit der guten Frau, und das etwas wunderliche, aber eigenthümlich anregende und innerlich wahrhaft Liebenswürdige des alten Kriegs- und Domainenrathes hatte sie mit mehr Festigkeit und größerem Muth erfüllt, als sie seit längerer Zeit in sich gefühlt. Antonie sagte sich mit einiger Beschämung, daß die beiden alten Leute, die sich ihre kleinen Erholungen und Erquickungen versagten, um dem Vaterlande ihre Scherflein zu opfern, in ihrer Weise auch Helden seien mit Gott für König und Vaterland, und daß es ihre Pflicht sei, nicht nur muthig, wie Jene, die Trennung von dem einzigen Sohn, die Trennung von dem Geliebten zu tragen, sondern auch, ihnen nacheifernd, durch die That zu beweisen, daß sie würdig sei des geliebten jungen Helden im Felde.

Antonie war eine wenig bemittelte Waise; den Vater hatte sie in der frühesten Kindheit, die Mutter vor einem Jahre erst verloren. Seit dem Tode der Mutter befand sie sich im Hause eines Oheims, eines reichen Kaufmannes, der ihr anfänglich nicht abgeneigt war und sie gern an den reichen Sohn seines Compagnon's verheirathet hätte. Zu seinem großen Verdruß hatte er erfahren, daß sich Antonie schon bei Lebzeiten ihrer Mutter, und zwar mit deren herzlicher Zustimmung, verlobt mit Wilhelm Scheffer, einem jungen Referendarius vom Kammergericht, dem Sohne eines ganz vermögenslosen Mannes.

Anfänglich hatte der Oheim die Hoffnung genährt, Antonie werde in die Aufhebung ihrer Verlobung willigen, aber das sonst so weiche und schüchterne Mädchen zeigte in dieser Hinsicht eine unerschütterliche Festigkeit. Dieser Umstand hatte das Wohlwollen des reichen Handelsherrn für das junge Mädchen sehr abgekühlt, und die Tante, eine neidische, selbstsüchtige, harte Person, machte dem armen Kinde manche schwere Stunde und ließ es ihm oft genug schwer fühlen, daß man sie in's Haus genommen aus Barmherzigkeit. Das heißt nicht aus wirklicher Barmherzigkeit, sondern aus Furcht vor dem Gerede der Leute, die nicht ermangelt haben würden, dem reichen Manne einen Vorwurf daraus zu machen, daß er sich nicht um die Tochter seines Bruders bekümmere.

„Der Herr hat schon zweimal nach Ihnen geschickt, Fräulein Antonie!“ flüsterte das Dienstmädchen, als Antonie in den Hausflur trat, „gehen Sie rasch hinein, sie sind schon lange bei Tische!“

Hastig und ängstlich legte Antonie Hut und Tuch ab und bat das Dienstmädchen, die Bibel hinauf in ihr Zimmer zu tragen; dann eilte sie, ihren Oheim zu begrüßen.

Schüchtern, verlegen trat sie in das elegante, hell erleuchtete Speisezimmer. Der Lichtglanz blendete sie, da sie aus der Dunkelheit kam, sie blieb einen Augenblick linkisch an der Thür stehen. Der Oheim, in's Gespräch mit den beiden Herren vertieft, die rechts und links neben ihm saßen, bemerkte Antoniens Eintritt nicht gleich, die treffliche Tante

aber beeilte sich, ihn darauf aufmerksam zu machen, denn mit jener süßlichen Art, die sie immer in Gegenwart Anderer gegen ihre Nichte annahm, rief sie: „Ei! da bist Du ja! tritt doch näher, mein liebes Kind, Du hast uns warten lassen, Dein Oheim war etwas böse, aber Du weißt, das dauert nicht lange bei ihm; komm', setze Dich und iß, ich werde Dir vorlegen!"

Antonie setzte sich und wagte die Augen nicht aufzuschlagen. Einer der Herren, die sie begrüßt, war der Sohn des Compagnon's, mit welchem sie ihr Oheim verheirathen wollte; sie fühlte, daß die blaßgrünen Augen dieses nicht mehr ganz jungen Mannes mit einem unzarten Blick auf ihrem Gesicht ruheten. Das junge Mädchen war nicht schön, ihre Figur war mehr rund und gesund, als zart und zierlich; auch ihre Gesichtszüge waren nur anmuthig durch einen lieblichen Ausdruck von Kindlichkeit und durch die guten, freundlichen blauen Augen; dennoch hatte ihre Jugendfrische Herrn Alexander, dem Sohn des Compagnon's, jene Art von Leidenschaft eingeflößt, deren Männer seiner Art einzig fähig sind.

Der Oheim hatte das arme Mädchen einige Augenblicke unwillig angesehen, aber vielleicht hätte er geschwiegen, denn er war eigentlich nicht bösartig, aber die süßlichen Redensarten seiner Frau, die mit eben so viel Absichtlichkeit als diabolisch richtiger Berechnung angebracht wurden, reizten ihn, und mit rauhem Tone fragte der Handelsherr: „Wo bist Du so lange gewesen, Antonie?"

„Bei den Aeltern meines Verlobten!" antwortete das junge Mädchen leise und schüchtern.

„Es schickt sich nicht, daß Du so spät noch allein geh'st!" schalt der Oheim.

„In der That, Fräulein Antonie," sprach Herr Alexander dazwischen, „ich würde untröstlich sein, wenn Ihnen einmal bei einem solchen Gange ein Unfall zustieße. Versprechen Sie mir, künftighin Abends nicht allein zu gehen, ich bin stets bereit, Sie zu begleiten!"

„He! mein Sohn ist ein galanter Herr!" lachte der alte Villersberg, Antonien mit seinen kleinen Aeuglein zunickend, die genau so länglich rund waren und so schief standen, wie all' die Nullen, die er je in seine Bücher geschrieben.

Antonie blickte unverwandt auf ihren Teller, den die Tante mit Speisen füllte, aus einer andern Berechnung.

„Du issest nicht, mein Kind? auch nicht einen Bissen?" fragte die hämische Person mit katzenfreundlicher Miene und Stimme.

„Ich danke, liebe Tante, ich habe schon gegessen!" sagte Antonie unvorsichtig.

„Ah! darf ich wissen, was sie heute bei dem Herrn Kriegs- und Domainenrath Scheffer gespeis't haben?" fragte der Oheim auf's Neue

ärgerlich, denn stets ärgerte er sich, wenn man an seinem Tische saß und nicht aß.

„Führt wohl einen guten Tisch, der alte Herr?“ kicherte Compagnon Pillersberg, der in seinem Geldstolz nur die Männer nicht verachtete, die reicher waren, als er.

„Nun, werde ich erfahren, Antonie, was Du heute zu Abend gespeis't? oder ist's ein Geheimniß?“ wiederholte der Oheim seine Frage mit zornigem Nachdruck.

„Aber, mein Gott, liebes Kind, warum antwortest Du denn Deinem Oheim nicht?“ stachelte die Tante, welche merkte, daß Antonie in großer Verlegenheit war.

„Sollte ein Häring mit Kartoffeln das Festmahl gebildet haben, he?“ meinte der Compagnon des Hauses höhnisch.

Antonie schwankte einen Moment, dann entschied sie sich und sagte bittend: „Lieber Oheim, spotte der armen Leute nicht, die Equipirung ihres Sohnes hat ihnen viel gekostet, deshalb essen sie jetzt Abends nur trockenes Brot!“

Die beiden Pillersberge, Vater und Sohn, brachen in ein schallendes Gelächter aus, der Oheim Antoniens aber wurde roth; das bessere Gefühl regte sich mächtig in ihm und ernsthaft sprach er zu seinem Compagnon: „Das kommt uns lächerlich vor, Pillersberg, und doch ist's höchst ehrenwerth; der alte Mann darbt sich den Bissen vom Munde ab und ißt trocknes Brod mit seiner Frau, um seinen Sohn, den er in's Feld schickt, selbst equipiren und dem Staate eine Last abnehmen zu können. Ja, ein guter preußischer Patriot war der Kriegs- und Domainenrath immer!“

Antonie warf einen rührenden Dankblick auf ihren Oheim.

„Ungeheuer achtungswerth,“ flüsterte Herr Alexander Pillersberg, sein dünnes Haar hoch hinaufstreichend, seinem Vater zu, „wenn's nämlich wahr ist, ich glaube es nicht!“

„Ich auch nicht, he!“ kicherte der Alte, „bin kein solcher Narr!“

„Es ist doch etwas Großes um die Begeisterung für König und Vaterland,“ fuhr Antoniens Oheim sinnend fort, „ich habe keinen Sohn, den ich dem Könige geben könnte, aber ich habe Geld —“

„Viel Geld, Herr Compagnon!“ nickte der ältere Pillersberg.

„Sehr viel Geld!“ bekräftigte Herr Alexander, sich vor dem Chef des Hauses verneigend.

„Ich werde morgen noch tausend Thaler an die Kriegskasse senden!“ entschied sich Herr Rost.

„Welcher Patriotismus!“ bewunderte Herr Alexander.

„Sehr gut,“ kicherte der Compagnon, „werden Zinsen tragen die tausend Thaler, neuer Glanz für die Firma Rost und Pillersberg, höchst patriotisches Haus, das!“

„Lassen Sie diese Bemerkungen, ich bitte Sie, Pillersberg, ich

gebe mein Geld dem Könige und dem Vaterlande, ohne Nebenabsichten, ohne Berechnung —" erklärte Antoniens Oheim, dann aber fragte er lebhaft: „Und Sie, Herr Compagnon, soll ich für Sie eine gleiche Summe einzahlen?"

„Sie scherzen, Herr Rost," rief der alte Geizhalz entsetzt, „bedenken Sie, daß ich für einen Sohn zu sorgen habe!"

„Nun, ich denke, unser trefflicher Alexander sorgt so ganz erträglich für sich selbst!" lachte der Handelsherr, seine gute Laune wieder gewinnend. „Wenigstens für seine Sicherheit hat er gesorgt, denn er ist nicht mit in's Feld gezogen!"

„Allerdings," nahm der jüngere Pillersberg mit einiger Verlegenheit das Wort, „sorge ich nach Kräften für mich, ich bedarf indessen noch sehr der Unterstützung meines Vaters, und meine Sicherheit, ach, theurer Herr Rost, ich bekenne ganz offen, daß ich mich nicht zum Soldaten geboren fühle; ich bin zum Kaufmann geboren und erzogen, ich habe blanke Waffen nie ohne Widerwillen gesehen, ich würde eine sehr schlechte Figur als Soldat spielen, aber Sie dürfen deshalb nicht an meinem Patriotismus zweifeln, ich glaube, ich habe über meine Kräfte gegeben, mein Vater hat mir Vorwürfe darüber gemacht!"

„Ach, lieber Alexander," lachte Herr Rost, „um Vorwürfe von meinem trefflichen Compagnon hören zu müssen, da brauchen Sie noch so gar viel nicht gegeben zu haben! Doch, stoßen wir an, ich bezweifle Ihre patriotische Freigebigkeit nicht, ich scherzte und mache Ihnen auch keinen Vorwurf daraus, daß Sie nicht selbst mit in's Feld gezogen sind, denn sicherlich ist dem Könige und dem Vaterlande mehr mit Ihrem Gelde gedient, als mit Ihrem persönlichen Kriegsdienste!"

Antonie benutzte die gute Laune ihres Oheim's mit einer Kühnheit, die sie sich kaum selbst zugetraut, sie bat ihn nämlich um Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, da sie sich sehr ermüdet fühle.

Der Handelsherr ertheilte ihr diese Erlaubniß zum großen Aerger seiner Gemahlin, welche das arme Mädchen gern noch fürder gequält, und zum höchsten Verdruß des Herrn Alexander, welcher die frischen Reize Antoniens gern noch länger angestiert hätte.

Keiner von den vier Personen aber, die bei dem reichen Dessert noch lange bei einander saßen, hatte eine Ahnung davon, daß das junge Mädchen oben glückselig allein sitze, in der Schulbibel ihres Verlobten eifrig lesend und seiner gedenkend im stillen Gebete. —

Die Einwirkung der liberalen Gesetzgebung auf die Landwirthschaft.

(Schluß.)

Das Resultat der vorhergehenden Berechnungen ist keineswegs ein günstiges, und es bleibt nur noch zu untersuchen, ob die neuere Gesetzgebung einen Antheil an den nachtheiligen Veränderungen, welche im Vorstehenden nachgewiesen sind, habe oder nicht?

Es muß hier sofort bemerkt werden, daß auf diese Veränderungen keineswegs allein die neuere Landescultur-Gesetzgebung Einfluß übte, sondern daß auch die andern neuen Gesetze sehr wesentlich darauf eingewirkt haben.

Es ist nachgewiesen, daß die Landwirthschaft in ihrem Umfange sich erweitert hat, und zwar in einem solchen Maße, wie es unter der ältern Gesetzgebung geradezu unmöglich gewesen wäre. Denn die Hauptquellen des so sehr vermehrten Ackerlandes sind der Natur der Sache nach die Forst- und Weideländereien gewesen; Beide aber waren früher so sehr mit Servituten und Eigenthumsbeschränkungen belastet, daß eine so umfangreiche Urbarmachung in keiner Weise hätte Platz greifen können, wenn nicht alle diese Beschränkungen durch die Landescultur-Gesetzgebung aus dem Wege geräumt worden wären. Es darf also nicht in Abrede gestellt werden, daß die Ausdehnung der Landwirthschaft der letztern zugeschrieben werden muß. Eine solche würde nun an und für sich als ein Gewinn für den Staat anzusehen sein, wenn nur nicht mit ihr zugleich eine Verminderung des Reichthums des Bodens und eine schlechtere Ernährung der Bevölkerung eingetreten wäre, und wenn diese beiden Uebelstände sich nicht allein nicht verminderten, sondern sogar in der Zunahme begriffen wären! Die Ausdehnung der Landwirthschaft, verbunden mit der schlechtern Ernährung der gleichen Bevölkerung auf gleichem Ackerlande, müssen aber jede Behauptung eines großen Fortschrittes der Landwirthschaft widerlegen. Das Prosperiren der Grundbesitzer, das Steigen des Werthes der Güter, die äußerlich zu Tage tretende höhere Cultur sind alles keine Beweise gegen den Rückgang. Diese Erscheinungen können sehr wohl mit einem solchen Hand in Hand gehen, ja sie sind sogar in unserm Lande mit ihm wie Ursache und Wirkung verbunden, da der Reichthum des Bodens zu Gunsten der jährlichen Einnahmen der Grundbesitzer verringert wird, indem sie alljährlich demselben mehr entnehmen, als sie ihm wiedergeben. Aber an diesen Erscheinungen ist keineswegs der Eigennutz der Grundbesitzer schuld, sondern allein die neuere Gesetzgebung. Durch dieselbe wurde die volle Freiheit der Person und des Eigenthums gewährt, es wurden durch Abschaffung der langen Dienstzeit beim Militair, durch Aufhebung der Leibeigenschaft und Gewährung der vollsten Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, so wie

durch volle Freiheit in der Disposition über Grund und Boden eine Masse von Ehehindernissen beseitigt und die Bevölkerung in einer Weise vermehrt, wie es früher beispiellos und unmöglich war.

Der Natur der Sache nach ging aber diese Steigerung am stärksten in den ärmern, zahlreicheren Klassen vor sich, und es war natürlich, daß der Begehr nach vegetabilischen Nahrungsmitteln bei weitem stärker wuchs, als nach animalischen, weil die Ernährung durch erstere bedeutend wohlfeiler, als durch letztere geschieht. Daß aber bei diesen Verhältnissen die vollkommen frei gewordene Landwirthschaft die gesuchten, theuer bezahlten Producte vorzugsweise zu erzeugen bestrebt war, folgt mit Nothwendigkeit; denn hätte sie ihre animalische Production gesteigert, so würde sie die Preise derselben noch mehr gedrückt und den Verlust bei deren Erzeugung vermehrt haben. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Erträge aus einer Vermehrung und Veredlung der Viehzucht, der Natur der Sache nach, weit später gewonnen werden, als diejenigen, welche aus der Ausdehnung des Getreidebaues hervorgehen, und daß sogar für die erstere sofort die Aufwendung von Capitalien, oder doch das Verzichten auf Einnahmen in Anspruch genommen wird. Die Landwirthschaft unseres Staates war aber nach den beendeten Kriegen gezwungen, auf sofortige möglichst hohe Gelderträge zu sehen, um Kriegsschulden und Kriegsschäden zu überwinden, und daher nicht in der Lage, ihre Capitalien auf weiter aussehende Unternehmungen zu verwenden. Die Viehzucht mußte also schon deswegen dem Getreidebau nachstehen.

Diese Folgen des Krieges würden aber bald überwunden worden sein und vielleicht Ackerbau und Viehzucht ihr früheres Verhältniß hergestellt haben, wenn nicht in Folge der Landes-Cultur-Gesetzgebung die bis dahin in den alten Provinzen des Staates bestehende Naturalwirthschaft plötzlich in die Geldwirthschaft übergeführt worden wäre, welche bei großen und kleinen Besitzungen ein bis dahin nicht gekanntes Geldbedürfniß hervorrief. Denn die Ersteren mußten die durch Ablösung der Dienste und durch die Vermehrung ihres Areals in Folge derselben nothwendig werdenden Inventarien und Gebäude beschaffen, wollten sie nicht den ganzen Ertrag, sowohl ihrer alten, als auch der neu überwiesenen Ländereien, verlieren. Die kleineren Besitzer aber hatten die Aufgabe, aus einem geringeren Areal nicht allein das Geldbedürfniß ihrer Familie, sondern auch erhöhte Geldabgaben an die Gutsherrschaft zu entnehmen. Da nun aber die Gesetzgebung in keiner Weise Mittel zur Abhülfe dieses von ihr hervorgerufenen enormen Capital-Bedürfnisses zu schaffen bemüht gewesen war, da vielmehr sogar der Staat selbst mit seinen Anleihen der bedrängten Landwirthschaft sehr bedeutend Concurrenz machte, so war es derselben zwingende Nothwendigkeit, ihre Production so zu leiten, daß sie aus ihr möglichst rasch, möglichst viel Geld zog, und daher alle ihre Kräfte dem Getreidebau zuwendete, die Vieh-

zucht aber auf das nothwendigste Maß beschränkte. Es konnte also die Periode der niedrigsten Preise, welche, wie vorgezeigt, die Producte der Viehzucht begünstigte, nicht so vortheilhaft auf die Landwirthschaft einwirken, als es in einer Zeit der Fall gewesen sein würde, wo die Capitalien derselben reichlich zugeflossen wären. Wie wenige größere Gutsbesitzer waren in der günstigen Lage, nach vollendeter Separation Brennereien und feine Schäfereien anzuschaffen? Diejenigen, welche die Mittel hierzu hatten, wurden reich und verbesserten ihre Güter. Die Andern aber, und bei weitem die Mehrzahl, hatten kein anderes Mittel, als den rasch lohnenden Getreidebau so weit als möglich auszudehnen, und fanden sich hierbei in ganz gleicher Lage mit den kleinern Besitzern. Weide- und Forst-Ländereien wurden daher, so weit es irgend die Kräfte zuließen, nachdem die Beschränkungen in der Benutzung hinweggeräumt waren, dem Getreidebau gewidmet, und dadurch eine solche Masse von Vegetabilien erzeugt, daß das bekannte tiefe Sinken der Preise eintrat, weil die Vergrößerung der Production den Zuwachs der Bevölkerung überflügelt hatte. Diese Wohlfeilheit der Nahrungsmittel aber beförderte die Vermehrung der Bevölkerung wiederum, und so trat allmählich ein Steigen der Getreidepreise ein, welches sogar für die neue Zeit so bedeutend wurde, daß an eine Ausdehnung der Viehzucht nicht gedacht werden konnte.

Es ist nun die Frage eine sehr dringende, ob für die Zukunft die Verhältnisse sich so gestalten werden, daß von ihnen der Landwirthschaft Anstoß und Gelegenheit gegeben wird, in das normale Verhältniß zurückzukehren und den Reichthum des Bodens wenigstens in statu quo zu erhalten. Dies könnte nur geschehen, wenn dem Landbau reichliche und wohlfeile Capitalien zuflössen, denn wenn auch das abnorme Bedürfniß nach solchen, welches durch die Separationen entstand, als befriedigt angesehen werden kann, so geht doch aus allen hier angestellten Ermittlungen hervor, daß durch die neuen socialen Verhältnisse dem Landbau ein unwiderstehlicher Drang nach Ausdehnung seines Areals, um dasselbe mit der wachsenden Bevölkerung in gleiches Verhältniß zu stellen, eingepflanzt ist. Zu dieser Ausdehnung aber wird fortwährend Capital erfordert, und zwar um so mehr, je intensiver die Bewirthschaftung desselben betrieben werden soll, oder je ärmer der neu beschaffte Acker in die Cultur eintritt. Daß aber diese vermehrten Capitalien dem Landbau leicht zu erlangen sein sollten, ist mehr als zweifelhaft, da seinem Credit durch die stets wachsende Masse der Papiere au porteur eine schwer zu überwindende Concurrenz gemacht wird. Unter diesen Umständen wird nun zwar die Ausdehnung des Areals gewiß nicht unterbleiben, ja, sie wird wahrscheinlich noch größere Verhältnisse annehmen, da der Natur der Sache nach die erweiterte Cultur zuerst die besten Grundstücke in ihren Kreis gezogen hat, und die noch übrigen bei weitem ärmer sind. Ob nun durch die Cultivirung dieser ärmern Lände-

reien dem Bedürfniß der wachsenden Bevölkerung wird genügt werden können, ist sehr fraglich, da sich gezeigt hat, daß für den Zuwachs von 1849—52 3,2 Morgen erfordert wurden, wogegen 1803 2,7 Morgen genügten, um eine bei weitem kräftigere Ernährung eines Einwohners zu erzeugen. Es erscheint hiernach ein anhaltendes Sinken der Getreidepreise kaum zu erwarten, wenn nicht plötzlich eine bedeutende Verminderung der Consumenten eintritt. Wenn aber diese Preise nicht sinken, so wird eine Vermehrung der Viehzucht und hierdurch des Reichthums des Bodens verhindert, und die aussaugende Bewirthschaftung wird in immer steigendem Verhältniß, auf immer größere Flächen um sich greifen, wenn nicht die Bevölkerung des Staates wohlhabender wird und in Folge dessen mehr animalische Nahrungsmittel verlangt und im Verhältniß zu den vegetabilischen theurer bezahlt. Es ist nun aber von der Statistik so oft und beharrlich behauptet worden, die Wohlhabenheit des Volkes sei bedeutend gewachsen, daß es wohl erlaubt sein mag, hier einige statistische Zahlen anzuführen, welche nicht gerade zur Bestätigung dieser Behauptung dienen, vielmehr auf das Gegentheil hinweisen. Ein wohlhabender werdendes Volk wird zweifellos seine Consumtion zu verbessern, bessere und weitläufigere Wohnungen und bessere Kleidung und sonstige Luxusgenüsse sich zu verschaffen streben. Hierzu geben die Notizen bei Krug (Thl. I. S. 300 und Thl. II. S. 140 seq.) einige Aufschlüsse. Derselbe berechnet den Werth sämmtlicher Gebäude des preußischen Staates auf 722,042,303 Thlr., wonach auf den Einwohner pro Kopf ein Gebäudewerth von 74 Thlr. vorhanden war, wogegen 1849 bei einem Gebäudewerth von 1,230,324,221 Thlr. pro Kopf der Bevölkerung 75 Thlr. Gebäudewerth kommen. In Berlin dagegen berechnet Krug für 1803 47,566,600 Thlr. Gebäudewerth, welches bei 153,128 Einwohnern 310 Thlr. Gebäudewerth ergiebt, wogegen 1843 nur 299 Thlr. pro Einwohner kamen. Es waren also effectiv im ganzen Staate 1843 an Gebäudewerth 1 Thlr. mehr pro Kopf und in Berlin 11 Thlr. weniger pro Kopf vorhanden als 1803. Wenn nun in Betracht gezogen wird, daß der Preis der Rohmaterialien in dieser Zeit auf das Doppelte gestiegen ist, und wenn für die Rohmaterialien ¼ des Werthes für Berlin, ⅓ des Werthes dagegen für das ganze Land berechnet wird, so würden hierdurch die Gebäude von 1803 einen jetzigen Werth für Berlin von 387 Thlr. und für das ganze Land von 98 Thlr. haben. Es fielen also pro Kopf der Bevölkerung resp. 88 Thlr. und 23 Thlr. Gebäudewerth weniger pro 1843 auf den Einwohner. Diese Differenz ist so enorm, daß sie ihren Grund nicht in unrichtigen statistischen Angaben haben kann, da, wenn ein gleicher Werth für beide Jahre präsumirt werden sollte, angenommen werden müßte, daß Krug den Werth der Gebäude um ¼ zu hoch angenommen hätte. Es folgt also hieraus, daß, wenn auch die äußere Ausstattung der Wohn- und Wirthschaftsgebäude gegenwärtig luxuriöser geworden ist, dennoch

die Räumlichkeit derselben abgenommen haben muß, daß also die Einwohner enger wohnen und die Production pro Kopf, sofern sie Gebäude erfordert, sich verringert haben muß. Dies stimmt auch mit den früheren Ermittelungen, da die Kartoffeln zur Aufbewahrung bekanntlich keiner Gebäude bedürfen, Getreide aber und Viehstands-Producte sich pro Kopf vermindert haben, und diejenigen ländlichen Gebäude, welche zu deren Erzeugung oder Aufbewahrung dienen, den überwiegenden Theil der Baulichkeiten im Staate umfassen.

Nach diesen Berechnungen wird anerkannt werden müssen, daß die Einwohner für ihre Wohnung nicht mehr aufzuwenden im Stande nicht als früher, daß also dieses Kriterion des wachsenden Wohlstandes sind, zutrifft.

Wie nun die officielle Statistik (Statistische Tabellen für 1849 Thl. I. p. 283), im Widerspruch hiermit, dazu gelangt, aus dem Umstande, daß die versicherten Gebäude des Staates von 1828 bis 1849 von der Höhe von 707,495,000 Thlr. zu der von 1,230,032,000 Thlr. gestiegen sind, auf eine bedeutende Steigerung des Wohlstandes während dieses Zeitraumes zu schließen, ist vollständig unbegreiflich.

Bei näherem Eingehen in die Sache ergiebt sich, daß 1828 pro Kopf der Bevölkerung für 55 Thlr., 1831 für 57 Thlr., 1834 für 58 Thlr., 1837 für 61 Thlr., 1840 für 63 Thlr., 1843 für 70 Thlr., 1846 für 74 Thlr. 1849 für 75 Thlr. Gebäudewerth vorhanden war. Diese Zahlen stellen aber nicht etwa den wahren Werth der Gebäude, sondern die Höhe der Summen dar, mit denen sie wirklich gegen Feuer versichert waren. Für das Jahr 1849 mag der Versicherungswerth mit dem wirklichen Werthe als gleichbedeutend ohne großen Irrthum angenommen werden können, jeder statistische Schriftsteller aber muß wissen, daß dies für 1828 keinesweges der Fall ist, weil einestheils viele Gebäude gar nicht, viele dagegen nur sehr niedrig versichert waren. Erst durch die allmähliche Vervollkommnung des Versicherungswesens, besonders durch eine verhältnißmäßige Beitragspflichtigkeit der verschiedenen Gebäude je nach ihrer Feuersgefährlichkeit, sind allmählich die Gebäude fast allgemein und nach ihrem wahren Werthe versichert worden, und es könnte von der landschaftlichen westpreußischen Feuer-Societät als Beispiel nachgewiesen werden, daß allein durch diesen Umstand die Versicherungen um über 60 pCt. gestiegen sind. Sollte dieses Beispiel normirend sein, so würde daraus gefolgert werden müssen, daß pro Kopf der Bevölkerung 1849 nicht mehr Gebäudewerth vorhanden war, als 1828. Aber selbst ganz abgesehen von diesem Umstand und wenn diese Thatsachen den Statistikern entgangen wären, so ist es doch fast unerklärlich, wie sie ganz übersehen konnten, daß seit 1828 das Rohmaterial so sehr im Preise gestiegen ist. Wird nun der oben erläuterte Zuschlag zum Werthe der Gebäude von 1828 mit $\frac{1}{3}$ = 18,³ Thlr. gerechnet, so ergiebt sich, daß, wie oben ausgeführt, ein Gebäude, welches 1849

einen Geldwerth von 73,³ Thlr. hat, nur einen gleichen Gebrauchswerth haben kann, als das Gebäude, welches im Jahre 1828 einen Geldwerth von 55 Thlr. hatte.

Kein National-Oekonom aber hat bis jetzt aus dem Umstand, daß der Geldwerth nothwendiger Lebensbedürfnisse gestiegen ist, deren Gebrauchswerth jedoch gleich blieb, einen wachsenden Wohlstand der Bevölkerung gefolgert, wenn nicht etwa der Gebrauch solcher im Preise gestiegener Artikel mindestens gleich geblieben oder gestiegen ist. Nach den vorher angeführten beiden Gründen aber wird unbestreitbar sein, daß die Bewohner des preußischen Staates sich wirklich in ihren Wohnungen beschränkt haben.

Hierfür spricht auch der Umstand, daß im Jahre 1803 auf 1330 Einwohner ein Maurermeister, im Jahre 1843 dagegen nur auf 2680 Einwohner, und im erstern Jahre auf 862 Einwohner ein Zimmermeister, im letztern dagegen erst auf 2190 Einwohner ein solcher kam. Wenn nun auch entgegengesetzt werden könnte, daß diese Gewerbe einen fabrikmäßigern Betrieb angenommen hätten, und daher die Geschäfte der Meister erweitert worden wären, so ist es doch geradezu unglaublich, daß sich dieser Betrieb bei den Maurern verdoppelt, und bei den Zimmermeistern mehr als verdoppelt hätte.

Ein ferneres Zeichen des wachsendes Wohlstandes könnte darin gefunden werden, daß eine gleiche Anzahl Einwohner die Arbeit mehrerer Handwerker in Anspruch nehmen.

Um hier einen Vergleich anzustellen, finden sich bei Krug (Thl. II. S. 174 sq.) auch einige Andeutungen, wenn auch leider nicht so vollständig, als bei der Wichtigkeit des Gegenstandes wünschenswerth wäre. Die Zahl der damals vorhandenen Handwerksmeister ist angegeben, dagegen nur für Schlesien die Zahl der Gesellen und Lehrlinge bekannt. Da aber seit 1803 die Zünfte aufgehoben sind, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Zahl der Gesellen und Lehrlinge, im Verhältniß zu derjenigen der Meister, sich verändert und zwar vermindert habe, für welche letztere Annahme auch das Beispiel von Schlesien spricht. Krug giebt nämlich für diese Provinz, incl. 6323 Müllermeister, 57,866 Meister und 60,860 Gesellen und Lehrlinge an, wogegen die Gewerbstabelle von 1843, excl. der Müller, 69,381 Meister mit 57,715 Gesellen und Lehrlingen aufführt.

Da nun 1803 die Provinz eine Bevölkerung von 2,022,211 Einwohnern, 1849 dagegen 2,948,884 Einwohner hatte, so kam 1803 auf 16 Einwohner 1 Handwerker, wogegen 1843 nur auf 21 Einwohner 1 Handwerker Beschäftigung fand, und 1803 auf 1 Meister 1,⁰³ Geselle oder Lehrling, wogegen 1843 auf 1 Meister 0,⁸¹ Geselle oder Lehrling fiel. Dürfte nun das Verhältniß für Schlesien, nach welchem die Zahl der Gesellen zu den Meistern sich um 20 pCt. verringert hat, für den ganzen Staat angenommen werden, was zulässig erscheint, weil 1803

in Schlesien bereits mehr Gewerbe auf dem Lande betrieben wurde, als in andern Provinzen, also dort schon mehr kleine Meister vorhanden waren, so wäre hierdurch ein Anhalt für die Vergleichung der pro Kopf der Bevölkerung in jedem Jahr vorhandenen Handwerker gewonnen, wenn diejenige Zahl von Einwohnern, welche 1803 auf einen Handwerksmeister kamen, um 10 pCt. verringert würde. Hiernach würde folgende Tabelle sich bilden:

pro Kopf der Bevölkerung		1808	1843	1803 mit 10 pCt. Abzug:
1 Bäckermeister	für	628	633	566
1 Schlächtermeister	„	840	840	756
1 Schneidermeister	„	242	220	218
1 Schuhmachermeister	„	207	190	187
1 Tischlermeister	„	843	422	751
1 Schlossermeister	„	3000	740	2700
1 Böttchermeister	„	1312	1092	1181
1 Stellmachermeister	„	1033	940	930
1 Sattlermeister	„	2430	1900	2187

Es ergiebt sich nun, daß die Zahl der Tischler, Böttcher, Sattler und Schlosser pro Kopf der Bevölkerung sich vermehrt, diejenige der Bäcker und Schlächter, so wie der Schuhmacher, Schneider und Stellmacher sich dagegen vermindert hat, und daß sich unter der Voraussetzung, daß die Zahl der Gesellen und Lehrlinge im Verhältniß zu den Meistern im ganzen Staat wie in Schlesien gesunken ist, die Zahl der Gesammt-Gewerkgenossen pro Kopf der Bevölkerung vermindert hat. Die Erscheinung, daß die Handwerker, obgleich die Zahl ihrer Kunden sich für jeden einzelnen Gewerbsangehörigen vermehrt hat, und dennoch über den Verfall und die schlechte Lage derselben mit Recht geklagt wird, kann zwei Ursachen haben, entweder muß jeder einzelne Kunde 1843 weniger Handwerkerarbeit in Anspruch genommen haben, oder das Gewerbe ist durch das veränderte Verhältniß der Meister zu den Gesellen und Lehrlingen ein weniger Gewinn bringendes geworden. Hierüber gründliche Untersuchungen anzustellen, ist nicht Aufgabe dieser Arbeit, als Andeutung aber mag auf die Beantwortung der vierten Frage und auf die dort gezeigten Verhältnisse der kleinern Grundbesitzer hingewiesen werden. — Die Zahl und Lage der Gewerbe deutet also keinesweges auf eine steigende Wohlhabenheit der Bevölkerung hin.

Wird nun das Consum an ausländischen Erzeugnissen in Betracht gezogen, so fehlen hierüber für 1803 alle Nachrichten. Für die neuerer Zeit weist aber Diderici in seinen statistischen Uebersichten der wichtigsten Gegenstände des Verbrauchs und Verkehrs dritte Fortsetzung nach, daß die Consumtion an Kaffee von 1822 bis 1843 von 1,²² Pfd. auf 2,⁶⁹ Pfd., von Zucker von 1,⁵³ Pfd. auf 4,¹⁰ Pfd., von Reis von 0,⁴⁵ Pfd. auf 0,⁹⁶ Pfd. und an eingeführtem Tabacl von 0,⁹⁶ Pfd. auf 1,¹⁰

gestiegen, die Bier-Consumtion dagegen von 1831 bis 1842 von 15,9 Quart, auf 13,11 Quart gesunken ist.

Dieses Mehr-Consum zu Gelde berechnet beträgt:

für 1½	Pfd.	Kaffee à 7	Sgr.	= 10	Sgr. 6 Pf.
„ 3	„	Zucker à 7	„	= 21	„ — „
„ ½	„	Reis à 3	„	= 1	„ 6 „
			in Summa	33	Sgr.

Wird dagegen die Minder-Consumtion von Fleisch, Milch und Bier, wie vorgezeigt berechnet, so ergiebt sich, daß dieselbe zu Geld beträgt:

für 17,9	Pfd.	Fleisch à 3	Sgr.	= 53	Sgr. — Pf.
„ 26	Quart	Milch à 5	Pf.	= 10	„ 10 „
„ 2	„	Bier à 1	Sgr.	= 2	„ — „
			Summa	65	Sgr. 10 Pf.,

so daß der Kopf der Bevölkerung 32 Sgr. 10 Pf. weniger zur Consumtion verwendet, dadurch, daß er diese Veränderung vorgenommen hat. Diese Mehr-Consumtion spricht daher ebenfalls nicht für eine größere Wohlhabenheit, denn wenn auch zugegeben werden müßte, daß die Zunahme der eingeführten Consumtibilien seit 1803 eine noch größere gewesen wäre, so würde doch, um die ersparten 32 Sgr. als nicht wirklich erspart anzusehen, für 1803 gar keine Consumtion in diesen Artikeln stattgefunden haben müssen, und das ist geradezu widersinnig; und dennoch bliebe eine Mehr-Consumtion von 20 Sgr. für 1803. Es muß daher zugegeben werden, daß die Einwohner nur diese ausländischen Producte dadurch bezahlen konnten, daß sie an Fleisch, Bier und Milch, den kräftigsten und gedeihlichsten Nahrungsmitteln, weniger consumirten. Dies kann wahrlich als kein Zeichen des wachsenden Wohlstandes angesehen werden, eben so wenig wie der verminderte Ertrag der directen und indirecten Steuern. Es ergeben nämlich dieselben nach dem Budget von 1844, dem ersten, welches die Brutto-Erträge bekannt machte, pro Kopf der Bevölkerung 3 Thlr. 18 Sgr.; eine gleiche Summe weist das Budget von 1849 nach, wogegen in denen von 1852 und 1854, trotz der neu eingeführten Einkommensteuer, nur pro Kopf 3 Thlr. 15 Sgr. veranschlagt sind, so daß hiernach die Steuerkraft, mit Rücksicht auf die neue Einkommensteuer, in 10 Jahren um ein volles Procent gesunken erscheint.

Wenn nun alle diese Data zusammengehalten werden, so ist es wohl erlaubt, staunend die Statistiker zu befragen, worauf sie ihre Behauptung des steigenden Wohlstandes gründen. Einige Fabrikate mögen etwa mehr consumirt werden, weil sie durch die Vervollkommnung der Maschinen wohlfeiler geworden sind, die Geldausgaben des Volkes sind unfehlbar gestiegen, aber die reellen Genüsse desselben nicht, und es erklärt sich diese Erscheinung aus dem gesunkenen Werthe des Geldes.

Hierdurch aber wird kein Volk wohlhabender, wenn seine Genußmittel dieselben bleiben, ja, es kann ärmer dabei werden, wenn sich dieselben verringern.

Da nach allen diesen Ermittelungen die Hoffnung wohl aufgegeben werden muß, daß durch die steigende Wohlhabenheit der Bevölkerung, die durchaus in Abrede zu stellen ist, der Reichthum des Ackers sich heben würde, so wird der Staatsmann sich wohl nach andern Mitteln hierzu umsehen müssen.

Die frühere Gesetzgebung hatte durch Weidegerechtigkeiten und Servitute ein bestimmtes Verhältniß zwischen Getreidebau und Viehzucht festgesetzt, und es würde eine so bedeutende Veränderung, wie sie in unserem Lande eingetreten ist, gar nicht möglich gewesen sein; es würde aber auch eben so wenig ein so großer Zuwachs der Bevölkerung haben eintreten können. Sonach ergeben nun die vorstehenden Ermittelungen, daß der veränderte Reichthum des Grund und Bodens nicht allein durch die Landes-Cultur-Gesetzgebung herbeigeführt ist, sondern daß hierbei vielmehr die gesammte neuere Gesetzgebung mitgewirkt hat, durch welche die so bedeutende Vermehrung der Bevölkerung in den unteren ärmeren Schichten herbeigeführt ist, und durch welche der Landwirthschaft Consumenten ihrer Producte geschaffen wurden, welche sie zwangen, den Reichthum des Bodens zu schwächen, weil sie animalische Consumtionsmittel nicht verlangten, da sie dieselben nicht bezahlen konnten. Da aber diese Gesetzgebung nach einer bestimmten Doctrin mit großer Consequenz gebildet ist, so ist es zweifellos, daß einseitige Veränderungen nur nachtheilig auf die unter ihr entstandenen krankhaften Zustände einwirken müßten. Wenn beispielsweise an der freien Disposition über den Grund und Boden gerüttelt würde, so würde die Lebensmittel-Frage bei unverändertem Anwachs der Bevölkerung sofort noch schwieriger werden, als sie es bereits ist.

Es müssen sich daher die Staatsmänner über den Zweck, welchen sie durch die sociale Gesetzgebung erreichen wollen, vor Allem klar werden, ehe sie für die Zukunft ihre Maßregeln treffen. Besteht dieser einseitig darin, daß sich die Einwohnerschaft des Staates, ganz abgesehen von deren Wohlhabenheit, vermehre, so darf an der bestehenden Gesetzgebung nichts geändert werden; es werden aber, wenn, wie Kotelmann (S. 307) wünscht, diese Gesetzgebung ihren Proceß vollendet hat, wahrscheinlich solche Zustände eingetreten sein, daß diese Staatsmänner Lobgesänge erschallen lassen müssen, wenn Seuche und Auswanderung diese mit so großer Vorliebe herangezogene Bevölkerung verringern. Die Einseitigkeit, welche sie verhinderte, das Haupt-Capital einer Nation, den Reichthum des Grund und Bodens, vor Allem im Auge zu behalten, und durch welche sie sich dagegen an dem Wachsthum der Bevölkerung und ganz unbedeutender Capitalien erfreuten, deren Vermehrung als die Hauptaufgabe für ihre Thätigkeit betrachteten und dabei die schon mehr-

fach erhobenen Klagen über die abnehmende Größe des Haupt-Capitals unbeachtet ließen, ist Schuld, daß in allen Ländern, wo die neuen Doctrinen bei der Gesetzgebung angewendet worden sind, sich plötzlich so bedeutende Uebelstände zeigen und dringend Abhülfe fordern. Preußen scheint nun verhältnißmäßig auf der Bahn der Verringerung seines Boden-Reichthums noch weniger vorgeschritten, als andere Staaten. Weil es sich nun aber in dieser verhältnißmäßig vortheilhaften Lage befindet und die krankhaften Zustände hier noch nicht einen so großen Umfang gewonnen haben, müssen Staatsmänner, welche als Zweck ihrer Thätigkeit eine wohlhabende, hierzu verhältnißmäßig große Bevölkerung erstreben, vor Allem bemüht sein, sich durch eine vervollkommnetere Statistik ein wahres Bild der Lage der Sache zu verschaffen, um alsdann beurtheilen zu können, welche gesetzlichen Mittel zu ergreifen sind, die krankhaften Zustände zu heilen oder doch deren Ausbreitung zu verhindern.

Wenn nun diese klareren Einsichten ergeben würden, daß die freie Disposition über Person und Eigenthum die Schuld an diesen krankhaften Verhältnissen trüge, so würde diese Doctrin entschieden aufgegeben werden müssen, weil es sich erwiesen hätte, daß sich die unbeschränkte Freiheit des einzelnen Individuums mit dem Gesammt-Interesse der Nationen nicht vertrüge. Auch der Lehrsatz der neueren Doctrin ist unrichtig, daß, wenn der Einzelne seinen eigenen Vortheil fördert, ohne einem Andern die Freiheit zu beschränken, er dadurch auch die Gesammt-Interessen befördere, weil ersichtlich ist, daß hierbei sehr wohl eine bedeutende Beschädigung eines Gesammt-Besitzes der ganzen Nation eintreten kann, ohne daß irgend Jemand in seiner Freiheit beschränkt gewesen ist. Wenigstens ist eine Beschränkung nicht in die äußere Erscheinung getreten, obwohl sie allerdings stattgefunden hat, denn die Landwirthe sind durch die Consumenten ihrer Producte bei der Production darin beschränkt gewesen, daß sie dieselbe nicht auf Steigerung, sondern auf Verringerung des Reichthums des Bodens haben leiten müssen. Der für die Gesammtheit des Staates hieraus erwachsene Schaden ist aber ganz enorm, wenn die Entwickelung des englischen Landbaues mit der des preußischen verglichen wird. Es ist bereits oben constatirt, daß gegenwärtig in England dieselbe Zahl von Acker Landes, welche im Jahre 1800 zur Ernährung eines Menschen erfordert wurde, jetzt die Production für 2 Einwohner erzeugt. Es geht nun ferner aus der Schrift von James Caird „English Agriculture in 1850—51. London, 1852. S. 474“ hervor, daß von 1770 bis 1850 der Durchschnitts-Ertrag eines Ackers Weizenboden um 14 pCt. gewachsen ist, obgleich vieles neue und ärmere Land in Cultur gewonnen wurde; daß dagegen der Preis des Brotes von 1½ d. auf 1¼ d. gesunken, der Butter und des Fleisches dagegen um resp. 100 pCt. und 70 pCt. gestiegen ist. Wie anders liegt nun die Sache in unserm Lande; die

vegetabilischen und animalischen Producte sind im Wesentlichen gleich stark im Preise, doch aber die vegetabilischen stärker gestiegen, und der Ertrag eines M. Landes von 2,7 Ctr. auf 2,4 Ctr. Getreidewerth gesunken. Hieraus folgt, daß unsere Landwirthschaft Veranlassung hatte, die Viehzucht zu verringern, die englische dagegen, dieselbe zu vermehren. Hätten aber die Verhältnisse in Preußen eben so, oder ähnlich gelegen als in England, so würden gewiß dieselben Erfolge hier wie dort eingetreten sein, und es würde die anwachsende Bevölkerung auf der früher vorhandenen Ackerfläche haben ernährt werden können.

Geschichtliche Bücherschau.

Unsere Monats-Ueberschau müssen wir mit Erwähnung eines Werkes beginnen, welches bereits kürzlich in der Revue (V. Band, 6. Heft, S. 296 ff.) als „ein großer Fortschritt auf dem Felde deutscher Geschichts-Darstellung" bezeichnet wurde, aber eben wegen der eigenthümlichen Behandlungsweise auch in die Bücherschau noch speciell aufgenommen zu werden verdient, obgleich der Gegenstand eigentlich außerhalb der gesteckten Grenzen liegt. Theodor Mommsen, als Romanist und Philolog gleich tüchtig bewährt, hat in drei Bänden Römischer Geschichte (bis zur Constituirung der Monarchie durch Cäsar nach der Schlacht bei Thapsus, 46 vor Christi Geburt. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung) ein Werk geliefert, welches dem Besten an die Seite gestellt werden darf, was die deutsche Geschichtsschreibung der neusten Periode geleistet hat. Das Werk zieht die letzten Resultate einer Arbeit, an der unsere bedeutendsten Gelehrten sich seit länger als einem Menschenalter abgemüht haben. Das Substrat der Detailforschung und stofflichen Gelehrsamkeit ist überall, wie es in einem vollendeten Producte der Historiographie der Fall sein soll, überwältigt, in lebendigen Fluß gesetzt und zu klaren für sich anschaulichen und im Ganzen von durchgehenden Ideen beseelten Bildern verarbeitet. Trotz der Abwesenheit alles gelehrten Apparats fühlt man die gründliche Gelehrsamkeit in allen bezüglichen Specialstudien heraus, die uns das Gefühl der Sicherheit giebt, auch wo uns einmal eine gewagte Behauptung begegnet. An Stelle der „römischen Urgeschichte" versucht der Verfasser die Grundzüge eines deutlichen und sicheren Bildes zu geben, das im Wesentlichen von allen bisherigen Vorstellungen abweicht — freilich zumeist auch nur Conjecturen, die sich jedoch durch manche innere Vorzüge vortheilhaft empfehlen und die auch auf die zukünftige Forschung gewiß vielfach fördernd einwirken werden. Das System der auswärtigen Politik Roms ist nirgends in einem so einleuchtenden Zusammen-

hange auseinander gelegt wie hier. Wir wollen mit diesem Lobe aber keineswegs ein Anerkenntniß für die Wahrheit der leitenden politischen Ideen des Verfassers aussprechen; im Gegentheil, in den meisten Fällen mißbilligen wir dessen Urtheile. Die Persönlichkeit des Verfassers tritt überhaupt, sowohl in gewagten Schlagworten, kühnen Paradoxen wie in den freilich oft über das Maß hinausgehenden Erbitterungen und Einseitigkeiten sehr scharf und bedeutend hervor. Aber er erzählt gut, weil ihm das Material in seiner ganzen Fülle gegenwärtig ist, er schreibt lebendig, weil er niemals auf den Stil selbst achtet, sondern sich nur bemüht, scharf pointirt die Hauptsache zu sagen. Eine hervorstechende Eigenthümlichkeit ist ferner das plastische Talent, theilweise freilich auf der sicheren Methode in der Zusammenstellung der Thatsachen beruhend, welches sich am glänzendsten in der Charakteristik von Personen und Zuständen entfaltet. Es liegt in den Darstellungen der weltgeschichtlichen Persönlichkeiten ein feiner psychologischer Blick, eine Einsicht in die menschliche Natur im Allgemeinen und eine Vielseitigkeit in der Auffassung charakteristischer Momente, daß man jede dieser Schilderungen als ein kleines Meisterstück betrachten kann. Auch die vergleichenden Schilderungen der verschiedenen Völkerschaften sind rühmend hervorzuheben, obgleich in der Auffassung des griechischen Wesens zu viel persönliche Antipathie hervortritt. Zwei Bände sind noch zu erwarten, welche die Geschichte der Kaiserzeit umfassen sollen.

Wir wenden uns nach diesem Abstecher auf das Gebiet der alten Geschichte zunächst zur vaterländischen Geschichte, mit der Nachricht, daß Dr. Ludwig Hahn (Geheimer Regierungs-Rath im Ministerium des Innern) von dem National- und Prachtwerk „Friedrich der Große, für das deutsche Volk dargestellt. Mit zehn Bildern aus dem Leben Friedrich's des Großen von W. Camphausen und zehn Bildnissen Friedrich's des Großen und seiner Zeitgenossen. Berlin. W. Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1855," eine Ausgabe ohne Bilder zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. eben hat erscheinen lassen; der Inhalt selbst ist unverändert geblieben. Dieses auf gründlichen Forschungen ruhende, mit selbstständigem Urtheile und ächter Vaterlandsliebe prägnant und doch höchst populär geschriebene Werk hat bereits durch große Verbreitung thatsächlich die verdiente Anerkennung gefunden. Es wird daher genügen, das Erscheinen der wohlfeilen Ausgabe mit des Verfassers eigenen Worten über seine Absicht anzuzeigen, nämlich „den vielfach stereotypen und theilweise schiefen Ansichten der mehr anekdotenhaften Behandlung gegenüber ein wahrhaftiges Bild des großen Regenten in seiner vollen Reinheit, Schärfe und rechten Größe gerade den Augen des Volks vorzuführen, und auch für dieses in ernsterer, eingehenderer Behandlung die Regierungsgrundsätze, die politischen Anschauungen und die eigenthümliche geistige Richtung des Königs darzustellen."

Zur näheren Beurtheilung Friedrich's des Großen ist die eben er-

schienene Biographie eines Mannes von Werth, welcher als Freund eine hohe Stellung schon bei ihm als Kronprinzen hatte:

Chasot. Zur Geschichte Friedrich's des Großen und seiner Zeit von Kurd von Schlözer. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1856. gr. 8. S. 222.

Am Sanct Bartholomäus-Tage, den 24. August 1797, starb zu Lübeck in dem Alter von einundachtzig Jahren der General-Lieutenant Graf Isaak Franz Egmont von Chasot, Commandant der Stadt, geboren am 18. Februar 1716 zu Caën in der Normandie. In dem Leben und dem Charakter dieses Mannes, den die wechselvollsten Schicksale aus seinem Heimathlande Frankreich nach der ehrwürdigen deutschen Hansestadt geführt hatten, spiegelt sich der Geist jenes abenteuernden Ritterthums ab, welches wie ein Ueberrest des Mittelalters dem achtzehnten Jahrhundert überkommen war, und welches hier und da in einzelnen hervorstechenden Persönlichkeiten, besonders zur Zeit des siebenjährigen Krieges, noch scharf hervortritt, um dann plötzlich unter den Wogen der französischen Revolution fast spurlos zu verschwinden. Chasot's Verhältniß zum Könige Friedrich dem Zweiten, seine glänzende Theilnahme an den schlesischen Kriegen, endlich sein Leben und Wirken in Lübeck lenkte die Aufmerksamkeit des Verfassers auf ihn. Mit dem gleichen Fleiße, welchen Schlözer bereits in allen früheren wissenschaftlichen Leistungen bewährte, ist das sehr zerstreute Material zusammengetragen und dann mit sicherem geschichtlichen Tacte verarbeitet, um einem Manne, der, ganz abgesehen von seinen persönlichen Beziehungen zu dem größesten Monarchen seiner Zeit — Friedrich der Große sagte: „Chasot c'est le matador de ma jeunesse" — als Soldat und Mensch ausgezeichnet war, in der vaterländischen Geschichte die gerechte Ehre zuzuwenden. Das lebendig und fesselnd geschriebene Buch giebt jedoch in eilf Abschnitten nicht blos die durch Chasot's eigene Aeußerungen eben so unmittelbar, wie genau gewordene Biographie, sondern gleichfalls eine Menge höchst interessanter Data über den großen König, namentlich durch Mittheilung von dessen Aeußerungen, Ordres und Briefen, wie denn auch die Hauptpersonen seiner Zeit in verschiedenen Situationen hervortreten.

Oesterreich unter Maria Theresia. Von Adam Wolf. Wien. Gerold. 1855. Lex. 8. S. 594.

Die neue politische Entwickelung, das reiche und große Staatsleben, wie es durch Maria Theresia in Oesterreich sich gestaltete, ist noch wenig gewürdigt und geschildert. Maria Theresia selbst, der Geist, welcher das Ganze durchdrang und belebte, war dem Verständniß bisher nicht recht nahe gerückt — eine eigentliche Geschichte Maria Theresia's gab es noch nicht. Schon deshalb ist die oben genannte Arbeit des Professor Wolf in Pesth, des bekannten Forschers auf dem

Gebiete österreichischer Geschichte, über die Regierungszeit dieser großen Fürstin eine dankenswerthe Erscheinung. Das Werk ist aber auch in seiner Ausführung ein recht verdienstliches, weil der Verfasser sich ganz besonders die Aufgabe gestellt hat, ein treues Bild der inneren Zustände, der Verfassung und Verwaltung, so wie der Uebergänge der Cultur-Interessen aufzurollen, diese Gegenstände aber gerade am wenigsten aufgehellt waren. Andererseits dürfen wir freilich auch die Ueberzeugung nicht zurückhalten, daß diese vorzugsweise Berücksichtigung des Werdens und Culturlebens des Kaiserstaats die Darstellung der äußeren Geschichte, namentlich der militairisch-politischen Ereignisse, öfter beeinträchtigt. So sind der österreichische Erbfolgekrieg und der siebenjährige Krieg nur in großen Umrissen gezeichnet, ja Friedrich's II. Gründe zum siebenjährigen Kriege werden als „aus den Werken Friedrich's und andern Quellen bekannt" nur ganz im Vorübergehen erwähnt. Eine Monographie soll aber gerade das auf den behandelten Gegenstand bezügliche Material in möglichst zusammenhängender Vollständigkeit geben. Schärfer sind dann freilich wieder die politischen Combinationen und die diplomatischen Streitkräfte, welche in's Feld geführt werden, charakterisirt, die Theilung Polens und der baierische Erbfolgekrieg recht erschöpfend behandelt, der politischen Stellung Ungarns im Gesammtverbande der Monarchie, dem Hofe und den Staatsmännern eigene Capitel gewidmet.

Wir können hier nicht ausführlicher auf die Einzelheiten des mit großem Fleiße und in warmer Begeisterung für die Kaiserin und das Kaiserreich gearbeiteten Werkes eingehen; da aber gerade in unseren Tagen Oesterreichs innere Verhältnisse, Finanzzustände und staatsrechtliche Entwickelung so oft und so lebhaft besprochen worden sind, so wollten wir auf eine Darstellung der Zeit wenigstens hinweisen, in welcher Begriff und Wesen der politischen Formen so wie die Keime der gesellschaft-Bildungen, welche gegenwärtig in Oesterreich maßgebend sind, neu erwuchsen. Ein specifisch österreichischer Standpunkt macht sich natürlich geltend. Im nachfolgenden Auszuge sind einige interessante Momente aus der Personalschilderung zusammengestellt. „Maria Theresiens Individualität übte auf Alle, die ihr näher standen, einen Zauber aus, ja ihre Regierung und deren Grundsätze beruhten vielfach auf persönlicher Wechselwirkung; die Monarchie gewann dadurch einen Rückhalt und Impuls, wie ihn die Staatsform allein nie gewährt. Bei aller schöpferischen Kraft war Maria Theresia nichts weniger als genial. Ihre Individualität war dem Charakter ihres Volkes nahe verwandt, sie besaß ganz und gar den klugen Sinn, die treuherzige Offenheit und den schlichten, kernhaften Ausdruck, wie er dem Oesterreicher eigenthümlich ist. Oftmals durchbrach sie alle Formen der Etikette und handelte nach den Eingebungen des Augenblicks. So bei der Kaiserkrönung in Frankfurt **1745**, wo sie dem Volke zurief: Vivat Kaiser Franz! und herzlich lachte,

als der Kaiser im Krönungsornat mit den langen Handschuhen vorüberzog. So 1768, als sie am 19. Februar Abends in ihre Loge ins Hofburgtheater kam und in's Parterre hinunterrief: „Der Leopold hat an Buebn!" Ihre Gesundheit war fest geblieben, bis am 26. November 1780 sich eine Brustwassersucht entwickelte. Sie konnte nicht mehr im Bette liegen, sondern mußte im Lehnstuhl sitzen. Keine Klage, kein ungeduldiges Wort kam über ihre Lippen. Der 29. Mai kam heran, es war ein trüber, finsterer Tag. Die Fenster mußten offen bleiben, denn sie sehnte sich nach Luft und Licht. Am Abend fühlte sie sich immer beengter, sie rief: „Die Fenster auf!" und versuchte aufzustehen in ihrem Sessel. Joseph, der bei ihr war, hielt sie sanft am Arme zurück und fragte: „Wohin wollen Euer Majestät?" — „Zu Dir — ich komme", waren ihre letzten Worte, mit denen sie entseelt zurücksank." —

Die vorstehenden Werke gehören dem Gebiete der Geschichte im strengen Sinne des Wortes an: Geographie und Ethnographie, als Darlegung der physischen Bedingungen des menschlichen Lebens, enthalten auch historischen Stoff. Der Mensch ist, ungeachtet er von allen Geschöpfen die größeste Selbstständigkeit besitzt, doch überall von der ihn umgebenden Natur abhängig; er ist nicht ein Sohn der Erde überhaupt, sondern eines bestimmten Theils derselben — er hat ein Vaterland, und dieses gab ihm nicht blos sein Dasein, sondern auch eine bestimmte Art desselben. Herder sagte daher: „Die Geschichte ist nichts Anderes, als eine in Bewegung gesetzte Geographie." In diesem Sinne wollen wir auch bedeutendere geographische und ethnographische Bücher in unseren Kreis je nach Gelegenheit aufnehmen. Die nachfolgenden Werke verdienen wenigstens eine lobende Erwähnung.

Das deutsche Land. Seine Natur in ihren charakteristischen Zügen und sein Einfluß auf Geschichte und Leben des Menschen. Skizzen und Bilder von Professor Dr. J. Kutzen. Zur Belebung vaterländischen Wissens und vaterländischer Gesinnung. Breslau, Ferdinand Hirt's Verlag. 1855. 8. S. XII. u. 507.

Der Verfasser liefert in diesem Buche dem gebildeten deutschen Publicum eine Darstellung der Natur unseres Vaterlandes in ihren charakteristischen Zügen und in ihren Beziehungen zu menschlichen Verhältnissen in Vergangenheit und Gegenwart. Er behandelt Deutschlands geographische Stellung und Gestaltung in unablässiger Rücksichtnahme auf die aus der Natur der Sache selbst sich ergebenden Beziehungen des Grundes und Bodens, auf dem unser Volk sich entwickelt hat, zu eben dieser Entwickelung und zu seinem Leben, so wie zu dem Entwickelungsgange der Geschichte überhaupt. Nicht nur die besseren geographischen und historischen Werke, aus denen die Erläuterungen und Beweisstellen am Schlusse abgedruckt sind, sondern namentlich auch die eigenen Anschauungen des Verfassers haben das Material für die Schil-

derungen geliefert; er kennt Deutschland durch viele Reisen nach allen Seiten, namentlich diejenigen Gegenden, in denen das Charakteristische der Oberflächenform des deutschen Landes ganz besonders ausgeprägt ist. Die Deutschland berührenden Resultate der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Geologie und Geognosie sind geschickt benutzt. Die Betrachtungen über die natürliche Stellung der Landschaften bereiten dem Verfolg der historischen Verhältnisse auf tactvolle Weise Bahn, und die bezüglichen Anführungen wichtiger historischer Momente führen ungekünstelt zur Ueberzeugung des alten Ausspruches, daß die Geographie das Auge der Geschichte sei. Wir vermögen das Werk nicht besser zu bezeichnen und zu empfehlen als durch die Versicherung, daß es dem Sinne der Titel-Ankündigung vollkommen und in würdigster Weise entspricht. Diese anschaulichen Skizzen und getreuen Bilder werden sowohl zur Vorbereitung wie als geistiger Führer auf Reisen dienen können, ja gewinnbringend sein für die verständige Beurtheilung der Zustände in Deutschland, als dem „Hauptlande der geistigen und historischen Mitte, als dem von allen Seiten an sich ziehenden und ansammelnden Ideen-Centrum Europas.“

Geographische Charakteristiken für die Einführung in die wissenschaftliche Erdkunde, gesammelt, bearbeitet und gruppirt von Dr. **G. Voegekamp.** Mainz. Verlag von **C. G. Kunze. 1856.** gr. 8. S. VIII und **416.**

Diese geographischen Charakteristiken bilden in ihrer Gesammtheit eine Art von Encyklopädie der wissenschaftlichen Erdkunde, wie sie durch Karl Ritter begründet worden ist. Sie vergegenwärtigen demnach die Beziehungen zwischen Physik und Ethik, Heimath und Volk, Natur und Geschichte, wie ja die letztere laut Ritter's sinnigem Ausspruche „nicht neben, sondern innerhalb der Natur unter dem Sternenhimmel in ihrem Gottesgarten steht.“ Die Beziehungen werden in dem Maße ausführlicher und erschöpfender nachgewiesen, als der Boden eine größere geschichtliche Bedeutung gewinnt, namentlich sind in dem Abschnitte über Deutschland alle die Punkte und Beziehungen dargelegt, die der wissenschaftliche Geograph in's Auge zu fassen hat, „wenn er die bewunderungswürdige Harmonie zwischen den Offenbarungen Gottes in der Natur und Geschichte klar begreifen und anbeten lernen will.“ Der Inhalt gliedert sich in funfzig mit kritischem Urtheile ausgewählten Abhandlungen, welche den bedeutendsten Geographen neuerer Zeit, K. Ritter, A. v. Humboldt, Geeren, Roon, Mendelssohn, Kohl, Cotta, Kapp, Curtius, Kutzen entlehnt sind; der Leser lernt also nicht nur eine Menge der interessantesten Einzelheiten wie bedeutungsvollsten Realien, sondern wird auch in die großartige Anschauung und Auffassung unserer ersten Geographen unmittelbar eingeführt. Das Buch hat ferner die doppelte Eigenthümlich-

keit, zu einem Compendium der Geschichte eine nicht minder bequeme Zugabe zu bilden, als zu einem Compendium der Geographie. Der erste Abschnitt behandelt die Gliederung der Erdoberfläche, der zweite die Länder der orientalischen Geschichte und Cultur, der dritte das Mittelmeer, Palästina, Griechenland, Italien, der vierte Europa nach seiner Weltstellung, Stamm- und Sprachverschiedenheit, Religion und Gesittung, der fünfte das germanische Europa nach den einzelnen wichtigeren Bestandtheilen. Das Werk ist aus einem vorzugsweise auf Naturwahrheit und Naturtreue gerichteten Sinne erwachsen, wie der vom Herausgeber selbst am Schlusse mitgetheilte sehr anziehende Aufsatz: „Das sociale Leben in Westphalen" thatsächlich beweist. Eine Tabelle (nach Reden) rubricirt den Flächenraum und die wahrscheinliche Bevölkerung aller Landtheile der Erde, so wie sämmtlicher Staaten von Europa, veranschaulicht also die Stellung überhaupt, welche Europa im Laufe der Geschichte zu den andern Erdtheilen angenommen hat.

Transkaukasia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. Reise-Erinnerungen und gesammelte Notizen von August Freiherrn von Harthausen. 1. und 2. Theil. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien, zahlreichen Holzschnitten und einer Karte. gr. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856.

Die Landstriche, welche zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere liegen und sich nach Süden hin von den kaukasischen Steppen bis zu den Ländern erstrecken, in deren Mitte sich der „heilige Berg" Ararat erhebt, sind von unzähligen Völkerstämmen bewohnt, zu deren näherer Kenntniß die wissenschaftliche Forschung bisher noch wenig beigetragen hat. Freiherr A. v. Harthausen machte im Jahre 1843 eine Reise zu diesen Einwohnern — unbestritten den schönsten Menschen auf der ganzen Erde, weßhalb die europäischen Völker sich nicht ohne Grund ihrer Abstammung von der kaukasischen Race rühmen — er war bemüht, das Wesen und nationale Leben nach allen Richtungen hin zu verstehen und aufzufassen. In dem obigen Werke legt er nun seine Beobachtungen und Studien nieder; in interessanten, belehrenden und fesselnden Darstellungen berichtet er seine Erlebnisse und Erfahrungen, wahrheitsgetreu giebt er die verschiedenen Züge des National-Charakters und des Volkslebens wieder. Zwei in dem Werke behandelte Gegenstände erachtet der Verfasser selbst ganz besonders einer größeren Beachtung und weiteren Forschung werth. Einmal die Aehnlichkeit und, wie es scheint, die Stammverwandtschaft, die zwischen den Gebräuchen, Gewohnheiten und der Lebensweise des Volksstammes der Osseten mit denen der alten Germanen sich findet, und sodann die wichtige Stellung, welche die armenische Nation jetzt einnimmt. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß eben dieses Volk nach göttlicher Fügung dazu ausersehen ist, in

künftiger Zeit ein Werkzeug zur Verbreitung der Civilisation für den Osten zu werden. Den reichen, vielseitigen Inhalt können wir hier nicht vollständig mittheilen, müssen aber doch zur richtigen Werthstellung noch speciell herausheben, daß sehr interessante Materialien geliefert sind über die deutschen Colonien und Colonisten, Gemeinde- und Familienverfassung, Verfassung der Zünfte in Persien, Sitten, Gewohnheiten und Familienleben der Armenier, Volksgliederung in Tiflis, Geschichte und Bedeutung des Kaukasus. Die mitgetheilten Sagen und Märchen vervollständigen und erweitern den trotz seines Reichthums lange noch nicht hinreichend ausgebeuteten Schatz der Volkspoesie. Die künstlerischen Beilagen, namentlich die farbigen Lithographien dienen eben so sehr zur Erläuterung dieser uns bisher so fremden Verhältnisse, wie zur Zierde des auch äußerlich vortrefflich ausgestatteten Werkes.

Englischer Literaturbrief.

Der Giftmischer Palmer als Product einer geistigen Entwickelung in England — Matter of fact-man und der Cultus des Genius — Zusammenhang beider Richtungen — Die Matter of fact-man als Staatsmänner — Sir Robert Peel und seine neuesten Vertheidiger — Die Katholiken-Emancipation von 1829 als Beginn der innern Revolution — Die Reformer unter den Tories.

Wir begannen unsern letzten Brief mit einem Hinblick auf den Prozeß Palmers, der gerade damals ganz England in die größte Bewegung versetzte, in eine Bewegung, welche sich auch in seiner Tages- und periodischen Presse widerspiegelte. Inzwischen ist er gehenkt worden und ohne ein Bekenntniß abgelegt zu haben in die Ewigkeit hinübergegangen. Wenn es der Hauptzweck dieser Briefe ist, zunächst an der Entwickelung der englischen Literatur den Gang der social-politischen Entwickelung des Landes selbst zu verfolgen, so kann hier ganz gut in einigen Worten eines Mannes gedacht werden, der, der gelehrten Bildung Englands theilhaftig, auf der einen Seite sogar gewissermaßen als ein Resultat der modernen literarischen Entwickelung der Insel gelten kann.

Es ist an diesem Orte öfters auf eine doppelte Richtung in der englischen Literatur hingewiesen worden, auf die Richtung der Matter of fact-man, die in den meisten Erzeugnissen der exacten Wissenschaften, Mathemathik, Physik, Chemie, Naturwissenschaften zum Ausdruck kommt und dort sich in einer rohen Vereinzelung des wissenschaftlichen Stoffes gefällt, über die Bäume den Wald und über die Wolken und die Nebel den Himmel nicht mehr sieht, die die Poesie nirgend anerkennt und Gefühl, Begeisterung, Phantasie für unberechtigte Existenzen erklärt, die

endlich sich auch auf das Gebiet der Religion gewagt hat und hier mit der traurigen Strenge eines hölzernen, hyperschottischen Cultus ein starres und auf der schiefen Ebene des Rationalismus angekommenes religiöses Wesen zu vereinigen sucht. Diese Richtung geht durch weite Kreise Englands, sie tritt in der Hochkirche, wie unter den Dissendenten, wie auch unter den reinen Ungläubigen hervor, sie besteht überhaupt nicht aus Dogmen, sondern aus einer eigenthümlichen Disposition des Geistes, die aus der Hast und der Gewalt eines ununterbrochenen Lebens in Geschäften, in Wagnissen des Gewinnes wegen, hervorgegangen ist. Dickens hat in seinen Romanen diese Richtung öfters unübertrefflich gezeichnet; wir finden sie in jenem alten Shopkeeper wieder, der an einem Sonntag Morgen seinem Lehrling in einem Athem Vorschriften über die Sonntagsandacht und Weisungen über die Verfälschung des gemahlenen Pfeffers giebt; wir begegnen ihr in den von Kohlenrauch schwarzen Mauern des Comtoirs, in dem am Weihnachtsabend der alte Kaufherr rechnend sitzt und sich darüber ärgert, daß sein Diener durchaus an diesem Abend bei Weib und Kind gemüthlich sein und den grünen Stechpalmbusch über den Kamin stecken will.

In Palmer tritt uns ein Kind dieser Richtung entgegen. Er hat Arzneikunde studirt, aber es trägt mehr ein, sie als Vergiftungskunst, als als Heilkunst zu benutzen; deßhalb hat er sich auf der Universität schon, wo er sonst wenig arbeitete, sehr eingehend mit der Lehre von den Giften beschäftigt; er zieht aber die Rennbahn außerdem auch den Krankenbesuchen darum vor, weil bei letzteren so langsam zu verdienen ist und auch nur schwer passende Opfer für seine höllischen Mischungen gewonnen werden können.

Er vereinigte aber, wie es scheint, mit dieser Richtung eine andere, scheinbar, aber nur scheinbar der ersten fernstehende, nämlich einen Selbst-Cultus, der sich gern für einen Cultus des Genius ausgiebt, und der durch Männer, wie Carlyle, sehr Mode geworden ist.

Nachdem einmal das gläubige Verständniß der großen Ordnung Gottes, die durch das ganze All und als ein einigendes Band auch durch alle Wissenschaft geht, gefallen ist, nachdem die starre Verständigkeit des matter-of-fact-man, der nur Thatsachen, greifbare Dinge anerkennen will, eingetreten ist, kommt unwillkürlich die Ausschließlichkeit der Achtung des Individuums vor sich selbst zum Vorschein; der Einzelne beginnt, seine Kraft, seine Leidenschaft als Größtes zu betrachten, und es entwickelt sich in ihm eine Anschauung seiner Umgebung und der ganzen Geschichte, welche für die sittlichen Werthe in den Persönlichkeiten keinen Sinn mehr hat, ohne Weiteres die Kühnheit des Unternehmens und vor Allem dann den Erfolg als Maßstab der Größe und Güte desselben anlegt, und Ehre, Ehrlichkeit und Entsagung wie einen schlechten Witz verlacht. Diese Richtung ist in England weit verbreitet, das öffentliche Urtheil über Männer, wie Napoleon III., wie Palmerston, zeugt davon,

und Carlyle hat nicht wenig zu diesem Cultus des Genius, der nichts ist als die Anbetung der eignen Leidenschaft, beigetragen.

Bei Palmer finden wir davon ebenfalls die deutlichsten Spuren. Er zeigt sich bis zu seinem letzten Augenblick in sein Selbstbewußtsein förmlich verrannt. Kein Besinnen über seine Stellung zur Gesellschaft, zum Staate und zum Gesetze, zu Gott und der Ewigkeit kommt über ihn. „Ich bin im Rechte, Ihr habt kein Recht, mich zu morden“ . . . ruft er, und damit läßt er sich ruhig die Schlinge des Henkers umlegen und endet, indem er sich mit eiserner Entschlossenheit sogar im Tode noch gegen unwillkürliche Bewegungen, wie sie sonst regelmäßig in der Verzweiflung des Todeskampfes vorkommen, sträubt.

Die englische Presse hat bisher, so weit ich weiß, es nicht gewagt, solche Betrachtungen, die tief in englisches Fleisch schneiden müßten, anzustellen, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sie grade in den ernsteren kritisch-literarischen Organen zu erwarten sind, denn abgesehen von diesem einzelnen bestimmten Fall, haben wir dergleichen oft in ihnen gelesen.

Der englische Charakter — und das ist sein Unterschied von dem deutschen — ist überhaupt leicht in die Gefahr gebracht, sich in den Einzelnheiten zu verlieren, das Ganze aus den Augen zu lassen und dadurch die Bedeutung des Einzelnen zu überschätzen. Wenn das auf der einen Seite ihm vor uns oft den Vortheil energischer Thatkraft und gesunder Beschränkung sichert*), so ist England doch auf der andern Seite dadurch auch oft dahin gekommen, sich zur Durchführung und Anerkennung eines Factums zu bequemen, das, einmal anerkannt und durchgeführt, seine Consequenzen als mächtiger denn den Volkswillen erweis't. So ist denn in England nicht bloß der Widerwille gegen die Doctrinäre größer als anderswo, sondern auch die bornirte und gegen alle Zukunft verschlossene Starrheit, welche mit Absicht übersieht, daß in der modernen Zeit, im modernen Staate und in der modernen Gesellschaft die Zahl der Wechselwirkungen Legion ist, steht jenseit des Canals auf einer unerquicklichen Höhe.

Man hat dort im Allgemeinen noch nicht eingesehen, was zu unserm Programm wesentlich gehört, daß die Herrschaft der Doctrinen nur von einem Geiste geschlagen werden kann, der den Zusammenhang aller geistigen Kräfte und den Bezug aller einzelnen Thatsachen des

*) Montalembert in seinem neuen Buche über England sagt darüber: „Vor allen Dingen ist England glücklicher Weise dem Gebrauch der Logik fremd. Es hat sich dagegen zu aller Zeit den ausgedehntesten Gebrauch der großartigsten Inconsequenz vorbehalten, mit dem Rechte, seinen Ruhm, sein Glück und seine Sicherheit nicht einer mehr oder minder tadellosen Logik zu opfern . . . Hier zeigt sich die überwiegende Weisheit dieses Volkes. Es mißtraut mit Recht den Theorien, und man kann sagen, daß seine Geschichte die eines beständigen Kampfes gegen die ausschweifenden Consequenzen der Principien war, welche es anerkannt und denen es sich unterworfen hatte.“ (De l'Avenir de l'Angleterre, pag. 54—55.)

socialen, politischen, literarischen 2c. Lebens zu einem bestimmten Glauben, einer bestimmten geistigen Grundlage und Grundanschauung erkennt und würdigt.

England wird durch die Noth der Zeit zu dieser Erkenntniß ebenfalls in Bälde gebracht werden, und schon jetzt fehlt es in ihm nicht an Stimmen, welche von dem Zeitpunkte, wo die matter-of-fact-man (die Männer ohne den Glauben an die Macht der Consequenz, welche oft aus der einzelnen Thatsache entspringt) zur Herrschaft in der englischen Politik kamen, ein Zeitalter innerer Revolution datiren. Gerade in dieser jüngsten Zeit ist viel geschehen, um dies Bewußtsein zu heben. Wir sehen dies an den Rückblicken auf die Verwaltung des Herzogs von Wellington, welche erschienen sind, und noch mehr an den Arbeiten über Sir Robert Peel, welche uns so eben aus England zugehen. Beide Männer waren im schärfsten Sinne des Wortes Politiker ohne Glauben, ohne höheres Verständniß der Politik als eines der Räder in der großen irdischen Organisation. Zwei Werke über Peel und eine Revuen-Arbeit über ihn liegen uns vor, die Memoirs of Sir R. Peel. Published by the trustees of his papers, Earl Stanhope and R. H. E. Cardwell. M. P. Part. I. — The Roman Catholic Question. London 1856. — Murray and The Political Life of Sir R. Peel. An Analytical Biography. By Thom. Doubleday, Esq. 2 Vol. London. Smith, Elder & Co. Dazu kommt eine freilich französische, aber aus englischen öffentlichen und Privatquellen geschöpfte Biographie Peel's von Guizot, welche die Pariser „Revue des deux mondes" veröffentlicht, und die recht wohl hier unter englischer Rubrik erwähnt wird. Das erste dieser Werke ist, wie der Titel andeutet, von den Testamentsvollstreckern des berühmten Baronets aus seinen eigenen Papieren, wenn auch mit großer Vorsicht und mit Hinweglassung aller Briefe der Königin, des Prinzen Albert und anderer noch lebender Personen, herausgegeben. Das zweite Buch geht von einem richtigen Manne der einzelnen Thatsache aus, der die englische Finanzgesetzgebung von 1819 für das Non plus ultra der politischen Weisheit, für das Meisterwerk des modernen Englands und für den Grundstein seiner Größe hält; Guizot endlich zeigt das Bestreben, hinter den Thatsachen zurückzutreten und dieselben für sich selbst reden zu lassen.

Und doch haben alle drei Schriften eine ganz bestimmte polemische Beziehung zu dem politischen Momente, denn die erste, von Peeliten herausgegeben, soll eine stumme, durch die Thatsachen zeugende Vertheidigung des Staatsmannes gegen die vielseitigen Angriffe sein, die ihm aus der Mitte der conservativen Partei eben jetzt wieder gemacht werden, und soll ihn als conservativsten Staatsmann hinstellen; die Schrift Guizot's dagegen will in ihm die eigentliche politische Weisheit, die in klugem Vermitteln und Nachgeben besteht, also das Ideal eines Louis Philippe, nachweisen; und endlich Doubleday will in Peel den moder-

nen echten Matter-of-fact-man, der sich nicht im Geringsten darum kümmert, ob er dem Unterhause eine radicale oder liberale oder conservative Maßregel vorschlägt, wenn sie eben nur „nützt" und „zeitgemäß" ist, retten und zu höchsten Ehren bringen.

Den Gegnern Peel's wird damit — durch das gleichzeitige Erscheinen — die beste Waffe, nach der sie nur verlangen können, geliefert, und wir wollen sie in aller Loyalität hier ebenfalls benutzen.

Daß Peel den Boden des Fasses, in dem die Stürme einer innern englischen Revolution beschlossen lagen, ausstieß, und zwar in Gemeinschaft mit Wellington, ist für uns bewiesen, und zwar that er das durch seine Emancipation der Katholiken 1829.

Wir werden uns über diese Behauptung sogleich näher zu erklären haben, bemerken aber schon jetzt, daß wir weit entfernt sind, die Emancipation der Katholiken überhaupt zu beklagen.

Peel war als eifriger Tory und Protestant erzogen, die Frage der Katholiken-Emancipation, lange erwogen, war mehrere Jahre eine offene für das Ministerium geworden, der König, Georg IV., war streng dagegen, endlich kam ein Ministerium, dessen Leiter (Canning) für die Emancipation eingenommen war. Deswegen zog sich Peel aus diesem Cabinete zurück. Er erklärte selbst (1827) im Unterhause, daß er seiner antikatholischen Neigungen wegen ausgetreten sei. Canning wurde nun in eine unglückliche Coalition mit den Whigs gedrängt, fiel, und bald darauf nahm Peel seinen Platz ein und drängte dem König mit Hülfe Wellington's die bekannte „emancipation without securities" ab.

In Peel's früheren Reden selbst finden wir die classischen Stellen für alle gegen die Emancipation angeführten Gründe, wir können sie aber übergehen, da sie alle in einem Worte des alten Torykanzlers Lord Eldon enthalten sind. Dies Wort lautet: „Wenn wirklich das mir entgegengestellte Princip richtig ist, wenn die religiösen Meinungen in der Politik nichts gelten, dann hat der König von Großbritannien kein Recht, auf seinem Throne zu sitzen, denn er sitzt dort nur kraft gewisser religiöser Meinungen."

Und gegen die Macht dieses Grundes, dessen siegreiche Bedeutung er gleichwohl niemals, auch später nicht, erkannt hat, erhob sich doch endlich Sir Robert Peel.

Er sagte nämlich 1829, als er die Emancipations-Acte plötzlich vertheidigte: „Ich weiß, daß ich vor einem Hause spreche, dessen Mehrheit geneigt ist, zu Gunsten dieser Vorlage aus viel erhabenern Motiven zu reden, als die es sind, auf welche ich mich stützen will. Ich enthalte mich jedes Eingehens auf die natürlichen und gesellschaftlichen Rechte des Individuums, auch auf die Theorieen des Regierens. Ich stehe von meinem Widerstande gegen die Emancipation ab, weil ich überzeugt bin, daß es nichts mehr nützt, dabei zu beharren. Die wirksamen Mittel zu solch einem Widerstande fehlen." Wir finden in seinen

nachgelassenen Papieren die weitere Ausführung dieser Worte, daß er nämlich die Revolution in Irland, Unordnungen in den irischen Regimentern rc. fürchte.

So gab er nach, nicht überzeugt, nur überwunden, so auch Wellington, so endlich König Georg IV.

Wer erkennt hierin nicht die Wirkung einer krassen Beschränkung auf die Einzelheit, die bewußte Verschlossenheit des Auges des Staatsmannes gegen die Verbindung in den Thatsachen der Politik und Geschichte. Eine neue Epoche der englischen Politik hatte damit begonnen. Diese Politik hatte ihr Band mit der Vergangenheit zerrissen, ohne die Zukunft zu sichern.

Ohne die Zukunft zu sichern —, denn es war von ihr kein neues Princip in's Auge gefaßt, es war zwischen den Bewilligern der katholischen Freiheit und den Empfängern derselben keine innere Versöhnung zu Stande gekommen, es war den Letzteren nur ein besseres und gelegeneres Schlachtfeld von ihren alten Feinden eingeräumt. Und so ist es denn bis heut geblieben, und die irischen Katholiken, welche ins Unterhaus getreten sind, kamen nicht dahin als Vertreter Irlands, sondern als Vertreter des irischen Episcopates oder Roms, oft auch als Vertreter Neapels oder einer französisch-geistlichen Brüderschaft.

Die innere Revolution Englands war damit ausgebrochen, denn aus seinem gesetzgebenden Körper selbst war die innere Einheit und das Princip der Ordnung gewichen. Die Reformbill des Jahres '31 und '32 hängt deshalb, als eine Fortsetzung dieser innern Revolution, auf das Engste mit der Katholiken-Emancipations-Bill zusammen.

Die Tories sind zwanzig Jahr hindurch verdrossen neben diesem Zustand der Dinge daher gegangen, scheltend, warnend, verzweifelt. „Wir haben ein langsames Gift genommen," sagte das alttoryistische „Quarterly Review", aber damit war auch seine Weisheit zu Ende. Es konnte so nicht bleiben, eine Jungtorypartei wuchs heran, und langsam, aber sicher ging ihr die Erkenntniß auf, daß, blieben die Dinge wirklich so in der Schwebe, wie sie es seit 1829 waren, das bittere Wort Lord Eldon's wahr sei und immer mehr Wahrheit werden müsse. Sie begannen in Folge dieser Erkenntniß sich in die jüngste Geschichte ihres Vaterlandes zu vertiefen, und eine reife und eingehende Verurtheilung der Peelitisch-Wellingtonschen Staatsmannschaft war die nächste Folge davon. Richtig erkannten sie den Act der Katholiken-Emancipation als den Ausgangspunkt des englischen Verfalls, aber eben so richtig sahen sie ein, daß nicht diese Emancipation an sich, sondern die unorganische, äußerliche Art, in der dieselbe angenommen und Gesetz geworden war, Schuld an ihren üblen Consequenzen wäre. Sie überzeugten sich von der Nothwendigkeit, die Religionsfreiheit tiefer und freier zu erfassen, und gingen dabei von einem positiven evangelischen Standpunkte aus, der eben seinen eigenthümlich protestantischen

Charakter wahrt, indem er auch Katholiken und allen positiven Religionsgemeinschaften ein unverkürztes Bürgerrecht bietet. Der Continent beachtet diese Bestrebungen (Lord Stanley's, D'Israeli's ꝛc.) leider zu wenig, und noch hat kein Blatt desselben der merkwürdigen Erscheinung gedacht, daß bei den kürzlich stattgehabten Abstimmungen über die Staatsdotirung der irischen Staatskirche (Hochkirche) die Jungtories das Haus verlassen haben, um nicht mit dem Gros der Partei für die Erhaltung und glänzende Dotirung einer protestantischen Staatskirche in katholischem Lande aus katholischen Steuern stimmen zu müssen. Die Folge davon ist aber, daß die irischen High-Toryorgane Stanley, D'Israeli und ihren Anhang als abtrünnige Tories denunciren.

Aber sie sind in ihren Ueberzeugungen fest, und der Kampf, den sie in ihren Organen und auch auf dem Felde der ästhetischen Literatur gegen die matter-of-fact-Schule richten, hat entschieden Hoffnung auf Sieg. Die zahlreiche Peel-Literatur aber, deren wir oben erwähnten, ist ein sicheres Zeichen davon, daß die Gegner nicht genug zu rüsten wissen, um den jungen und muthigen Kämpfern mit Erfolg zu begegnen.

Wir wollen und können freilich nicht behaupten, daß diese Jungtorypartei, welche im Volke der Arbeiter große Sympathien genießt und durch eractes Wissen es mit allen „Männern der einzelnen Thatsache" aufnimmt — man denke an die glänzende Budget-Vorlage D'Israeli's, als er unter Lord Derby Schatzkanzler war, und an die Reden über Colonialpolitik des jungen Lord Stanley, der die meisten Colonien durch den Augenschein kennt —, daß diese Jungtorypartei schon zur vollen Klarheit durchgedrungen ist. Dazu werden Jahre und eine längere Fortsetzung ihres Kampfes und eine längere Uebung in den Geschäften gehören, aber die Zukunft steht allem Anscheine nach bei ihr.

Tages-Ereignisse.

Die getreuen Stände des Königreiches Hannover haben unter Anderm beantragt, die Königliche Regierung möge nicht ablassen, mit ihrem ganzen Einflusse auf die Herstellung einer deutschen Flotte hinzuwirken. Insofern die Hannoversche Regierung in der That seit einigen Jahren abgelassen hatte, für die Herstellung einer deutschen Flotte zu wirken, ja sich sogar nicht besonders freundlich gegen Preußen bewiesen, welches einstweilen allein große Opfer für die Seevertheidigung Deutschlands bringt, — hat dieser Antrag der getreuen Stände allerdings einige Berechtigung. Gegenüber den offenkundigen Verhältnissen aber kann man ihnen eine erheiternde Färbung kaum absprechen. Es gehört

wirklich der ganze Muth und die ganze Zähigkeit einer liberalen Weltanschauung dazu, ja die ganze Unermüdlichkeit oppositioneller Berufstreue, um einen solchen Antrag in aller Ernsthaftigkeit zu formuliren, um so mehr, als er nicht einmal einem politischen Ideal entspricht. Da ist es doch mit dem Antrage süddeutscher getreuer Stände auf Volksvertretung beim deutschen Bunde, oder selbst mit dem zweiten Hannoverschen Antrage auf Errichtung eines deutschen Bundesgerichtes ein ganz andres Ding! Hier handelt es sich um positive Rechte, die den deutschen Regierungen abzubingen sind, — um Ideale, die einen sehr realen Boden und eine sehr reale Tragweite haben. Was Hannover aber mit einer „deutschen Flotte" anfangen oder erreichen will, da es bisher noch nichts für die ersten Anfänge einer eigenen gethan, läßt sich schwer erkennen. Einstweilen lehnten getreue Stände in pleno diesen Antrag ihres Finanz- (!) Ausschusses ab; er wird aber wiederkommen, denn er scheint eben so langlebiger Natur zu sein, als die Sympathieenphrase der französischen Kammer für die Wiederherstellung Polens während der bekannten Comédie de 18 ans! —

Die Verwirrung, welche in der englischen Presse während des Krieges gegen Rußland herrschte, wird von der jetzigen über die gespannten und drohenden Verhältnisse mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika doch noch überboten. „Times" weiß vor der Hand nicht, in welche Wagschale es ihr Gewicht werfen soll, dreht sich in den seltsamsten Anschauungen umher und rechnet auf eine Trennung der südlichen Sclavenstaaten, von den nördlichen Anti-Sclavenstaaten, während „Daily News" schon Yankee-Flibustiers in American Clippers englische Landsitze an der Küste mit derselben Virtuosität niederbrennen sieht, wie dies von der Civilisation mit Russischen Küstenstädten und Palästen in der Krim geschehen ist. Die Handelszeitungen berechnen das Aufhören der Baumwollen-Industrie, vertrösten aber auf Versuche, die in Ostindien mit dem Anbau der Baumwolle gemacht werden sollen. Die militairischen Zeitschriften holen die Geschichte der Unabhängigkeitskriege des vorigen Jahrhunderts herbei, bringen Auszüge und machen Vergleiche. Aus allem dem geht indessen nur das Eine übereinstimmend und unzweifelhaft hervor, daß England die so eben erst verbrannten Finger nicht sofort wieder dem Feuer zu nähern Neigung hat. Gegen Rußland thaten Stichworte, wie Barbarei, Despotie, Kosackenthum, Knute, Testament Peters des Großen, gute Dienste und selbst die Kampfsunlustigen konnten sie hin und wieder mit dem bekannten unfehlbaren Erfolge anwenden. Bei Jonathan will das aber Alles nicht passen, und nur die Annerations-Gelüste sind ein einigermaßen dankbares Thema. Leider wird es aber durch die letzten britischen Annerationen in Ostindien etwas abgeschwächt. Offenbar fühlt die englische Zeitungspresse sich in hohem Grade unbe-

haglich, auch einmal in ihrer eigenen Manier und zum ersten Male in ihrer eigenen Sprache bedient zu werden, und die nordamerikanischen Zeitungen lassen in der That in dieser Beziehung kaum etwas zu wünschen übrig.

Bemühungen wie Dissertationen für oder gegen die Fusion zwischen den Familien Bourbon und Orleans sind vor der Hand allerdings noch etwas sehr Ueberflüssiges. Eine Entscheidung in dieser Angelegenheit würde einstweilen nur sehr Wenige, und auch diese Wenigen nicht vollständig zufriedenstellen, an der Lage der Dinge selbst aber nichts ändern. Daß einige quiescirte und bei Seite gesetzte Minister und Diplomaten, einige mit dem gegenwärtigen Regime in Frankreich Unzufriedene und besonders einige Personen, die gern bemerkt werden möchten, mit Ostentation nach einer oder der anderen Seite hin, die Chancen dieser Fusion gegen einander abwägen, beweist eigentlich nur, wie unbedeutend die Frage für den Augenblick ist. Man ereifert sich über einen Brief des Grafen von Paris, ein fallen gelassenes Wort des Grafen Chambord, eine Reise von irgendwoher, nach irgendwohin, ohne zu bedenken, daß überhaupt gar kein Zweifel vorliegt, also auch gar kein Streit darüber entstehen kann, wer der legitime Erbe des Thrones Carl's X. ist und wer, wenn er überhaupt irgend etwas sein und gelten will, sich dem Andern unbedingt unterwerfen muß. — Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, ist durch einen Volksaufstand abgethan worden, wie er sich in Folge eines Volksaufstandes auf den Thron geschwungen, dessen unzweifelhaft rechtmäßiger Erbe lebte und seine Ansprüche nicht aufgegeben hatte. Mit ihm ist seine ganze Descendenz auf demselben Wege beseitigt, auf dem sie zu einer ephemeren Geltung gekommen war. Der Vater des Grafen von Paris und Gatte der Herzogin Helene von Mecklenburg-Schwerin hatte seinen Onkel, König und Kriegsherrn, Carl X., durch das Abreißen der weißen Cocarde und das Ueberführen seines Husaren-Regimentes in die Reihen der Pariser Aufständischen, verrathen und hatte seinen Dienstleid gebrochen; seine Wittwe verlangt aber dessenungeachtet, daß man das Testament desselben ehren soll, als ob dies Testament irgend etwas Anderes wäre, als ein Pfandzettel über unrecht besessenes Gut! als ob der unrechtmäßige Besitzer legal über ihm nicht Gehöriges disponiren könnte! Das fühlt die Familie Orleans, oder vielmehr einzelne Mitglieder derselben fühlen es und rufen daher die Volkssouverainetät, als den Quell ihres Anspruches und ihrer Besitztitel, an, — bedenken aber nicht, daß diese Volks-Souverainetät sich theils in der Revolution von 1848 gegen den usurpatorischen Besitz des Throns durch den „Bürger-König", theils durch die Erhebung des Prinzen Louis Napoleon auf den Kaiserthron entschieden gegen die Familie Orleans ausgesprochen. Wie groß für alle Zeit hätte Louis Philipp Herzog von Orleans in der Geschichte

dagestanden, wenn er als Lieutenant-général du royaume so tüchtig und anerkennenswerth, wie er wirklich regiert hat, für den legitimen Thron-Erben, den Herzog von Bordeaux, regiert hätte, — wenn er das Gute, was er in seiner 18jährigen Herrschaft wirklich gethan, uninteressirt gethan hätte, — wenn er nur gerettet, geschützt, beruhigt, geordnet, nicht aber usurpirt hätte! Ludwig XVIII. hat von 1793 bis 1814 auf sein Erbe warten müssen. Doch ist es ihm endlich geworden. Der Herzog von Bordeaux wartet schon seit dem Jahre 1830 auf sein Erbe, und allerdings ist es die Frage, ob er es je erhalten wird, denn Frankreich bedarf zum Heile Europas in der That einer so „starken“ Regierung, wie sein gegenwärtiger Beherrscher sie ihm angedeihen läßt, und von Stärke hat sich bis jetzt bei dem legitimen Erben König Carl's X. nichts wahrnehmen lassen. Worauf aber der Graf von Paris, seine Mutter und die Gegner der Fusion — das heißt die Gegner der unbedingten Unterwerfung unter die unantastbaren Rechte des purpurgebornen Oberhauptes der Familie — ihre Hoffnungen und Aussichten gründen, gegenüber dem de facto Besitz der Familie Napoleon und dem de jure, Besitz der Familie Bourbon? das entzieht sich in der That jeder bis jetzt gebräuchlichen Betrachtung göttlicher Ordnungen auf Erden. Schon das Wort Fusion ist eine Verhöhnung jedes Rechtsgrundsatzes. Reue über begangenes Unrecht, Buße für 18jährigen unrechtmäßigen Besitz und unbedingte Anerkennung der unveräußerlichen Geburts-Rechte und Ansprüche des jetzigen Oberhauptes der Familie Bourbon — das wären Worte, die sich eher für das fragliche Verhältniß anwenden ließen als das Wort Fusion!

Eine ziemlich unbeachtet vorübergegangene Abstimmung des englischen Unterhauses, hat nach unserer Ansicht nichts desto weniger eine große Wichtigkeit. Ein Herr Grogan hatte nämlich darauf angetragen, den Hinterbliebenen gestorbener, eben so gut wie im Felde gefallener Offiziere den Geldwerth der Offizier-Patente zu erstatten, und der Antrag wurde mit 81 gegen nur 39 Stimmen verworfen. Diese Abstimmung läßt wenig Hoffnung auf eine Aenderung in der Käuflichkeit der englischen Offiziers-Patente, welche Aenderung von vielen Seiten als eine wünschenswerthe Verbesserung der englischen Militairverhältnisse betrachtet wird, wie denn überhaupt selbst die peinlichsten Erfahrungen des eben beendeten Krieges nicht im Stande zu sein scheinen, die Grundübel der englischen Heeres-Organisation zu beseitigen. Die Zeitungen machen zwar viel Aufhebens von einer Rede, die der General Williams, durch seine versuchte Vertheidigung von Kars zum Baronet erhoben, bei einem Frühstück in Dover gehalten. Sie sagt indessen doch nur genau dasselbe, was vor ihm das „United service Magazine“ und die „Naval and military Gazette“ schon 20 Jahre lang gesagt, ohne daß Regierung oder Parlament die geringste Notiz davon genommen. Niemand,

der die englische militairische Litteratur nur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, wird sagen können, daß die Fehler der englischen Heeresverwaltung und Einrichtung nicht von sachverständigen Engländern selbst schon längst erkannt und nach allen Seiten hin besprochen worden sind. Eben so wenig wird man aber leugnen können, daß das Alles vollständig in den Wind gesprochen gewesen ist. „Wehe der Nation", — so lautete die Dessert-Rede des Generals Williams, — „welche Reichthümer aufhäuft, ohne gleichzeitig Vorsichtsmaßregeln zu deren Vertheidigung zu treffen. Ich bin durch das bewaffnete Europa gereist und warne bei meiner Rückkehr alle meine Landsleute davor, die Kriegskunst nicht zu vergessen." Während der General das sprach, ging in allen Grafschaften Englands die übereilte und nichts weniger als dankbare oder entschädigende Entlassung der Milizen vor sich, — wurde im Parlament gewünscht, daß man sich je eher je lieber der fremden Söldlinge entledige, — und wird jetzt der Vorschlag abgewiesen, den Hinterbliebenen gestorbener Offiziere die offenkundig ausgelegte Summe für den Erwerb der Offizier-Patente zu erstatten. Auf der einen Seite erklärt somit der Staat das Offizier-Patent für ein vollkommen sittliches Handelsgeschäft, auf der anderen Seite nimmt er ihm seinen currenten Werth. Die Stärkung, Vermehrung und Verbesserung der Armee ist in aller Munde und kann nirgend, auch in den kleinsten Anfängen zur That erstarken, und zwar aus Besorgniß, daß die Armee der glorious constitution schaden möchte. Wie das geschehen könne? Die Antwort darauf wird jedesmal aus einer Zeit hergeholt, die in keiner Beziehung den Vergleich mit den Zuständen der Gegenwart verträgt.

Johanniter-Orden.

Berichtigung.

In der Liste derjenigen Ehrenritter des Johanniter-Ordens, welche am **24.** Juni den Ritterschlag erhalten haben, (B. V., H. 13, S. 687, Z. 10 v. u.) muß es heißen:

General-Major a. D. August Wilhelm v. Schack zu Berlin,

anstatt v. Sack.

Wappen-Sagen.

Die edeln Gänse zu Putlitz.

Da man eilfhundert fünfzehn schrieb
  Ein schöner Stern erblich,
Am Welffesholz Graf Hoyer blieb,
  Von Mansfeld nannt er sich;

Graf Hoyers Sohn, jung Gebhardt, kam
  Zum sächsischen Lothar
Und diente ihm viel tugendsam
  Sechs Monat und zwölf Jahr.

Der Kaiser sprach: „Herr Gebhardt jung,
  „Zieht gegen Wendland aus,
„Dort giebt es Ruhm und Land genung,
  „Und gründet Euch ein Haus!“

Da zog hinaus der junge Held
  Mit einer kleinen Schaar,
Die folgte ihm ohn' Lohn und Geld,
  Weil er ein Mansfeld war.

Und als er an die Elbe kam,
  Da nahm er einen Stein
Und warf ihn keck mit seinem Gram
  Weit in den Fluß hinein.

Und als er glücklich drüben war,
  Sprach er im Waffenglanz:
„Du folgtest mir, Du treue Schaar,
  „Verflogen ist die Gans —“

„Doch harre aus und sei gemuth,
  „Bis Herr die Gans im Land,
„Dann wird Jedwedem reiches Gut —
  „Mein Schwert zum Unterpfand!“

Und als das Jahr zu Ende ging,
  Da hatt' die Gans gesiegt,
Der Wendenfürst mit güldnem Ring
  Auf blut'gem Felde liegt.

Im Fürstenschloß, das Putlitz hieß,
  Stand stolz Graf Hoyer's Sohn,
Die Mannen sein mit Schwert und Spieß,
  Die nahmen großen Lohn.

Herr Gebhardt sprach: „Das Wappen mein
„Sei die verflog'ne Gans,
„Ei, die thät sich verfliegen fein,
„Drum ziemt ihr auch ein Kranz;"
„Die Gans zu Putlitz hat genist't,
„Sie schmückt die gold'ne Kron,
„Ein freier Herr zu dieser Frist
„Bin ich's und bleib' es schon!"
So sprach der Held, Herr Gebhardt jung,
Die edle Gans genannt,
Der fand wohl Ehr' und Ruhm genung,
Dazu auch weites Land. —
Vom alten Haus zu Putlitz nahm
Manch' edle Gans den Flug,
Der sie zu Kämpfen wundersam
Und hohen Ehren trug.
Die edle Gans in stolzem Ruhm
Zu Putlitz treu und stark,
Hat heut noch das Erbmarschallthum
In Chur- und Mittel-Mark.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

Sechstes Capitel.

Die Ritter der Königin.

> Horch in tieferm Tone
> Bebt die Saite! Wer ist's? Eines Ermiten Ton.
> Der, ein heiliger Barde,
> Sich beseufzt und das Vaterland!
> Horch, an Babylons Weiden
> Klang die Harfe so dumpf und so erhaben jetzt!
> Da die Freude der Zukunft
> Hell in Tönen frohlockend singt.
>
> (Nach Thomson.)

> Durch Alles waltet Gott zum Menschenwohl,
> Der stumme Schlaf wird Lehrer, selbst der Traum
> Mit seinem Gaukeln winkt uns Wahrheit zu.
>
> (Young: Nachtgedanken I.)

Auf der alten Schädelstätte, auf der so oft schon das Schwert in die Waage fiel, schwer und entscheidend, in den weiten Ebenen von Lützen-Leipzig, wo schon so oft das Schicksal des Krieges an dem Ausgange der Schlacht hing, war auch die erste Schlacht des Befreiungskampfes geschlagen worden. Die erste Schlacht des deutschen Befreiungskampfes, geschlagen von Preußen und Russen gegen Franzosen und Deutsche!

Der furchtbar blutige Kampf bei Großgörschen brachte den Waffen Preußens und Rußlands keinen entscheidenden Sieg, aber das edle Heldenblut, das dort am grünen Maientage in Strömen geflossen, dampfte nicht umsonst gen Himmel! Die Russen hatten den Ruhm ihrer Kriegstapferkeit bewahrt, die Preußen aber hatten sich mit dem Tage von Lützen und Großgörschen ihren alten Ehrenplatz wieder erobert unter den streitbaren Völkern.

An jenem Maientage wurde das Meisterstück Scharnhorst's, die neue Heerbildung, zum ersten Male in die Feuerprobe genommen, und siehe da, es bestand wohl, und damit nichts fehle, wurde sie geweiht und gefeit durch das edle Heldenblut des Werk- und Baumeisters, Scharnhorst's, selbst und so vieler treuer Preußen, die ihm geholfen am großen Werk, mit nimmer lässiger Hand.

Großgörschen, glorreicher Heldentag Preußens, reich an unsterblichen Erinnerungen! Großgörschen, wo die Königssöhne Preußens neben ihren treuen märkischen und pommerschen Landwehren im selben Kugelregen standen, wo die alten Regimenter wetteiferten mit den von Napoleon so verächtlich und falsch tarirten „Kreuzbauern" im blutigen Waffentanz! Großgörschen, wo man den jugendlichen Kronprinzen, den König, der jetzt Preußens Krone trägt, mit dem feurigen Heldenungestüm der Hohenzollern ins feindliche Feuer jagen sah, wo Prinz Wilhelm von Preußen den schönen Lorbeer des Reiterfeldherrn pflückte, wo so viele Preußendegen, nachmals hochberühmt in Krieg und Frieden, das erste Blatt zu dem Kranze brachen, der sie in späteren Tagen so prächtig schmückte! Bei Großgörschen im Blut, da erwuchs neben den stattlichen, weittragenden Heldenbäumen die junge Ehrensaat Preußens, die Wrangel, die Brandenburg, die Dohna, die Stolberg, —, wer kann sie alle nennen! — die in einer spätern Zeit, des jugendlichen Heldenthums von Großgörschen gedenkend, Preußen noch einmal stützten mit ihren guten Klingen, mit ihren starken Herzen!

Auf dem Felde von Großgörschen war's, wo die Berliner Jugend sich des Ruhmes der Hauptstadt würdig zeigte und mit ihrem Blut die Flecken abwusch, die auf dem Bärenschilde der preußischen Königsstadt rosten mochten — glorreiches Gardejäger-Bataillon! Keine preußische Truppe, die auf jenem Maifelde preußischen Ruhmes zum Gefecht kam, hat sich ohne Auszeichnung geschlagen; sie schlugen sich, daß die alten Kriegsobersten der Russen staunten, und die brandenburgischen Kürassiere entriffen durch ihre beispiellose Bravour dem russischen General Miloradowitsch den Ausruf: „Ah! diese Kürassiere von Brandenburg, sie schlagen sich wie die Engel!" Großgörschen ist auch der ganz besondere Ehrentag der preußischen Garden.

Aber der ruhmreiche, wenn auch sieglose, Kampf bei Großgörschen war mit Nichten die schwerste Probe, welcher das Werk Scharnhorst's unterworfen wurde. Der Rückzug aus Sachsen war die schwerere!

Napoleon staunte — es ward ihm unheimlich bei diesem Rückzug eines Gegners, dem er kein Stück Geschütz abnehmen konnte.

Auf diesem Rückzuge waren preußische Offiziere von verschiedenen Waffen und Regimentern versammelt in der ärmlichen Schenke des sächsischen Dorfes Corbitz; die umliegenden Orte lagen dicht voll Truppen, und hinter Corbitz stand eine bedeutende Anzahl von Geschützen; verschiedene Regiments- und Bataillonsstäbe lagen im Ort selbst.

Fast den ganzen Tag lang hatte es geregnet, gegen Abend war das Wetter besser geworden, zugleich aber auch eine empfindliche Kühle eingetreten. Die Offiziere an den ochsenblutfarben angestrichenen Holztischen und auf den handfesten Holzbänken der zwar sehr niedrigen, aber doch auch sehr geräumigen Schenkstube, mußten immer dichter zusammenrücken, denn je mehr die Dämmerung draußen zunahm, desto mehr Ka-

meraden suchten Unterkunft, Unterhaltung und Erquickung in der Schenke.

Mit leiblicher Erquickung sah es indessen ziemlich kläglich aus; offenbar war die sächsische Wirthschaft nicht auf so viele preußische Gäste eingerichtet gewesen; den geringen Vorrath vaterländischen Gerstensaftes hatten Hunderte von durstigen Kehlen bald erschöpft, einige Flaschen Meißner Wein hatten einige leichtsinnige Lieutenants an sich genommen und die Stärke ihrer Magen daran probirt, für die Uebrigen blieb nichts übrig, als sich an die Branntwein-Vorräthe zu halten, die denn glücklicher Weise noch nicht ganz erschöpft waren. Mit der Speise war es noch schlechter bestellt, als mit dem Getränk, und die meisten Offiziere sahen sich auf den Inhalt der Brodwagen beschränkt, die glücklicher Weise noch zur rechten Zeit angekommen waren.

Deßhalb erregten einige ältere Artillerie-Offiziere, welche gleich vorn an der Thür, dem Schenktisch zunächst, saßen und zu ihrem Brod ein mächtiges Stück Schinken speisten, von dem sie mit vereinten Kräften Scheibe auf Scheibe herunterschnitten, hier und da einen Seufzer, auch wohl einen neidischen Wink, den die alten Feldsoldaten, man sah es ihnen auf den ersten Blick an, daß sie Erfahrung in solchen Dingen hatten, zwar sehr wohl bemerkten, aber nicht im Geringsten beachteten.

Je mäßiger es nun mit der Erquickung des Leibes bestellt war, desto lebhafter war die Unterhaltung, die in allen möglichen deutschen Dialecten geführt wurde, zu der aber auch mit einem Eifer Tabacк geraucht wurde, daß das weite niedrige Gemach bald von so dichten Dampfwolken erfüllt war, daß Keiner mehr seinen Nebenmann recht erkennen konnte.

Als jeder Platz in der Schenkstube seinen rechtmäßigen „Besitzer“ hatte und auch die Stehplätze zumeist durch „Standespersonen“ eingenommen waren, wie das der dicke Artillerie-Lieutenant Schmidt bemerkte, der als Artillerist und Berliner immer die Batterieen seines Witzes spielen ließ, öffnete sich die Thür noch einmal und eine frische Stimme sagte: „Auf Ehre, von Arenstorff, nichts als Kameraden und Tabacksqualm, Donnerwetter, hierher sollte Tante Lohmeier mal kommen, die schon die Nase zieht, wenn sie bei einer zärtlichen Umarmung meiner geschätzten Person meiner Frisur anriecht, daß ich Taback geraucht habe!“

„Ist denn gar kein Plätzchen mehr?“ antwortete der Hauptmann von Arenstorff, muthig eindringend.

„Ah! da ist von Arenstorff,“ rief ein Bekannter, „suchen Sie hier Ihr Landwehr-Bataillon?“

Der Capitain von Arenstorff war zum Führer eines Landwehr-Bataillons ernannt worden, vor mehreren Tagen schon, aber bis jetzt war es ihm noch nicht möglich gewesen, dasselbe bei dem fortwährenden Hin- und Hermarschiren aufzufinden.

„Herr Capitain,“ sagte der dicke Artillerie-Lieutenant aus Berlin,

der die Gesellschaft höchst ausdauernd mit zwölfzölligen Wortspielen bombardirte, „trösten Sie sich, Sie finden Ihr Bataillon hier jedenfalls eher, als einen Platz für sich und den langen Ulanen. Guten Abend, Ulanerich!" wendete er sich an den Lieutenant von Krummensee, mit dem er von Berlin aus befreundet war, „Sie haben da an der Tischecke einen beneidenswerthen „Stand", zumal wenn Sie heute eine lange „Sitzung" gehabt haben sollten im Sattel. Witz von mir!" schrie der dicke Artillerist lustig und Alle lachten.

Im Felde macht man sehr bescheidene Ansprüche.

Der Ulan entgegnete mit guter Laune: „Plagt Sie der Teufel, dicke Seele, daß Sie hier noch Witze machen, ich bin hundemüde!"

„Ich sage, va banque!" rief der wohlbeleibte Artillerist, gutmüthig aufstehend, „da setzen Sie sich an meinen Platz, müder Ulanerich, der Bank ist's egal, wer auf ihr sitzt, im Gegentheil muß das Biest, — hart genug ist's ohnehin, — mir noch sehr dankbar sein, denn der lange Ulan ist wenigstens einen halben Centner leichter als ich."

Alles lachte laut und der Lieutenant nahm ohne weitere Complimente den Platz ein, den ihm der gutmüthige Witzbold räumte.

„Donnerwetter!" schrie plötzlich eine Stimme aus dem Dunkel heraus: „Herr Kamerad, wo haben Sie denn diese appetitlich aussehenden Würste her?"

Der Capitain von Arenstorff hielt sechs Paar jener kleinen, sehr fest geräucherten Würstchen in der Hand, die unter dem bezeichnenden Namen von Knackwürsten zu den ländlichen Delicatessen Sachsens gezählt werden.

„Wenn der Schöpfer dieser Würste," rief der Lieutenant Schmidt, „geahnet hätte, daß selbige heute in diesem Salon verspeist werden würden, so hätte er sich sicherlich die Mühe erspart, sie vorher in den Rauchfang zu hängen!"

„Würste! Würste! Herr Kamerad, wo haben Sie die Würste her?" fragten mehrere Stimmen.

„Von einem Bauer hier schräg gegenüber in dessen Hof gekauft!" antwortete der Capitain, mit den Augen blinzelnd, „theuer genug, das Paar acht Groschen!"

Mit einem Rucke, wie auf Commando, fuhren sechs bis acht Offiziere von ihren Sitzen empor und polterten klirrend und stolpernd zur Thür hinaus.

Der Capitain nahm behaglich einen der leergewordenen Plätze in Besitz und stimmte fröhlich in das Lachen des Lieutenants Schmidt ein, welcher sich neben ihn setzte und ihm versicherte: es scheine den Kameraden doch nicht Alles „Wurst" zu sein!

„Aber für Sie, Herr Kamerad, ist wenigstens dieses Stück Wurst!" sagte der Capitain, und theilte dem dicken Mann freigebig mit.

„Ausgezeichneter Witz, Herr Capitain," erwiederte der Artillerist, „ich schätze Ihre „Mittheilungen" außerordentlich!"

Die drei Offiziere hatten in unglaublich kurzer Zeit die Würste vertilgt, und der Artillerist, eine mächtige Feldflasche zum Vorschein bringend, sagte auf die Wurstschaalen blickend mit Emphase: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" dann that er einen nicht eben kleinen Zug aus der Flasche und reichte sie dem Capitain, dieser trank und gab sie an den Ulanen.

„Wo erst die Artillerie," lachte dieser, „und dann noch Infanterie im Quartier gelegen, da findet ein armer Cavallerist sicher nichts mehr!"

Er machte die Nagelprobe und es lief allerdings kein Tropfen mehr aus der Flasche.

„Es ist erschrecklich, was diese Infanteristen leisten können!" sagte der Artillerist mit komischer Theilnahme zu dem Ulanen.

„Ich protestire," entgegnete der Capitain, „ich habe nur noch eine höchst schwache Besatzung in der Flasche gefunden."

„Na, ich will's gestehen," bekannte Lieutenant Schmidt, „das Kanon hatte kaum die Viertel-Ladung, aber wir können ja frisch laden, abgeprotzt!" schrie er, und sprang mit großer Behendigkeit auf und lief nach dem Schenktisch, um sich seine Feldflasche wieder füllen zu lassen.

„Nun, Ulanerich," sagte er zurückkehrend und Krummensee die Flasche reichend: „volle Ladung, gerichtet ist, Feuer!"

Die Unterhaltung hatte sich unterdessen mehr und mehr belebt, hier wurden die Bewegungen der Armee, dort die Verpflegung, hier ein neuer Major, dort ein neues Waffenstück kritisirt. Bald wurde nicht mehr gesprochen, sondern geschrieen, denn es war gar nicht möglich sonst, sich verständlich zu machen. Dann begann Einer ein Lied zu singen, den Text kannten die Wenigsten, aber der Refrain wurde desto lauter und kräftiger mit gesungen. Aber wie Alles seine Zeit hat, so verstummten auch allgemach die Kriegsgesänge, die Offiziere, die nicht im Ort selbst in Quartier lagen, entfernten sich nach und nach, und endlich brachen auch der Capitain von Arensdorff und der Lieutenant von Krummensee auf.

„Es ist fast neun!" rief der dicke Artillerie-Offizier possenhaft, „ich kann Sie unmöglich allein nach Hause gehen lassen, meine Damen, nehmen Sie meinen Arm, es liegen jetzt so viele Truppen hier, leichtfüßige Infanterie und leichtfertige Cavallerie, ich werde Sie begleiten, damit Sie keine unangenehmen Begegnungen haben!"

„Wie weit wird uns dieser schlanke Ritter führen?" lachte der Capitain.

„Gerade bis zu seinen Kanonen vor dem Dorf!" entgegnete der Lieutenant, „gewiß keinen Schritt weiter."

„Schnöder Undank," versetzte der Artillerist emphatisch, „aber,"

setzte er lachend hinzu, „wenn Infanterie und Cavallerie erst hinter den Kanonen, dann haben Sie auch nichts mehr zu fürchten!“

Arm in Arm gingen die drei Offiziere durch das Dorf, wechselten im Vorübergehen hier und da ein Wort mit den begegnenden Kameraden und kamen in's freie Feld.

Ringsum leuchteten die Wachtfeuer der bivouaquirenden Bataillone auf Erden und die Sterne am Himmel drüber. Von allen Seiten klangen Lieder.

„Concert mit Illumination!“ rief der Artillerist vergnügt, „Entrée gratis, Mitwirkung wird gewünscht!“ und zugleich begann er so fürchterlich zu singen, daß sich seine Gefährten von ihm losrissen und sich die Ohren zuhielten.

Einige hundert Schritt rechts von der Straße war eine große Feldwache, und vernehmlich erklang das Schelmenlied aus heiseren Kehlen herüber:

Wohlan, die Zeit ist kommen, mein Pferd, das muß gesattelt sein,
Ich hab's mir vorgenommen, geritten muß es sein;
Geh Du nur hin, ich hab' mein Theil, ich lieb' Dich nur aus Narrethei,
Ohne Dich kann ich schon leben, ohne Dich kann ich schon sein!

„Ich will wetten, das sind Husaren, alte Soldaten, die das singen!“ sagte der Capitain, „ich kann immer schon aus den Liedern heraushören, was für Leute in einem Bivouac liegen.“

„Wahrhaftig, Sie haben's getroffen,“ entgegnete der Ulan, „es sind von den schwarzen Husaren bei der Feldwacht, die Stößel bekommen hat!“

„Da hört,“ mahnte der Capitain, „wie feierlich schön das dagegen klingt, das sind freiwillige Jäger! ich wette darauf, solche Lieder hörte man früher nicht im Felde, horch, wie frisch die Stimmen!“

Ström' hin mein Blut, so purpurroth,
Dich rächten meines Schwertes Hiebe;
Ich hielt den Schwur: treu bis zum Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe!

Die Offiziere lauschten dem Kriegsgesange der Jugend eine Weile, dann gingen sie weiter; der dicke Artillerist war ganz weich geworden, und in ganz anderm Ton als sonst sagte er: „Die guten braven Jungen, da singen sie nun, als wenn sie noch in der Singestunde in der Schule wären, so fein und zierlich, und Alle haben sie was Liebes daheim, ein Bräutchen mit blauen Aeuglein und blonden Löckchen, oder eine alte Mutter und morgen vielleicht schon werden sie todtgeschossen! ach! der Krieg! der Krieg!“

Da fiel's wie eine Bombe in die Sentimentalität des Artillerie-Offiziers — denn dicht vor ihm bei einer Masse, die sich dunkler im Dunkel abschattete, erhob sich ein Gesang in den rauhesten Kehltönen:

Was der Andre ist gewesen, thut man auch in Büchern lesen,
Dies war Churfürst Friederich, Kerle seid nicht lüderlich!
Dieser goß die „faule Grete" und eroberte viel Städte,
Zerschoß die Burgen und dadurch wurde groß Haus Brandenburg.
Darauf ging es an's Belohnen, und die schönste der Kanonen,
Die „faule Gret" ward aufgericht't und ihr das Zündloch wohl verpicht.
Dann ließ man sie mit Weine füllen, und die Artill'rie, die trank im Stillen,
Daher noch jetzt zu jeder Frist, trinkt der preuß'sche Artillerist!

Sobald Lieutenant Schmidt den ersten Ton seines Lieblingsgesanges gehört, war seine Sentimentalität wie weggeblasen; er stimmte fröhlich mit ein und ließ sich durch die Meldung des Bombardiers, — der seinen Offizier an seinem falschen Singen auch in der Dunkelheit, denn es war natürlich kein Feuer bei den Kanonen, erkannte und dienstlich rapportirte, daß nichts vorgefallen sei, — nicht stören in der Ausübung seiner Fertigkeit im Gesang.

Singend schüttelte er den beiden Offizieren die Hand, welche rasch weiter schritten, um sich aus der Hörweite des furchtbaren Sängers zu entfernen; aber sie hatten schon ein ziemlich Stück Weges zurückgelegt, als sie noch immer den holden Gesang des dicken Artillerie-Offiziers deutlich vernahmen.

„Hier trennen sich unsere Wege eigentlich," sagte der Capitain, der schon seit einer Weile geschwiegen, „hier in diesem Dorfe habe ich mein Quartier, und wenn mich nicht Alles trügt, so müssen Sie zu Ihrem Regiment dort hinüber."

Der Lieutenant blickte sich flüchtig um und nickte.

„Mein theurer junger Kamerad," nahm der Capitain das Wort wieder, „da ich noch mit Ihnen zu sprechen habe, Sie aber noch in der Nacht auf Feldwache müssen, so ist es billig, daß ich Sie begleite."

„Sie sind feierlich, von Arenstorff," verwunderte sich der Ulan.

„Hören Sie mich an, mein Kamerad," sagte der Capitain weiterschreitend, „hoffentlich führt uns ein Sieg bald vorwärts, bis zum Rhein, bis über den Rhein, der Friede ist nicht mehr möglich zwischen dem französischen Kaiser und Preußen; entweder er wird besiegt, oder wir gehen glorios zu Grunde, es ist also ein langer Krieg, welcher uns bevorsteht. In einem langen Kriege aber werden die Herzen hart und die Gemüther verwildern, das Waffenhandwerk ist ein rohes, gewaltsames, und nur der Sinn und Geist, in welchem es geübt wird, vermag es zu adeln. Nicht mehr, wie in früheren Kriegen, führen wir eine mehr oder minder gut dressirte Masse zum Kampf, es ist die Blüthe der Nation, es ist die ganze männliche Jugend Preußens, welche wir commandiren. Sie folgt uns jetzt, von einem erhabenen Schwunge vaterländischer Begeisterung fortgerissen. Dieser begeisterte Schwung aber kann nicht ausdauern, er wird, er muß erlahmen nach und nach in regnerischen Bivouacsnächten, auf endlosen Hin- und Hermärschen, auf Rückzügen — bitte, ich weiß, was Sie sagen wollen, ja, an Tagen der Schlacht,

an welchen die Poesie des Soldatenlebens in ihre prächtige blutrothe Blüthe tritt, da wird die Begeisterung immer wieder schlachtenfroh aufflammen und Heldenthaten thun, ohne Zweifel, mein junger Kamerad; aber in den Zwischenzeiten, im Bivouac, in den Quartieren, auf den Märschen, bei Kälte, Mangel, Hunger und Durst, da kommt der Egoismus zu Tage, die schlechte Seite der Menschennatur; Sie müssen das auch in Rußland bemerkt haben!"

„Gewiß," entgegnete der Ulan, „aber jetzt ist das ganz anders, hier ist's nicht so!"

„Nein, bis jetzt ist's nicht so," fuhr der Capitain fort, „aber wir sind auch erst am Anfang und die Begeisterung ist noch frisch; nun denn, scheint es Ihnen nicht wünschenswerth im höchsten Grade, der preußischen Jugend unter den Waffen und während des Krieges denselben Geist und den edeln, reinen Eifer so viel als möglich zu erhalten, mit denen sie unter die Waffen getreten ist? Mit einem Wort, der vaterländischen Erhebung so lange als möglich ihren reinen Charakter zu erhalten?"

„Das hoffe ich," erwiederte der Lieutenant eifrig, „es darf nie vergessen werden, daß wir einen heiligen Kampf mit Gott, für König und Vaterland kämpfen."

„Gut," antwortete der Capitain, „von Oben wird gewiß Alles gethan werden, dem Kriege diesen reinen, heiligen Charakter zu erhalten; Sie wissen aber selbst, daß nicht Alles, was den Geist einer Truppe betrifft, von Oben herunter commandirt werden kann; Sie wissen dagegen, wie mächtig einzelne Persönlichkeiten einwirken können auf den Geist des Soldaten! Nun haben, vor der Schlacht bei Groß-Görschen schon, mehrere Offiziere sich zusammengethan und sich das Wort gegeben, nach Kräften, Jeder in seinem Kreise, dahin zu wirken, daß unter den Truppen der Geist des heiligen Befreiungskampfes rein erhalten werde. Sie wollen auf die Truppen wirken, zunächst und hauptsächlich durch ihr Beispiel, dann aber auch durch Unterredungen mit den Soldaten, durch Verbreitung passender Lieder und durch strenge Aufsicht. Der preußische Soldatenname soll nicht befleckt werden, weder im Siege, noch in der Niederlage, durch Rohheit gegen die Besiegten, durch Plünderung fremden Eigenthums, durch muthwillige Beschädigung desselben, durch Mißhandlung Wehrloser, durch Frechheit gegen Frauen und Mädchen; er soll vielmehr einen neuen Glanz bekommen durch Menschlichkeit gegen Wehrlose und Gefangene, durch Schonung der Besiegten, durch Pflege der Verwundeten, und alle diese und ähnliche Dinge, die zwar an sich schon Pflicht und Gebot sind, die man aber sonst im Kriege nur zu geneigt ist zu übersehen. Zu diesem Zweck haben sich eine Anzahl von Offizieren mit einander verbunden, und zum Gedächtniß der unvergeßlichen Königin Louise nennen sich diese Offiziere die „Ritter der Königin". Ich gehöre zu diesem Ritterbunde der Königin, am Tage vor

der Schlacht bei Groß-Görschen hat mich der Lieutenant de Lamotte Fouqué, der die freiwillige Jäger-Schwadron des brandenburgischen Kürassier-Regiments führt, aufgenommen, und ich frage Sie nun, mein lieber, junger Kamerad, wollen Sie der Unsere sein, wollen Sie eintreten in den Bund der „Ritter der Königin?“

„Von ganzem Herzen!“ rief der Ulanen-Offizier begeistert.

Der Capitain umarmte den jungen Mann, küßte ihn und sprach feierlich bewegt: „So nehme ich Sie auf in den Bund der „Ritter der Königin“ und wünsche Ihnen Gottes Schutz und Segen für die heilige Thätigkeit, der Sie sich weihen, Stärke zur Erfüllung der schönen Pflichten, die Ihnen der Bund auflegt, und ermahne Sie, den Bund zu erweitern durch Aufnahme solcher Männer, welche sich bereits bewährt haben dadurch, daß sie als Männer gestanden im Feuer und vor dem Feinde, solcher Männer, von denen Sie hoffen, daß sie im Sinne unseres Bundes zu wirken befähigt sind. Wenn Sie aber einen preußischen Krieger aufnehmen in unsern Bund, so sollen Sie es thun unter Anrufung von Gottes Hülfe und zum Gedächtniß der Königin Louise! Gott helfe dem Könige und dem Vaterlande!“

Die beiden Krieger standen einander gegenüber, in festem Druck fanden sich ihre Hände.

„Mein theurer junger Ritter der Königin,“ sagte der Capitain endlich wieder, „unser Bund hat keine geheimen Zeichen, an ihren Thaten sollen sich die Ritter erkennen; da aber, wo Sie zu Hülfe gerufen werden im Namen der Königin, da ruft Sie der Bund, und wo Sie Beistand heischen im Namen der Königin, da wird Ihnen der Bund zur Seite stehen. Vergessen Sie nicht, daß Sie Jeden, den Sie für uns passend finden, aufnehmen können in den Bund, wenn er ein geborner Preuße ist und tapfer vor dem Feind sich bereits gezeigt; jeder Offizier und jeder Freiwillige kann ein Ritter der Königin sein!“

Die beiden Ritter der Königin schüttelten sich noch einmal die Hände, dann schieden sie, und während der Capitain mit langen Schritten dem Dorfe zueilte, wo sein Bataillon lag, ging der Lieutenant aufgeregt und überrascht durch das, was wir eben geschildert, langsam der Feldwacht seines Regimentes zu.

Die Pferde stampften am Piquetpfahl, die Lanzenreiter lagen um ein kleines Feuer, das dem Erlöschen nahe war, und schliefen, zumeist in ihre Mäntel gehüllt, oder ruheten doch; nur Eitas, der alte Towarczy, ein Ulan, auf den das ganze Regiment stolz war, und ein Trompeter, saßen zusammen und hielten gemeinschaftlich ein spätes Abendbrot. Der Offizier, welcher die Feldwacht commandirte, ging mit großen Schritten auf und ab, schien aber mehr mit sich selbst, als mit seiner Feldwacht, auf der sich übrigens Alles in Ordnung befand, beschäftigt. Er grüßte die herantretenden Kameraden nur mit einer leichten Neigung seines Hauptes und fuhr fort, auf und abzuwandeln.

Citas, der alte Ulan, war aufgesprungen, als sich sein Offizier näherte, hatte sich aber auf dessen Wink sofort wieder niedergelassen und fuhr fort zu kauen.

Krummensee warf sich neben dem Feuer nieder, stützte seinen Kopf auf den Ellenbogen und starrte, den Reden des Capitains nachdenkend, in die kleine Flamme, die gemach erlosch.

Er lag so eine Weile, dann übermannte ihn die Müdigkeit, seine Augen schlossen sich, und er schlief ein.

Im Einschlafen hörte er wohl noch den Gesang aus der Ferne, denn an manchen Bivouac-Feuern schienen sie keine Müdigkeit zu kennen; er vernahm das Stampfen der Rosse am Piquetpfahl, er hörte das ferne Anrufen der Posten, aber er schlief endlich fest ein und träumte von der schönen Mennonitin Susanna und seiner Cousine Waldemare, deren edle Erscheinung in seinen Träumen oft das liebliche Gesicht Susanna's verdrängte.

Plötzlich ertönte ein heller Trompetenstoß und klang dicht über ihn hin; er fuhr schlaftrunken auf und sprang auf seine Beine, er stand einige Schritt weit von dem Trompeter, der ihm die Reveille mit aller Macht gerade in's Gesicht schmetterte. Der Morgen graute, von allen Seiten bliesen die Trompeter die Reveille, die Trommeln wirbelten drein, und die Hörner klangen weckend und grüßend dazwischen.

Der Lieutenant schüttelte sich schauernd in der frischen Morgenluft und nahm begierig den blechernen Feldbecher, in welchem Citas, der nie zu schlafen schien, ihm Kaffee gekocht hatte. Es war nicht leicht, den Kaffee aus dem Gefäß selbst zu trinken, in welchem er gekocht war, doch man lernt Allerlei im Felde, und Krummensee war mit seinem Frühstück zu Ende, als ihm Citas seinen schönen Schweißfuchs vorführte, der seinem Herrn freudig entgegenwieherte. Leicht schwang sich der Offizier in den Sattel, weithin schweifte sein Blick über die Ebene, über der sich die Morgennebel zu heben begannen, die von Streitern zu Fuß und zu Roß wimmelte. Mächtiger hob sich die Brust des Ulanen, der edle Schweißfuchs unter ihm schnob in den Wind und tanzte auf den zierlichen Füßen, die Ohren klug spitzend bei der Trompete muthigem Klang. Der Ulan wiegte sich behaglich im Sattel, ein rechter Reiter, fühlte er sich nirgend so heimisch, wie im Sattel; so voll stolzer Reiterlust und ächter Kriegsfreudigkeit hielt er da, bald den schallenden Zuruf eines vorübermarschirenden Bataillons so recht eigentlich von Oben herab, aber freundlich und freudig zugleich erwiedernd, bald die Morgentoilette seiner Ulanen und ihrer Pferde überwachend.

Da reichte ihm Citas die kleine Pfeife mit dem kurzen Rohr und dem schief darauf stehenden Kopf, sie hatte bereits den vorjährigen Feldzug nach Rußland mitgemacht, hinauf auf's Pferd; sie war gestopft nach allen Regeln der Rauchkunst, fest oben, locker unten, ein großes Stück brennender Schwamm lag darauf unter dem gelben Drahtdeckel;

der glimmende Schwamm roch köstlich durch den Morgennebel. Begierig griff Krummensee nach der Pfeife; es giebt keinen größern Genuß für den Raucher, als eine Pfeife beim ersten Morgengrauen im Freien!

Die Offiziere des Regiments kamen zusammen und begrüßten sich, der Adjutant traf aus dem Hauptquartier ein, und bald ritten die Ulanen in langem Zuge im Schritt dahin; langsam in verschiedenen Windungen, wie eine Schlange, ringelte sich das Regiment an den sanft ansteigenden Höhen ostwärts hinauf. Der Major trabte mit Krummensee und einigen andern Offizieren neben der marschirenden Colonne her und sprengte endlich bergauf. Sie erreichten den Rücken des Höhenzugs einige Minuten früher als die Tête des Regiments.

„Sehen Sie da, Herr Oberstwachtmeister!" rief unser Lieutenant, der seine Blicke nach Rechts schweifen ließ, plötzlich und deutete auf weiße Rauchwölkchen, die aus dem Nebel hervorquollen, sich aber im Licht der eben aufgehenden Sonne scharf gegen den Nebel absetzten.

„Kanonenfeuer!" rief der Major überrascht.

In demselben Augenblicke schlug der dumpfe Donner fernen Geschützfeuers, vom Morgenwinde aus Nordost herübergetragen, an die Ohren der Ulanen. Der Lieutenant sah seinen Commandeur fragend an, dieser winkte, und dahin flog Krummensee auf seinem Schweißfuchs; er stob an den Têten mehrerer Regimenter vorüber, welche aus dem Thal heraufstiegen. Mancher Offizier frug auch wohl: „Wo das Kanonenfeuer, Herr Kamerad?" Krummensee hielt sich aber nirgends auf. Er kam bald so nahe, daß er unterscheiden konnte; er hörte jetzt auch den Donner der feindlichen Kanonen, deren Dampf er bis jetzt nur gesehen, gehört hatte er den Hall der Geschütze, die diesseits antworteten. Da kam ihm ein Reiter entgegen im vollen Rosseslauf, es war ein Husar.

„Karl von Bredow!" schrie der Ulan den Reiter von Weitem an; sein Auge war scharf, wie das Auge des Falken.

„Von Krummensee!" antwortete der Husar, näher kommend, „was ist von Cavallerie herauf?"

„Zwei Escadrons von unserm Regiment!" antwortete der Lieutenant, „aber was giebt's da drüben?"

„Die Russen sind mit Uebermacht angegriffen," antwortete der Husar, sein Pferd mit Mühe zügelnd, „sie müssen Zeit behalten, ihre schweren, grünen Kanonen den Berg hinauf zu bringen, und sie haben nichts dem Feind entgegen zu setzen, außer drei Escadrons von unserem Regiment. Der Feind hat viel Cavallerie, Garde-Cavallerie, entwickelt! Ich soll Cavallerie holen."

„Kommen Sie, von Bredow, wir holen mein Regiment!" lautete die Antwort Krummensee's; dann flogen die beiden Reiter wie zwei von einer Sehne abgeschnellte Pfeile davon.

„Französische Garde-Cavallerie!" rief Krummensee, von dem Gedanken entzückt, mit seinen Ulanen französische Garde-Cavallerie attaki-

ren zu können. — „Sind Sie gewiß, von Bredow, daß Sie Garde-Cavallerie vor sich hatten?“ fragte er dann.

„Meine Augen sind gut,“ entgegnete der Husar, „und ich habe die Bärenmützen der grenadiers à cheval selbst gesehen!“

Einige Minuten später hatten sie die Ulanen erreicht, der Major empfing die Meldung, und sofort ließ er das Gewehr aufnehmen und schwenkte mit seinen zwei Escadrons ein. Der Husar führte, dahin gings in vollem Trabe.

Die Lehne des Berges war bald erreicht, ein Theil der russischen Artillerie hatte schon oben Posto gefaßt, aber sie mußten hart gedrängt werden, denn es herrschte große Verwirrung; ein russischer General kam den Ulanen entgegen und besprach sich mit dem Major. Gleich darauf zogen die Ulanen sich seitwärts und ritten im Schritt bergunter. Dann schwenkten sie links und hatten die Ebene vor sich. Es waren französische Lanciers und die grenadiers à cheval der Kaisergarde, welche immer und immer wieder sich auf ein preußisches Husaren-Regiment und ein russisches Dragoner-Regiment warfen, welche den Rückzug der Geschütze deckten, die mühselig langsam den Berg hinauf krochen.

„Wahrhaftig Garde-Cavallerie!“ rief Krummensee glückselig, „Kinder,“ wendete er sich an seine Ulanen, „heute regnet's eiserne Kugeln und eiserne Kreuze. Jeder sehe, was er kriegen kann, aber Alles mit Gott für König und Vaterland!“

In dem Augenblick schmetterten die Trompeten, und über das Tosen der Cavallerie-Charge hin brauste das kampflustige Hurrah! der preußischen Lanzenreiter.

Die grenadiers à cheval machten sogleich Front gegen unsere Ulanen, sie hielten und gaben aus ziemlicher Entfernung noch eine Karabinersalve, aber die Ulanen preschten vorwärts, ob auch einige Sättel leer wurden; die feindliche Cavallerie wartete den Choc nicht ab, sondern retirirte im vollen Trabe. Erhitzt folgten ihnen die Ulanen, plötzlich aber pfiffen ihnen Musketenkugeln um die Ohren, und die bebänderten Czakos der Garde-Marine-Soldaten wurden an der Lisière eines kleinen Gehölzes rechts sichtbar.

Der Major ließ „kehrt“ blasen!

Im Schritt gingen die Ulanen zurück, augenblicklich aber trabten nun die Grenadiere zu Pferde wieder vor; der Ulanen-Major ließ Front blasen, und auf's Neue setzten die Ulanen ein, die Grenadiere gaben ihre Salve ab, wie vorher, und retirirten; dieses Mal folgten die Ulanen ihnen vorsichtig nur bis an den Busch; so gings noch ein paar Mal hin und her. Der Major war sehr zufrieden, auf diese Weise einen Theil der feindlichen Cavallerie zu beschäftigen und so den Russen Zeit zu geben, ihre Kanonen zu retten. Als die letzte Kanone den Berg hinauf war, schlossen sich die Ulanen den russischen Dragonern an und ritten

unverfolgt vom Feinde, in dessen Bewegungen ein plötzlicher Stillstand eingetreten war, hinter den russischen Geschützen her.

Der russische General aber sprengte an den Major heran, dankte ihm mit großer Höflichkeit für die Rettung seiner großen Kanonen und belobte mit Wärme die Präcision, mit welcher die Ulanen alle Bewegungen ausgeführt; er meinte, die Bewegungen hätten auf dem Exerzierplatz nicht mit mehr Sicherheit und Ruhe ausgeführt werden können, als hier im Feuer!

So zufrieden nun auch der Major mit seiner kleinen Waffenthat und der Haltung der Mannschaften war, so unzufrieden waren die jungen Heißsporne, namentlich der Lieutenant von Krummensee, der gar zu gern mit feindlicher Garde-Cavallerie ins Handgemenge gekommen wäre. Mit seiner gewöhnlichen Naivetät beschwerte er sich bei dem Major förmlich über die Haltung der französischen Cavallerie, über ihre Karabiner-Salve und über Retiriren in Trab, kurz die grenadiers à cheval der französischen Kaiser-Garde hatten es dem königlich preußischen Premier-Lieutenant Herrn von Krummensee so wenig recht gemacht, daß er einen förmlichen Haß auf diese schöne Truppe warf und fest beschloß, sich an ihnen zu rächen. Der Major, der den jungen ritterlichen Kameraden liebte, lachte über dessen Zorn, konnte ihn aber nicht bewegen, Geschmack an der eigenthümlichen Fechtweise der französischen Cavallerie zu finden.

Die Ulanen verließen am Mittag die russischen Geschütze und beeilten sich so viel als möglich, nicht zu spät bei dem bestimmten Rendezvous anzukommen, — sie setzten ihren Marsch in immer steigender Aufregung fort, denn der Kanonendonner, der anfänglich bald hier, bald dort hinter ihnen laut geworden war, begann immer gewaltiger zu brüllen, und das unaufhörliche Rollen verrieth, daß es eine förmliche Schlacht war, die nicht fern von ihnen tobte.

Die Offiziere verzehrten sich in Unruhe. Es wurde eine Schlacht geschlagen ganz in ihrer Nähe und sie waren nicht dabei, sie erschöpften sich in Vermuthungen; Krummensee sprach kein Wort, er rauchte nicht einmal mehr. Sie stießen auf Bataillons, die aus dem Feuer kamen; den Mittheilungen ließ sich nur entnehmen, daß sie im Gefecht gewesen und daß sie durch andere Truppen abgelöst waren.

Kein Zweifel, Napoleon hatte angegriffen, hatte versucht, die Verbündeten fest zu halten, die Feldherrn Preußen's und Rußland's boten ihm die Stirn so lange, als nöthig war, um sich ihren Rückzug zu sichern. Napoleon aber mußte hartnäckig sein in seinen Angriffen, denn der Kanonendonner brüllte schon stundenlang und unsere Reiter stießen auf Züge von Verwundeten.

Endlich, es war schon spät am Nachmittag, jagte ein Adjutant quer über's Feld heran: „Zweites schlesisches Ulanen-Regiment!" rief er, sobald sich seine Stimme vernehmlich machen konnte. —

Der Major ritt ihm entgegen; nach einer kurzen Besprechung jagte der Adjutant weiter, der Major aber ließ schwenken und trabte neben der Straße auf den Feldern rückwärts dem Feuer entgegen.

Ein heller jubelnder Hurrahruf antwortete auf dieses Commando.

Auf der Straße, neben welcher die Ulanen hintrabten, bewegte sich der Rückzug, aber in musterhafter Ordnung, Bataillon auf Bataillon, erschöpft Viele, muthlos Keiner.

Krummensee bemerkte, daß mit ihnen auf gleicher Höhe auf der andern Seite der Straße ebenfalls Cavallerie vorgehe, aber die langen Züge rückwärts gehender Artillerie machten es unmöglich, ihnen näher zu kommen.

Wie ein dichter Schleier hingen die Pulverdampfwolken vor den Reitern und hinderten jede weitere Aussicht. Die Ulanen trabten eben einen sanften Hügel hinauf, Offiziere kamen ihnen entgegen, droben hielt ein General mit zahlreichem Stabe.

„Sie haben links russische Kürassiere, rechts Husaren und Kosaken, Herr Oberst-Wachtmeister, halten Sie sich möglichst auf gleicher Höhe mit denselben."

„Der Feind hat noch keine Cavallerie gezeigt, attakiren Sie vigoureuse, aber engagiren Sie sich nicht, gehen Sie zurück, sobald Sie ihn geworfen haben, oder er Ihre Charge abgewiesen hat, es gilt nur den Feind so lange aufzuhalten, als möglich! Und nun, in Gottes Namen, los!"

Der Major salutirte, sein Trompeter blies das Signal, und unter brausendem Hurrahruf trabten die Ulanen zur Attake, auf einen Feind, den sie nicht sahen, der ihnen aber seine Stellung durch das Knattern der Schüsse andeutete. Immer rascher wurde das Tempo, in welchem die Rosse gingen, immer wilder schmetterten die Trompeten, immer berauschender wurde das Glühen der Kampflust.

Die Ulanen bekamen Feuer!

„Vorwärts! Hurrah! Hurrah!"

Noch ein Trompetensignal, alle Pferde im Durchgehen — „vive l'empereur!" Da krachte und prasselte es auf einander, ein gewaltiges Dröhnen. Lieutenant Krummensee sah um sich nichts als ein dichtes Gewimmel, und hieb von oben herunter, er fühlte im Arm den Widerstand, auf den seine Hiebe trafen, er sah die Infanteristen stürzen, die sein in voller Furie fortstürmender Schweißfuchs niederwarf; plötzlich sah er nichts mehr neben und um sich, weit hinter sich hörte er die Trompeten, die „Kehrt" bliesen. Vergeblich versuchte er, seinen Schweißfuchs zu halten, das edle Thier stürmte brausend mit ihm weiter, da schnaufte es plötzlich hinter ihm, eine wohlbekannte Stimme rief: „Achtung, Herr Lieutenant, fest im Sattel!" es saus'te an ihm vorüber, und plötzlich stand sein Pferd, so plötzlich, daß manch anderer Reiter aus dem Sattel geflogen wäre.

Vor dem Lieutenant hielt Eitas, der alte Ulan, und rief, das schäumende Pferd seines Offizier's beruhigend: „Ruhig, Du Lorbaß, hollah! Schweißfuchschen! wo wollten wir denn hin mit dem Herrn Lieutenant?" Eitas verstand mit den Pferden zu reden.

Der Lieutenant hatte sich besonnen. „Eitas, Du? wie steht's?"

„Ih! Herr Lieutenant, wir haben so ein bischen französische Infanterie übergeritten, wir kamen ihnen zu schnell auf den Hals, sie wollten Quarree formiren, aber es war zu spät; doch hören Sie, Herr Lieutenant, wie der Herr Oberstwachtmeister schreit!"

Er meinte die Trompete.

Die beiden Reiter folgten dem Signal im Trabe und erreichten ihre bereits zurückgehenden Kameraden bald.

Ein lauter Hurrahruf empfing sie, denn man war nicht ohne Sorge um sie gewesen.

„Krummensee," sagte der Major, neben dem der Lieutenant hinritt, „ich wollte, mein alter Oberst, Ihr seliger Papa, hätte Sie heute gesehen!" Weiter sagte der Major nichts, aber dem Lieutenant war's, als hätte er einen Orden bekommen.

Die Ulanen kamen wieder an den Hügel, wo der General immer noch hielt; er bezeigte sich sehr zufrieden, schien aber sehr unruhig zu sein; es zeigte sich auch bald, warum? denn von rechts her wirbelte es auf, und in wilder Auflösung stürzten Husaren und Kosaken untermischt heran.

„Rücken Sie vor, Herr Oberstwachtmeister auf etwa zweihundert Schritt, damit sich hinter Ihnen die Husaren wieder formiren können; ich lasse eine Schwadron russischer Kürassiere hier; wenn sich die Husaren gesammelt haben, gehen Sie zurück; alles Uebrige muß ich Ihrer Einsicht überlassen!"

Der General grüßte und sprengte mit seinem Stabe davon, rückwärts, die Ulanen gingen im Trabe vorwärts. Husaren und Kosaken stoben rechts und links an ihnen vorüber, aber feindliche Flanqueurs preschten in der Dämmerung, die bereits eintrat, vor, und wechselten Schüsse mit den Ulanen, die gegen sie flankirten. So kämpfte man eine Weile; die Husaren sammelten sich und gingen zurück; die Ulanen folgten; die Flänqueurs wurden abgerufen, und Krummensee ritt hinter dem letzten Zuge, neben ihm Eitas. Sie passirten den mehrfach erwähnten Hügel; von der russischen Schwadron, die dort stehen sollte, war nichts zu sehen; statt ihrer pfiffen einzelne Kugeln von der Straße her.

„Alle Wetter!" rief Eitas, „das ist die höchste Zeit; wir sind die Letzten, und die Letzten holt der Teufel!"

In scharfem Trabe ging's auf der nun erreichten Straße zurück. Eitas sah sich fortwährend prüfend nach rückwärts um.

„Der verdammte Maulwurfshaufen," schrie er plötzlich; „passen

Sie auf, wir werden gleich mörderlich mit Kartätschen gesegnet werden; ha! unser Alter hat's auch bemerkt; hopp!"

Auf Commando setzten die Ulanen über den Straßengraben und trabten neben der Straße her; aber kaum war das Manöver ausgeführt, als es auch von dem Hügel blitzte und donnerte; eine Kartätschensalve, die prasselnd über die Straße segte, zeigte, wie heilsam es gewesen, die Straße zu verlassen. Entweder sahen die Franzosen in ihrem Eifer nicht recht, oder die Dunkelheit war zu groß, sie bestrichen mit ihren Kartätschen noch ein paar Mal die große Straße. Als aber das Kartätschfeuer aufhörte, begannen einzelne Schüsse in ganz bedenklicher Nähe zu knallen, rechts und links blitzte es hell, einzelne Gestalten, die sich aber zusehends vermehrten, tauchten auf in der zunehmenden Dunkelheit.

„Verfluchte Kerl's, diese Voltigeurs," brummte Eitas.

Mehrere Ulanen fielen, aber es ging im immer rascheren Tempo rückwärts, so müde auch die Rosse waren.

„Jetzt kriegen wir auch noch Gäste zu Pferde!" rief Eitas plötzlich, „hören Sie, Herr Lieutenant, wie das trampelt?"

Krummensee sah sich um, feindliche Cavallerie näherte sich rasch; da that sein edler Schweißfuchs plötzlich einen gewaltigen Satz und stürzte dann nieder, seinen Reiter unter sich begrabend.

Alle möglichen Flüche in litthauischer, deutscher und polnischer Sprache von sich sprudelnd, sprang Eitas aus dem Sattel; mit einem gewaltigen Ruck zog er seinen Offizier unter dem im Todeskampfe furchtbar arbeitenden Schweißfuchs hervor, unbekümmert um die feindlichen Kugeln, die ihn von allen Seiten umpfiffen, stieg er wieder auf, nahm den Offizier quer vor sich auf den Sattel und jagte mit ihm davon.

„Herr Lieutenant!" schrie er, „Sie sind ja noch nicht todt, besinnen Sie sich doch! Donnerwetter!"

Eine Kugel pfiff ganz dicht an seinem Kopf vorbei, französische Chasseurs waren hart hinter ihm; Eitas gab seinem Pferde die Sporen und zwang es, seine letzten Kräfte anzustrengen.

In wildem Jagen stürmte der gewaltige Reiter dahin, er gewann den verfolgenden Chasseurs auch einen Vorsprung ab, aber ihre Kugeln belehrten ihn, daß die Gefahr ihm immer noch nahe genug. So erreichte er ein Dorf; in der verlassenen Dorfstraße um die Kirche biegend, hörte er französisches Commando, — Feinde hinter ihm, Feinde vor ihm, aber unverzagt sprengte er in einen Bauernhof, dessen Thorflügel weit offen standen.

„Herr Jesus! ein Preuße!" schrie der Bauer, der im Hof stand. „Ihr seid verloren, Landsmann, die Franzosen sind im Dorf!"

„Macht Euer Thor zu!" commandirte Eitas.

Unwillkürlich gehorchte der sächsische Bauer.

„Ist hinter Eurem Hause ein Garten, Landsmann?“ fragte Eitas, als sich die Thorflügel geschlossen hatten.

„Der Grasegarten!“ lautete die ängstliche Antwort.

„Und hinter dem Garten?“

„Der Kartoffelacker, Herr Preuße!“ erwiderte der Sachse.

Eitas schwang sich aus dem Sattel; er nahm seinen ohnmächtigen Offizier auf den Arm, wie ein Kind, und sein gewaltig schnaufendes Pferd am Zügel; der Bauer mußte die Lanze tragen und ihn aus dem Flur des Hauses nach dem Garten führen. Eben hörte Eitas den Hufschlag der Chasseurpferde klappern, die ihn auf der Dorfstraße eifrig verfolgten.

Hinter der Gartenthür sprang Eitas in den Sattel, nahm seinen Offizier wieder vor sich und trabte nun, von der Dunkelheit gedeckt, quer über's Feld.

Er war so schon ein tüchtig Stück Weges geritten, aber er hörte noch immer zu seiner Rechten einzelne Schüsse, und wagte nicht anzuhalten; so näherte er sich einem kleinen Gehölz, — er besann sich einen Moment und ritt darauf zu.

„Halt! Werda!“ wurde er plötzlich angerufen.

„Gut Freund, Landsmann!“ antwortete Eitas überrascht und erfreut zugleich.

„Siehst Du, daß ich Recht hatte, ich erkannte das schwarzweiße Fähnlein an der Lanze!“ sagte eine frische weiche Stimme.

Eitas sprang vom Pferde.

„Mein Gott, wer ist das?“ fragte ein freiwilliger Jäger vortretend, der noch blutjung war.

„Das ist mein Offizier, Söhnchen!“ entgegnete Eitas. „Sein Pferd wurde unter ihm erschossen, er fiel etwas hart, ich will mal sehen, ob er noch Branntwein trinken kann!“

„Kommen Sie an den Bivouac, Ulan, wir haben Feuer! Nehmen Sie Ihren Offizier, ich will Ihr Pferd führen!“

Es ging einen schmalen Pfad durch den dichten Busch; plötzlich machte der Weg ein Knie und, auf einen kleinen Platz tretend, sah Eitas etwa zwanzig Jäger um ein Feuer gelagert.

„Macht mir ein wenig Platz für meinen Offizier, Kameraden!“ rief Eitas und legte den Ohnmächtigen neben dem Feuer nieder; er kniete neben ihm, hob ihm den Kopf und flößte ihm einige Tropfen Branntwein ein; es hatte nicht gleich Erfolg, — Eitas schaute erschrocken auf und fragte ängstlich: „Na, mein Lieutenant wird doch nicht todt sein? Das wäre doch der Teufel!“

„Du brauchst nicht gleich zu fluchen, Freund!“ sagte ein stattlicher Oberjäger mit blitzenden Augen, „hier mein Kamerad wird gleich sehen, ob der Herr Lieutenant von Krummensee todt ist oder nicht!“

„Starke Ohnmacht!“ sagte ein junger Mann, neben dem Lieute-

nant auf der anderen Seite knieend, und öffnete ein Besteck, „ein kleiner Aderlaß nöthig, weiter nichts."

Er streifte den Aermel des Ohnmächtigen auf und schlug eine Ader, — so wie das Blut sprang, öffnete Krummensee die Augen, verwundert schaute er sich um, während der Berliner Student ihm nach den Vorschriften der Kunst einen Verband von feiner Leinwand anlegte.

„Citas!" sagte er endlich.

„Hurrah!" antwortete der Ulan, „wie steht's mit den Gliedmaßen, versuchen Sie mal aufzustehen."

Der riesige Reiter faßte seinen Offizier unter und hob ihn empor.

„Donnerwetter! wie schön Sie wieder stehen können!" jubelte Citas, „ich hatte teufelmäßige Angst, daß Sie ein Bein gebrochen hätten, als der Schweißfuchs über Ihnen arbeitete."

Allgemach besann sich der Lieutenant, Citas erzählte ihm; der Offizier lachte Citas an.

„Ja, nun können Sie wohl lachen, Herr Lieutenant," erwiederte dieser, „aber der Teufel soll mich holen, wenn mir nicht ein paar Mal sehr schwach geworden heute, und ohne diese Kameraden hätte ich am Ende doch den Kopf verloren, als sie keinen Schnaps trinken wollten!"

Jetzt erst schaute der Lieutenant auf die freiwilligen Jäger.

„Wie?" rief er, „täuschen mich meine Augen?"

„Sie täuschen Dich nicht, mein Freund und Waffenbruder!" sagte der Oberjäger ernst und freundlich.

„Ruitsteen, Abraham Ruitsteen?"

„Ich bin es, Freund!"

Die jungen Männer umarmten sich und dem Lieutenant wallte das Herz über im Angedenken an die liebliche Susanna.

Obgleich sich nun Krummensee sehr angegriffen fühlte, so war er doch bald in ein lebhaftes Gespräch mit den freiwilligen Jägern verwickelt, die mit der Cordialität des soldatischen Wesens noch ganz die feine Sitte verbanden, die ihnen anerzogen. Sie erquickten den Lieutenant, den Freund ihres Oberjägers, mit Speisen und Wein, und sorgten namentlich für Citas, der sie durch sein Benehmen gegen seinen Offizier entzückt hatte.

Citas aß und trank Alles, was ihm gereicht wurde, aber er war auffallend zurückhaltend und schweigsam in solchem Grade, daß es selbst dem Lieutenant auffiel.

„Was hast Du denn, Citas, mein wackerer Bursche?" fragte er.

„Donnerwetter, Herr Lieutenant," fuhr der Ulan endlich heraus nach langem Röthigen, „das sind preußische Jäger hier, hollah, Respect vor dem," er zeigte auf den Oberjäger, „der hat das eiserne Kreuz!"

„Du wirst's für heute bekommen, hast's redlich verdient!" rief Krummensee.

„Ja, ja," fuhr der Ulan fort, „aber hab' ich mein Lebtage so viel Bücher in einem Bivouac gesehen?"

Die Jäger lachten laut über die offenbare Angst des Ulanen vor den Büchern.

Es sah in der That für einen alten Soldaten seltsam aus in diesem Bivouac. Hier lag ein Livius an der Erde, dort lasen zwei Freunde zusammen beim Scheine des Feuers im Homer und ein Theologe übte sich im Hebräischen, indem er einen Psalmen hersagte, während ihm ein Anderer einhalf. Ein bildhübscher junger Mann schrieb auf ein Blatt Papier, das in einem griechischen neuen Testamente lag.

„Ich glaube, wir haben eine hübsche Bibliothek hier zusammen," lächelte der Mediziner, der dem Lieutenant zur Ader gelassen, „ich hatte auch ein paar Bücher mit, sie sind verloren gegangen; überhaupt mache ich die Bemerkung, Oberjäger, daß die Bibliothek immer kleiner wird seit der Lützener Schlacht."

„Mögen die Bücher verloren gehen," antwortete der Oberjäger Ruitsteen, „wenn nur der Geist bleibt, in welchem sie ursprünglich mitgenommen wurden."

„Ja," erwiederte der Lieutenant, „Ihr Freiwilligen seid so recht berufen, diesem Kampf den reinen Charakter des vaterländischen Befreiungskrieges zu erhalten; wir sollen Alle dazu thun, aber Ihr habt das Zeug am meisten dazu, Ihr müßt die Träger und Bewahrer der reinen Begeisterung sein und bleiben."

Ruitsteen sah dem Lieutenant einige Augenblicke forschend in die Augen, dann sagte er leise: „Oh, wie mich das freut, mein Freund und Waffenbruder, Dich so sprechen zu hören, wie einen Ritter der Königin!"

„Ich grüße Dich, Ritter der Königin!" antwortete Krummensee enthusiastisch.

„Du bist unter lauter Rittern der Königin!" rief der Oberjäger, „Alle erprobt im Kampfe vor dem Feinde."

Alle Jäger erhoben sich und schüttelten dem Lieutenant die Hand.

„Nun, den Rittern der Königin komme ich mit meinen Versen gewiß gerade recht," sagte da der junge Mann, der vorher am Feuer geschrieben. Er warf sich neben dem Feuer nieder und rief: „Kameraden, singt, nach der Melodie: Heil Dir im Siegerkranz, ich werde Euch die einzelnen Strophen vorlesen, mein Lied heißt: Gesang der Ritter der Königin!"

Der freiwillige Jäger las und die Kameraden sangen:

Preußen! mit treuem Sinn
Denkt eurer Königin
Droben bei Gott!
Die schön wie Engel war,
Herrlich in der Gefahr,
Holdselig immerdar
Bis in den Tod!

Rühmt wo ein Mann sein Weib,
Edel an Seel' und Leib,
Dann rufen wir:
Sittig und anmuthreich,
Gütig und mild und weich,
Dir ist sie doch nicht gleich,
Louise, Dir!

Oh! welche Königin
Trug mit so hohem Sinn
Unglück gleich Ihr!
Strahlend in Nacht und Streit,
Leidend bei unserm Leid,
Immer zur Hilf' bereit —
Heil darum Ihr!

Segen dem Namen Dein,
Segen an Elb' und Rhein,
Segen und Dank!
Du mit dem Engelsblick
Wirktest im Mißgeschick
Treulich für unser Glück.
Hör' unsern Dank!

Preußen! mit treuem Sinn
Denkt uns'rer Königin
Droben bei Gott!
Die schön wie Engel war,
Herrlich in der Gefahr,
Holdselig immerdar,
Bis in den Tod!

Liberalismus und Plutokratie.

Die Plutokratie ist ein Product des Liberalismus; sie hat neuerdings einen riesigen Anlauf zur Erlangung einer absoluten Herrschaft genommen, es ist an der Zeit, daß die Völker sich ein Urtheil über ihren künftigen Regenten bilden.

Im Jahre 1850 sind in Kassel bei Appel: „Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder System der Weltökonomie von Karl Marlo“ erschienen und späterhin fortgesetzt worden, denen wir nachstehende Schilderungen der Wirksamkeit des Liberalismus und der Charakteristik der Plutokratie entnehmen.

„Wohlstand und Bildung,“ heißt es dort Bd. I. S. 296, „freieste Bewegung aller Kräfte, alleinige Geltung des Verdienstes, ewiger Friede und Beseitigung der belästigenden Einflüsse des Staates sind die Erfolge, welche die Liberalen von der Durchführung ihrer Grundsätze erwarten. Leider entspricht jedoch, nach den bereits gemachten Erfahrungen,

die Gestaltung der wirklichen Zustände ihren Erwartungen nicht im Entferntesten. Die Erwerbfreiheit, in welcher die liberale Ordnung ihren Schwerpunkt findet, hat ganz andere Erfolge als die erwähnten gehabt. Der Erwerb hängt nämlich nicht nur von den persönlichen Leistungen der Erwerbenden, sondern auch von den ihnen zu Gebote stehenden Capitalien ab, welche letztere einen so überwiegenden Einfluß ausüben, daß eine Concurrenz zwischen Solchen, die viel, wenig oder gar kein Capital besitzen, von den verderblichsten Wirkungen ist. Die Reichen verfügen über die Mittel zu einer noch größeren Vermehrung ihres Vermögens, der Mittelstand geht der Verarmung entgegen, und die Besitzlosen befinden sich, da ohne Capital keine Arbeit möglich ist, in einer so großen Abhängigkeit, daß selbst die Fristung ihres Daseins von der Willkür derer, die sie als Arbeitswerkzeuge benutzen, abhängt. Der Reichere besitzt so viele Mittel zur Unterdrückung des Aermeren und findet in dieser eine so ergiebige Erwerbsquelle, daß der unredliche Erwerb zu größerem Ansehen gelangt, als der redliche, und hierdurch der Grund zu einer allgemeinen Entsittlichung gelegt wird. Die Bildung vertheilt sich eben so ungleichförmig wie der Wohlstand. Alle höheren Arbeitskräfte der ärmeren Bürger gehen, aus Mangel an Bildungsmitteln, für die Gesellschaft verloren, und da nur die reicheren Bürger im Stande sind, sich die zur Theilnahme an den öffentlichen Geschäften nöthigen Kenntnisse zu erwerben, so wird die bürgerliche Freiheit — Mutter aller anderen Freiheiten — untergraben, und die factische Plutokratie in dem Schooße einer nur der Form nach bestehenden demokratischen Gesellschaft erzeugt. Mit der Vermehrung der durch die wachsende Noth und die allgemeine Entsittlichung bedingten Uebertretung der Gesetze erweitert sich der Wirkungskreis der Justiz, und die drohende Stellung, welche die Besitzlosen gegen die Besitzenden einnehmen, nöthigt die Letzteren zur Unterhaltung größerer stehender Heere, als in Rücksicht auf auswärtige Kriege erforderlich sind, so daß der Staat nicht entbehrlicher, sondern stets unentbehrlicher wird.

„Obgleich die Liberalen ihre Grundsätze noch in keinem Lande vollkommen durchgeführt haben, so sind die bereits gemachten Versuche doch mehr als zureichend, die Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen zu erweisen. Sie wollten die Arbeit frei machen und haben sie unter das Joch des Capitals gebeugt; sie wollten die Entfesselung aller Kräfte und haben sie in die Fesseln des Elends geschlagen; sie wollten den hörigen Arbeiter von der Scholle entbinden und beraubten ihn des Bodens, auf dem er stand. Sie wollten den Wohlstand der Gesellschaft und schufen nur Mangel und Ueberfluß; sie wollten das Verdienst zu Ehren bringen und haben es zum Sclaven des Besitzes gemacht; sie wollten die Vernichtung sämmtlicher Monopole und haben sie alle durch das Riesenmonopol des Capitals ersetzt; sie wollten die Aufhebung der Völkerkriege und ha-

ben den Bürgerkrieg entzündet; sie wollten sich des Staates entschlagen und haben seine Lasten vervielfacht; sie wollten die Bildung zum Gemeingut Aller machen und haben sie zum Vorrecht des Reichthums gemacht; sie wollten die höchste Sittlichung der Gesellschaft und haben sie in sittliche Fäulniß versetzt; sie wollten, um Alles mit einem Worte zu sagen, schrankenlose Freiheit und haben die schmählichste Knechtschaft erzeugt; sie wollten das Gegentheil von Allem, was sie wirklich erlangten, und haben damit den Beweis geliefert, daß der Liberalismus in seinem ganzen Umfange nichts Anderes ist, als eine vollkommene Utopie."

S. 393 sagt der Verfasser dann weiter: „Die plutokratische oder Geldadelspartei vertritt das von ihr in seinem ganzen Umfange durchschaute liberale Recht und zwar einerseits gegen den um die Erhaltung der unzugänglichen Feste seiner stabilen Monopole kämpfenden Adel, und andererseits gegen das sich nach Erlösung von dem Uebel des Liberalismus sehnende Volk. Der Grundzug ihres Charakters ist die eben so richtige als unverhohlen kundgegebene Ueberzeugung, daß ihr Werth nicht in persönlichen Vorzügen bestehe. Sie kennt nur ein einziges Werthmaß, das Geld, wornach sie sich selbst gleich einer Sache schätzt. Sie weiß auf das Bestimmteste, daß sie sich von dem Proletariat weder durch edleres Blut, noch durch edlere Gesinnung unterscheidet, und daß sie mit dem Verlust ihres Besitzes in seine Reihen hinabsinkt. Sie verfolgt, alle idealen Interessen verachtend, lediglich materielle, hat keine Liebe zu dem Vaterlande, hält weder auf Standes- noch National-Ehre, schätzt den Besitz höher als den Ruhm, legt keinen Werth auf feine Sitten, bindet sich nicht an die Regeln des Anstandes und bemüht sich kaum, ihre niedrige Gesinnung der Welt zu verbergen. Sie hat keinen Sinn für Kunst und Wissenschaft, sondern schätzt deren Werth nur nach Maßgabe ihrer Nützlichkeit. Sie glaubt kaum an das Vorhandensein sittlicher Gesinnung, hat keine Vorstellung von bürgerlicher Tugend und setzt stets die Unsittlichkeit der eigenen Motive bei ihren Gegnern voraus. Sie strebt nach der Gewalt, wiewohl nicht aus Herrschsucht, sondern um des Vortheils willen, hält wenig auf Formen, um so mehr aber auf die Sache, fordert weder Liebe noch Achtung, sondern nur pünktliche Zahlung, und betrachtet die Zahlungsfähigkeit als die Basis der Freundschaft. Sie zieht, bei Verfolgung ihrer Zwecke, den krummen Weg dem geraden, das indirecte Verfahren dem directen vor, und trotzt nur solchen Feinden, die sie nicht fürchtet. Sie verwirft, da der Friede die unerläßlichste Bedingung ihrer industriellen Kämpfe ist, eben sowohl Cabinets- als Principien-Kriege und gebraucht die Waffen höchstens zur Eröffnung neuer Absatzplätze für ihre Waaren. Sie ist ohne allen Gemeingeist, so daß nicht einmal der herrschende Geld-Adel des einen Landes dem unterdrückten des andern eine Unterstützung gewährt. Sie hält an Principien nur in soweit fest,

als sie ihr nützen, weshalb sie im reichsten Lande Handelsfreiheit, in den ärmeren hingegen Schutzzölle und in allen Ländern Unterdrückung der Arbeiter-Verbindungen und des Bettelns verlangt. Sie hält, abgesehen von den eben genannten Ausnahmen, die Erwerbfreiheit für das Recht aller Rechte und unter allen Staatsformen die plutokratische für die beste, begnügt sich auch übrigens mit einer jeden andern, wovon sie sich Schutz für die Erwerbfreiheit verspricht. Sie ist conservativ in liberalen, revolutionär in monopolistischen Staaten und befolgt in den letzteren eine bestimmte Tactik, die darin besteht, daß sie das Königthum, unter dem Schein, es zu erhalten, unterjocht, und den Adel sowohl seiner politischen als socialen Vorrechte beraubt. Sie verfährt hierbei mit vieler Gewandtheit und versteht sowohl Volk als Königthum zu täuschen, indem sie jenem versichert, daß sie seine Rechte vor dem Throne vertrete, und diesem, daß sie ihm Schutz vor dem Angriffe des Volks gewähre. Auf solchem Wege zur Herrschaft gelangend, weiß sie die halb oder ganz erschlichene Gewalt auf das Geschickteste zu ihrem Vortheil auszubeuten. Sie tritt unter den verschiedensten Namen auf, womit sie stets dem herrschenden Sprachgebrauch widersprechende Begriffe verbindet. Sie nennt sich, wiewohl sie die erste Klasse in der Gesellschaft einnimmt, Mittelklasse, weil ihre Vorfahren dereinst zwischen dem Adel und den unteren Volksklassen standen, oder Bourgeoisie, uneingedenk der Thatsache, daß sie nur einen kleinen und bevorzugten Theil derselben ausmacht. Sie nennt sich constitutionell, versteht jedoch unter einem constitutionellen Staat einen solchen, worin nur sie durch auf indirectem Wege ernannte Minister regiert, ja, sie nennt sich sogar demokratisch, indem sie behauptet, der Kern des Volkes, d. h. der einsichtsvollste, dessen Interessen auf das Beste vertretende Theil desselben zu sein. Am liebsten legt sie sich die Namen gemäßigte und Ordnungspartei bei; gemäßigte nennt sie sich, weil sie die Souverainetätsrechte nicht für alle Staatsangehörige, sondern nur für den befähigteren Theil derselben, d. h. für sich selbst, in Anspruch nimmt; Ordnungspartei, weil sie die durch die liberale Ordnung bedingte, ihr allein Vortheil bringende indirecte Revolution durch keine directe gestört wissen will. Charakteristisch ist die ihr neuerdings so geläufig gewordene Phrase von der Heiligkeit des Eigenthums, der Familie und der Religion. Sie führt dieselbe stets im Munde, versteht jedoch unter Eigenthum das liberale Erwerbsrecht, welches ihr indirecte Angriffe auf das Eigenthum Anderer, und diesen weder directe noch indirecte auf das ihrige gestattet; unter Familie nicht etwa ein sittliches, allen Gliedern der Gesellschaft zugängliches, zur Erreichung der höchsten menschlichen Zwecke bestimmtes, sondern nur ein zur Vererbung des Vermögens, also auch nur für die besitzende Klasse bestehendes Institut, und unter Religion — ein in ihrem Munde zur Lästerung werdendes Wort — nicht etwa das höchste Gut unseres Geschlechts, sondern eine für die Dauer ihres Erfolgs ganz

annehmbare Polizeimaßregel zur Zügelung derer, die in dieser Welt für sie arbeiten und in jener den Lohn dafür empfangen sollen. Diese Skizze wird zur Charakteristik des Geldadels genügen. Seine Fehler sind: Habsucht, Eigenliebe, Unbarmherzigkeit, Hinterlist, Unverschämtheit, Rücksichtslosigkeit und Feigheit; seine Vorzüge: Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Wirthschaftlichkeit."

Bei Abfassung der vorliegenden Schrift waren die conservativen Kräfte noch nicht concentrirt; die sogenannte kleine aber mächtige Partei war erst im Entstehen, das Programm der Rechten hatte die Spießbürger-Politik noch nicht in Unruhe versetzt. Und doch ergiebt die vorliegende Skizze, daß unsere Gegner auch damals schon erkannt waren, daß im Einzelnen über dieselben Urtheile gefällt worden, schärfer und schneidender, als sie je von uns ausgegangen sind. Ob das vorliegende Urtheil dereinst allgemeine Ueberzeugung werden wird, muß uns die Zukunft lehren.

Eine dreifragige Preisaufgabe.

II.

Welche philosophischen Begriffsbestimmungen vom Staate sind von Bedeutung geworden für die Entwickelung staatswirthschaftlicher Lehren?

Der Ausdruck: „staatswirthschaftliche Lehren" ist, wie bereits früher bemerkt, zweideutig. Um daher die obige Frage beantworten zu können, ist es vor Allem nöthig, den Sinn desselben näher festzustellen.

Alle Wirthschaft ist, — sieht man auf das wirthschaftende Subject — nothwendig entweder Wirthschaft der Privaten, d. i. der einzelnen Familien, ihrer Glieder und Verbindungen, oder Wirthschaft des Staates, der persona publica, mit Einschluß der von ihm abhängigen Institute, wie der Gemeinden, Stiftungen u. s. w. Nur diese zwei Arten von Personen kann es geben. Diese beiden Arten von Wirthschaften stehen aber nicht berührungslos neben einander, sondern machen ein größeres Ganze, die Wirthschaft der Nation aus.

Die Wirthschaftslehre ist die Darstellung der Gesetze, welche das wirthschaftliche Leben, die wirthschaftliche Entwickelung der Menschen regeln. Diese Gesetze sind nun entweder solche, welche die wirthschaftliche Entwickelung der Nationen bedingen, oder aber sie beziehen sich auf die Ausbildung der Vermögens-Verhältnisse der Privaten oder auf die des Staates. Die Wirthschaftslehre umfaßt daher wesentlich drei Theile, 1) die National-Wirthschaftslehre, National-Oeko-

nomie (Volks-Wirthschaftslehre?), 2) die Privat-Wirthschaftslehre, 3) die Staats-Wirthschaftslehre, Finanzlehre.

Nach dieser Eintheilung würden staatswirthschaftliche Lehren gleichbedeutend sein mit finanzwissenschaftlichen Lehren. Da indessen das Wort Staat, wie bereits früher bemerkt, auch eine selbständige, d. h. unter einer gemeinsamen und unabhängigen Regierung stehende Nation bezeichnet, so wird Staatswirthschaft von Manchen auch als gleichbedeutend mit Nationalwirthschaft gebraucht (z. B. von Lotz, auch noch von Roscher in seinem Grundriß zu Vorlesungen über Staatswirthschaft. Gött. 1843). Da aber die Wirthschaft der Nation nur zum Theil durch die Thätigkeit des Staates oder der Regierung bestimmt wird, so wollen Andere nur diese Einwirkung der Regierung mit zur Staatswirthschaft gerechnet, das Uebrige aber als einen besonderen Theil der Wirthschaftslehre ausgeschieden wissen, während Andere Alles, was nicht Privatwirthschaft ist, Staatswirthschaft nennen. Die Einwirkung der Regierung auf die wirthschaftliche Entwickelung der Nation wird für sich allein Wirthschafts-Polizei, Wirthschafts-Politik, u. s. w., der von der Einwirkung der Regierung unabhängige Theil Volkswirthschaft, von Einigen auch National-Oekonomie, von Andern allgemeine Wirthschaftslehre genannt.

Demnach bezeichnet Staats-Wirthschaftslehre:

1) die Lehre von der Wirthschaft der Nation als Ganzes;
2) die Lehre von der Wirthschaft der Nation mit Ausschluß der Privat-Wirthschaftslehre, also:
   a. allgemeine Wirthschaftslehre,
   b. Wirthschafts-Polizei,
   c. Staats-Wirthschaftslehre im engeren Sinne oder Finanz-Wissenschaft;
3) die Lehre von der gesammten Wirthschaftsthätigkeit des Staates und zwar:
   a. Wirthschafts-Polizei,
   b. Finanzwissenschaft;
4) Staats-Wirthschaftslehre im eigentlichen Sinne, d. h. Finanz-Wissenschaft.

Hätten wir, um den Sinn des Ausdrucks „staatswirthschaftliche Lehren“ in der an der Spitze stehenden Frage zu bestimmen, kein anderes Mittel als den Ausdruck selbst, so würden wir uns schwer aus der Schwierigkeit herauszufinden wissen. Allein indem die dritte Frage verlangt, daß der Ausgangspunkt der Lehre Adam Smith's nach seiner Uebereinstimmung mit einer richtigen Auffassung vom Staate untersucht, also doch offenbar als staatswirthschaftliche Lehre gefaßt werden soll, und indem dieser Ausgangspunkt in den Satz gelegt wird: „Arbeit macht wohlhabend“, welcher unzweifelhaft der allgemeinen Wirthschaftslehre angehört, so ist klar, daß wir der Ausdruck staatswirthschaftliche

Lehre in einem so allgemeinen Sinne zu nehmen haben, daß darunter sowohl die Lehren der allgemeinen Wirthschaftslehre, als der Wirthschafts-Polizei, als auch endlich der Finanzwissenschaft zu begreifen sind.

Die gesammte Wirthschaftslehre nun, und mithin auch die „Staats-Wirthschaftslehre" als ein Theil derselben, ist eine Erfahrungs-Wissenschaft, d. h. ihre Lehren sind nicht aus Begriffen, sondern aus Thatsachen abgeleitet. Die Ausbildung der „staatswirthschaftlichen Lehren" ist daher zunächst bedingt durch die „staatswirthschaftlichen Thatsachen", welche der „Staats-Wirthschaftslehrer" klar und genau aufzufassen und auf ihre Ursachen und Gesetze zurückzuführen hat.

Es hat zwar nicht an solchen gefehlt, die da geglaubt haben, die sogenannten staatswirthschaftlichen Systeme seien die Erfindungen speculirender Philosophen und von speculativen Staatsmännern um des Volksreichthums willen auf die Verhältnisse des Staates angewendet worden. Allein diese Meinung kann mit der Wahrheit nicht bestehen; denn all unser Wissen ist nur reflectirtes Bewußtsein, das mithin den Thatsachen nicht vorangeht, sondern ihnen nachfolgt. Die Lebensverhältnisse dagegen beruhen auf ursprünglichem Bewußtsein. Man hat gewirthschaftet und gut und schlecht gewirthschaftet, ehe die Philosophen und Staatswirthschaftslehrer es unternommen haben, die Wirthschaftsverhältnisse zum Gegenstande ihrer Untersuchung zu machen.

Auch ist es nicht der Zweck der „staatswirthschaftlichen Lehren", den Staatsmann zu einem Volksbeglücker zu machen, sondern vielmehr, ihn zu befähigen, den Entwickelungsgang der Wirthschaftsverhältnisse zu erkennen und dadurch sowohl ihn selbst vor Mißgriffen zu wahren, als auch ihm die Mittel an die Hand zu geben, Alles zu entfernen, was einem gesunden Entwickelungsgang hinderlich sein könnte.

Zur Rechtfertigung dieser unserer Ansicht wollen wir die staatswirthschaftlichen Lehren, welche in der Geschichte von Bedeutung geworden sind, etwas näher zu beleuchten suchen.

Im Alterthum war, wie bereits früher bemerkt, Grund und Boden ursprünglich im Eigenthum des Staatsoberhauptes, mochte die Staatsgewalt nun in den Händen eines Fürsten oder einer Genossenschaft sich befinden. Das Privat-Eigenthum ist eine viel spätere Erscheinung.

Wenn der Fürst im ausschließlichen Eigenthum des Landes war, und das ganze Volk nur für ihn erwarb, wie in Persien, so drehten sich alle wirthschaftlichen Fragen nur um die Verwaltung. Daß diese im Rathe des großen Königs vielfach und reiflich erwogen worden sein müssen, läßt sich aus den einsichtigen Anordnungen abnehmen, welche zu diesem Ende gemacht wurden. [1]) Schriftsteller, welche es sich zur

[1]) Man vergleiche hierüber „Heeren's Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt." Erster Theil, erste Abtheil. Werke Band 10. — Eine kurze Darstellung findet man bei Xenophon im Oeconomicus. —

Aufgabe gesetzt, die Grundsätze dieser Verwaltung darzustellen, sind uns nicht bekannt, wenn man nicht etwa den Verfasser des zweiten Buches der dem Aristoteles zugeschriebenen Oekonomik hierher rechnen will; denn das, was dieser Schriftsteller giebt, ist nur sehr dürftig. Dennoch ist auch so noch seine kleine Schrift für unsern Satz beweisend, indem es nicht seine wirthschaftlichen Erfindungen, sondern die Einrichtungen sind, wie sie im persischen Reiche und in den griechischen Städten bestanden haben, welche er darstellt. Von einer Begriffsbestimmung des Staates und einer Ableitung der wirthschaftlichen Grundsätze aus derselben ist in seiner Schrift nichts zu finden.

Da, wo der Staat einer Genossenschaft gehört, wie es in den Staaten Griechenlands und Italiens der Fall war, sind es vorzüglich zwei Fragen, welche in Bezug auf die Wirthschaftsverhältnisse die Gesetzgeber und Staatsmänner beschäftigen: 1) Wie der gemeinsame Besitz zu nutzen und welcher Antheil den einzelnen, zur Mitregierung berechtigten Familien an demselben zu gewähren sei; 2) ob es diesen, die regierende Körperschaft bildenden Familien erlaubt sein könne, sich noch durch andere Mittel, als aus dem ihnen zugetheilten Besitz, namentlich durch den Betrieb von Handel und Gewerben, ein Einkommen zu verschaffen. Die Einrichtungen, welche in den einzelnen Staaten getroffen wurden, weichen weit von einander ab und erweisen sich nirgends als vollständig den Zwecken entsprechend. So war — um einige der wichtigsten anzuführen — in Kreta der Besitz gemeinschaftlich. Die Periöken, welche das Land bebauten und überhaupt alle wirthschaftlichen Verrichtungen besorgten, mußten einen Theil des Ertrags von ihrem Erwerbe an die regierende Körperschaft abliefern, welche denselben theils für die Opfer und die öffentlichen Bedürfnisse, theils für die gemeinsamen Mahlzeiten verwendete, an welchen Männer, Frauen und Kinder der Mitglieder der herrschenden Körperschaften Theil nahmen. Damit aber die gemeinsamen Einkünfte zu diesem Zwecke ausreichen möchten, hatte der Gesetzgeber sowohl in Bezug auf die Mäßigkeit der Mahlzeiten als der Kindererzeugung Vorkehrungen getroffen. [1])

Im spartanischen Staate war Grund und Boden theils ein Gesammteigenthum der regierenden Klasse geblieben, theils war das Land den einzelnen Familien derselben zur Benutzung überwiesen, theils endlich hatten es die Periöken gegen einen an den Staat zu entrichtenden Zins zur Bewirthschaftung erhalten. Daß die den Spartiaten zur Benutzung überwiesenen Grundstücke nicht eigentliches Privat-Eigenthum waren, geht aus den weiteren Bestimmungen in Betreff derselben hervor. Es konnte nämlich das Loos einer Familie nicht veräußert oder getheilt werden, dagegen konnte es vom Besitzer verschenkt und vermacht, und namentlich auch den Töchtern überlassen werden. Da der Vater aber seine Erb-

---

[1]) Aristoteles Politic., II. 10. ed. Bekk.

tochter geben konnte, wem er wollte, und wenn er es zu seinen Lebzeiten nicht that, dies Recht dem nächsten Verwandten zustand, so war die Folge, daß zwei Fünftheile des Landes allmählich in die Hände der Frauen kamen und diese dadurch die Herrschaft im Staate erlangten.[1] Die Spartiaten selbst durften ihre Grundstücke nicht bebauen, sondern sie waren ganz den Heloten zur Bewirthschaftung überlassen, die ihnen davon jährlich einen Theil der Früchte abführen mußten, aus welchen der Familienvater theils seine Haushaltung bestritt, theils die Beiträge zu den Syssitien lieferte, der Rest verblieb den Heloten. Diese aber wurden, so wie auch Pferde und Hunde, von Allen benutzt. Auch konnte sich jeder Spartiate auf jedem Gute Reisezehrung nehmen.[2]

In den übrigen Staaten nahmen die den einzelnen Familien zugetheilten Loose mehr den Charakter des Privateigenthums an, doch suchte man überall den Besitz Beschränkungen zu unterwerfen, welche bewirken sollten, daß keine zur Regierung mitberechtigte Familie besitzlos würde. So hatte in Athen Solon gesetzlich verhütet, daß Niemand seinen Grundbesitz über ein gewisses Maß ausdehnen durfte;[3] Pheidon in Korinth wollte die Zahl der Bürger und das Besitzthum fest und in Uebereinstimmung erhalten;[4] in Lokris war es verboten, seinen Erbbesitz zu veräußern, wenn nicht Jemand von einem offenbaren Unglück heimgesucht worden war,[5] in anderen Staaten mußten wenigstens die alten Loose erhalten werden.[6] So z. B auch in Theben vermöge eines Gesetzes des Philolaos.[7]

Auch in Rom wurde das Land ursprünglich in drei Theile getheilt, wovon einen der König für sich in Anspruch nahm, der andere den Tempeln zugewiesen, der dritte aber in Loosen von zwei Jugern den herrschaftsberechtigten Staatsgenossen, d. h. den patricischen Familien, tribusweise, als erbliches und unveräußerliches Familiengut (heredium) übergeben wurde. Auch später noch fanden wiederholt ähnliche Ackervertheilungen statt. Es ist aber auch allgemein bekannt, wie dadurch, daß die patricischen Geschlechter sich in den Besitz der Staatsländereien setzten, eines Theils der übermäßige Reichthum derselben entstand, andern Theils ein Kampf gegen sie begann, der mit der Vernichtung des Freistaates endigte.

Daß ursprünglich die an dem Regiment betheiligten Familien Grundbesitz haben mußten, lag in der Natur der Sache, denn die technischen Gewerbe dienten nur zur Verarbeitung der selbstgewonnenen Producte, welche im Hause durch Frauen und Sclaven vorgenommen wurde;

[1] Ibid. II. 9.
[2] Ibid.
[3] ibid. II., 7.
[4] ibid. II., 6.
[5] ibid. II., 7.
[6] ibid.
[7] ibid. II., 12.

der Handel aber war Austausch des Ueberflüssigen gegen Brauchbares; weder auf jene noch auf diesen konnte eine Familie mit wirthschaftlicher Selbstständigkeit begründet werden. Später, als der Betrieb der Gewerbe und des Handels einträglich wurden, war es bei jenen ihr Ursprung aus der Sclavenarbeit, bei diesem der zu sehr auf Gewinn gerichtete Geist, welche die Gesetzgeber veranlaßten, den vollfreien Familien diese Beschäftigungen zu untersagen. Auch nahmen die öffentlichen Geschäfte und die zu denselben nöthige Bildung und Vorbereitung alle ihre Zeit und Kraft in Anspruch.

In Sparta war demgemäß, wie bereits erwähnt, die Bewirthschaftung der Landgüter der Spartiaten den Heloten übergeben. In Thespiä wurde es für schimpflich gehalten, ein Gewerbe (τέχνην) zu erlernen oder sich mit dem Ackerbau abzugeben. [1]) In Epidamnus wären die Handwerker öffentliche Sclaven. [2]) In Theben wurde Niemand zu einem öffentlichen Amte zugelassen, der nicht schon seit 10 Jahren sich nicht mehr mit dem Betriebe eines Gewerbes auf dem Markte befaßt hatte. [3]) Aehnliche Gesetze bestanden gewiß auch noch in vielen anderen Staaten, wenn uns auch keine specielle Nachricht darüber erhalten ist. Selbst in Athen, wo Solon den Gewerbebetrieb zu Ehren gebracht hatte, [4]) waren doch, wie bekannt, die vorzüglichsten bürgerlichen Ehren den Grundbesitzern vorbehalten.

Diese beiden Fragen, welche die praktische Politik beschäftigten, wurden auch das Object der theoretischen Staatswirthschaftslehre. Sie bemühte sich, dieselben auf ihre Grundlagen und Principien zurückzuführen, um eine sachgemäße Lösung möglich zu machen.

Schon die Pythagoräer, welche zuerst die ethischen und politischen Verhältnisse wissenschaftlich zu begründen versuchten, scheinen durch ihren Satz: κοινὰ τὰ τῶν φίλων, die Gütergemeinschaft der herrschenden Geschlechter, ähnlich wie sie in den dorischen Staaten bestand, bezweckt zu haben.

Auch Platon sah in der Gütergemeinschaft der Herrscherfamilien, für die er aber zugleich die Gemeinschaft der Frauen und Kinder einführen, also eine noch strengere Aufhebung des Familienlebens in's Werk setzen wollte, als dies in den dorischen Staaten im Peloponnes, auf der Insel Creta, so wie bei einzelnen Völkerschaften in Italien [5]) der Fall war, das einzige Mittel, um die Selbstsucht zu unterdrücken und den Sinn den gemeinsamen Angelegenheiten zuzuwenden.

Die übrigen Schriftsteller gehen weniger weit, doch ist überall der Gedanke vorherrschend, den einzelnen Familien nur einen beschränkten Besitz zu gewähren.

[1]) Heraclid. Pont. 42.
[2]) Arist. Pol. II., 7. Bekk.
[3]) Arist. Pol. III., 5. Bekk.
[4]) Plut. Solon cap. 22.
[5]) Arist. Pol. VII., 10.

Von ihnen hat Hippodamus von Milet — zuerst als Privatmann, nach dem Berichte des Aristoteles, also noch vor Platon, — sich mit Untersuchungen über die besten Staatseinrichtungen beschäftigt. Er aber wollte den Staat aus 10,000 Bürgern zusammensetzen, wovon der eine Theil aus Gewerbsleuten, der andere aus Ackerbauern, der dritte aus Kriegern und Waffenhabenden bestehe. Das Land sollte in drei Theile getheilt und davon der eine Theil für den Gottesdienst benutzt, der andere sollte öffentliches Eigenthum bleiben und daraus den Kriegern der Unterhalt gewährt werden, der dritte Theil endlich sollte in das Privat-Eigenthum der Ackerbauer übergehen. Der Staat sollte eine Demokratie bilden, und alle drei Klassen von Bürgern an den öffentlichen Angelegenheiten Theil haben [1]).

Phaleas von Chalcedon wollte, daß alle Besitzungen der Bürger gleich seien; „denn Einigen scheint," sagt Aristoteles, indem er dies anführt, „die richtige Anordnung der Vermögensverhältnisse das Wichtigste zu sein, denn um derentwillen, sagen sie, entstünden fast alle Unruhen." [2])

Platon bestimmte in den Gesetzen, daß Niemand mehr als das Fünffache des geringsten Besitzes erwerben solle.

Aristoteles verlangt zur Einrichtung des vollkommensten Staates ein Land von solcher Beschaffenheit, daß es zur Befriedigung der Bedürfnisse genüge, welches dann der Fall sein würde, wenn es so viel wie möglich alle Arten von Früchten hervorbringe. In Betreff der Größe und Beschaffenheit müsse es von der Art sein, daß die Einwohner, mit Freiheit und Muße zwar, aber doch mit Mäßigkeit, darin leben könnten; seine Lage wünscht er so, daß sie nach dem Meere und nach der Landseite günstig, sowohl zur allseitigen Vertheidigung, als zur leichten Zufuhr der Lebensbedürfnisse geeignet sei. Ueberdies soll es auch die Beschaffung von Holz und andern Materialien leicht gewähren.

Eigenthum und Besitz sind im Staat zwar nothwendig, ohne jedoch ein constitutives Element zu bilden, wenn gleich darunter viele lebendige Theile begriffen sind; denn was im Verhältniß von Mittel und Zweck zu einander steht, zwischen dem findet eine andere Gemeinschaft nicht statt, als daß das Eine wirkt und das Andere empfängt; der Staat aber ist eine Gemeinschaft Gleicher um des vollkommenen Lebens willen.

Der Besitz muß in den Händen der herrschenden Klasse, d. h. derjenigen, welchen die Regierung und Vertheidigung des Landes obliegt, bleiben; denn die Bürger des Staats müssen in Wohlstand leben, die Handwerkerklasse hat am Staat keinen Antheil, und auch sonst keine Klasse, deren Zweck und Lebensaufgabe nicht die Tugend (die geistige und sittliche Bildung) ist.

[1]) Arist. Pol. II., 8.
[2]) Ibid. II. 7.

Der Landbesitz soll in zwei gleiche Theile getheilt und davon die eine Hälfte den Privaten als Eigenthum überlassen, die andere aber zu öffentlichen Zwecken verwendet werden. Ein jeder dieser Theile soll halbirt und von den Staatsländereien die eine Hälfte zu gemeinsamen Gastmälern für die herrschende Klasse, die andere zur Bestreitung der Kosten des Gottesdienstes benutzt werden. Von den Privatgütern soll die eine Hälfte das Gebiet, welches die Stadt zunächst umgiebt, die andere aber das Grenzgebiet gegen die Nachbarstaaten umfassen. Von den Bürgern solle Jeder zwei Grundstücke, in jedem Gebietstheile eines, erhalten. Dadurch würde zugleich eine gerechte Vertheilung und Einigkeit bei Angriffen von außen erzielt.

Die Bebauung des Landes soll wo möglich durch Sclaven geschehen, welche nicht von derselben Nation und auch nicht von heftiger Gemüthsbeschaffenheit sind: alsdann seien sie sowohl zur Arbeit brauchbar, als auch zu Empörungen nicht geneigt. Wenn dies nicht erreicht werden könne, solle das Land durch Hintersassen (Periöken) bebaut werden, von barbarischer Abstammung, aber von derselben Gemüthsbeschaffenheit. Diese (Sclaven oder Periöken) sollen theils den Privatbesitzern gehören, theils dem Staate, je nachdem sie zur Bebauung des einen oder des andern Landbesitzes verwendet werden. [1])

Was den Gewerbebetrieb und den Betrieb des Handels durch die an der Regierung theilnehmenden Familien betrifft, so sprechen sich fast alle Schriftsteller gegen denselben aus; besonders aber diejenigen, welche sich aristokratischen Einrichtungen zuneigen — und dies ist die Mehrzahl. „Die Handwerke", sagt Xenophon, [2]) „sind verrufen und mit Recht in den Städten verachtet; denn sie schaden dem Körper sowohl der Arbeiter, als der Aufseher, indem sie zum Sitzen und Stubenhocken, einige sogar den ganzen Tag am Feuer sich aufzuhalten nöthigen. Wo aber der Körper verweichlicht wird, wird auch die Seele um Vieles kraftloser. Auch verstatten die Handwerke wenig freie Zeit, um sich um Freunde und Staat zu bekümmern, so daß solche Leute für schlechte Freunde und Vertheidiger des Vaterlandes gehalten werden. In einigen Staaten, vorzüglich in denen, welche für kriegerisch gelten, ist es sogar nicht einmal erlaubt, daß ein Bürger ein Handwerk treibe."

Der oben erwähnte Phaleas von Chalcedon wollte die Handwerker zu öffentlichen Sclaven machen. Eine ähnliche Einrichtung bestand zu Epidamnus, wie oben bemerkt, und war von Diophantus zu Athen eingerichtet. [3])

In dem Handel sahen die Schriftsteller des Alterthums eine Ursache des Umsturzes der Verfassungen. (Cic. de rep. II. 4.)

---

[1]) Arist. Polit. VII. 8. sqq. Bekk.

[2]) Oeconomicus. 4.

[3]) Arist. II. 7.

Ausführlich ist dieses die Gewerbe und den Handel betreffende Verhältniß untersucht von Aristoteles im ersten Buche seiner Politik.

Davon ausgehend, daß alle wirthschaftliche Thätigkeit ihr Ziel habe an der Befriedigung der Bedürfnisse des Menschen — in deren Regelung die Moralphilosophie der Alten einen wesentlichen Theil ihrer Aufgabe erblickte — jeder Erwerb aber, der nur die Vermehrung des Reichthums bezwecke, verworfen werden müsse, unterscheidet der Stagirite eine zwiefache Erwerbsthätigkeit, eine natürliche, welche einen Theil der Haushaltungslehre bildet, und eine widernatürliche, welche nicht als ein solcher Theil angesehen werden kann.

Ohne die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse ist das Leben überhaupt nicht möglich, also auch nicht das glückselige, welches zu verwirklichen Zweck des Staates ist. So wie nun die Natur selbst für die Nahrung der lebendigen Geschöpfe vom ersten Augenblick der Geburt an sorgt, und so wie die Thiere sich nach der Verschiedenheit ihrer Nahrung von einander unterscheiden, so hat sie den Menschen in den Thieren und Pflanzen ihre Nahrung angewiesen und die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gewährt.

Diejenige Erwerbsamkeit daher, welche diese Gegenstände der Natur unmittelbar abgewinnt, ist eine natürliche, wie Jagd, Fischerei, Hirtenleben, Ackerbau u. s. w. Das Leben, welches auf diesen Bedingungen einzeln oder in Verbindung ruht, ist naturgemäß.

Der im Besitz dieser Gegenstände bestehende natürliche Reichthum hat seine Grenze am Gebrauche, und von ihm gilt nicht der Solonische Spruch:

„Reichthum hat kein Ziel, das dem menschlichen Streben gesetzt sei.“

Es giebt aber auch eine Art des Reichthums, welcher keine Grenzen hat und von welchem der Solonische Spruch allerdings gilt. Diese Art des Reichthums ist nämlich die, welche durch Umtausch der verschiedenen Waaren erworben wird, und welche an dem Geld ihr Element hat.

Der Gebrauch, den man von einem Besitze machen kann, ist nämlich ein zwiefacher; er besteht entweder in der Benutzung des Gegenstandes, wie z. B. wenn man ein Kleid anfertigen läßt zum Tragen, ein Haus zum Bewohnen errichtet, oder aber in dem Umtausche des Gegenstandes gegen Geld oder andere Waaren.

In der ersten Gemeinschaft, der Familie, findet Umtausch nicht statt, weil hier Gütergemeinschaft ist. Erst wenn die Gesellschaft größer wird und unterschiedener Besitz eintritt, findet Umtausch statt, und zwar zunächst wirklicher Tauschhandel.

Als die Aushülfe immer weitläufiger wurde, wurde man auf den Gebrauch des Geldes geführt. Man kam nämlich überein, im Handelsverkehr etwas zu geben und zu nehmen, was selbst ein nützlicher

Gegenstand, zugleich aber von leichthandlichem Gebrauche für das Leben wäre, wie Eisen, Silber und wenn sonst etwas dieser Art ist, indem man dasselbe anfangs einfach nach Größe und Gewicht bestimmte, zuletzt aber mit einem Prägezeichen versah, um sich die Werthbestimmung zu ersparen; denn das Prägezeichen soll eben hierzu dienen.

Sobald nun das Geld erfunden war, entstand aus dem nothwendigen Umtausch eine andere Art der Erwerbekunst, der Handel nämlich, welcher anfangs wohl ganz einfach, später aber, als schon die Erfahrung hinzutrat, mit mehr Kunst betrieben wurde, indem man darauf Rücksicht nahm, nach welcher Richtung und in welcher Beziehung der Umsatz den meisten Gewinn bringe. Daher scheint die Erwerbekunst ihren Gegenstand vorzüglich am Gelde und ihre Aufgabe in der Speculation zu haben, woher sich Schätze gewinnen lassen, denn man hält sie ja für eine Erzeugerin von Reichthum und Schätzen. Daher setzt man denn auch oft den Reichthum in Geldvorrath, weil nämlich die Erwerbekunst und der Handel darauf gerichtet sind.

Dann aber scheint es auch wieder mit dem Gelde eitel Geschwätz und bloße Satzung zu sein, weil es, nachdem der Waarenumsatz vollbracht, zur Befriedigung keines nothwendigen Bedürfnisses dient und Jemand, der an Geld Ueberfluß hat, der nothwendigsten Nahrung entbehren könnte: und doch scheint es ungereimt, daß Reichthum etwas sei, in dessen Besitz Jemand Hungers sterbe, wie die Fabel von Midas erzählt, daß sich ihm, wegen seiner unersättlichen Begierde nach Gold, alle Speisen in Gold verwandelt hätten.

Mit Recht sucht man daher den Reichthum und die Erwerbekunst in etwas anderem; denn die natürliche Erwerbekunst und der natürliche Reichthum ist ein anderer, und auf den geht die Haushaltung, der Handel aber erwirbt Vermögen nicht überhaupt, sondern bloß durch Waarenumsatz. Er scheint daher am Gelde seinen Gegenstand zu haben, denn das Geld bildet dabei das Element und macht Anfang und Ende aus, weswegen denn auch der Reichthum, welcher aus dieser Erwerbekunst erwächst, keine Grenzen hat.

Dieser Unterschied, welchen Aristoteles zwischen den verschiedenen Arten des Erwerbes macht, ist aber unbegründet; denn nicht in den Arten des Erwerbes, sondern, wie er selbst bemerkt, in den menschlichen Begierden liegt der Grund eines ungemessenen Strebens nach Reichthum. Es kann daher der Erwerb von Grund und Boden und der Landwirthschaft eben so sehr zu diesem Zwecke benutzt werden, wie der Handel. Und das Handwerk und der Lohndienst, welche Aristoteles unter die widernatürlichen Beschäftigungen rechnet, sind sicher viel weniger Mittel zur Bereicherung als der Grundbesitz und die Landwirthschaft.

Gerade aber dieser Irrthum, in welchen Aristoteles verfallen ist, beweist, daß er nur bemüht war, die bei den Griechen bestehenden Ver-

hältnisse wissenschaftlich zu begründen, und daß nicht dem Leben durch die Theorie, sondern umgekehrt der Theorie von dem Leben ihre Aufgaben gestellt werden.[1])

Auch Cicero kommt in seiner Schrift de officiis auf diesen Gegenstand, allein die von ihm vorgebrachten Gründe sind ganz anderer Art; denn es ist bald das Schmutzige, Gemeine, Ekelhafte der Beschäftigung, bald die Geringfügigkeit des Gewinnes, welche ihm mißfällt.

Diese Betrachtungen mögen genügen, um uns eine Uebersicht über die staatswirthschaftlichen Grundsätze zu gewähren, welche während des Alterthums in Geltung waren.

Sie werden aber von den Schriftstellern meist nur gelegentlich und mit Bezug auf die staatlichen Verhältnisse untersucht; denn zur Ausbildung der Wirthschaftslehre im Sinne der neueren Zeit finden wir hier nur die ersten Anfänge. Diejenige Wissenschaft, welche die Griechen Oekonomik nennen, ist nämlich nicht, wie man vielleicht nach dem in der neueren Zeit umgedeuteten Namen urtheilen könnte, eine Wissenschaft von der Erwerbung und Verwendung des Vermögens, wie unsere Wirthschaftslehre, sondern eine der Staatslehre analoge und ihr untergeordnete Wissenschaft von der Einrichtung und Leitung des Hauswesens. Die Wissenschaft, welche sich mit dem Erwerbe des Vermögens beschäftigt, wird von Aristoteles Chrematistik genannt. Sie bildet eine der Haushaltungs- und Staatslehre untergeordnete Doctrin.[2]) Die Haushaltungslehre, von der uns Xenophon in seinem Oekonomicus ein Muster aufstellt und deren Regeln Aristoteles im ersten Buche seiner Politik entwickelt, beschäftigt sich, wie Aristoteles selbst hervorhebt, mehr mit den Menschen, als mit dem todten Besitz, und mehr mit den guten Eigenschaften dieser, als des Besitzes, welcher den Reichthum ausmacht, und vielmehr mit den Freien, als mit den Sclaven.[3])

Wenn aber, wie Aristoteles bemerkt, die Untersuchung über die wirthschaftlichen Güter (Chrematistik) kein eigentlicher Theil der Staats- und Haushaltungslehre ist, sondern nur eine Hülfswissenschaft für dieselben[4]), so ist es auch unrichtig, wenn Einige den Gedanken der Verbindung der menschlichen Kräfte zur Erstrebung der mannichfaltigen Güter des Menschen (oder die sogenannte Arbeitstheilung), welcher von Platon im zweiten Buche seiner Republik so schön entwickelt wurde, als einen Anfang der National-Oekonomie bei den Griechen aufgefaßt haben; denn einestheils zieht Platon so wenig als die übrigen Schriftsteller, bei denen er sich findet — und er findet sich bei sehr vielen — daraus Folgen für die wirthschaftlichen Verhältnisse, anderntheils ist dieser Gedanke auch

---

[1]) Aristoteles hat eben so wie die Verwerfung des Gewerbe- und Handelsbetriebes und mit gleich unstichhaltigen Gründen die Sclaverei als naturgemäß zu vertheidigen gesucht.

[2]) Arist. Polit. I., 10. Bekk.

[3]) Ibid I., 13.

[4]) Arist. Polit. I, 10. Bekk.

gar nicht ein eigenthümliches Princip der Wirthschaftslehre, sondern bezieht sich auf alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Man kann daher mit diesem Gedanken sehr wohl vertraut sein, ohne eine Ahnung von einer Wirthschaftslehre zu haben.

Was die Griechen in Bezug auf die Wirthschaftslehre, die Lehre vom Erwerb und Gebrauch des Vermögens, geleistet haben, ersieht man am besten aus der Politik des Aristoteles.

Er kennt, wie Platon, den Begriff und Werth der Theilung der Geschäfte des Lebens und hebt an sehr vielen Stellen hervor, wie nur der etwas Tüchtiges in seinem Fache leisten könne, der sich ausschließlich damit beschäftige, es zu seiner Lebensaufgabe mache, auch ist er nicht unbekannt mit den Vortheilen, welche für das Leben aus dieser Theilung der Geschäfte erwachsen. Aber er so wenig wie Platon benutzt diesen Begriff, um zu zeigen, wie durch die Theilung der Arbeit die wirthschaftlichen Güter vermehrt und die Arbeit selbst erleichtert und abgekürzt wird.

Auch hat er, wie wir oben gesehen, einen klaren Begriff von dem Unterschiede zwischen dem Gebrauchs- und Tauschwerthe, so wie nicht minder seine Erklärung über die Entstehung des Handels und der Natur des Geldes so gut ist, als irgend eine, welche später hierüber aufgestellt worden. Aber auch selbst hierbei ist seine Absicht nicht, zu zeigen, wie auf diese Weise der Handel vermehrt und der Reichthum der Völker gesteigert werde, vielmehr im Gegentheil sucht er darzuthun, wie die Völker durch diesen auf das Geld sich stützenden Handelsverkehr von der richtigen Auffassung der wirthschaftlichen Verhältnisse abgeführt, und an die Stelle der natürlichen, in sich begrenzten, eine unnatürliche nach zielloser Vermehrung des Besitzes strebende Erwerbsamkeit getreten sei.

„Nachdem wir," sagt er alsdann, [1] „in Bezug auf die Erkenntniß hinreichend gehandelt haben, wollen wir nun auch das den Gebrauch, d. h. die Praxis der Wirthschaftsverhältnisse Betreffende durchgehen. Bei allen diesen Dingen aber ist die Theorie zwar eine freie (dem freien Manne geziemende), die Ausführung aber eine nothwendige (für Sclaven passende). Es sind aber die die Anwendung der Wirthschaftslehre (Chrematistik) betreffenden Theile, die Erfahrung in Betreff der wirthschaftlichen Güter, welches die besten und wo? und wie? z. B. der Besitzstand der Pferde, wie er beschaffen sein müsse, oder des Rindviehs, oder der Schafe, und eben so in Betreff der übrigen Thiere. Man muß nämlich wissen, welche von diesen im Verhältniß zu einander die besten, und wie beschaffen sie an verschiedenen Orten; denn die einen gedeihen an diesem, die andern an einem andern Orte besser. Sodann in Bezug auf den Ackerbau, und zwar sowohl in Bezug auf den einfachen (Landbau) als auf den mit Anpflanzungen (Gartenbau, Obst-

[1] Pol. I., 12. Bekk.

und Weinbau), und die Bienenzucht und die übrigen schwimmenden oder fliegenden Thiere, von denen ein Nutzen erlangt werden kann.

Von der wahrhaften Erwerbekunst sind nun dies die Theile, und zwar die ersten; von der auf die Tauscherwerbekunst (welche sich nämlich auf den Geldverkehr stützt) ist der bedeutendste Theil der auswärtige Handel. Derselbe begreift drei Theile, den Seeverkehr, den Landverkehr und den Ortsumsatz; sie unterscheiden sich von einander durch die größere oder geringere Gefahr und den größeren oder geringeren Gewinn, den sie abwerfen. Der zweite Theil ist der Leihhandel (Geldwucher, τόκισμος), der dritte der Lohndienst. Dieser letztere ist theils der Lohndienst der gemeinen Gewerbe (Handwerke), theils derer, die ohne Kunst nur körperliche Dienste leisten.

Die dritte Art der Erwerbekunst steht zwischen dieser und der ersten. Sie hat nämlich einen natürlichen und einen auf den Umsatz sich stützenden Theil. Hierher gehört, was von der Erde und von den Erzeugnissen der Erde kommt, nicht zu den Früchten gehört und doch brauchbar ist, wie Holzbenutzung und Bergwesen. Dieses umfaßt selbst wieder viele Theile, denn mannichfaltig sind die Dinge, welche von dem Bergwesen bezogen werden.

Im Allgemeinen reicht das jetzt über jeden dieser Theile Gesagte hin; die genauere Betrachtung im Einzelnen ist zwar für die Ausführung nützlich, aber dabei zu verweilen gemein. Es sind aber die kunstgemäßesten von diesen Verrichtungen diejenigen, bei welchen der äußere Zufall am wenigsten Spielraum hat; die gemeinsten diejenigen, bei denen der Körper am meisten mitgenommen wird; die am meisten sclavischen diejenigen, bei denen der Körper am meisten gebraucht wird; die unedelsten die, wozu am wenigsten sittliche Kraft erfordert wird.

Da aber von Einigen über diese Dinge geschrieben ist, wie z. B. von Chares dem Parier und Apollodor dem Lemnier über den Ackerbau, den gemeinen sowohl als den mit Anpflanzungen, und eben so von Andern über Anderes, so mag, wer es nöthig hat, sich aus diesen belehren. Ueberdies muß man aber auch die zerstreuten Nachrichten sammeln, durch welche Einige in Bezug auf Gelderwerb ihr Ziel erreicht haben; denn dies Alles ist für den Verehrer der Gelderwerbekunst vortheilhaft, wie z. B. das, was von dem Milesier Thales erzählt wird. Dies ist nämlich ein Gelderwerbs-Gedanke, obwohl man ihm denselben wegen seiner Weisheit zuschreibt. Auch enthält er etwas Allgemeines. Als man ihm nämlich seine Armuth vorwarf, als Beweis, daß die Philosophie nutzlos sei, so habe er, wie man erzählt, durch die Astrologie erkennend, daß es eine gute Olivenernte geben werde, da es noch Winter und er gerade im Besitz von einigem Gelde war, alle Olivenpressen in Milet und Chios um einen geringen Preis, da ihn Niemand überbot, gemiethet und Handgeld darauf gegeben. Als dann die Erntezeit kam und viele Oelpressen nun auf einmal gesucht wurden, so habe er sie, wie hoch er

wollte, wieder vermiethet und damit vieles Geld sammelnd gezeigt, daß es den Philosophen leicht ist, Geld zu sammeln, wenn sie wollen, daß es aber das nicht ist, wonach sie streben.

Von Thales also wird erzählt, daß er auf diese Weise einen Beweis von seiner Weisheit gegeben habe. Es ist aber, wie wir bemerkt haben, dieser Gedanke ein allgemeiner Weg des Gelderwerbes, wenn sich Jemand den Alleinhandel von etwas verschaffen kann. Deshalb eröffnen sich auch manche Staaten diese Erwerbsquelle, wenn sie Geld nöthig haben, indem sie sich den Alleinverkauf der Waaren nehmen.

In Sicilien aber kaufte Jemand, indem Geld bei ihm niedergelegt war, alles Eisen auf den Eisenhütten auf, und als nachher die Kaufleute aus den Handelsplätzen kamen, so verkaufte er allein und machte nur einen geringen Preisaufschlag. Dennoch gewann er auf funfzig Talente hundert.

Da dieses Dionysius erfuhr, so hieß er ihn zwar das Geld mit sich nehmen, untersagte ihm aber, länger in Sicilien zu bleiben, da er sich Einkünfte verschafft hatte, welche seinen Angelegenheiten unzuträglich waren. Die Speculation des Thales und diese kommen auf dasselbe hinaus. Beide verschafften sich nämlich den Alleinverkauf. Nützlich zu wissen ist dies aber auch für die Staatsmänner, denn viele Staaten müssen Gelderwerb und dergleichen Einkünfte haben, eben so wie die Familie, und mehr noch. Deswegen fassen auch viele Staatsverwalter bei ihrer Verwaltung dies allein ins Auge."

Auch die römischen Schriftsteller entwickeln Begriffe, welche der allgemeinen Wirthschaftslehre angehören, nur gelegentlich. So z. B. Paulus den Begriff des Geldes (l. 1. Dig. XVIII., 1). Dagegen ist die Landwirthschaftslehre, nach dem Vorgange der Griechen, von mehreren bearbeitet worden. So z. B. von Cato, Varro, Columella u. A., deren Schriften mehrmals gesammelt sind.

Fürst Kaunitz.

Unter den Staatsmännern Maria Theresia's, welche nach ihrem Willen die alten Zustände Oesterreichs allmählich in eine neue Bahn mit durchdringender Organisationskraft hineinleiteten und zu einer weiteren politischen Entwickelung förderten, war Graf, später Fürst Kaunitz der eigentliche Träger und Schöpfer jener Reformen, ein Minister, welchem in der Fülle und Lebensdauer seiner Wirksamkeit nur Richelieu oder Metternich gleichgestellt werden kann. Beinahe vierzig Jahre hindurch leitete er die äußere Politik Oesterreichs, und seine Rathschläge, seine Ideen waren maßgebend für die Entwickelung der Ereignisse am gro-

ßen Markte des Lebens, wie für die stillen Umwandlungen im Organismus der inneren Staatsverwaltung. Seine Bedeutung und sein Einfluß blieben daher auch nicht auf Oesterreich allein beschränkt, sie sind nachwirkend bis auf unsere Tage, so daß eine persönliche Charakteristik nicht nur zur Kenntniß der Geschichte seiner Zeit, sondern auch zum Verständniß der Gegenwart förderlich ist, in der unverkennbar, treu jenen Ueberlieferungen, darnach gestrebt wird, Oesterreich eine ausschließende Präponderanz in Deutschland wieder zu gewinnen.

Die Kaunitze sind ein alt mährisches Adelsgeschlecht; in keinem Geschlechte des czechoslavischen Adels war die Neuerungs- und Sectenwuth furchtbarer aufgeflammt, als in dem der Wladiken von Kunice an der Iglawa. Ihr prächtiges Austerlitz bei Brünn war der Sitz der Wiedertäufer, der Picarden (Adamiten) und ihres thätigsten Bücherdruckes und Bücherhandels. Das Kaunitz'sche Haus am großen Platze zu Brünn war das Capitol der Reformation und der Conföderation Mährens und Böhmens mit Schlesien und den Lausitzen. Unter Kaiser Leopold I. nahmen die Kaunitze den von alten czechischen Wladiken als unnational verschmähten deutschen Reichsgrafenstand an.*)

Wenzel Anton Fürst von Kaunitz, der Haus- und Staats-Kanzler, war am 2. Februar 1711 geboren. Sein Vater war Gesandter an mehreren deutschen Höfen, in Madrid, in Rom, und starb 1746 als Landeshauptmann in Mähren; seine Mutter, Elisabeth, geb. Gräfin Rittberg, brachte dem Hause jene Reichsgrafschaft in Westphalen und den Namen derselben zu. Als einer der Jüngeren von 19 Geschwistern, war er für den geistlichen Stand bestimmt, mußte aber in Folge des frühzeitigen Ablebens der älteren Geschwister seine Bestimmung ändern. Nachdem er mit Auszeichnung in Wien, Leipzig und Leyden studirt, längere Reisen durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien unternommen hatte, ward er Kämmerer am Hofe Karl's VI. und dann Mitglied des Reichshofraths, in dem nach damaliger Einrichtung die Cavaliere den diplomatischen Dienst lernen sollten. Im Jahre 1734 war er kaiserlicher Commissar in Regensburg. In den ersten Jahren des Erbfolgekrieges (1740 ff.) schickte ihn Maria Theresia nach Italien; seiner Einwirkung war es zuzuschreiben, daß die italienischen Höfe neutral blieben oder für Oesterreich waren — er wirkte in Rom bei Papst Benedict XIV. und in Turin. Seine ersten Depeschen waren so vortrefflich abgefaßt, daß der Staatskanzler Uhlefeld sie Maria Theresia mit den Worten vorlegte: „Hier sehen Eure Majestät Ihren ersten Rath." Maria Theresia ernannte deshalb auch schon 1742 Kaunitz zum Geheimen Rath; zwei Jahre später ward er an den Hof zu Brüssel gesendet als ad latus des Statthalters Herzogs Karl von Lothringen. Jedoch schon Ende 1747 ward er, in den diplomatischen Dienst wieder

*) Kaiser Franz und Metternich. Ein nachgelassenes Fragment. Leipzig 1848. S. 21 ff.

zurückgezogen, Gesandter in London, und vertrat 1748 Oesterreich bei dem Aachener Congresse. Kurz nach dem Abschlusse des Friedens kehrte er nach Wien zurück, schon damals von der Kaiserin insgeheim bei jeder wichtigen Angelegenheit zu Rathe gezogen, ohne daß Bartenstein und die übrigen Mitglieder des Conferenz-Ministeriums, ja selbst der Kaiser, eine Ahnung davon hatten, welchen gewaltigen Umschwung der Verhältnisse Kaunitz unermüdlich vorbereitete. Mit kühnem Muthe wollte er die alten Bande zerreißen, in denen sich das alte Staatensystem fortschleppte; hundertjährige Feindschaften wollte er zu Grabe tragen und an ihre Stelle neue lebenskräftige Bündnisse zu Schutz und Trutz in's Dasein rufen. Das ganze politische Europa sollte durch ihn in andere Bahnen eingewiesen werden. Als Botschafter am französischen Hofe seit 1751 wirkte er in dieser Richtung ruhig, sicher und consequent für das Bündniß Oesterreichs mit Frankreich. Er bemühte sich vor Allem, den Haß und die Entfernung zu mindern, die seit den Zeiten, als die Burgundische Herrschaft an Habsburg gelangt war, die Höfe von Wien und Versailles getrennt hatten. Nachdem er festen Boden gewonnen hatte, übergab er die Gesandtschaft seinem Nachfolger Graf Georg Stahremberg und ging 1753 nach Wien zurück, um als Geheimer Haus-, Hof- und Staats-Kanzler an Uhlefeld's Stelle die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen — er ward zugleich Conferenz-Minister und der erste Rath der Majestäten.

Kaunitz war damals 42 Jahre alt, lang, schlank, von guter Haltung, rüstig und geweckt in aller geistigen wie physischen Kraft; seine Züge waren regelmäßig, seine Physiognomie drückte Verstand und Scharfsinn aus. Er hatte schöne blaue Augen, sein Blick war lebhaft, durchdringend, schien aber nie forschend. Seine Toilette, auf welche er viele Sorgfalt verwendete, war geschmackvoll im modernen französischen Geschmack, immer mit dem Orden des goldenen Vließes — Kleider, Wäsche, Uhren, Geräthe, Möbel, Alles mußte französisch sein. Er liebte den Genuß, aber nie zum Uebermaß. Sein vorzüglichstes Streben war, sein Leben zu verlängern und die Gesundheit des Körpers wie des Geistes zu erhalten — er war nie krank und erreichte ein Alter von 84 Jahren. Das Wort „Tod" und „Blattern" mochte er in seiner Umgebung gar nicht hören. Nach einer im stürmischen Lebensgenuß verbrachten Jugend regelte er sein Leben in der einfachsten, ihm bequemlichsten Weise. Frische Luft konnte er gar nicht vertragen; er lebte in Zimmern von immer gleicher Temperatur, fuhr stets in geschlossenem Wagen aus. Er machte ein großes Haus, alle Tage war bei ihm offene Tafel, Abends Gesellschaft; er selbst spielte Billard, nie Karten, um 11 Uhr entfernte er sich. Er liebte Musik, fand Vergnügen am Theater, schätzte die Kunst und verkehrte gern mit Gelehrten, wenn sie nicht langweilig waren.*)

*) Oesterreich unter Maria Theresia von Dr. A. Wolf, K. K. Professor an der Universität zu Pesth. Wien 1855. S. 167—169.

In diesem Charakter war eine Mischung von großen und kleinen Eigenschaften, in späteren Jahren erschienen manche seiner Sonderbarkeiten gesteigert und mißfielen in höherem Grade. Die Welt um ihn wurde eben eine andere, Kaunitz begriff sie, mochte sich aber nicht in sie fügen. Friedrich der Große sagte von ihm: „So oberflächlich und launisch er in seinem Geschmack ist, so tief ist er in Geschäften." Niemals haben seine Vergnügungen und Zerstreuungen dem Ernste oder der Ordnung der Geschäfte Eintrag gethan. In Paris lebte er zurückgezogen von der großen Welt wie ein einfacher Privatmann. Als Marmontel sich darüber aussprach, antwortete Kaunitz: „Ich bin nur wegen zweier Dinge in Paris, für die Geschäfte der Kaiserin, sie verrichte ich gut — und für meine Vergnügungen, darüber habe ich nur mich zu befragen. Das Repräsentiren würde mir Langeweile machen und mir Zwang auferlegen. Mit den zwei einzigen Personen, deren Gunst ich bedarf, dem Könige und der Pompadour, stehe ich gut." Kaunitz war immer zurückhaltend, sprach bedächtig, langsam, von Politik fast gar nicht, so daß man schwer seine Meinungen erfahren konnte. Er war nicht bloß unbestechlich, *) sondern er handelte ohne alle Rücksichten, wo die öffentlichen Interessen des Landes in's Spiel traten.

Seine politischen Anschauungen waren so ganz und gar von der alten Schule der Staatsmänner verschieden. Er war ein Staatsmann der Interessen, und zwar der rein staatlichen Interessen. Er war nach Hormayer's Urtheil nicht ein genialer, aber ein äußerst talentvoller Mann, bei dem der Verstand unbedingt vorherrschte. Die europäische Stellung und die selbstständige Großmacht Oesterreichs in der umfassendsten Bedeutung zu erhalten und wo möglich zu erweitern, war sein Streben. Die junge Macht Preußen, wie sie Friedrich's II. gewaltiger Geist gegründet, schien ihm damals diese Stellung zu verengen, er erklärte Preußen für den gefährlichsten Gegner Oesterreichs. **) Die geänderte Weltlage, die Nothwendigkeit, sich von England loszulösen, welches seine Dienste gar zu fühlbar werden ließ, führten ihn zur Verbindung mit Frankreich — so wurde mit dem alten diplomatischen System Oesterreichs gebrochen. „Frankreich," argumentirte Kaunitz, „ist eine alte, Oesterreich vollkommen ebenbürtige Monarchie, Preußen ein Emporkömmling, der noch vor Kurzem unter die Vasallen des österreichischen Kaiserthums gehörte, de jure noch dar-

*) Dieses Zeugniß mit dem Zusatze, „daß auch seine Subalternen beinahe unzugänglich seien," ertheilt ein schlesischer Edelmann Freiherr v. Fürst, der spätere Großkanzler, welchen Friedrich der Große zur Regulirung des schlesischen Schulden- und Commercienwesens 1752 an den kaiserlichen Hof zu Wien schickte. Vergl. „Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof im Jahre 1755." Aus den Papieren des Großkanzler v. Fürst, Historisch-politische Zeitschrift, herausgegeben von L. Ranke. II. Bd. Berlin. 1833—1836. S. 685.

**) Dr. L. Ennen „Frankreich und der Niederrhein, oder Geschichte von Stadt und Churstaat Köln seit dem dreißigjährigen Krieg bis zur französischen Occupation." Köln. 1856. II. Bd. S. 292. Vergl. auch S. 295 für die nachfolgend angeführten Aeußerungen.

unter gehört, der die Königswürde Oesterreich verdankt. Auf die Wiedererwerbung dessen, was Oesterreich an Frankreich verloren hat, haben wir längst ziemlich verzichtet. Schlesien dagegen wollen und müssen wir wieder haben. Auch der Umstand ist wohl in's Auge zu fassen, daß Frankreich katholisch und Preußen protestantisch ist." Diese Maximen und Gedanken sind genau dieselben, welche Fürst Schwarzenberg in unseren Tagen wieder verwirklichen wollte; auch nach seinem Tode ist die Tradition eines französisch-österreichischen Bündnisses sehr gewichtvoll auf die Richtung der österreichischen Politik geblieben. Kaunitz freilich nahm die französische Verbindung nur so weit, als sie den Interessen Oesterreichs dienstbar sein konnte. Die verfeinerte Politik Frankreichs nannte er „Thorheit" und äußerte rücksichtslos: „Die Erwerbung Lothringens verdanken die Franzosen mehr der Schwäche unserer Beschlüsse, als ihrer Weisheit und Geschicklichkeit." Er spottete oft der Franzosen auch zur Zeit, wo er den geheimen Briefwechsel mit der Pompadour unterhielt. Bei den neueren österreichischen Staatsmännern haben für eine Allianz mit Frankreich auch persönliche Sympathieen mitgewirkt.

Der Persönlichkeit Friedrich's des Großen zollte Kaunitz große Verehrung. Bei der Nachricht von seinem Tode rief er schmerzvoll aus: „Wann wird wieder ein solcher König das Diadem adeln."

Nach dem Geiste des Jahrhunderts schätzte er die mechanischen Staatskräfte am höchsten. Auch die kirchlichen Verhältnisse betrachtete er nur im Lichte der staatlichen Interessen. Ordnung, Beweglichkeit und Fülle der Staatsgewalt galten ihm als das vorleuchtende Ziel des Staatsmannes. Unter seinem Einflusse kam eine solche Ordnung in die Finanzen, daß Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht waren und der Credit stieg. So wie er das auswärtige Amt umschuf, so übte er Einfluß auf die Organisation auch untergeordneter Institutionen. Als er am 27. Juni 1794 starb, schloß sich ein gewichtvoller Abschnitt in der österreichischen Staatsgeschichte: durch die ganze Regierungszeit Maria Theresia's, unter Joseph II. bis Leopold II., in mancherlei Wechselfällen, durch alle Widerwärtigkeiten hatte dieser Mann allein die selbstständigen Interessen Oesterreichs nach allen Richtungen hin und in der Strömung der Verhältnisse frei und unabhängig, oft mit übermächtiger Hand und mit Rückwirkung auf ganz Europa geleitet.

Literatur.

Krieg Oesterreichs mit Piemont, 1848 und 1849. Von A. B. Gavenda, k. k. Hauptmann. Dritte Auflage. Prag 1856.

Die zwei ersten Auflagen dieses interessanten Büchleins sind wohl im Lande Oesterreich geblieben, die dritte empfiehlt sich auch dem andern Deutschland recht sehr. Wie der ausführliche Titel des Buches sagt, ist es „eine Sammlung aller auf die Hauptmomente des Krieges der Oesterreicher gegen Piemont und dessen Verbündeten in den Jahren 1848 und 1849 Bezug habenden Armeebefehle, Bulletins, Berichte, Conventionen, Capitulationen und Waffenstillstandsverträge — in chronologischer Reihenfolge."

Das Buch verdient an diesem Orte eine Anzeige, einmal seiner militairisch knappen, klaren und präcisen Form wegen, welche die Thatsachen reden läßt, dann aber, weil gerade jetzt, wo Sardinien wieder sehr bemerklich in den Gegensatz zu Oesterreich tritt, die Entstehung und der erste Verlauf dieses Gegensatzes von Neuem Interesse erregt. Die Revolutionszeit war mit Thatsachen so angefüllt, daß man froh war, derer im eigenen Lande Herr zu werden, und sich um das Ausland weniger kümmerte. Schon darum verlohnt solch eine Erinnerung, wie sie uns der österreichische Herr Hauptmann giebt, der Mühe.

In den Vordergrund des Buches treten zwei Figuren, Radetzky und die Revolution, in ihrem Schlepptau Carlo Alberto, Manin und Andere. Nach einer kurzen Einleitung beginnt das Buch mit der Proclamation, die Carlo Alberto, der sich darin „Durch Gottes Gnade König von Sardinien, Cypern, Jerusalem rc." nennt, nach seinem Einfall in Oesterreichisches Gebiet „an die Völker der Lombardei und Venedigs" richtete. Wir entnehmen dieser Proclamation folgende Stellen:

„Das Schicksal Italiens reift heran, ein glückliches Loos steht den unerschrockenen Vertheidigern der mit Füßen getretenen Rechte bevor"...

„Wir werden Euch in Euren gerechten Forderungen unterstützen, vertrauend auf die Hülfe Gottes, die sichtbar für uns ist, des Gottes, der Italien Pius IX. geschenkt hat, des Gottes, der durch wunderbare Eingebungen Italien in den Stand setzt, sich auf sich selbst zu stützen."

Radetzky mußte Mailand räumen, einen unsterblichen Rückzug antreten, seine Streitkräfte sammeln, zum Theil auch erst erzeugen. Dann kamen die Tage von Goito, Sta. Lucia, Curtatone, Peschiera, Vicenza, Somma Campagna, Custozza, Mailand, Novara.. „in Radetzky's Lager war Oesterreich".

Wir greifen noch eine Proclamation aus dem Buche heraus. Sie kündigt das Aufhören des Waffenstillstandes, den kurzen und entscheidenden Feldzug von 1849 an:

„Hätte ich geahnt, daß die königliche Würde in der Person Carlo

Alberto's so weit herabsinken konnte, ich hätte ihm die Schmach einer Gefangenschaft in Mailand nicht erspart; ich hatte aus Achtung vor einem Princip, das ich den antimonarchischen Tendenzen der Zeit gegenüber auch in meinem Feinde schätzen zu müssen glaubte, nicht vergessen, daß zwischen Würde und Person noch eine große Kluft liegt" ....

„Wer sie kennen lernen will, diese Liebe der Lombarden zu Carlo Alberto, der besuche die Casa Creppi zu Mailand, und er wird die Spuren dieser Liebe in dem mit Kugeln durchlöcherten Plafond des Saales finden, in welchem Carl Albert sich befand, der lese seine schimpfliche Flucht bei Nacht und Nebel aus dieser Hauptstadt." ..

Das ist Radetzky, derselbe Radetzky, dessen Bericht über die Schlacht von Custozza (Armeebulletin Nr. 20) wörtlich und in seiner ganzen Ausdehnung also lautet:

„Die Tapferkeit unserer Armee hat den König Carl Albert bei Custozza in dreitägiger Feldschlacht besiegt; wir folgen dem sich zurückziehenden feindlichen Heere auf dem Fuße. Es lebe der Kaiser! Hauptquartier Palazzo Alzarna. Am 26. Juli 1848. Radetzky, Feldmarschall."

Und dann schließlich noch ein Stück aus dem Decrete des Prinzen von Savoyen an die lombardisch-venetianischen Provinzen — es ist dieser Prinz der jetzige König — vom 17. März 1849:

„Wir .. Kraft der Machtvollkommenheit, welche Uns auf Vorschlag des Staatssecretairs übertragen ist, nach geeigneter Rücksichtsnahme auf die lombardische Consulta und ihre Einwilligung, verordnen:"

(Folgt ein Aufgebot aller waffenfähigen Mannschaft der venetianisch-lombardischen Provinzen, in dessen 3. Artikel es heißt:)

„Jeder, der innerhalb fünf Tagen nach Veröffentlichung dieses Decretes sich nicht zum Eintragen in die Listen meldet, wird als Deserteur angesehen und als solcher mit der Strafen belegt, womit die in Kraft stehenden Gesetze in den Provinzen, auf welche dies Statut Anwendung findet, den Deserteur bedrohen."

Radetzky antwortete mit köstlichem Humor darauf durch eine Aufforderung an das Landvolk Piemonts, es möge hübsch ruhig bei seiner Arbeit bleiben, von ihm habe es nichts zu fürchten.

Tages-Ereignisse.

Den Klagen der liberalen Partei in Belgien folgen unerwartet rasch auch die Klagen des Liberalismus in Holland. Die „Indépendance belge", welche ihre Lieblinge einen nach dem andern fallen sieht und für jeden eine Columne schmerzlichen Bedauerns hat, wird sich nicht wenig wundern, daß Pariser Blätter mit großer Bestimmtheit er-

klären, der belgische Justiz-Minister Rothomb, welcher sich seit Kurzem in Paris aufhält, wäre nur in der Absicht dahin gekommen, der gegenwärtigen Regierung Frankreichs den in Brüssel ausgearbeiteten Gesetz-Entwurf über die Presse mitzutheilen. So hat sie jetzt täglich Unerquickliches zu meiden, und da der Liberalismus sich überall als vollkommen unfähig erweist, irgend etwas Dauerndes oder den so lange soufflirten Erwartungen Entsprechendes zu schaffen, so werden die Klagen über eine auch in Holland beginnende Reaction nicht die letzten dieser Art sein. Ein conservatives Blatt im Haag ist so frei, sich über die Niederlage der liberalen Minister zu freuen; flugs bezeichnet die „Indépendance" dasselbe als ein der „anti-revolutionären Partei angehörendes Organ", welche die Revision der Verfassung von 1848, die Wiederherstellung des Königthums in seiner Reinheit u. s. w. fordere. Einen ehrenvolleren Namen als „anti-revolutionär" kann man, nach unserer bescheidenen Meinung, einer Zeitung überhaupt nicht wohl geben, und selbst der Liberalismus sollte auf ein solches Epitheton stolz sein, denn auch er führt ja stets im Munde, daß er bei Leibe keine Revolution wolle. In der Terminologie der „Indépendance" ist aber „anti-revolutionär" ausschließlich Absolutismus, Despotie, Verfinsterung, Tartüfferie, mit einem Worte das, was in Preußen die Rechte ist. Dessenungeachtet werden sich die „Indépendance" und ihre deutschen Collegen an das Schauspiel gewöhnen müssen, auch da eine Reaction eintreten zu sehen, wo man sie bis jetzt am wenigsten erwartet hat. In Frankreich ist sie weit über ihr vernünftiges Ziel gegangen, weil auch die Revolution dort über das Maß ging, und wenn die gegenwärtig in Frankreich herrschenden Regierungs-Maximen das endliche Ergebniß der civilisirenden Ideen von 1789 sind, so müssen wir gestehen, uns noch weniger mit ihrer vom Liberalismus versuchten Ausbreitung in Deutschland befreunden zu können. Neuere Nachrichten aus Holland deuten sogar an, daß die Ernennung eines conservativen Ministeriums in Holland auf die bevorstehenden Wahlen zu Abgeordneten Einfluß haben könnte, und unsererseits hoffen wir das nicht allein, sondern wir sind davon überzeugt. So ragt unter den Ministerien Europa's nur noch das sardinische, spanische und dänische durch seinen Liberalismus hervor. Auch für diese ist der Banquerott nicht mehr fern, und sollten wirklich einige Jahre der Ruhe für Europa eintreten, so läßt sich mit Gewißheit voraussehen, daß ihr Fall nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Immer klarer wird es den lange phrasengeblendeten Massen, daß die trostloseste Leere und kraftlosestes politisches, wie sociales Eunuchenthum hinter diesen wohltönenden Reden steckt, nirgend aber etwas wirklich Nutzbares und Dauerhaftes aus ihnen hervorgegangen ist. Die Liberalen sehen das selbst kopfschüttelnd mit an, gestehen es sich auch wohl untereinander ein, können sich aber von dem Gedanken nicht trennen, einmal geistreich erschienen zu sein und „höheren Zwecken

nachgestrebt zu haben". Die eigene Saat hat sie in ihrer Aufgegangenheit von 1848 so dicht überwuchert, daß sie sich scheu unter das Blätterdach ducken und es so ziemlich aufgegeben haben, selbst noch etwas gestalten zu wollen. Die Ritter vom Geist sind nun richtig auf demselben Fleck angekommen, von dem sie einst ausgingen. Sie klagen, negiren, verdächtigen, untergraben, — aber sie sehen sich zu ihrem Erstaunen sehr viel rüstigeren und vor allen Dingen entschlosseneren Gegnern gegenüber, als zur Zeit, wo sie den Kampf begannen. Wir haben die Scham und die Scheu vor dem Kampfe überwunden, wir haben Wort, Schrift und Tribüne für uns gefunden, wir haben kein Bedenken mehr, uns mit denselben Waffen zu vertheidigen, mit denen der Liberalismus uns angegriffen. Wir verlassen den Kampfplatz nicht mehr in dem Gefühl einer widerwärtigen Berührung, wir suchen das Zusammentreffen mit dem Feinde auf, und die Begebenheiten haben bewiesen, daß es eben nur des Fühlens der Kraft bedurfte, um sie auch anzuwenden. Ob mit Erfolg, mag sich der Liberalismus selbst beantworten!

In Paris hat man sich sehr gewundert, auf der Brust eines höheren russischen Offiziers die große goldene Sebastopol-Medaille zu sehen, als er den Hofball zu St. Cloud besuchte. Sie trägt auf der einen Seite die Worte: „Zum ewigen Andenken an die unsterbliche Vertheidigung von Sebastopol, der braven Armee gewidmet!" und auf der anderen: „Von dem Kaiser Nicolas, dem Unvergeßlichen, und Alexander II." Worüber man sich dabei eigentlich gewundert, wird nicht gesagt. Sind etwa beide Inschriften nicht vollkommen wahr? Ueberragte die Vertheidigung Sebastopols nicht vom ersten Augenblicke an den Angriff, obgleich auch dieser in seinen letzten Phasen die höchste militairische Anerkennung verdient? — Wenn General Williams für die Vertheidigung einer gefallenen Festung die ehrende Standes-Erhöhung zum Baronet of Kars erhält und mit diesem Beinamen eben so glänzend in Petersburg und Berlin, wie in Paris und London aufgenommen wird, so liegt eigentlich wohl kein Grund zur Verwunderung Pariser Ballgäste vor. Oder wird einer der französischen Offiziere, welche sich im Gefolge des Grafen Morny bei der Kaiserkrönung in Moskau befinden werden, Anstand nehmen, dort in Gegenwart der russischen Offiziere die wohlverdiente Krim-Medaille zu tragen? Wir glauben kaum! — Wieder ein Beweis von der vollkommenen Fruchtlosigkeit dieses unverantwortlichen Krieges. Alle Theile nehmen Ruhm und kriegerische Ehre für sich in Anspruch, und zwar Alle mit vollkommenem Rechte! Alles ist so ziemlich, wie es war, und Alles ist nicht geschehen, was eigentlich geschehen sollte. Indem wir dies niederschreiben, kommt uns die Nummer 802 der „Illustrated London News" in die Hände. Ein tiefer Groll spricht aus dem Leitartikel dieses Blattes über die Friedens-Illuminationen

und Friedens-Feuerwerke. Möge er auch unsere Ansicht, aber mit der Autorität eines englischen Blattes, aussprechen.

„Nachdem die Regierung Großbritanniens sich durch diese Feuerwerke selbst zu glorificiren versucht, wird das Volk Muße finden, die Verdienste dieser Regierung etwas näher zu untersuchen, und das unbehagliche Vorgefühl, welches die Steuern einflößen, die ihm durch 100,000,000 L. St. Kriegskosten unvermeidlich auferlegt werden müssen, wird diese Untersuchung beeilen. Es wird sich vor allen Dingen sagen, daß, als der Krieg nothwendig wurde und das englische Volk ihn wollte, die Staatsmänner Englands eben so unvorbereitet, als unwillig dafür waren, — daß, während jeder Denkende die Nothwendigkeit kräftigen Handels einsah, die Regierung taub und blind war, — daß, während das Volk ohne Murren Geld und Menschen gab oder bewilligte, die Regierung beides durch stupide und grausame Nachlässigkeit vergeudete, — daß, zur Zeit, als rascher Entschluß der halbe Sieg gewesen wäre, die Regierung ausweichend, unentschlossen und langsam handelte, — daß die schönste Flotte, welche England je gehabt, während des Krieges nur den Franzosen zur Folie diente und jetzt als unnütz bei Seite geschoben wird, ohne daß die Krim ihrem unrechtmäßigen (!) Besitzer entrissen worden wäre."

Sehr viel übler kommen die englischen Minister in der nun folgenden Kritik ihrer Handlungsweise gegenüber inneren Fragen fort. Sie gehört aber für diesmal nicht zu unserem Gegenstande. Wir hatten bis jetzt die Kriegskosten Englands nur auf 77 Millionen Pfund anschlagen hören, hier tritt uns in einem englischen Blatte zum ersten Male die sehr viel rundere Summe von 100 Millionen entgegen, und allerdings wird das englische Volk noch einige Jahre lang an das versuchte Zurückwerfen Rußlands nach Asien erinnert werden, wenn nicht vielleicht bald nöthig werdende neue Opfer diese in den Schatten stellen. Alles, was aus diesem Kriege hervorgegangen, wird den Engländern nach gerade immer unangenehmer. Die Schlägereien der deutschen Miethssoldaten, — die sehr aufrichtige Rede des Baronet General Williams — die letzten Berichte des unermüdlichen Own-Correspondenten der Times, — die Vorgänge in der Türkei, — die militairischen Ruhmes-Abrechnungen in Frankreich 2c. 2c., Alles das ist in der That wohl geeignet, jetzt, nachdem die letzte Rakete der Friedensfeier verpuffte, zum Nachdenken anzuregen und die zu bezahlenden Shillinge auch mit Bemerkungen zu begleiten.

Selten hat wohl ein liberaler Minister ein so glänzendes Fiasco gemacht, als der Graf Cavour in dem so erfreulich progressistischen Sardinien! Nach lärmendem Ansatz scheint der Sprung zu kurz gerathen zu sein, und die Zuschauer können, wie immer bei dergleichen, ein Lächeln kaum unterdrücken. An den Sympathieen der Italiener liegt das Miß-

rathen nicht, denn die „Unification" — auch ein bequemes Stichwort aus liberalem Arsenal — lebt dort in Aller Munde, und die Presse thut das Ihrige, um das Feuer zu schüren, sollte es ihr auch selbst das Haus über dem Kopfe anzünden, wie das ja in dem nachbarlichen Frankreich mit so überraschendem Erfolge geschehen ist. Wäre freilich die Spannung zwischen den Vereinigten Staaten und England nicht eingetreten, so hätte den anfeuernden Worten aus Downingstreet auch wohl irgend eine englische Flotten-Demonstration im Mittelländischen Meere folgen und die Musterung bei Spithead vielleicht ein praktisches Resultat haben können. Die britischen Gesandten an den italienischen Höfen waren offenbar demgemäß mit Instructionen versehen und die Entfaltung der italienischen Revolutionsfarben bei gewissen Festen in gewissen italienischen Städten vor dem Hotel der englischen Gesandtschaft beweist, daß entweder die neuen Instructionen bei veränderter Lage der Dinge noch nicht eingetroffen waren, oder daß der betreffende Gesandte auf eigene Hand und nach dem Muster seines Collegen in Konstantinopel Politik treibt. Indessen haben selbst die grün-roth-weißen Lampions und Flaggen in Florenz dem Grafen Cavour das diplomatische Fiasco nicht ersparen, ja es nicht einmal verschleiern können. Er steht mit seinem revolutionairen Pro memoria so vollkommen allein, hat vor der Hand von so gar keiner Seite eine Unterstützung zu erwarten und wird sogar nach kurzer Popularität von seinen Gesinnungsgenossen in der Presse angegriffen, daß er sehr bald die Früchte seiner Saat zu ernten haben wird. Die Repressalien-Frage soll zwar das „heilige Feuer" wieder anschüren, wird aber nur dazu dienen, die vollkommene Haltlosigkeit der Cavour'schen Politik noch deutlicher und rascher zu demonstriren. Ein tolleres Verkennen jedes völkerrechtlichen, ja gemeinrechtlichen Grundsatzes, als die angedrohte Sequestration der in Sardinien liegenden Güter österreichischer Unterthanen, ist wohl kaum in der Geschichte aufzuweisen, und ein progressistisches Ministerium in Sardinien scheint dazu berufen, zu beweisen, wie weit die liberale Doctrin sich zu gehen erlaubt, wenn es auf Erreichung ihrer Zwecke ankommt. Oesterreichische Unterthanen treten in offener Empörung gegen Oesterreich auf, werden besiegt, fliehen und suchen in dem benachbarten Piemont Schutz. Die österreichische Regierung stellt die Güter der überwiesenen, überdies auch gar nicht leugnenden Hochverräther unter Sequester und nimmt dadurch in nothwendiger Selbstvertheidigung den Flüchtlingen das Mittel, ihr vom Nachbarlande aus abermals gefährlich zu werden. Sardinien, in lebhaftester Sympathie mit den revolutionairen Flüchtlingen Oesterreichs, naturalisirt sie, verspricht auch eine Unterstützung derselben mit 300,000 Francs und muß daher lebhaft wünschen, daß seine neuen Unterthanen nicht diese 300,000 Francs, wohl aber ihre Einkünfte aus dem verhaßten Nachbarlande ziehen. Dies zu erreichen, ist auf die allerverschiedenste Art schon versucht worden, natürlich ganz vergebens, denn Oesterreich kann

und will sich zu der Anschauung nicht erheben, daß man seinem erklärten und unversöhnlichen Feinde selbst Waffen in die Hand geben müsse. Nun soll der letzte Hebel angesetzt und das Eigenthum österreichischer Unterthanen in Sardinien so lange ebenfalls mit Sequester belegt werden, bis die österreichische Regierung liberal geworden ist, was allerdings eine langwierige Dauer der Maßregel in Aussicht stellt. Daß dieses angedrohte Sequester vorzugsweise geistliche Stifter und Corporationen trifft, ist eine angenehme Zugabe für die wahrhaft freisinnigen Absichten des Grafen Cavour und kann nicht verfehlen, ihn bei den Fortschrittsmännern in Genua und Turin nur noch mehr zu empfehlen. Wie die Sachen liegen, dürfte die Repressalie der Anlauf zu einem zweiten glänzenden politischen Sprunge sein, der Sprung selbst indessen noch kürzer als sein Vorgänger gerathen.

Johanniter-Orden.

Wappenbuch

des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem, Balley Brandenburg, bearbeitet und gezeichnet von Dr. Leo Bergmann, herausgegeben von Alexander von Briesen. Leipzig, im Selbstverlage adeliger Wappenwerke. 1856.

So eben ist das erste Heft eines Werkes erschienen, das sich einer ganz besondern Beachtung unserer Leser erfreuen dürfte. Herr von Briesen hat sich nämlich die Aufgabe gestellt, in einer Reihe von Heften die Wappen sämmtlicher jetzt lebender Johanniterritter mit dem Facsimile ihrer Unterschrift und einer kurzen Legende zu liefern.

Das vor uns liegende Heft zeigt auf dem ersten Blatt in saubérster Ausführung das Wappen des durchlauchtigsten Herrenmeisters des Johanniter-Ordens, Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen, der dem Unternehmen Seine höchste Protection zugewendet und gnädigst gestattet hat, daß Höchstihm das Wappenbuch gewidmet werde. Das zweite und dritte Blatt enthalten die Wappen von acht Commendatoren: 1) des Herrn Carl Lazarus Grafen Henckel von Donnersmarck, 2) des Herrn Adolph Friedrich August von Rochow, 3) des Herrn Johann Friedrich August Rudolph Freiherrn Hiller von Gärtringen, 4) des Herrn Richard Friedrich Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, 5) des Herrn Grafen Georg zu Solms-Laubach, 6) des Herrn Ernst Freiherrn von Friesen-Rammelburg, 7) des Herrn Carl Reinhold Grafen von Krassow-Divitz, 8) des Herrn Carl Freiherrn von

Bodelschwingh. — Das vierte und fünfte Blatt zeigen uns die Wappen der Ehren-Commendatoren, Prinz Friedrich Carl Nikolaus von Preußen und Prinz Wilhelm Friedrich Carl der Niederlande. — Das sechste und letzte Blatt liefert die Wappen 1) des Herrn Friedrich Heinrich Ernst Freiherrn von Wrangel, des Hauptmanns, 2) des Herrn Eberhard Grafen zu Stolberg-Wernigerode, des Kanzlers, und 3) des Herrn Friedrich Alexander Grafen zu Bismarck-Bohlen, des stellvertretenden Secretairs des Ordens.

Die prachtvolle Ausstattung, welche dem Werke gegeben wird, erfordert einen Kosten-Aufwand von mehr als zwanzig tausend Thalern; trotzdem ist aber der Preis des einzelnen Heftes nur auf 1 Thaler gestellt. Alle Buchhandlungen nehmen auf dasselbe Bestellungen an, die größeren Buchhandlungen werden auch im Stande sein, das erste Heft zur Ansicht vorzulegen.

Wir wünschen und hoffen, daß dies Unternehmen im weitesten Kreise die wohlverdiente Anerkenntniß und Förderung finden werde. Ueber die ferneren Hefte werden wir gleich nach deren Erscheinen berichten.

Wappen-Sagen.

Prittwitz.

Ein Reiter war gefangen,
Der Holub, Täuber, hieß,
Dem Reiter ward es leide,
Daß er sich fangen ließ.

Er sah den hohen Galgen,
Und ihm ward trüb zu Sinn:
„Muß ich den Galgen zieren,
„Frau Mohrenkönigin?"

„Den Galgen mußt Du zieren —"
Die schwarze Fürstin spricht,
„Zwingst Du in dreien Spielen
„Mich auf dem Schachbrett nicht."

„Muß ich den Galgen zieren —"
Sagt Holub mit Bedacht,
„Will ich doch für mich spielen —"
Das Herz im Leib' ihm lacht,

Denn Holub hieß der Reiter
Und Holub spielt' im Brett
So fein, daß er auf Erden
Nicht seines Gleichen hätt'.

Da setzte sich zum Spiele
Die Königin so stolz,
Und Holub stand am Brette
Von Gold und Ebenholz.

Er zog — beim zehnten Zuge
Da war die Kön'gin matt,
Die sich ob solchen Spieles
Gar sehr verwundert hat.

Er zog, in einer Stunde
Da war sie drei Mal matt,
Was ihre stolze Seele
Grausam verdrossen hat.

Drauf sprach sie zu dem Reiter:
„Fürwahr, Du spielst nicht schlecht,
„Gewonnen ist Dein Leben
„Mit allem Fug und Recht, —“

„Noch einmal laß' uns spielen,
„Es gilt der Spiele drei,
„Auf daß ein Jeder wisse,
„Wer hier der Stärk're sei!“

„Gewinn' ich meine Spiele,
„Sollst Du mein Diener sein,
„Gewinnst Du, wack'rer Reiter,
„Bin ich die Sclavin Dein.“

Da setzte sich zum Spiele
Die Königin so stolz,
Und Holub stand am Brette
Von Gold und Ebenholz.

Er zog — in einer Stunde,
Da war sie drei Mal matt,
Was ihre stolze Seele
Grausam verdrossen hat.

Sie war nun seine Sclavin,
Doch Holub schenkt ihr das,
Und sagte leise lächelnd:
„Das Spiel war nur zum Spaß!“

So that der Holub witzig
Sich aus der Schlinge zieh'n,
D'rum nannten die Genossen
Hinfort den Brettwitz ihn.

Des Holub Söhn' und Enkel,
Der Prittwitz stolz Geschlecht,
So witzig auf dem Brette,
So tapfer im Gefecht,

Das führt im alten Wappen
Die Königin so stolz,
Dazu ihr köstlich Schachbrett
Von Gold und Ebenholz;

Der Kön'gin sind verhauen
Die Arme, wie es Brauch,
Zum Zeichen, daß verspielet
Sie ihre Freiheit auch.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

Siebentes Capitel.

Im Palais Marcolini.

„Der stolze Mann, wiewohl in seiner Brust
Ein Kläger pocht, der seinen Muth erschüttert,
War eines Arm's von Eisen sich bewußt,
Der manchen Wald von Lanzen schon zersplittert
Er hatte nie vor einem Feind gezittert,
Und Kampf auf Tod und Leben war ihm Lust.
Doch all' sein Trotz und seine Riesenstärke
Betrogen ihn bei diesem blut'gen Werke."

(Wieland: Oberon.)

Der große Sohn und Bannerträger der Revolution saß in einem Cabinet des Marcolini'schen Palastes auf der Friedrichsstadt zu Dresden, — er streckte die Füße weit von sich und die Arme hingen an beiden Seiten schlaff herab. Bekümmert sah der Staatssecretair, Herzog Maret von Bassano, der einige Schritte seitwärts an einem Tische saß und schrieb, von Zeit zu Zeit in das bleiche, übermüdete Antlitz seines Herrn.

Napoleon hielt die Augen fest geschlossen und murmelte halb unverständliche Worte vor sich hin, Maret vernahm nur von Zeit zu Zeit einzeine Namen, Namen von Generalen, welche seit Eröffnung der Feindseligkeiten gefallen. Duroc und Bessières nannte der Kaiser mehrmals, sie fehlten ihm mehr als andere.

„Kommt Graf Narbonne noch nicht?" fragte der müde Welteroberer sich halb aufrichtend.

„Sire, er muß sogleich hier sein!" antwortete Maret nach der Uhr blickend, „er ist pünktlich!"

„Wenn mich Oesterreich wirklich verläßt," fuhr Napoleon halb mit Maret sprechend fort, „wenn der Kaiser von Oesterreich wirklich schnöde die heiligen Bande zerreißt, die uns verknüpfen, so haben wir mit diesem Waffenstillstand einen furchtbaren Fehler gemacht. Ich erhalte nicht so viel Compagnieen und Escadrones Verstärkung als der Feind Regimenter! Dieses Preußen ist wie eine „terra santa" für alle meine Feinde und Gegner,

Alles, was mich haßt, — und ich sehe, daß mich viele hassen, die mir oft und laut genug ihre Ergebenheit betheuerten" — er lächelte bitter und grimmig — „Alles, was mich haßt, zieht nach Preußen, um mich von dort aus zu bekämpfen, es ist eine wahre Wallfahrt des Hasses! Wo ich auch hinsehe, nichts als Verluste! Duroc und Bessières sind todt und noch zwanzig andere Generale dazu. Eugen mußte ich nach Italien schicken, wenn ich von meinem dortigen Königreich etwas anders noch behalten wollte als den Titel, — ebenso mußte ich den einzigen denkenden Kopf unter den Marschällen, Soult, nach Spanien schicken, wo sich der gute Mensch, mein Bruder Joseph, sein Königreich, Hauptstadt und Alles von jenem stiernackigen Lord Wellington wegnehmen läßt; Soult wird Spanien nicht wieder erobern, ich muß froh sein, wenn er mir die französische Pyrenäengrenze deckt! Und was habe ich hier? Hm! den König von Sachsen, einen braven Mann, aber sein Volk habe ich nicht! Siege habe ich erfochten wie sonst, aber die Folgen meiner Siege sind nicht wie sonst. Ich schlage meine Feinde wie sonst, ich werfe sie zurück, aber was gewinne ich damit? Ein Schlachtfeld, weiter nichts. Sonst hatte ich nach jedem Siege die ganze Artillerie meiner Gegner und Tausende von Gefangenen und verursachte allgemeine Verwirrung! Jetzt, die Gefechte bei Bautzen waren mehr Metzeleien als Schlachten und diese Leute haben mir nicht einen Nagel gelassen! Ja, ich erkenne es wohl, mein wahrer, wirklicher Feind ist Preußen, die grimmige Leidenschaft, der fanatische Haß, mit dem Preußen gegen mich kämpft — pah! mein Mangel an Cavallerie ist nichts, ich kann Schlachten gewinnen ohne Cavallerie wie in Aegypten, aber diese bestialische Wuth des Preußen, die sich auf die massenhafte Unbeweglichkeit der Russen stützt, die mit ihrer unerschütterlichen Tactik wie geschaffen zum Soutien dieses fanatisirten Preußenvolkes sind, Preußen ist mein Hauptfeind. Ich hätte vernichtend auf Preußen fallen, Berlin nehmen sollen, anstatt mich auf diesen Waffenstillstand einzulassen. Oesterreich! Oesterreich!"

„Der General Graf Narbonne!" wurde gemeldet. Der Kaiser machte ein bejahendes Zeichen und ging seinem Ambassadeur am Wiener Kaiserhofe bis an die Thür entgegen. Ohne weiteren Gruß als ein Kopfnicken fragte er den Eintretenden hastig: „Nun, General, was sagt man in Wien zu Lützen? was sagt man zu Bautzen?"

„Ah! Sire," antwortete der immer fertige Hofmann, „die Meinungen sind nur darin getheilt, daß die Einen Ew. Majestät einen Gott, die Andern einen Dämon nennen; einig sind Alle darin, daß Ew. Majestät mehr als ein Mensch sein müssen!"

„Setzen Sie sich, General, und sagen Sie mir, was Sie von meiner Lage denken, mag ich nun Gott oder Dämon sein!"

Man kann, wenn man will, die erste Antwort Narbonne's für eine derbe Schmeichelei erklären, obgleich sie denn doch etwas Anderes

war; aber Niemand konnte auch dem Kaiser so aufrichtig die Wahrheit sagen, als es der alte Hofmann nun that.

„Sire,“ begann er, „ich halte die Lage Ew. Majestät für außerordentlich schwierig und bemerke mit Betrübniß, daß sie von Tage zu Tage schwieriger und peinlicher wird. Das Gefühl deutsch-vaterländischer Gemeinsamkeit wird täglich stärker überall, die Siege, welche Ew. Majestät erfochten haben, schlagen den Haß nicht nieder, sie stacheln ihn nur auf. Aller Augen in Deutschland sind auf die Fahne Preußen's gerichtet; man sieht in ihr die Fahne der deutschen Freiheit, der deutschen Nationalität, und man blickt in der Wiener Hofburg nicht weniger eifrig nach ihr, als an andern Orten Deutschlands. Mag der Kaiser von Oesterreich noch so eingenommen sein für seinen Schwiegersohn, das österreichische Volk ist desto mehr eingenommen gegen den Sieger von Wagram —“

„Aber der Kaiser von Oesterreich,“ unterbrach Napoleon heftig, „ist Herr in seinem Lande, Herr seiner Entschließungen; er hat nicht einmal einen Senat oder ein Corps législatif, das er, wenn auch nur der Form wegen, zu fragen brauchte; und dieser Kaiser von Oesterreich, der mein Schwiegervater ist, hat mir geschrieben, da hören Sie,“ — Napoleon nahm einen eigenhändigen Brief des Kaisers von Oesterreich, der auf dem Tisch lag und las — „„Der Vermittler, der sich Ihnen anbietet, ist Ihr Freund!““ und da weiter noch stärker, „„es handelt sich darum, Ihre Dynastie auf unerschütterlichen Grundlagen zu begründen, Ihre Dynastie, deren Existenz so innig mit der meinigen verbunden ist!““ Das schreibt der Kaiser von Oesterreich, und ich, ich kann seiner Aufrichtigkeit nicht mißtrauen!“

„Sire,“ fuhr der alte Edelmann fest und ernst fort, „ich bin weit entfernt, Ew. Majestät Mißtrauen gegen die Worte des Kaisers von Oesterreich einflößen zu wollen, aber kein Abfall ist so gefährlich und unvermeidlich, als der, welcher gegen den Willen des Abfallenden erfolgt; der Abfall, der nicht überlegt, nicht berechnet wird, sondern der von Tage zu Tage wächst. Sire, ich muß es sagen, Ew. Majestät rechnet viel zu fest auf die Familie; die Namen „Schwiegersohn“ und „Schwiegervater“ sind keine unübersteiglichen Hindernisse in der Politik. Freilich sagt das Sprüchwort, daß sich Oesterreich durch Heirathen forthelfe aus jeder übeln Lage; aber ein anderes Sprüchwort sagt: wenn die Gefahr vorüber ist, bekümmert man sich nicht mehr um den Heiligen, den man während derselben anrief. Ich war sehr betroffen über den dumpfen und bittern Haß, der am Wiener Hofe gegen Frankreich herrscht; man verzeiht dort Ew. Majestät die Siege eben so wenig, als die harten Maßregeln. Es herrscht in Wien eine Animosität gegen uns, die weder durch des Kaisers gute Worte, noch durch die Ernennung der Kaiserin Marie Louise zur Regentin von Frankreich gemildert wird. Diese Animosität bei Hofe aber ist in den Massen eben so stark.“

Napoleon stand auf und ging zwei Mal auf und ab durch das ganze Gemach, dann setzte er sich wieder und sagte kalt: „Fahren Sie fort, General!“

„Es ist meine feste und innige Ueberzeugung,“ sprach Graf Narbonne weiter, „daß Ew. Majestät von dem Wiener Hofe auf Grund der verwandtschaftlichen Beziehungen nichts zu hoffen haben, so lange noch das Schlachtenglück Alles in Frage stellt.“

„Und was ist Ihr Rath?“

„Oesterreich zu gewinnen durch Abschluß eines allgemeinen Friedens, selbst wenn derselbe erkauft werden müßte durch Abtretung der illyrischen Provinzen, der Hälfte Italiens und durch Aufgeben der festen Plätze, welche wir noch im Norden besetzt halten. Frankreich kann bei diesen Umständen nur dann Oesterreich gewinnen, wenn es ihm heute noch mehr giebt, als ihm die Russen und Preußen für morgen versprechen.“

Nach diesen Worten des Grafen Narbonne herrschte mehrere Minuten lang eine tiefe Stille in dem Cabinet des Kaisers. Napoleon antwortete auch nicht, sondern begnügte sich, nach einer Weile dem freimüthigen Rathgeber seine Entlassung zuzuwinken, doch that er dieses nicht heftig und zornig, sondern mit jener stummen Freundlichkeit, durch welche er seinen marmornen Zügen zuweilen einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen wußte.

Als Graf Narbonne aus dem Cabinet trat, seufzte er tief auf, denn gerade in der Freundlichkeit Napoleon's hatte der feine Menschenkenner die Unbeugsamkeit des Kaisers gelesen: „Also wird er nicht Frieden schließen,“ dachte der Graf, „er vermag nichts von seinen Eroberungen abzutreten, um Frankreich, um seine Dynastie, um sich selbst zu retten! Er will den Glauben an die Familienverbindung mit Oesterreich nicht lassen, damit stürzt er sich selbst in's Verderben. Oh! der rothe Brand von Moskau war also doch die Abendröthe dieses glänzend-hellen, dieses blendenden Kaisertages; im Osten, wo für Andere die Sonne aufgeht, ist seine Sonne untergegangen! Wir müssen unsere Pflicht thun, obwohl wir wissen, daß wir keinen Erfolg haben werden; ich möchte das Ende nicht überleben. Es ist das Gürtelband der österreichischen Erzherzogin, mit welchem sich der französische Cäsar selbst strangulirt!“

Niedergedrückt von der schweren Last dieser trostlosen Gedanken, die Brust voll Gram und Schmerz, trat Graf Narbonne in den Dienstsaal, aber dennoch trug er sein Haupt aufrecht, dennoch schwebte ein verbindliches Lächeln um seine Lippen, als er die Personen begrüßte, die er in dem Saal versammelt fand. Er hatte für Jeden ein freundliches Wort; dem tapfern Degen General Dürosnel, der zum Gouverneur von Dresden ernannt worden war, drückte er als Kamerad die Hand, dem königlich sächsischen Hofmarschall Grafen Vitzthum von Eckstädt sagte

er viel Schmeichelhaftes über die Einrichtungen im Palais; bei dem Adjutanten des Königs von Sachsen Grafen Gersdorff erkundigte er sich angelegentlich nach dem Befinden seines Herrn; dem Grafen Turenne nickte er aus der Ferne schon zu; kurz, Graf Narbonne war unter allen Umständen immer der feine, edle Hofmann.

„Oh, lieber Baron!“ rief er, vor den Palast-Präfecten Baron Bausset stehen bleibend, der bleich und traurig ihm entgegenkam.

„Sie finden mich sehr verändert, Herr Graf!“ antwortete dieser, „ich litt am Fieber und bin kaum Reconvalescent!“

Der Graf nahm den alten Bekannten unter den Arm und ging mit ihm hinunter in den Garten des Palastes, sich auf's Angelegentlichste über seine Krankheiten mit ihm unterhaltend.

Als die beiden Herren einen einsamen Platz im Garten gefunden, blieb der Palast-Präfect stehen und sagte hastig: „Herr Graf, auf Sie habe ich noch gehofft; bewegen Sie den Kaiser, Frieden zu machen, er stürzt sich, und Frankreich mit, in's unermeßlichste Unglück; es sagt ihm Niemand die Wahrheit, und er sieht nicht, was um ihn her geschieht!“

„Beruhigen Sie sich, lieber Baron,“ tröstete Graf Narbonne, „Sie sind krankhaft aufgeregt, Sie sehen zu schwarz; wir sind in einer übeln Lage, das ist wahr, und der Kaiser weiß es, aber so verzweifelt steht es denn doch nicht!“

„Das ist nicht Ihre wahre Meinung, Herr Graf!“ entgegnete der Palast-Präfect rasch, „Sie wissen es besser. Der Geist dieses ganzen Volkes in Deutschland ist gegen uns; es nutzt gar nichts mehr, Schlachten zu gewinnen, im Gegentheil, die gewonnene Schlacht ist, weil sie den Kaiser in seiner Hartnäckigkeit bestärkt und die Deutschen in ihrem Grimme reizt, jetzt viel verderblicher für uns, als eine verlorene Schlacht. Aber davon will ich nicht reden, das wissen Sie besser als ich, aber was Sie noch nicht wissen, das ist, daß der schlechte Geist und die Muthlosigkeit immer mehr überhand nehmen unter den Generalen und Offizieren. Fouché ist hier gewesen, Er hat ihn hierher gerufen, weil Er ihm nicht traute; Fouché ist von hier höchst unzufrieden mit seiner Bestimmung als General-Gouverneur nach Illyrien gegangen. Meinetwegen, aber seine Anwesenheit hat hier böse Spuren zurückgelassen. Hören Sie die Generale und Offiziere selbst im Stabe des Kaisers, sie sprechen nur vom Frieden; man erschrickt sich über jede Vorbereitung, die Streitkräfte an der Elbe zu concentriren; man murrt und klagt und spricht offen seine Besorgniß aus, von Frankreich abgeschnitten zu werden. Eine solche Stimmung und Sprache war bisher unerhört im kaiserlichen Hauptquartier; im vorigen Jahre, als wir nach Rußland gingen, wagten kaum einzelne Minister und Marschälle leise anzudeuten, was jetzt an der Elbe jeder Offizier fast laut und ungescheut ausspricht. Daran können Sie am besten ermessen, wie weit das Uebel schon vorgeschritten ist. Ach, Herr Graf, lassen Sie den Kaiser Frieden machen!“

Graf Narbonne war tief erschüttert durch die Mittheilungen des Palast-Präfecten; er umarmte ihn und versicherte ihm, daß er nichts fehlen lassen werde, den Frieden herbei zu führen, aber er verhehlte ihm nun auch nicht, daß er keine Hoffnung hege, daß er den projectirten Prager Congreß für eine reine Phantasmagorie halte, weil Oesterreich allein den Frieden herstellen könne, aber nur unter Voraussetzung von Zugeständnissen, die ihm Napoleon nicht machen werde, wie er jetzt fest überzeugt sei."

„Nun dann sei Gott Ihm und Frankreich gnädig!" sagte der Palast-Präfect kummervoll, „und dabei muß ich Tag für Tag Komödie spielen lassen, habe das ganze Schauspiel auf mir, die Prätensionen der Schauspielerinnen; oh! Herr Graf, den Jammer im Herzen um das Vaterland, sich um solche Dinge ernsthaft bekümmern zu müssen!"

„Es ist hart, lieber Baron," entgegnete Narbonne, „aber glauben Sie mir, die Stadion, die Metternich, die Bubna, die Humboldt, die Anstetten und wen ich sonst da in Prag mir gegenüber haben werde, sind nicht weniger lästig mit ihren Prätensionen, als Ihre Schauspieler, und Hoffnung hege ich so wenig, als Sie. Der Congreß in Prag wird auseinander gehen wie eine Komödie, nur mit dem Unterschied, daß Niemand lachen und Niemand uns Beifall zuklatschen wird."

Bewegten Herzens mit einem innigen Händedruck schieden diese beiden Männer von einander, die man zu den edelsten Repräsentanten der Anhänger des Kaiserthums rechnen muß. Sie blieben dem Kaiserthum als ehrenhafte Männer treu, auch da noch, als sie es für verloren hielten.

Nach der Entfernung des Grafen Narbonne hatte Napoleon sein Pferd verlangt und war, begleitet von dem Vice-Connetable Fürsten Berthier von Wagram, ausgeritten. Auf dem Rückwege, unfern des Dohnaischen Schlages, stieß er auf einen jungen Capitain der Grenadiere der Garde, der eine sehr hübsche Schauspielerin vom théâtre français am Arme führte.

Der Kaiser hielt sein Pferd an und betrachtete den Capitain mit durchbohrenden Blicken.

„Wie heißen Sie, Capitain?" fragte er endlich.

„Sainte-Pallaie, Sire!"

„Sainte-Pallaie! ach! ich erinnere mich des Namens, Sie haben sich bei Bautzen höchst ehrenvoll ausgezeichnet, Ihr Oberst hat mir berichtet. Doch habe ich Sie nicht früher gesehen, mein Tapfrer?"

„Ew. Majestät haben mir meinen Grad als Capitain vor einigen Wochen erst zu Paris verliehen, eines Abends...."

„Ah! Ich habe Recht, der Herzog von Friaul, armer Duroc! hat noch für Ihre Equipage gesorgt, Sie haben sich Kreuz und Grad nun wohl verdient, Sie wollten mich und die Dienste Frankreichs nicht verlassen einer reichen Heirath wegen, ich werde das nie vergessen; ich

täusche mich nicht leicht, ich gebe Ihnen die Offizier-Rosette der Ehrenlegion, melden Sie sich beim Fürsten von Wagram, adieu, mein Braver!"

Der Kaiser sprengte davon und ließ den jüngsten Offizier der Ehrenlegion mehr bestürzt als erfreut zurück. Nicht daß derselbe sich nicht gefreut hätte über die neue Auszeichnung, die ihm zu Theil geworden, aber die Erinnerung an seine Heirath drang wie ein scharfer Stich in seine Seele und ließ die Freude über die rothe Rosette nicht aufkommen.

„Septimanie!" sagte er leise und blickte zu Boden; vor sich sah er in diesem Augenblick das schöne leidenschaftliche Gesicht seiner zärtlichen jungen Frau; er sah die Thränen, die sie, in Sehnsucht nach ihm vergehend, vergoß, und unwillig über sich selbst schaute er auf und blickte die allerliebste Schauspielerin, die ihn schon seit einer Weile verwundert betrachtete, fast zornig an.

„So, mein Herr Offizier von der Ehrenlegion," nahm die Dame, die sich das Benehmen des Capitains gar nicht zu erklären wußte, das Wort, „vermuthlich sind Sie sehr unzufrieden über die kaiserliche Huld, denn Sie sehen aus, als habe Ihnen Jemand eine Ohrfeige gegeben. Erwarten Sie vielleicht gleich den Crachat des Commandeurs, oder das große Band? In der That, mein guter Capitain, ein wenig böse sind Sie mir immer vorgekommen, aber so wie jetzt habe ich Sie noch nicht gesehen! Welches Gelächter wird das heute Abend geben, wenn ich der Gesellschaft vorspiele, wie ein Grenadier-Capitain aussieht, wenn er Offizier der Ehrenlegion wird!"

„Mademoiselle!" rief Sainte-Pallaie erröthend.

„Mein Herr!" entgegnete Demoiselle Vernier schnippisch, das Stumpfnäschen aufwerfend und dem jungen Offizier die zündendsten Blicke ihrer schwarzen Augen zuschleudernd.

„Mademoiselle, wenn wir Freunde bleiben sollen, so werden Sie nichts von dem Vorfall erzählen, von welchem Sie Zeuge waren!" bat der Capitain.

„Wer sagt Ihnen denn, daß wir Freunde sind, mein Herr!" versetzte die Pariserin, „und wenn wir Freunde sind, woher wissen Sie, daß ich Lust habe, Ihre Freundin zu bleiben?"

„Ich bitte Sie, schöne Henriette —"

„Bitten Sie um Verzeihung, Sie Ungeheuer!" befahl die Schauspielerin, sich in den Hüften wiegend, was ihr, da sie sehr zierlich gewachsen und nicht sehr groß war, allerliebst stand.

„Ja, gewiß, ich bitte um Verzeihung," sagte Sainte-Pallaie, „aber ich weiß nicht, weßwegen!"

„Was geht das mich an?" rief Henriette lachend, „was kann ich für Ihre Unwissenheit, mein Herr?"

„Aber ich sollte doch meinen!" wagte der Capitain zu bemerken.

„Sie haben gar keine Meinung!" erklärte die darstellende Künst-

lerin. „Glauben Sie, daß Sie hier unter Ihren Grenadieren sind? Bitten Sie gleich noch einmal um Verzeihung, dann will ich Ihnen meinen Arm reichen und Ihnen gestatten, mich nach Hause zu führen. Gott, was sind diese Männer langweilig!"

Henriette ging einige Schritte am Arme des Capitains, dann blieb sie plötzlich wieder stehen und sagte: „So, mein Herr, also aus dem Munde des Kaisers erst mußte ich erfahren, daß Sie eine reiche Heirath verschmäht haben, um weiter dienen zu können! Wissen Sie, daß das sehr albern ist?"

„Aber ich begreife Sie nicht, Mademoiselle —" stotterte Sainte-Pallaie.

„Ich wüßte nicht, daß Sie mich jemals begriffen hätten," entgegnete die Schauspielerin gleichmüthig, „ich fürchte, Sie werden es auch nie dahin bringen, aber was kommt auch darauf an? Muß man sich denn verstehen, um sich zu lieben? Ich hoffe, daß Sie mich lieben, mein Herr?"

„Gewiß, liebe Henriette —"

„In der That, Sie sind belustigend mit Ihrer lieben Henriette," rief die Pariserin anscheinend ärgerlich, „ich verbiete Ihnen, mich Henriette zu nennen; Madame sollen Sie mich nennen, hören Sie, Madame; denn da ich mir so viele Mühe gebe, Sie ein wenig zu formiren, so muß ich eine Respectsperson für Sie sein, und solchen Personen meines Geschlechts gebührt der Titel: Madame!"

Sainte-Pallaie machte ein höchst ärgerliches Gesicht, die Schauspielerin sah es wohl, aber sie that, als bemerke sie es nicht, denn sie verstand sich vortrefflich darauf, charakterlose Männer, wie Sainte-Pallaie war, zu behandeln. Der gute Capitain gehörte zu den nicht seltenen Männern, die außer der persönlichen Bravour nicht eine männliche Charakter-Eigenschaft besitzen und die deshalb die Beute jedes Frauenzimmers sind, welches sich die Mühe giebt, sich ihrer zu bemächtigen. Solche Männer wie Sainte-Pallaie werden von Frauenzimmern wie Henriette Vernier stets auf's Aeußerste gemißbraucht und gemißhandelt werden. Die Frauen fühlen es mit feinem Instinct heraus, wie weit sie gehen dürfen, was sie sich erlauben dürfen einem Manne gegenüber, und Frauen wie Henriette Vernier sind immer geneigt, sich Alles zu erlauben, was irgend möglich. In der Mißhandlung eines Mannes scheinen sie eine gewisse Genugthuung zu suchen für die Verachtung und Gleichgültigkeit, mit denen andere Männer an ihnen vorübergehen. Darum muß man denjenigen Frauen mißtrauen, die ihren Launen zu viel nachgeben ihren Anbetern gegenüber.

Henriette kannte gegen Sainte-Pallaie keine Schonung, sie war sicher, daß sie den schwachen jungen Mann durch einen einzigen freundlichen Blick, durch eine einzige Liebkosung wieder zu ihrem Sclaven machen könne, wenn derselbe es versuchen sollte, sich zu empören gegen ihre Anmaßungen.

Auch jetzt sagte sie sehr kühl: „Erzählen Sie mir, Capitain, was war das für eine Partie, welche Sie so thöricht waren, auszuschlagen? Wie hieß die Dame? War sie schön? War sie angenehm? Nun, werden Sie antworten?"

„Das wird zu arg!" entgegnete der junge Offizier, hochroth vor Zorn, „dieser Ton ist unerträglich!"

„Nun, so ertragen Sie ihn doch nicht," spottete Henriette; „wenn Sie mich nach Hause geführt haben, was Ihre Pflicht ist, können Sie ja gehen, wohin Sie wollen; mein Gott, ich halte Sie ja nicht; habe ich Sie je gebeten, mich zu besuchen, oder habe ich etwa Sie veranlaßt, mich täglich mit albernen Liebesbewerbungen zu bestürmen?"

„Aber Sie haben meine Bewerbungen angenommen!" rief Sainte-Pallaie empört.

Die Schauspielerin lachte ihm in's Gesicht.

Ganz außer sich hob der Capitain die Hand, er war im Begriff, Henriette zu schlagen, — die meisten charakterlosen Männer sind brutal, — aber er that es nicht, denn Henriette, die im selben Moment bemerkt hatte, daß sie nicht weiter gehen dürfe, sah ihn halb erschrocken und halb freundlich an. Er ließ die Hand sinken und sagte stockend: „Sie tödten mich auf diese Weise, Henriette, ich halte das nicht länger aus!"

„Aber lieber Sainte-Pallaie," erwiederte die Dirne in ganz verändertem Tone, immer noch unter dem Eindruck, den die drohende Geberde des Capitains auf sie gemacht, „verstehen Sie denn gar keinen Scherz mehr? Sie sind ja ein kleines Ungeheuer! Kommen Sie! seien Sie vernünftig und sagen Sie mir, wie hieß die Dame, die Sie in Paris heirathen wollten." Sie drückte dabei sanft den Arm des Offiziers und sah ihn zärtlich an.

„Die Dame hieß Septimanie," entgegnete Sainte-Pallaie, der keinen Widerstand mehr kannte, „sie ist sehr schön und behandelte mich viel besser als Sie!" setzte er mit dem letzten Rest seines Zornes, aber schon wieder lächelnd, hinzu.

„Es ist Schade," dachte die Schauspielerin, „daß er mich nicht geschlagen hat; ich werde ihn nächstens wieder reizen, bis er mich schlägt, ein Schlag ist zwar sehr unangenehm, aber ich bin überzeugt, daß ich von ihm Alles verlangen kann, was mir beliebt, daß er mir nichts mehr versagen kann, wenn er mich ein Mal geschlagen hat. Er muß dann höchst belustigend sein in seiner Reue!"

Der junge Offizier, so brav vor dem Feinde, war ein wirklicher Feigling dieser Frau gegenüber; er hatte weiter keinen Muth, als daß er ihr seine Verheirathung mit der schönen Septimanie verschwieg, und er war stolz darauf, daß er das verschwieg, denn sonderbarer Weise bildete er sich ein, Henriette werde ihn weniger lieben, wenn sie von seiner Verheirathung etwas erfahre.

„Er geleitete die Schauspielerin bis zu ihrer Wohnung und war ganz bestürzt, als diese beim Eintreten sagte: „Guten Abend, mein Herr, ich danke Ihnen!"

Er stand eine Weile förmlich verdutzt vor der Thür, die sich vor ihm schloß, und ging dann, grimmig auf sich selbst scheltend, seinem Quartiere zu; er schwur im Gehen, nie wieder die Schwelle der herzlosen Person zu betreten, und sagte sich doch selbst, daß er diesen Schwur am nächsten Tage brechen werde.

In seinem Quartiere fand er einen Brief seiner Gemahlin. Er weinte eben so viel Thränen beim Lesen desselben, als die weichherzige Septimanie beim Schreiben geweint haben mochte, er beschloß, den Brief immer bei sich zu tragen, um sich gegen die Versuchung in der Person Henriette's zu schützen. Er nahm sich mit dem ungeheuersten Aufwande an Vernunftgründen vor, die Schauspielerin nie wieder zu sehen, die ihn doch nur verspotte und mißhandele, die er ja auch eigentlich gar nicht liebe, zu der ihn nur die Eitelkeit geführt, eine Liebschaft mit einer Schauspielerin zu haben, wie die andern Offiziere, an welche ihn nur die Sinnlichkeit fessele, die eigentlich der Mühe gar nicht werth sei, die er sich um sie gegeben.

Der gute junge Mann raisonnirte ganz vortrefflich.

Am andern Tage freilich dachte er schon anders, aber er blieb doch fest, schrieb Briefe nach Paris an seine schöne Gattin, an deren heitere Schwester, und hielt sich den ganzen Tag zu Hause; am Abend war er so mit sich zufrieden, daß er beinahe einen Besuch bei Henriette gemacht hätte, nur um sich zu belohnen; doch bedachte er sich zur rechten Zeit noch.

Henriette wunderte sich etwas, ihn nicht zu sehen, und nahm sich vor, ihn beim nächsten Besuch sehr zu quälen für diese Vernachlässigung, wie sie es nannte. Doch ein glücklicher Zufall ersparte dem Capitain die Qualen, die für ihn bereitet wurden, denn am nächsten Tage mußte er für einen Kameraden, welcher plötzlich krank geworden war, die Wache beziehen. Sainte-Pallaie war halb froh darüber, halb betrübt; seine Sehnsucht nach der verführerischen Schauspielerin kämpfte mächtig mit seinen besseren Gefühlen. Er ging unruhig in dem prächtigen Zimmer auf und ab, welches dem wachhabenden Offizier im Marcolinischen Palais angewiesen war.

Er mußte den Kaiser bewachen, und auf vierundzwanzig Stunden war er sicher vor seiner Schwäche und Henriette.

Der Kaiser nickte ihm zu, als er am Morgen austritt; Napoleon empfand ein allerdings nur oberflächliches Wohlwollen für den jungen tapfern Offizier, der ihn an einen seiner letzten Harun-al-Raschidsgänge durch Paris mit Duroc erinnerte, aber dieses oberflächliche Wohlwollen schon war folgenreicher für den guten Sainte-Pallaie, als die beste Fürsprache sein konnte.

Gleich nach der Rückkehr des Kaisers brachte ihm ein Adjutant das Brevet und die Decoration eines Offiziers der Ehrenlegion und ein kaiserliches Gnadengeschenk von zweihundert Napoleons dazu. Stolz zeigte sich der junge Hauptmann mit der neuen Rosette, er dachte etwas weniger an Henriette. Mehrere Kameraden gratulirten ihm und erzählten, die kleine Vernier verspotte ihn grausam und ahme seine verlegenen Mienen nach, mit denen er seine Beförderung vom Kaiser empfangen.

„Ich kenne sie, es ist eine unverschämte kleine Bestie!“ sagte ein alter Colonel, der den jungen Hauptmann in besondere Affection genommen, „man sollte sie einmal mit Ruthen streichen, aber tüchtig, das würde ihr übermüthiges Blut vielleicht etwas abkühlen; denken Sie sich, neulich hat diese Person einem Lieutenant-Colonel von den braven Sachsen geradezu eine Ohrfeige gegeben! Ich begreife nicht, daß sich ein Mann von solchen Weibern maltraitiren lassen kann!“

Sainte-Pallaie sagte nichts, aber seufzte schwer, denn er begriff's recht sehr gut.

Es war auffallend belebt im Palais Marcolini an diesem Vormittage, der Capitain hatte viel zu thun. Gegen 12 Uhr kam der König von Sachsen; der alte Herr stieg würdevoll aus seinem Wagen und begab sich, von seinen Offizieren und Hofbeamten begleitet, in den Garten, wo er langsam auf- und abging. Gleich nach ihm kam König Murat von Neapel, wie immer prächtig gekleidet in einen blauen mit Gold besetzten Sammetrock, rothe Beinkleider, weiße Stiefeln und einen rothen Hut mit weißen Federn, seine goldenen Sporen klangen auf den Treppen, in der Hand hielt er einen prächtigen breiten Säbel in goldener Scheide, die reich mit Edelsteinen besetzt. Er begab sich, nachdem er mit dem Prinzen Berthier von Wagram einige Worte gewechselt, in den Garten zu dem Könige von Sachsen.

Welcher Contrast zwischen diesen beiden Königen! Beide herrschten über Völker, welche sich in Franzosenhaß verzehrten, und beide waren für ihre Person gezwungen, sich an Napoleon anzuschließen. Der ernste König Friedrich August von Sachsen, weil er ein Sclave des eigenen Wortes war und seinem Volke zu nützen glaubte, folgte einem Verhängniß, der leichtblütige Joachim von Neapel folgte seinem Schwager.

Friedrich August blickte kummervoll, denn sein deutsches Herz lehnte sich auf gegen die Bundestreue des Rheinbund-Fürsten, und die Sorge für sein Sachsen überwog die Bewunderung für den großen Kaiser; Joachim Murat dagegen blickte leichtsinnig, denn insgeheim hatte er zum Schutz seiner Staaten schon ein Bündniß ganz absonderlicher Art geschlossen mit Oesterreich, nur für seine Person war er bei dem großen Schwager, in dessen Reich er die Würde eines Großadmirals bekleidete.

Diese beiden Könige, die zusammen im Garten des Palastes Marcolini an jenem Junitage des Jahres 1813 — auf den ersten Blick konnte

man den legitimen König, das Haupt eines altfürstlichen Hauses unterscheiden von dem französischen Präfecten mit dem Königstitel von Neapel! den wahren Fürsten von dem Theaterkönig! den deutschen Herrscher von dem Schwager des großen Emporkömmlings!

Aber warum wandeln die Könige im Garten? warum werden sie nicht zu dem Kaiser geführt, der doch sonst für den König von Sachsen die größten Rücksichten hat, dem die wahre Würde Friedrich August's Achtung abgezwungen hat? Warum stehen die Generale und Großbeamten im Vorgemach und im Dienstsaale so still und erwartungsvoll?

Es ist zwölf Uhr!

Ein einfacher Wagen fährt an und daraus steigt ein Mann von höchstens vierzig Jahren, eine elegante schlanke Figur, ein reiches Hofkleid mit zahlreichen Ordens-Decorationen und großem Band, ein ernstes, aber zugleich auch freundliches und wohlwollendes Gesicht, helle, aber nicht funkelnde Augen von dunkler Färbung. Mit leichtem Anstande rechts und links vornehm und doch vertraulich grüßend, tritt der Herr ins Palais und wird von dem Grafen Turenne, welcher interimistisch die Functionen des Groß-Palastmarschalls versieht, sofort in das Cabinet des Kaisers geführt.

Aller Augen ruhen auf diesem Mann, der die Vornehmheit eines großen Herrn mit der Feinheit eines Diplomaten, die ernste Würde eines Staatsmannes mit der Anmuth eines Hofmanns verbindet und zugleich doch nicht zu vergessen scheint, daß er die älteste Monarchie der Christenheit repräsentirt.

Der Mann ist der kaiserlich österreichische Haus-, Hof- und Staats-Minister, später Kanzler, Clemens Wenzel Lothar Graf und Fürst von Metternich-Winneburg, ein edler Sproß vom uralten Adel Deutschlands, ein Mann, der vielleicht nicht über allem Tadel im Einzelnen, aber über allem Lob erhaben im Allgemeinen, ein Mann, dessen Wollen oftmals schwer verdächtigt, dessen Vollbringen noch schwerer getadelt, der aber im Wollen, wie im Vollbringen großen Verhältnissen stets gewachsen war.

Mit gehobenem Haupte und stolzer Haltung trat der Repräsentant des Kaiserhauses von Habsburg-Lothringen in das Cabinet Napoleons, dann verneigte sich der Fürst Metternich tief vor dem Gemahl der Tochter seines Kaisers, und sich wieder aufrichtend schaute der dirigirende Minister Oesterreichs mit hellen Augen dem französischen Imperator in das bleichgelbe Antlitz.

Napoleon stand in der grünen Uniform der Chasseurs seiner Garde, gestiefelt und gespornt, den kleinen Degen an der Seite und den bekannten Hut in der Hand, neben einem großen Tische, auf welchem riesige Karten ausgebreitet lagen; einen Schritt etwa trat er dem Minister Oesterreichs entgegen, erwiederte dessen tiefe Verbeugung mit einem leichten Kopfnicken, schlug dann die Arme über der Brust zusammen und

spähete mit seinen mächtigen Augen in den ernst-freundlichen Zügen des großen Diplomaten.

Hinter dem Kaiser stand Alexander Berthier, Vice-Connetable des Kaiserreichs, Prinz von Wagram und Neufchatel. Die beiden Fürstentitel, die Napoleon seinem berühmten Generalstabschef verliehen, mußten Oesterreich wie Preußen in gleicher Weise verletzen. Alexander Berthier, Gemahl einer Prinzessin von Baiern, hatte äußerlich wenig Militairisches, er war in gewisser Hinsicht ein wirklicher Fürst geworden, nur seine trüben Augen, die er meist halb geschlossen hielt, gaben seinem sonst würdigen Ansehen einen Anstrich von Traurigkeit und Aengstlichkeit.

Auf der andern Seite des Tisches befand sich Herzog Maret von Bassano, ein feiner Kopf mit ausgearbeiteten intelligenten Zügen, mit schönen klugen Augen; gepudert, frisirt und geschmackvoll elegant gekleidet, wie ein Minister unter Ludwig XV., bildete der Staatssecretair des Kaisers mit seinen glatten Manieren und lebhaften Bewegungen einen vollkommnen Gegensatz zu der harten heftigen Weise seines Herrn, wie zu der methodischen Langsamkeit des Prinzen von Wagram.

„Nun, Herr von Metternich," begann der Kaiser, mit großer Lebhaftigkeit, aber eben so großer Bitterkeit sprechend: „Nun, mein Herr, darf ich Sie als den Gesandten eines Alliirten betrachten, oder wollen Sie hier bei mir nur Herrn von Bubna fortsetzen, in welchem ich mich auf eine ganz ungeheure Weise getäuscht habe? —"

Maret und Berthier sahen sich einander an; sie hatten sich in dem Grafen Bubna nicht getäuscht und hatten Napoleon oft genug gegen die rauhe Freimüthigkeit des böhmischen Edelmanns auf der Hut zu sein gebeten.

„Herr von Bubna ist ein geschickter Mann," fuhr Napoleon fort, „aus der Alliance vom 14. März vorigen Jahres hat er erst eine Intervention gemacht, und nun ist plötzlich eine bewaffnete Mediation daraus geworden. Ja, Herr von Metternich, ich habe keinen Grund, mit Oesterreich zufrieden zu sein, und ich fürchte, daß Sie es hauptsächlich sind, mein Herr, dem das zur Last fällt, denn ich kenne den Kaiser Franz, meinen Schwiegervater, Ihren Herrn!"

Mit unerschütterlichem Gleichmuth schaute Metternich den zürnenden Despoten an.

„Und jetzt kommen Sie, um mir anzuzeigen, daß die Bewaffnung Ihrer Mediation vollendet ist," rief Napoleon, „Ihrer Mediation, die mir feindlich entgegentritt, schon dadurch, daß sie den Vertrag vom 14. März 1812 nicht mehr gelten lassen will. Meinen Sie, daß ich nicht verstehe, was das heißt? Denken Sie, daß ich vergessen habe, daß mir Oesterreich in diesem Vertrage die Integrität meines Reiches garantirt? Das ist nicht loyal, Herr von Metternich, daß Sie jetzt erst kommen, um mir das zu sagen! Warum diese Mittheilung nicht vor zwei, drei Mona-

ten? Freilich, damals waren die zweimalhunderttausend Mann noch nicht bewaffnet, die jetzt hinter der böhmischen Berg-Couliſſe stehen!"

Napoleon lächelte bitter und schwieg einen Augenblick.

„Sire", begann Metternich, sich verneigend, und der reine Klang seiner Stimme verrieth, daß die Vorwürfe Napoleons nicht vermocht hatten, ihn aus seiner ruhigen Fassung zu bringen, „gestatten mir Ew. Majestät zu bemerken, daß Oesterreich . . ."

„Ja, ja, Oesterreich," rief Napoleon unterbrechend, „als ich die Preußen und Russen zwei Mal geschlagen hatte, als meine Feinde zurückkamen von den Illusionen, die sie sich über mich und meine Hülfsmittel gemacht, da war es Oesterreich, mein Verbündeter Oesterreich, der sich in den Streit mischte und mit seiner Geschäftigkeit Alles verwirrte, Alles verdarb. Ja, mein Herr, ohne Ihre verderbliche Intervention wäre der Frieden schon abgeschlossen. Oesterreich ist unter dem Namen einer vermittelnden Macht mein Hauptgegner, weil ich thöricht genug bin, nicht an die Feindschaft meines Schwiegervaters glauben zu können, und darum zweifelnd und hoffend zugleich nach jenen Bergen blicke. Nun denn, Eure Rüstungen sind fertig, Ihr seid jetzt in der Lage, Gesetze vorschreiben zu können, wie hoch ist der Preis, den Ihr für Eure Neutralität verlangt?!"

Vor dieser brusquen Provocation zur Erklärung stutzte Metternich etwas, eine lebhaftere Röthe färbte sein Antlitz, er antwortete ausweichend, aber es entging ihm nicht, daß Napoleon, befangen in seiner Idee, daß Oesterreich ihn nicht feindlich behandeln könne, weil er eine Erzherzogin geheirathet, noch eine Neutralität Oesterreichs für möglich hielt; der österreichische Staatsmann sah schärfer, er wußte, daß sein Kaiser nicht länger neutral bleiben konnte, daß er Napoleon zum Frieden zwingen oder sich mit den Russen und Preußen alliiren müsse.

„Sire," antwortete Metternich, „Ew. Majestät sprechen nur von Neutralität; der Kaiser, mein Herr, ist zu mehr, ist zu einem Bündnisse bereit, zu gemeinschaftlicher Action gegen Rußland und Preußen, wenn es sein muß."

„Und die Bedingungen?" fragte Napoleon hastig, er jagte immer noch seinem Phantom nach, „ich bin bereit, Illyrien zurückzugeben!"

Metternich war unübertrefflich in diesem Augenblicke, er mußte dem großen Eroberer Worte sagen, die demselben noch Niemand gesagt. „Nicht der Kaiser, mein Herr, sondern Europa ist es," sprach er ernst und gehalten, „welches diese Bedingungen stellt, und Ew. Majestät bringen die Opfer, welche die Lage erheischt, nicht Oesterreich, sondern Europa, der Menschheit, die unter den Leiden der unaufhörlichen Kriege seufzt —"

„Zur Sache!" befahl der Kaiser fast drohend, „was verlangt Herr von Metternich im Namen der leidenden Menschheit?"

„Die Rückkehr des Papstes nach Rom," antwortete Metternich

vollkommen ruhig, „die Herstellung des Kirchenstaates, die Aufgabe Italiens, die Aufgabe Polens, die Räumung Spaniens und Hollands, die Aufhebung des Protectorates über den Rheinbund und der helvetischen Mediations-Acte und die sofortige Uebergabe der Festungen Danzig, Hamburg, Küstrin, Glogau, Magdeburg, Torgau, Wesel, Maynz, Antwerpen, Alessandria und Mantua!"

Todtenbleich war das Antlitz des Kaisers, seine Augen schleuderten Blitze auf den kühnen Staatsmann, der es wagte, ihm solche Vorschläge zu machen; Berthier blickte ängstlich verlegen seitwärts, Maret schaute bange und betrübt vor sich nieder, nur Metternich schaute muthig dem Sturme entgegen, der jetzt ausbrechen mußte.

Napoleon schien einen Augenblick nach Worten zu ringen, dann fuhr er heraus, zornig und höhnisch zugleich: „Ah, mein Herr, sagen Sie mir doch, wie viel hat Ihnen England dafür bezahlt, daß Sie Oesterreich zum Kriege mit mir verleiten?"

Das war eines von den Worten, die man nicht vergißt und nicht verzeiht. Metternich war erblaßt, er antwortete nicht, und Napoleon selbst, von dem dunklen Gefühl geleitet, daß er die furchtbare Beleidigung corrigiren müsse in irgend einer Weise, nahm lebhaft das Wort und sprach von der Möglichkeit des Friedens, von seinem Wunsch, mit dem Prager Congreß Ernst zu machen, von der Möglichkeit, daß die Verhandlungen fortgesetzt werden könnten auch nach Aufkündigung des Waffenstillstandes; mehrmals kam er auf seine Familienverbindung mit dem Erzhause zurück; er sprach lange, er sprach gut, aber Metternich zeigte in der gehaltenen Kälte, mit welcher er Alles aufnahm, wie tief er verletzt war. Endlich schloß Napoleon: „Ich will den Frieden aufrichtig, versammeln Sie den Congreß in Prag, ich nehme die Vermittelung meines Schwiegervaters an, die Abtretung der illyrischen Provinzen ist nicht mein letztes Wort! Adieu!"

Der Kaiser verließ das Cabinet zuerst, indem er dem Herzoge von Bassano zurief: „Ordnen Sie das Weitere wegen des Congresses, Maret!"

Berthier folgte dem Kaiser.

Metternich und Maret schlossen nun die Convention, nach welcher sich der Congreß am 27. Juli zu Prag versammeln sollte, auf welchem Oesterreich den Frieden zwischen Frankreich und seinen Feinden vermitteln sollte, nach welcher ferner Napoleon sich anheischig machte, den Waffenstillstand nicht vor dem 10. August zu kündigen, und in der Oesterreich versprach, die Russen und Preußen zu derselben Verpflichtung zu bewegen.

Nach der Schluß-Erklärung Napoleons war diese Convention das Werk einiger Minuten, zwei Diplomaten, wie Metternich und Maret, waren bald mit einander einig. Doch behielt der österreichische Staatsmann die Kälte bei, die er gezeigt, seit er die Beleidigung Napoleons empfangen.

Maret führte seinen Gegner aus dem Cabinet; in dem Dienstsaal kamen ihnen die Könige von Sachsen und Neapel entgegen, sie hatten im Garten das Ende dieser Unterredung abgewartet; der König von Sachsen schaute fragend in das ernste, bleiche Antlitz des österreichischen Ministers, der bei seinem Weggange so auffallend anders aussah, als bei seinem Kommen, daß es Allen, die ihn sahen, auffiel.

Herr von Metternich begrüßte den König von Sachsen mit einer tiefen Verneigung, da ihn der Monarch aber nicht anredete, so ging er weiter.

Vergebens erzählte nun Maret, daß sich der Friedenscongreß am 27. Juli zu Prag versammeln werde, vergebens trug er geflissentlich große Heiterkeit zur Schau, der greise König Sachsens schüttelte leise sein Haupt und blickte bekümmert Herrn von Metternich nach.

Als Metternich aus dem Palast trat, fand er dort eine Menge von Offizieren und Hofbeamten versammelt, da der Kaiser eben zu Pferde steigen wollte. Der österreichische Minister blieb schweigend am Portal stehen; den Palast-Präfecten Baron Bausset, der zufällig neben ihm stand, kannte er seit langer Zeit, er schien ihn erst zu sehen, als dieser ihn begrüßte. Da ergriff er dessen Hand und hielt sie, ohne ein Wort zu sprechen, einige Minuten zwischen der seinigen.

Dieses stumme, convulsivische Lebewohl schnitt dem treuen Anhänger Napoleon's durch die Seele, das böse Verhängniß des Kaiserreichs glaubte er in Metternich's Abschied zu sehen, und mit tiefbekümmertem Herzen sah er ihn in seinen Wagen steigen.

Am selben Abend noch verließ nicht nur Metternich, sondern auch Graf Bubna Dresden; ihre Abreise war so eilig, daß Graf Bubna nicht einmal seine Gemahlin mitnahm, welche ihn nach der sächsischen Hauptstadt begleitet hatte. —

Zwei Tage lang hatte die göttliche Henriette, die unübertreffliche darstellende Künstlerin, die große, die einzige Vernier, wie sich die Theaternarren auszudrücken pflegten, die Abwesenheit des jungen, hübschen Grenadier-Capitains ziemlich ruhig ertragen; als derselbe aber auch am dritten Tage nicht erschien, wurde ihre Verwunderung zur Unruhe, denn sie hatte durchaus nicht Lust, so ohne Weiteres auf den hübschen Offizier zu verzichten, der sich bis jetzt noch jede ihrer Launen hatte gefallen lassen, der sich bemühte, ihre kleinen Phantasieen zu befriedigen, und leit- und lenksam war, wie selten ein napoleonischer Garde-Offizier.

Henriette beschloß, sich nach dem Flüchtling zu erkundigen, und wendete sich, als sie am dritten Tage Nachmittags bei einem Spaziergang, ganz zufällig natürlich, auf einen Trupp kaiserlicher Offiziere stieß, die sie sofort plaudernd und scherzend umringten, an einen alten Obrist, von dem sie wußte, daß er ein besonderer Gönner ihres Ungetreuen, und fragte denselben: „Wo haben Sie denn den jungen Capitain, Herr

Obrist, den Sie protegiren, ich habe ihn seit ein paar Tagen nicht im Theater gesehen!"

Es machte dem alten Haudegen ein wahres Vergnügen, der Schauspielerin versichern zu können, der Capitain Gervais von Sainte-Pallaie habe Dresden verlassen.

„Also fort, ohne Abschied!" dachte Henriette ärgerlich.

Der Oberst sah mit Entzücken, daß sich die Schauspielerin ärgerte. „Der Capitain hat mir noch eine Menge Grüße und Bestellungen hinterlassen," fuhr der Oberst boshaft fort, „mich wundert eigentlich, daß ich keinen Auftrag für Sie habe, Mademoiselle, mein junger Freund war doch in letzter Zeit zuweilen in Ihrer Gesellschaft?"

„Das ist ein Zeichen, mein Herr," versetzte die Dame gereizt und übler Laune, „daß der Herr von Sainte-Pallaie in Ihrem Umgang nicht viel Lebensart gelernt hat!"

„Mademoiselle," sagte der alte Krieger ruhig, „mäßigen Sie sich etwas in Ihren Ausdrücken, wenn Sie mit einem Offizier des Kaisers sprechen, ich wenigstens gehöre nicht zu den Männern, welche sich ungestraft beleidigen lassen; Ihre Unverschämtheit hätte schon eine exemplarische Züchtigung verdient, ich verzeihe sie Ihnen, weil der Unmuth über den Verlust eines bequemen Liebhabers aus Ihnen sprach; bei der nächsten Unverschämtheit, die ich aus Ihrem Munde vernehme, werde ich ein Wort über Sie mit dem Palast-Präfecten Baron Bausset reden. Merken Sie sich, Mademoiselle, daß eine Frau, welche Ansprüche auf den Schutz und die Galanterie der Männer macht, die Männer, auf ihr Geschlecht trotzend, nicht mißhandeln darf."

Leicht grüßend ging der Colonel, die Schauspielerin aber, erst sprachlos vor Wuth, brach dann in eine Fluth von Verwünschungen gegen den alten Soldaten aus.

„Schweigen Sie, Henriette," riefen die andern Offiziere, „Sie haben Unrecht! Wer heißt Ihnen, mit dem Alten anbinden! Wahrhaftig, Sie können froh sein, daß Sie noch so davon gekommen sind. Reizen Sie ihn nicht weiter, der Palast-Präfect ist seiner Schwester Sohn, und wenn er will, haben Sie morgen Ihre Entlassung und werden mit einer Marschroute nach Frankreich geschickt."

Das Zureden der Offiziere beruhigte äußerlich wenigstens die gereizte Schauspielerin; sie begriff ihren Fehler, und wenn sie ihn auch nicht eingestand, so war sie doch geschickt genug, eine neue Conversation anzufangen.

„Capitain Sainte-Pallaie hat wirklich ein unermeßliches Glück!" sagte plötzlich ein junger Lieutenant, „der Kaiser hat ihn heute als Courier nach Mainz zur Kaiserin geschickt und ihm selbst, persönlich, seine Aufträge ertheilt."

Henriette horchte hoch auf.

„Ja, er hat Glück," sagte ein anderer Offizier, „aber wenn man

gerecht sein will, so muß man auch gestehen, daß er sein Glück verdient, denn der junge Mann schlägt sich mit einer bewunderswerthen Bravour."

„Bah! er ist tapfer," versetzte ein Dritter achselzuckend, „aber wer ist nicht tapfer? Alle Welt ist tapfer!"

„Alphonse, Sie haben recht," rief der junge Lieutenant, „Tapferkeit ist eine gemeine Eigenschaft; ich kenne keinen Franzosen, der nicht tapfer wäre. Feine Sitte ist mehr als Tapferkeit!" Damit bot er der Schauspielerin seinen Arm, und diese zögerte nicht, ihn anzunehmen.

Lautes Gelächter und ein Pelotonfeuer von Scherzen und Witzen folgte dem Paar.

Briefe vom Rhein.

I.

Die Debatten im Hause der Abgeordneten über die Regierungs-Vorlage, betreffend die Rheinische Städte- und Landgemeinden-Ordnung, zeigten auf Seiten der Linken eine so eigenthümliche Dreistigkeit bei Darlegung der Meinungen, welche am Rhein von Allen getheilt werden sollten, und auch so manche Unbekanntschaft mit den hiesigen Verhältnissen, daß es gut thun wird, in einer Reihe mehr oder minder zusammenhängender Betrachtungen den politisch-socialen Zustand dieser schönen preußischen Provinz sine ira näher in's Auge zu fassen.

Die Herren, welche von sich mit so vieler Bestimmtheit sagen, daß sie die öffentliche Meinung am Rhein vertreten, und denen viele Rheinländer, in süßer Dämmerung dahinlebend, das auch ohne Weiteres glauben, gehören fast ausschließlich dem Juristen-Stande an. A Jove principium — mit ihm müssen wir, wenn wir von einem politisch-socialen Zustande des Rheines überhaupt reden wollen, durchaus beginnen.

Ueber ihre Bildung ist nicht viel zu sagen. Am Rhein geboren, meist katholisch, haben sie auf der Universität die Rechte meist in einer von der östlichen Art sehr abweichenden Weise studirt; es kommt ihnen darauf an, der Formel Herr zu werden, sie bewegten sich und bewegen sich noch in einem mechanischen Lernen, Beispiele vom Studium der Rechtsquellen sind selten. Ich schöpfe diese Sätze aus offenherzigen Aeußerungen, an Widerspruch wird es nicht fehlen, indessen bleibt die Sache doch so, wie ich sie darstellte. Vergleichen Sie, was Rheinländer für das Studium altdeutschen Rechtes und überhaupt unserer Rechtsquellen gethan haben, mit den Leistungen aus dem übrigen Deutschland, und Sie werden des Beweises für die Wahrheit meiner Behauptung genug haben. In den Staats-Examinibus sollen die rheinländischen Juristen übrigens meist

besser bestehen, als die altländischen. Das erklärt sich aus demselben Umstande, die Vertiefung in den Gegenstand wird meist der augenblicklichen Prüfung der eigentlichen äußeren Form entgegenstehen, Zahlen, Paragraphen und Sätze verschwimmen gerade dann oft, wenn ihr Ursprung klarer ward, wenn sie durch die Begründung ihres Zusammenhanges mit dem Vergangenen gleichsam in Fluß gebracht sind.

Dazu kommt eine recht geläufige Zunge, die dem Rheinländer, vorzüglich dem am Mittelrhein — denn den Niederrhein muß ich der Deutlichkeit der Darstellung wegen für's Erste bei Seite lassen — manchen Vorzug vor der Examinations-Commission, wie später am Barreau und hinter dem Richtertische sichert.

Die Umstände haben ihn übrigens mit Gewalt dahin geführt, in seiner Juristerei oberflächlich zu sein. Er ist unter der Herrschaft des Code geboren, er wirkt unter ihr.

Eine Abhandlung über den Code ist hier nicht am Orte; genüge es zu sagen, daß er das Product einer Staatsomnipotenz ohne Gleichen ist, daß er seine Wurzeln in die mechanisch-absolutistische Zeit Ludwig's XIV., ja in eine noch frühere Zeit der französischen Centralisations-Bestrebungen gesenkt hat, daß er durch die Revolution*) — 1792 — seine eigentliche, von jeder andern Reminiscenz freie Begründung erhielt, und daß diese Gesetzgebung am 12. Flor. VI. (1. Mai 1798) von Mainz aus in die rheinischen Lande, von da an französische Departements, geschleudert wurde. Die Gewalt, welche hergebrachte, theure Vätersitte, die Lehre der Kirchen, alte Gerechtsame niederwarf, führte diese Gesetzgebung ein, aber es kam bald ein neues Moment hinzu, welches sie tiefer in den Rheinlanden befestigte.

Seit uralter Zeit nämlich hatten die Anwohner des Rheins sich durch Sitte, Kirche, gleiche Handelsverhältnisse, viele andere Dinge einig gefühlt, aber eine seltsame Zersplitterung der Territorien hatte grade ihnen den Genuß dieser Einigkeit stets verbittert oder gar unmöglich gemacht. Das Zopfthum kurkölnischer, kurtrierscher, kurmainzischer Amtleute, dazwischen vieler hochfürstlichen und hochgräflichen Vögte, dazwischen die kleinlichen und doch in der Nachahmung von Versailles prunkenden Höfe und Höfchen, hatte den Rheinländern diese Zersplitterung noch fühlbarer und noch drückender gemacht, und von Patriotismus hatte man keine Ahnung, er konnte hier auch nicht einmal einen Platz finden. Da warf die mächtige französische Hand diese disjecta membra plötzlich zusammen und gab ihnen das Gefühl der Einigkeit wieder, ein mainzer Kaufherr konnte ein kölnisches Mädchen heirathen, ohne daß darum zehn Schreiber sich in Bewegung setzten und ohne daß hier und

*) Dieselbe spukte in diesem Falle schon vor, denn das Edict vom 28. November 1787 bestimmt für Nichtkatholiken eine Civilstands-Gesetzgebung, wonach es ihnen freigestellt ist, entweder durch die katholischen Geistlichen oder durch die Gerichtsbehörden die sie betreffenden Geburten, Heirathen und Todesfälle auf civilrechtlich gültige Art feststellen zu lassen.

dort allergnädigste Erlaubnisse ertheilt wurden, der Handelsmann konnte die große Straße herabziehen, ohne sich an so vielen Schlagbäumen angehalten zu sehen, und so Vieles.

Dann aber kam den Franzosen vielfach, nicht immer, das Naturell des Rheinländers entgegen. Es geht aus der Geschichte jener Tage mannichfach hervor, daß die Neigung für die Gleichheit es über alle gute altväterliche Erinnerungen an freie Selbstregierung davontrug, daß eine Aehnlichkeit zwischen französischem und rheinischem Wesen zum Bewußtsein mancher Kreise des Rheinlandes kam, ein Bewußtsein, das freilich, so weit ich meinen Augen und Erfahrungen trauen darf, am preußischen Rhein jetzt verschwunden ist und nur etwa um Mainz herum, Rheinpfalz und weiter südlich noch Bedeutung hat.

Die neue französische Gesetzgebung, auf diese Weise anerkannt und mehr ins Blut übergegangen, machte den Juristen natürlich zum A und O der Bevölkerung. Das aber gab ihm vor Allem den Grund seiner bedeutenden Stellung, daß er auf einmal, als gewöhnlicher Vertreter des Civilstandsgesetzes, die Hoheit der Kirche der Bevölkerung gegenüber sich anmaßte. Es gab von jetzt an ja eine bürgerliche Taufe und eine bürgerliche Trauung, ohne welche die Familie fürder keine Existenz haben sollte und darum haben konnte. Mochte die Kirche in ihrer privaten Thätigkeit dann hinterherkommen und diesen Act zu bestätigen meinen, das kümmerte das Gesetz nicht.

Die Familie wurde also aus ihrer uralt heiligen Beziehung zur Gemeinde, in welcher letzteren das kirchliche und bürgerliche Moment einen Einklang hatten, herausgerissen und in eine mechanische Beziehung zum Staate vermittelst des Gesetzes gestellt.

Wie viel segensreiche Beziehungen, wie viel conservativer Sinn, wie viel Corporationsgeist dadurch zerstört sind, muß unserm Auge ein Geheimniß bleiben; daß es aber geschah, davon zeugt die Mißachtung der Gemeinde, des einzelnen und ersten politischen Kreises, in dem der Unterthan lebt und in dem er nur zum politischen Werkzeug erstarken kann, eine Mißachtung, deren traurige Folgen weitere Briefe zeigen werden.

Man werfe hier nicht ein, daß doch, wenn man genauer zusähe, nur der Kirche durch die neue Gesetzgebung Abbruch gethan sei, daß aber gewiß die bürgerliche Gemeinde davon in Nichts betroffen sein könnte, daß sie ja sogar das Civilstandsgesetz durch ihren Bürgermeister oder ihre Beigeordneten selbst vertrete und ausübe.

Die Grundlosigkeit dieses Einwurfes ergiebt sich aus Folgendem:

Die Kirche, sei es nun die katholische oder die evangelische, muß unter doppelten Beziehungen betrachtet werden, einmal als das Allgemeine, Umfassende, dann als die besondere Anstalt für die einzelne Gemeinde. In der letzteren Gestalt, damit als ein Theil des localen

Organismus, trat sie früher der Familie mit ihrer Taufe und ihrer Trauung gegenüber, und der Umstand, daß sie die bürgerlich gültigen Bücher über diese feierlichen Acte führte, zeigt gerade recht die unauflösliche Beziehung der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde.

Eine Zerstörung dieser alten Gemeinde, in der das bürgerliche Element mit dem kirchlichen so eng verschlungen war, zerstörte den Fruchtboden des Gemeindelebens selbst; der Rhein giebt schreiende Beispiele davon, und nichts ist widersinniger, als wenn man meint, in die Gemeinde die alte Weihe und Autorität wieder hineingetragen zu haben, wenn man dem oder jenem Communal-Beamten das neue, revolutionäre, staatliche Controll- und Einsegnungsrecht der Familie zur Ausübung übergiebt. Es bleibt doch immer dasselbe Recht, das rücksichtlose, aus der Revolution geborene Recht gegen das natürliche, organische, heilige Recht.

Daß übrigens die Communal-Beamten nur als gefügige Werkzeuge des Gerichtes, dieser von allem Zusammenhang mit Land und Volk abgelösten Staatsmaschine, in diesem Falle wirken, geht auch daraus hervor, daß die Landgerichts-Präsidenten die eigentlich für das Civilstands-Register verantwortlichen Personen sind. Sie haben es zu paraphiren, jedes Blatt mit ihrem Namenszuge zu versehen, bei ihnen wird es später aufbewahrt.

Wir hatten also vollständig Recht, wenn wir sagten, daß die Juristen sich die Hoheit der Kirche anmaßten, daß sie die Behörden der Gemeinde, die letzten spärlichen Zeichen ihrer früheren edlen Verfassung, in ihre Anmaßung scheinbar hineinziehen.

Das ist ein erster Zug zum Bilde des rheinischen Juristen. Er tritt, so weit er als Vertreter des Staatsgesetzes fungirt, als Personification einer aus der Revolution geborenen, dem alten Rechte gegenübergesetzten und auf den Nacken gesetzten Macht, einer fremdartigen heidnischen Idee vom Staate, als der höchsten Hoheit, in das Volk hinein.

Auf diese Weise hängt er mit seinem Denken und Thun von seinen Studienjahren her immer inniger mit der Caricatur des deutschen Staates, dem Widersacher der deutschen Freiheit zusammen.

Es ist unnöthig, in dieser Skizze nachzuweisen, wie aus dem Staatsthume, das Familie und Gemeinde in ihrer freiheitlichen, spontanen Existenz läugnet, das Staatsbürgerthum, die wesentliche Gleichheit aber im Staate und darum denn auch in der Gemeinde und in der Familie hervorgeht. Diese Gleichheit verlangt natürlich, eben weil sie nicht natürlich, sondern eine nur durch Kunst zu erhaltende Tyrannei ist, ihre Erhalter und Bewahrer, und das sind die „freien Juristen", die Advocaten am Rhein.

Sie haben mit den gebundenen Juristen, den Juristen der Gesetzesvertretung, den Richtern, dieselbe Grundlage, die oben angedeutete, gemein, und es kommen bei ihnen außerdem noch andere treibende Motive

(die wir hier übergehen wollen, die man aber ahnen wird, wenn wir auf die Wohlhabenheit der meisten, auf den Reichthum vieler Mitglieder dieses Standes und auf den Zudrang zu demselben bis zur neuesten Verfügung des Herrn Justizministers verweisen) hinzu, welche sie veranlassen, es mit der vom Gesetze einmal als Postulat gestellten Gleichheit des Individuums in Gemeinde und Familie recht genau zu nehmen. Daher denn diese Unmasse von Klagen auf Gütertrennung zwischen Ehemann und Ehefrau, die uns auf jedem Blatte der Kölnischen oder Elberfelder Zeitung entgegentreten; daher diese ewige Theilung des Grund und Bodens, der nur da, wo die Familie ihr zähes Leben noch über den Wassern aufrecht zu erhalten gewußt hat, durch Sitte und Tradition etwas gemildert wird, daher oft auch die Zersplitterung und endliche Vernichtung des Gemeinde-Eigenthums, daher viel Anderes, das auf den ersten Blick nicht erkannt werden kann.

Wir schweigen von dem Trabantenschwarm von Rechtsconsulenten, Gerichtsvollziehern u. dgl., welchen ein so mächtiger Mechanismus, wie der, den das neue Recht vertritt, nach sich ziehen muß, um seine Macht zu üben; wir gehen im nächsten Briefe daran, mit dieser Theorie die Praxis zu vergleichen, zu unserer allgemeinen Darstellung ein lebendiges, einzelnes Beispiel, das natürlich neben den allgemeinen Zügen noch speciell ihm eigenthümliche haben wird, zu geben. Wir haben dazu Herrn Peter Franz Reichensperger, königl. Appellationsgerichtsrath, Mitglied des preußischen Hauses der Abgeordneten, gewählt, der uns eben auf unserm Büchertische mit einem Buche: „Die freie Agrarverfassung", recht gelegen erscheint.

Eine dreifragige Preisaufgabe.

(Fortsetzung.)

Die Entwickelung der europäischen Völker während des Mittelalters bietet einen großen Reichthum an neuen Gestaltungen in den Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens dar; denn nicht nur haben die Völker, welche das römische Reich zerstörten, auf dem Boden desselben neue Staaten begründet, sondern sie haben zugleich ihre frühere Religion aufgegeben und sich zum Christenthum bekehrt. Dadurch wurden die Veränderungen umfassender, erstreckten sich weiter und gingen zugleich tiefer, als sie durch eine bloße Veränderung der äußeren Lebensbedingungen der Völker, welche in die Bewegung hineingezogen wurden, hätten werden können. Es konnte nicht fehlen, daß auch die wirthschaftlichen Einrichtungen eine den neuen Zuständen, Bedürfnissen und Ideen entsprechende Ausbildung erhielten. Es treten auf dem Gebiete

des wirthschaftlichen Lebens Erscheinungen hervor und machen sich Grundsätze geltend, welche von dem, was wir bei den Völkern des Alterthums in dieser Beziehung kennen gelernt, wesentlich verschieden sind.

Der Gegensatz zwischen Sclaven und Freien, d. h. rechtlosen und berechtigten Klassen, zwischen Menschen, welche Menschen, und Menschen, welche Werkzeuge sind, — auf welchem die Entwickelung des Alterthums beruht, — hört unter der segenbringenden Wirksamkeit der christlichen Religion allmählich auf. Bei aller Verschiedenheit und Ungleichheit der Rechte der einzelnen Klassen des Volks wird doch nie vergessen, daß für die Armen und Niedrigen nicht minder, als für die Wohlhabenden und Vornehmen Christus den Kreuzestod erlitten, und daß Niemandes Stellung im Leben so hoch ist, daß er seine christliche Mitbruderschaft mit dem Geringsten verläugnen dürfte, während die Philosophen des Alterthums lehrten, daß zwischen den Freien und Sclaven ein „natürlicher" Unterschied bestehe, welcher eben deswegen eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen befestigte. Im Mittelalter sehen wir daher nicht nur einzelne Individuen sich aus den unteren Volksschichten emporarbeiten und einflußreiche Stellungen im Leben gewinnen, sondern ganze Stände, welche zuvor nur eine untergeordnete Stellung eingenommen, erlangen in Gesellschaft und Staat eine hervorragende und maßgebende Bedeutung.

Der Besitz von Grund und Boden war anfänglich in den Händen einer wenig zahlreichen bevorrechteten Klasse. Die Umgestaltung der persönlichen Verhältnisse und die Ausbildung des Lehns-Systems war auch mit einer Umgestaltung der Besitzverhältnisse verbunden, und innerhalb des Lehnsbesitzes selbst gingen dann später wieder mehrfache Veränderungen vor. Die Zeitlehen verwandelten sich in erbliche Lehen und wurden mit mancherlei Rechten ausgestattet, während der Allodialbesitz allmählich in dem Lehnswesen unterging. Innerhalb der Territorien und selbst auf den einzelnen Gütern wurden die Einrichtungen den großen Verhältnissen des Staates nachgebildet.

Handel und Gewerbe, welche im Alterthum verachtet waren, kamen allmählich zu Ehren, und die Blüthe derselben in den Städten und die Macht, welche diese dadurch erlangten, bewirkten, daß ein großer Theil der vorher in Schutz- und Hörigkeitsverhältnissen lebenden Bevölkerung nicht nur persönliche Freiheit, sondern sogar, wenigstens durch Mitgliedschaft an dem städtischen Gemeinwesen, eine Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Verhältnisse erhielt.

Die Wirthschaft des Staates entwickelte sich im Zusammenhang mit den übrigen Verhältnissen. Ursprünglich mußten die Fürsten nicht nur den Aufwand für ihre Familien, sondern auch die öffentlichen Bedürfnisse aus ihren Domainen und einigen wenigen Nebeneinkünften bestreiten. Als diese theils durch die Ausbildung des Lehnssystems, theils durch Schenkungen an die Kirche und Privaten, theils durch

Veräußerungen unzulänglich wurden, bildete sich ein Steuersystem aus, welches theils direct, theils indirect die Lasten des Staates auf die Schultern der Regierten legte. Nach den Kreuzzügen wird allmählich auch ein umfassendes Anleihesystem ausgebildet.

Sind nun alle diese Veränderungen und die Regeln, nach denen sie vorgenommen worden, durch philosophische Begriffsbestimmungen vom Staate herbeigeführt worden? Wir glauben diese Frage verneinen zu dürfen. Obwohl das Mittelalter ein sehr ausgebildetes reflectirtes (oder wissenschaftliches) Bewußtsein von seinen Bestrebungen hatte und während der Dauer desselben mehrere theologische und philosophische Systeme blühten, so war doch der Sinn jener Zeiten weit weniger der Untersuchung thatsächlicher Verhältnisse, als vielmehr überirdischen Speculationen zugewendet, so daß wir hier wirthschaftliche Theorie nicht finden. Nichtsdestoweniger sind wir nicht ganz ohne Hülfe, um uns zu überzeugen, daß auch hier die wirthschaftlichen Lehren, so weit man sich dieselben klar machte, nicht aus irgend einer Begriffsbestimmung des Staates, sondern aus den Verhältnissen des Lebens abgeleitet sind, und die Theorie nur bemüht war, die thatsächlichen Verhältnisse zu begreifen und auf ihren letzten Grund zurück zu führen. Unter den Philosophen des Mittelalters nämlich hat Thomas von Aquino in seiner Schrift: de rebus publicis et principum institutione sich auch mit den wirthschaftlichen Fragen, welche den Staat berührten, beschäftigt. — Er findet den wesentlichen Grund des staatlichen Zusammenlebens zwar in der Nothwendigkeit des Zusammenwirkens der Menschen zur Befriedigung ihrer mannichfaltigen Bedürfnisse, man könnte sagen in dem Eingeborensein der Idee der Arbeitstheilung in der menschlichen Natur, und die Aufgabe der Staatsgewalt in der Fürsorge für das gemeine Beste; aber er hat sich weder veranlaßt gesehen, aus der Idee der Arbeitstheilung die Lehre von der Freiheit des Verkehrs, noch aus der Fürsorge der Staatsgewalt für das gemeine Beste die Vertheilung der Staatslast nach Verhältniß des reinen Einkommens abzuleiten: vielmehr geht durch sein ganzes Buch als ein Grundgedanke die Ansicht von einer Ungleichheit der Rechte und der Ungleichheit der Pflichten durch, indem wie am menschlichen Körper, so auch im Staate sich edlere und unedlere Glieder finden müßten. Der Fürst soll allerdings, um seine Regierung würdig zu führen, ein hinreichendes Einkommen besitzen, und zwar soll er zuerst in den verschiedenen Theilen seines Reiches natürliche Güter reichlich besitzen, als da sind: Weinberge, Wälder, Gärten, Heerden, Thiere und was der Art mehr ist. Eines Theils sei es angenehmer, die eigenen als fremde Güter zu gebrauchen, anderen Theils sei es widerwärtig und gäbe zu vielfältigen Mißhelligkeiten Anlaß, wenn die Diener des Fürsten erst umher gehen und die Bedürfnisse für den fürstlichen Haushalt einkaufen sollten.

Der Fürst solle aber nicht bloß an natürlichen, sondern er solle

auch an künstlichen Gütern, d. h. an Gold, Silber und anderem Metall und daraus verfertigtem Gelde, Reichthum besitzen. Er muß Einkäufe machen und einen großen Aufwand bestreiten können. Er muß nicht nöthig haben, zu Anleihen seine Zuflucht zu nehmen. Er muß besonders auch dem äußeren Feinde gegenüber nicht an Geldmangel leiden, sowohl um die Bedürfnisse seiner Familie zu bestreiten, als auch den Sold seiner Miethstruppen zu bezahlen, als auch endlich, um feste Orte anzulegen und zu unterhalten. Es geschieht aber auch bisweilen, daß die Länder durch Hungersnoth oder Schuldenlast gedrückt werden, oder von äußeren Feinden. Dann nehmen die Menschen ihre Zuflucht zu der Hülfe des Reiches. Kommt man ihnen dann zu Hülfe mit dem Werkzeuge des Lebens, d. i. Gold, Silber und überhaupt jegliches Geld, so werden dieselben unterworfen und das Reich wird gemehrt.

Es geht aus dieser Auseinandersetzung hervor, daß für einen König künstliche Reichthümer zur Erhaltung seiner Herrschaft nothwendig sind.

Was die Einwirkung des Staates auf die wirthschaftliche Entwickelung der Regierten betrifft, so sind es nur wenige Punkte, welche der Doctor Angelikus hervorhebt. Vor allen Dingen soll der Fürst sorgen für sichere Straßen und die zum Verkehr für Fremde und Einheimische brauchbar seien. Die Straßen seien nach Natur- und Völkerrecht Allen gemeinsam und sollen von Niemand in Besitz genommen werden. Damit aber der Fürst Sorge trage, daß sie sicher und für den Verkehr brauchbar seien, erlaube ihm das Recht, Wegezölle zu erheben. Ferner bringt aber auch die Sicherheit der Straßen dem Reiche Vortheil, weil dadurch der Handel befördert wird. Auch wird durch die Sicherheit der Straßen die Gottesverehrung gesteigert.

Nächst den Wegen soll die Sorgfalt des Fürsten auf das Geld gerichtet sein. Das Geld ist erfunden, um beim Handel Streitigkeiten zu beseitigen, und als Maßstab beim Austausch — das Geld ist ein Schmuck des Königs und Reichs und jeglichen Regimentes, weil darauf das Bild des Fürsten als des Cäsars dargestellt wird. In keiner Sache kann eine so große Liebe für sein Andenken gefunden werden, denn nichts geht so durch die Hände der Menschen, wie das Geld. Da ferner das Geld Regel und Maß des Verkehrs ist, so soll sein Bild auf dem Gelde ihnen Vorbild bei dem Verkehre sein, und sie erinnern, sich vom Betruge fern zu halten. Das Geld gewährt dem Fürsten auch Vortheil dadurch, daß es als Maßstab für Steuern und Auflagen gebraucht wird. Ueberdies gewährt aber auch die Anfertigung des Geldes dem Fürsten ein Einkommen, weil er nach dem Völkerrechte allein die Befugniß hat, Geld zu schlagen. Obwohl aber der Fürst das Recht hat, sich aus dem Geldschlagen einen Schlagschatz zu verschaffen, so soll er doch mäßig sein, sowohl in der Verminderung des Gewichtes, als in der Veränderung des Metalles, weil dies dem Volke zum Nachtheil gereicht,

da ja, wie oben gesagt, das Geld das Maß ist, wornach der Austausch bewirkt wird.

Der Fürst hat überdies auch für Maß und Gewicht zu sorgen, weil mit ihnen die Steuern entrichtet werden — (bekanntlich wurde das Geld bei der Steuerentrichtung gewogen) — theils auch weil durch sie die Streitigkeiten vermindert und bei Kauf und Verkauf die Treue bewahrt wird, theils endlich weil sie wie das Geld Instrumente des Lebens sind und noch mehr als dieses die Natur nachahmen, da ja, wie im 11. Capitel des Buches der Weisheit geschrieben ist, Gott Alles nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet hat.

Die Fürsten müssen auch die Armen, Wittwen und Waisen, so wie Fremdlinge aus dem öffentlichen Schatze unterstützen; denn wie keine Natur mangelhaft sein darf in dem Nothwendigen, so dürfen auch die Fürsten nicht mangeln den Bedürftigen, sondern müssen sie unterstützen. Ueberdies sind Könige und Fürsten die Stellvertreter Gottes auf Erden, durch welche Gott gleichsam als secundäre Ursachen die Welt regiert; nun aber hat Gott insbesondere Fürsorge für die Armen, um die Mangelhaftigkeit ihrer Natur zu ersetzen. Daher müssen auch die Fürsten, als Gottes Stellvertreter auf Erden, sich der Armen annehmen und die Mangelhaftigkeit ihrer Natur zu ersetzen suchen.

Diese kurze Vorlegung der Hauptsätze aus der „Staatswirthschaftslehre" des berühmten Scholastikers werden hinreichen, um unsere Leser zu überzeugen, daß derselbe sie nicht aus einem von ihm aufgestellten Begriffe vom Staate, sondern aus den Thatsachen, Gefühlen und Vorstellungen seiner Zeit ableitet. Wenn er daher oft Dinge vertheidigt, welche man auch heute empfiehlt, so sind es doch ganz andere Gründe, welche ihn dazu bestimmen. Oft aber auch findet er Dinge sehr gut und nothwendig, welche man heute gar nicht mehr gut, geschweige denn nothwendig findet; wie z. B. daß die Fürsten in allen Theilen ihres Reiches Domänen besitzen und auf diesen die Haushaltungsbedürfnisse für ihre Familien und ihre Diener gewinnen lassen, nicht aber durch Kauf erwerben sollen, und was der Art mehr ist.

In der Entwickelung der staatswirthschaftlichen Lehren der neuern Zeit pflegt man mehrere Systeme zu unterscheiden, welche der Reihe nach ausgebildet und zur Geltung gebracht worden sind. Die erste Stelle darunter, der Zeit nach, nimmt das sogenannte Merkantilsystem ein. Welches aber der Ausgangspunkt desselben gewesen, worin es bestehe, und welchen Werth es habe oder gehabt habe, darüber weichen die Ansichten weit von einander ab. Viele tragen sich mit der Meinung, als ob die Anhänger des Merkantilsystems den Kern ihrer Lehre darin gefunden, daß Geld die Substanz des Reichthums ausmache. Sie glauben dann diesen Irrthum widerlegt zu haben, wenn sie nachgewiesen, daß Geld, wie sie sagen, nur eine Waare, ein Product wie jedes andere und von einem bestimmten und eigenthümlichen Gebrauche

sei. Andere finden das Eigenthümliche des Merkantilsystems in der bevormundenden Leitung der Erwerbsthätigkeit des Volkes durch die Regierung. Noch andere wollen beide Momente mit einander verbunden und aus einander abgeleitet wissen. Trotz aller Verschiedenheit in der Auffassung des Systems, stimmen doch Alle darin überein, daß dasselbe nicht die Erfindung eines speculirenden Philosophen, daß es nicht aus einer Begriffsbestimmung vom Staate abgeleitet, sondern aus der Praxis und dem Leben selbst hervorgegangen, und daß die meisten Schriften, in welchen dasselbe dargelegt wird, mehr den Charakter von Berathungen über zu ergreifende Maßregeln, als von Lehren, welche gewisse Erscheinungen erklären sollen, an sich tragen.

Die ersten Darstellungen des Systems, welche die Hauptgrundsätze desselben entwickeln, sind vom Ende des 16. Jahrhunderts und stammen also aus einer Zeit, in welcher dieselben auch bereits in den Gesetzen und Einrichtungen der Staaten angetroffen werden. Es werden nur wenige Bemerkungen nöthig sein, um den Zusammenhang zwischen Leben und Lehre klar zu machen.

Während des Mittelalters hatten die Städte, besonders in Italien und Deutschland, sehr große Reichthümer erworben und waren im Stande, zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse, besonders zur Unterhaltung der Söldnerheere, viel größere Summen aufzubringen, als die waren, über welche die Fürsten und Regenten auch der größeren europäischen Staaten zu verfügen hatten. Besonders waren es die Steuern auf die Consumtion, durch welche man die Mittel zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse aufbrachte.

Als nun im Anfange der neuern Zeit die europäischen Staaten im Innern und nach außen immer mehr Selbstständigkeit erlangten, als in Frankreich, England, Spanien die Macht des Feudal-Adels gebrochen und die Staatsgewalt in den Händen des Königs vereinigt wurde, während in Deutschland und Italien — den beiden Gliedern des heiligen römischen Reiches deutscher Nation — sich das Ganze in eine Reihe von mehr oder weniger selbstständigen und unabhängigen Staaten auflöste; als sich zur Erhaltung dieser größeren und kleineren Selbstständigkeiten das System des politischen Gleichgewichts ausbildete; als, um dieses System geltend zu machen, zahlreiche Kriege geführt und größere Heere ins Feld gestellt werden mußten, welche nun durch die Umbildung des Kriegswesens aus geworbenen Söldnern bestanden: woher konnte man die Mittel zur Bestreitung der mit dem neuen System verbundenen vermehrten Ausgaben nehmen? Steuern waren dazu durchaus nothwendig, denn die Domainen waren im Laufe der Zeit wesentlich vermindert worden; auch waren sie von Anfang an für solche Bedürfnisse nicht berechnet. Längst hatten Steuern ihren Ertrag ergänzen müssen. Mehr directe Steuern zu fordern, lag aber nicht im Interesse der Fürsten; denn sie hätten zu jeder Steigerung derselben sich bittend an die Stände

wenden müssen. Dagegen war eine Besteuerung des Handels und der Gewerbe, wie sie bei den Städten stattfand, ein Mittel, ein stets wachsendes Staatseinkommen zu erschaffen; auch hatte man, wenn man diese Steuern als Zoll auflegte, die Einwilligung der Stände nicht nöthig, da die Zölle als ein Regal angesehen wurden. Es kam also nur darauf an, diese Zölle so aufzulegen, daß sie zugleich mit der Entwickelung der Gewerbe und des Handels Hand in Hand gingen. Dies aber, glaubte man, würde erreicht, wenn man sie auf die vom Auslande kommenden Luxusartikel, besonders die ausländischen Fabrikate, legte. Dadurch glaubte man zugleich einen doppelten Zweck zu erreichen: einmal nämlich, dem Luxus und überflüssigen Aufwand zu steuern — zu welchem Zwecke überdies auch noch Luxusgesetze gegeben wurden — für's andere, wie man sich ausdrückte, das Geld im Lande zu behalten und die inländischen Gewerbtreibenden in Nahrung zu setzen.

Die vielgerühmte Verwaltung des Herzogs von Sully, des Ministers Heinrich's IV. von Frankreich, giebt uns ein Bild von den wirthschaftlichen Ideen, welche die damalige Zeit bewegten. Er untersagte die Ausfuhr des einheimischen Geldes und verbot den Gebrauch des fremden, mit Ausnahme des spanischen. Gut Geld war ihm, wie Philipp dem Großmüthigen, ein Zeichen guten Regiments. Er verbot die Ausfuhr des Getreides (1598), um die Mittel, die Bevölkerung zu ernähren, im Lande zu behalten. [1]) Er verhinderte die Einfuhr fremder Fabrikate und Luxus-Artikel und fand sich hierin schon durch die vorangegangene Gesetzgebung vorgearbeitet; denn ein Edict vom Januar 1572 verbietet die Ausfuhr von Wolle, Flachs, Hanf und Gespinnst (fillaces), und zugleich die Einfuhr von Tuch, Leinwand, Borten und Contille, von Gold und Silber, sodann von Sammt- und Seidenzeugen, von Damast, Taffet, Camelot, allen Arten von Zeugen, welche gestreift und worin sich Gold oder Silber befindet, desgleichen von Pferdegeschirr, Gürteln, Degen, Dolchen, Steigbügeln und Sporen, welche vergoldet, versilbert oder gravirt, bei Strafe der Confiscation der Waaren; desgleichen und bei gleicher Strafe die Einfuhr von ausländischen Teppichen, aus welchen Stoffen und von welcher Arbeit sie sein mögen.

Eben so gab Sully strenge Luxusgesetze. Er würde noch strengere gegeben haben, wenn er damit hätte durchdringen können. „Man darf sich versichert halten," sagt er, „daß, wenn man mir geglaubt hätte, ich weder Carossen noch andere Erfindungen des Luxus geduldet haben würde, außer unter Bedingungen, die der Eitelkeit theuer zu stehen gekommen wären." Aus demselben Grunde widersetzte er sich der Einführung der Seidenzucht, welche de Serres eifrig zu fördern suchte. Er verfolgte den Luxus überall mit Leidenschaft, wie später König

---

[1]) Er war also weit entfernt von der freien Ausfuhr der Ackerbau-Producte, welche ihm die Physiokraten andichteten, um ihn zu ihrem Stammvater zu machen.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der ihm als Haushalter in vielen Stücken ähnlich ist.

Den Verkehr im Innern suchte Sully zu erleichtern: er legte den Canal von Briare an. Vorzüglich aber bemühte er sich, Ackerbau, Gewerbe und Handel zu heben durch Verminderung des Steuerdrucks, theils indem er die Steuern selbst verminderte, theils indem er für eine zweckmäßige Erhebung sorgte. Er suchte Ordnung in den Staatshaushalt zu bringen, stellte einen Wirthschaftsplan auf, worin er jedem Zweig der Ausgabe bestimmte Zweige der Einnahme zuwies, und suchte durch Sparsamkeit Ueberschüsse zu gewinnen, um für außerordentliche Fälle gerüstet zu sein.

In allen diesen Dingen hat Sully kein eigenes System aufgestellt, wie dies gewöhnlich behauptet wird. Es war dies von einem so einfachen Kriegsmann auch nicht zu erwarten. Was Sully von den ökonomischen Verhältnissen verstand, verstanden die meisten seiner Zeitgenossen. Er hatte aber den Muth und die Consequenz, seine Ansichten durchzusetzen, trotz des Königs und der ihm widerstrebenden Hofleute.

Eben so eifrig, als Sully in Frankreich, war man auch in Deutschland bemüht, dem Luxus und „überflüssiger Kostbarkeit" entgegen zu arbeiten. Schon im 15. Jahrhundert hatte man Reichsordnungen gegen den Aufwand gemacht, die aber nicht bekannt gemacht wurden, wie aus dem Reichsabschied von 1500 tit. 22 erhellt. Auf dem Reichstag zu Augsburg von 1530 kam die Sache wieder ernstlich zur Sprache (Reichsabschied von 1530 § 98, 99), und in der in Folge dessen erlassenen Reichspolizei-Ordnung wurde Tit. 9—22 für jeden Stand die Kleidung vorgeschrieben und namhafte Strafen auf die Abweichung davon gesetzt. Indessen konnte man nicht durchdringen, und in der Reformation guter Polizei vom Jahre 1548 wurde die Sache abermals zur Sprache gebracht. Man sah ein, daß für Bauern, Bürger, Handwerksleute, Gewerbs- und Kaufleute, Kriegsleute, deren Weiber und Kinder, ferner für unehrliche Weiber, Nachrichter und Juden, wegen der unterschiedenen Sitten und Gebräuche keine gemeine Ordnung könne gemacht werden. Es wurde daher den besondern Obrigkeiten bei Strafe von 2 Mark löthigen Goldes aufgegeben, binnen Jahresfrist ihren Unterthanen dergleichen Ordnungen zu geben und auf deren Ausführung zu halten. In Betreff des Adels, der Doctoren, Grafen und Herren, ihrer Kinder, Eheweiber und Gemahlinnen, wurden die betreffenden Paragraphen der Polizei-Ordnung von 1530 mit einigen Abänderungen wiederholt. Doch auch diese Ordnung kam nicht zur vollen Ausführung, wie aus der 1577 zu Frankfurt erlassenen Polizei-Ordnung erhellt. Die einzelnen deutschen Staaten ließen es zwar nicht an Polizei- und Kleider-Ordnungen fehlen, allein sie hatten dasselbe Schicksal, wie die Reichspolizei-Gesetze.

Was die Förderung der Gewerbsamkeit betrifft, so hatte man, um

dem Wucher und den Monopolien entgegen zu arbeiten, auf dem Reichstage von 1522—1523 den Beschluß gefaßt, jede Gesellschaft zu verbieten, welche 50,000 G. Capital habe: anderthalb Jahre sollten ihnen gelassen werden, um sich auseinander zu setzen. Man hoffte damit den kleineren Häusern eine Concurrenz mit den größern möglich zu machen, die Ansammlung von Waaren nnd Geldern in wenigen Händen zu verhüten. [1])

Die Städte wußten jedoch durch ihr Geld die Ausführung dieses Beschlusses sowohl, wie des Planes, Deutschland mit einer Zoll-Linie zu umgeben, zu verhindern. [2])

Da es so an einer gemeinsamen Zoll-Linie gebrach, konnte man natürlich die Ein- und Ausfuhr nicht, wie dies in den übrigen großen Staaten geschah, durch allgemeine Gesetze lenken. Dennoch wurde durch Beschluß auf dem Reichstag von 1566 und die Polizei-Ordnung von 1577 festgesetzt, um den durch die Anordnungen der Königin Elisabeth von England drohenden Verfall der Wollenmanufactur zu verhüten, daß jeder Reichskreis für sich wegen des Wollverkaufs und deren Ausfuhr Anordnungen machen sollte.

Um dem Verfall des Waidbaues vorzubeugen, wurde der Gebrauch des Indigo's verboten. Es sei, sagt die Polizei-Ordnung von 1577, glaublich fürgebracht worden, daß durch die neulich erfundene, schädlich betrügliche, fressende oder corrosive Farbe, so man die Teufelsfarbe nennt, Jedermann viel Schadens zugefügt werde, weil man zu solchen Farben Vitriol und andere fressende, wohlfeile Materien nehme. Der Gebrauch dieser Teufelsfarbe wurde daher mit scharfen Strafen bedroht.

Aehnliche Gesetze wurden auch in Spanien, [3]) England und den übrigen europäischen Staaten gegeben, und wie Sully in Frankreich, suchte man auch anderwärts einen besseren Haushalt einzuführen. So geschah es namentlich in Sachsen unter Kurfürst August I, und schon viel früher hatte Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg, besonders in den fränkischen Fürstenthümern, ähnliche Verbesserungen eingeführt.

Die Schriftsteller, welche sich mit der Untersuchung wirthschaftlicher Fragen beschäftigen, suchen die Einrichtungen und Gesetze der Staaten, von denen wir oben Beispiele gegeben haben, zu rechtfertigen und auf ihre Gründe zurückzuführen. So hatte schon Melchior von Osse, der Rath des Kurfürsten August I. von Sachsen, in seiner freilich erst 1717 von Christian Thomasius vollständig [4]) dem Drucke übergebenen Schrift,

---

[1]) Ranke deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 3. Ausgabe. II. S. 36.

[2]) Ebend. S. 101—104.

[3]) Von einem großen Theil der in Spanien zu diesem Zwecke erlassenen Gesetze findet man Nachricht bei Ranke: Fürsten und Völker. S. 400 u. ff.

[4]) Ein Theil derselben war 1607 unter dem Titel Prudentia regnativa gedruckt worden.

welche er als ein „Testament“ 1556 dem Kurfürsten überreicht hatte, die wesentlichsten Sätze, welche hierher gehören, entwickelt. [1])

Am geschicktesten und ausführlichsten geschieht dies aber von dem Italiener Giovanni Botero in seiner Schrift vom Staatsinteresse, welche im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts erschien. Derselbe war Secretair des Cardinals Borromeo und dann Erzieher der Kinder des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen, und starb 1608. Er hat außerdem noch mehrere andere Schriften über Politik und Statistik hinterlassen.

Botero nun betrachtet die Volksmenge als den Grund aller Macht, sowohl in Beziehung auf Landesvertheidigung und Kriegführung, als auch in Bezug auf die wirthschaftlichen Verhältnisse; denn der Volksmenge, sagt er, entsprechen Steuern, Auflagen und andere Geldleistungen, und gewähren der Staatskasse einen reichen Zuwachs. In Italien und Frankreich wird man nicht leicht Silber- oder Goldminen finden; dennoch haben sie größeren Reichthum an Gold und Silber, als irgend ein anderer europäischer Staat. Und woher kommt dieser, wenn nicht von der Größe der Bevölkerung? Diese bringen durch Gewerbe- und Handelsverbindungen, welche sie mit allen Theilen der Welt unterhalten, das Geld in das Land.

Das vorzüglichste Mittel aber, um ein Volk reich an Zahl und wirthschaftlichen Gütern zu machen, findet Botero in der Pflege der Gewerbe. „Die Kunst“, sagt er, „wetteifert mit der Natur und sucht dieselbe zu übertreffen. Man kann daher mit Recht die Frage aufwerfen, was von Beidem am meisten zur Vermehrung der Bevölkerung beiträgt, die Fruchtbarkeit des Bodens oder die Geschicklichkeit der Einwohner eines Landes? Die Erfahrung aller Zeiten aber reicht der menschlichen Kunst die Palme; denn das, was durch die Kunst erfunden wird, hat einen größeren Werth und erlangt einen höheren Preis, als was die Natur hervorgebracht hat.

Die Natur bietet dem Künstler die rohe Materie zur Ausbildung dar; der menschliche Geist aber gestaltet dieselbe nach Lust in unendlichen Formen, und macht sie zu dem, was daraus werden soll und vorher nicht war.

Die Wolle z. B. ist ein roher und ungebildeter Stoff, durch die Wirkung der Natur hervorgebracht; aber welche schönen und herrlichen Formen bildet die menschliche Geschicklichkeit daraus? Und mit welchem Vortheil ist die Wollenverarbeitung verbunden. Sicherlich erzielen die Wollenverarbeiter einen sehr reichen Gewinn durch das Kämmen, Krempeln, Spinnen, Färben, Weben derselben und noch hundert andere Thätigkeiten? Und muß nicht dies Alles, hierhin und dorthin gebracht,

[1]) Einen Auszug aus dieser Schrift findet man in einem Aufsatze von Dr. J. E. Glaser in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaften. Jahrgang 1864. 4. Heft.

großen Vortheil bringen? Eben so ist auch die Seide ein rohes Erzeugniß der Natur; aber auf wie vielfache Weise wird sie durch die Hand des Künstlers verarbeitet? So groß ist die der Kunst innewohnende Kraft, daß sie schmutzige, stinkende, häßliche und abscheuliche Würmer Kaisern, Königen, Fürsten und Großen, Königinnen und anderen vornehmen Damen zu empfehlen im Stande ist. Und warum soll ich bloß die Vornehmen erwähnen, da es kaum Jemand aus dem gemeinen Volke giebt, der nicht mit einem seidenen Kleide einherstolzirt!

Daraus ergiebt sich, daß viel mehr Menschen von den Gewerben leben, als von anderen Hervorbringungen, welcher Art diese auch sein mögen. Dieses beweisen auch auf das Klarste sehr viele Städte Italien's, besonders Florenz, Genua und Venedig (bei deren Reichthum ich mich jetzt nicht aufhalten will), wo sehr viele Menschen von der Verarbeitung von Wolle und Seide ihren Unterhalt finden."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Ein Fürst also, welcher volkreiche Städte haben will, muß sich eifrig bemühen, darin geschickte Künstler zahlreich anzusiedeln. Er wird dies bewirken, wenn er ausgezeichnete Künstler aus fremden Nationen anzieht, und wenn sie kommen, dieselben durch passende Wohnsitze und Versorgung mit den Lebensnothwendigkeiten fördert, wenn er geschickte und fähige Menschen unterstützt, wichtige Erfindungen zu schätzen weiß und Jeden nach Maßgabe seiner Bedeutung ehrt.

Ueberhaupt aber muß ein Fürst rohe Stoffe, welche in seinem Lande hervorgebracht worden, oder erst eingeführt worden sind, nicht in's Ausland führen lassen, als: Wolle, Seide, Holz, Metalle und Anderes der Art. Die Gewerbsleute ziehen dem Stoffe nach, und der verarbeitete Stoff bringt mehr Gewinn, als der rohe und unverarbeitete; auch vermehrt sich dadurch das Einkommen des Fürsten. So ist der Seidenstoff mehr werth, als die unverwebte Seide; das Tuch mehr, als die Wolle; die Leinwand mehr, als der Hanf; u. s. w. Es wurde dies vor einigen Jahren den Königen von Frankreich und England bekannt, daher sie durch Gesetz den Verkauf von Wolle außer Landes untersagten. Dasselbe hat nachher der König von Spanien gethan; allein dem Willen desselben kann jetzt noch nicht genau nachgekommen werden, denn die Masse von feiner Wolle in jenen Ländern ist größer, als daß die Wollenarbeiter sie zu bewältigen vermöchten.

Obgleich aber die Fürsten vielleicht durch keine andere Ursache, als die Rücksicht auf ein vermehrtes Staatseinkommen zu den von uns befürworteten Zwecken angetrieben werden, so ist darin doch etwas anderes viel Vortrefflicheres enthalten, was den Unterthanen zum Vortheil gereicht; denn es fließt den Unterthanen ein reicherer Gewinn aus der verarbeiteten, als aus der rohen ausgeführten Wolle zu. Denn die Menge des Volkes macht den Boden durch Bearbeitung fruchtbar, und sie verarbeitet die rohen Stoffe, welche das Land hervorbringt,

zu mannichfaltigen Erzeugnissen, durch welche dieselben verkäuflich werden."

Aehnliche Ideen, wenn auch nicht mit derselben Klarheit, entwickelt der Zeitgenosse Botero's, der Franzose Jean Bodin, in seiner Schrift: six livres de la république, welche zuerst 1577 erschienen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gesandtinnen.

Der große Einfluß, welchen die Frauen von jeher mittelbar auf die Politik ausgeübt haben, ist weltbekannt. Mag derselbe in vielen Fällen überschätzt sein, weil der Phantasie ein um so reicheres Feld geboten wurde, je weniger dieser Einfluß der Regel nach in seinen Einzelnheiten sich verfolgen ließ, so läßt sich doch die Thatsache gar nicht wegläugnen, daß er bis in unsere Tage hinein sich thätig und wirksam gezeigt hat. Mit dieser Art der Wirksamkeit von Frauen wollen wir jedoch zunächst uns hier nicht beschäftigen, und es muß daher für unseren Zweck gleichgültig bleiben, in wie weit z. B. Frau von Krüdener bei Errichtung der heiligen Allianz mitwirkte, oder in wie weit noch in neuester Zeit viel genannte vornehme Frauen ihre Hand bei wichtigen politischen Angelegenheiten im Spiele hatten. Es soll hier von Damen die Rede sein, welche mit einem wirklichen gesandtschaftlichen Charakter bekleidet waren. Dieser ist nach dem einstimmigen Urtheil aller Lehrer des Staats- und Völkerrechts der einzige officielle politische Charakter, welchen eine Frau bekleiden kann, wenn sie nicht auf einem Throne geboren wurde. Es gilt daher im Völkerrecht als ein ganz unbestrittener Grundsatz, daß die Ernennung eines Gesandten ganz unabhängig von dem Geschlechte desselben erfolgen könne. Schon Herr von Moser erklärt in seinem Werke: „L'ambassadrice et ses droits", es sei ein alter Aberglaube, daß nur Männer zu diplomatischen Sendungen tauglich seien, die Geschichte lehre vielmehr, daß die politischen Angelegenheiten, bei denen Frauen die Hand im Spiele gehabt, viel geschickter geordnet worden seien, wie alle anderen.

Der berühmte Jurist Leyser erklärt ausdrücklich, den Frauen müßten allerdings alle übrigen öffentlichen Aemter verschlossen bleiben, aber zu einer diplomatischen Thätigkeit könne ihnen der Zutritt nicht versagt werden. Noch in neuerer Zeit haben berühmte Publicisten, z. B. Friedrich v. Martens und Heffter, diesen Grundsatz ausgesprochen. Und die Grundlage, worauf derselbe von diesen und fast sämmtlichen übrigen Schriftstellern über Völker- und Gesandtschaftsrecht gestützt wird, ist die Praxis. Es soll von je her Sitte gewesen sein, daß von den Souve-

rainen Europas auch Frauen zu diplomatischen Sendungen verwandt wurden, so daß dadurch eine vollständige Gewohnheit sich herausgebildet habe.' Keinem Fürsten stehe daher das Recht zu, einer an ihn geschickten Gesandtin die Anerkennung zu verweigern. Sehen wir nun, wie es mit dieser Praxis des Völkerrechts beschaffen ist.

Als ein ältestes Beispiel der Art wird in der Regel die im Jahre 1525 erfolgte Sendung der Prinzessin Margarethe von Frankreich und Wittwe des Herzogs von Alençon nach Madrid angeführt, um die Befreiung ihres gefangenen Bruders, Königs Franz I., von Kaiser Karl V. zu erwirken. Die Mutter des Königs, welche in dessen Abwesenheit die Regentschaft führte, hatte diese Tochter freilich mit ausdrücklichen Aufträgen, welche den genannten Zweck verfolgen sollten, an den Kaiser geschickt, sie hatte ihr jedoch einen officiellen Charakter weiter nicht verliehen. In eine noch frühere Zeit fällt die diplomatische Thätigkeit der Tochter Kaiser Maximilian's, Margaretha, welche im Jahre 1508, wo sie bereits Wittwe des Herzogs Philibert von Savoyen war, die bekannte Ligue von Cambray abschloß. Sie führte die Unterhandlungen nicht bloß im Namen ihres kaiserlichen Vaters, sondern auch im Namen König Ferdinand's von Spanien. Für den König von Frankreich und den Papst negociirte der Cardinal Amboise. Es gelang namentlich der Gewandtheit Margarethens, diesen für Venedig so verderblichen Vertrag zu Stande zu bringen.

Einige Jahre später, im Jahre 1529, wurde zu Cambray ein Frieden abgeschlossen, welcher in der Geschichte unter dem Namen der Damenfrieden berühmt geworden ist, weil als Unterhändlerinnen in demselben zwei Damen auftraten, die Mutter König Franz I. von Frankreich und die Tante und Erzieherin Kaiser Karl's V. — Schlosser erzählt über die Begründung dieses für König Franz so nachtheiligen Friedens in seiner Weltgeschichte folgende Einzelnheiten. Die beiden erlauchten Frauen Louise von Savoyen und Margarethe von Burgund hätten in zwei an einander stoßenden Gebäuden gewohnt und die Zwischenwand derselben durchbrechen lassen, um einen ununterbrochenen Verkehr haben zu können. Louise habe ebenso das Vertrauen ihres Sohnes, wie Margarethe das ihres Neffen besessen, und Beide hätten lange Zeit die Leitung der Staatsgeschäfte für ihre Zöglinge besorgt. Der Friedensvertrag, über den beide Damen zu Cambray übereinkamen, würde übrigens in Bezug auf den französischen König unbegreiflich sein, wenn es nicht bekannt wäre, daß dieser seine beiden Söhne, die in Madrid von dem Kaiser gefangen gehalten wurden, um jeden Preis zu befreien suchte.

Aehnliche Beispiele einer officiellen diplomatischen Thätigkeit fürstlicher Frauen ließen sich namentlich aus jener Zeit noch mehrere beibringen. So erzählt Hr. v. Wicquefort in seinem bekannten Werke „L'Ambassadeur et ses fonctions" von der diplomatischen Thätigkeit

der Königin Eleonore von Frankreich und der Königin Marie von Ungarn, welche im Auftrage von Franz I. und Karl V. im Jahre 1537 zu Bommy einen Waffenstillstand von drei Monaten abschlossen, und allgemein bekannt ist namentlich in dieser Beziehung noch die Wirksamkeit der Königin Henriette von England. — Doch macht bereits der Freiherr v. Moser in seinem erwähnten Werke darauf aufmerksam, daß man Fürstinnen nicht zu den Gesandtinnen zählen könne, zumal ihnen auch niemals gesandtschaftliche Creditive, sondern nur gewöhnliche Vollmachten zum Zweck ihrer Negociationen ertheilt seien. — Diesem sehr richtigen Fingerzeige sind dann auch die späteren Schriftsteller über Völker- und Gesandtschaftsrecht gefolgt; sie führen nämlich nach Moser's Vorgange in der Regel zwei andere Damen als Beispiele dafür an, daß Frauen ein gesandtschaftlicher Charakter verliehen werden könne. Diese sind die bekannte Gräfin Aurora von Königsmarck, welche August der Starke an Karl XII. von Schweden sandte, und eine Gesandtin Ludwig's XIV., die Marschallin von Guebriant.

Gräfin Marie Aurora von Königsmarck war 1666 auf der Agathenburg bei Stade geboren. Diese durch Schönheit und Geist so ausgezeichnete Frau ist eine glänzende Erscheinung in der Geschichte damaliger Zeit, welche leider durch ihr Verhältniß zu König August sich nicht von Makel frei erhalten hat. König August wurde von dem Schwedenkönige hart bedrängt, und es fehlte ihm an allen Mitteln, demselben die Spitze zu bieten, sogar an Geld, die geringe Anzahl von Soldaten zu bezahlen, welche er noch besaß. Aurora lebte zu jener Zeit bereits in der gefürsteten Reichsabtei zu Quedlinburg, deren Aebtissin sie war. — Auf die Nachricht von der schweren Bedrängniß, worin sich der von ihr immer noch geliebte König befand, eilte sie nach Dresden, um seine Thatkraft anzufeuern und insonderheit die Pflichten seiner hohen Stellung ihm vorzuhalten, welche er unter Ueppigkeit und Schwelgereien aller Art immer mehr vergaß. Sie redete zu ihm von dem alten Glanz und Ruhm seines Namens, begeistert, wie eine Frau zu einem geliebten Manne zu reden vermag, aber August's Energie war dahin; er ließ sich zu muthigen und entschiedenen Schritten nicht mehr bestimmen. Da entschloß sich die schöne Frau, selbst zu Karl XII. zu reisen, dessen Stolz und Uebermuth August so empfindlich fühlen mußte. Sie empfing eine geheime Mission an den Schwedenkönig, der sich aber hartnäckig weigerte, die Gräfin zu empfangen. Er haßte die Weiber und suchte Etwas darin, diesen Haß gegen das Geschlecht auch der schönsten und liebenswürdigsten Zeitgenossin gegenüber zu bethätigen. Nach langen Bemühungen gelang es der Gräfin, Karl in seinem Lager anzutreffen. Sie stieg aus ihrem Wagen und hielt eine Anrede; der König beantwortete dieselbe aber nicht, grüßte kalt und ritt weiter. Endlich wußte der Minister des Königs, Graf Piper, die Erlaubniß zu erwirken, daß sie zu einem Hoffeste geladen werde. Die Gräfin Aurora verlangte aber als

deutsche Reichsfürstin, — der Rang einer solchen gebührte ihr als Aebtissin des Klosters zu Quedlinburg — einen besonderen Platz an der Abendtafel. Karl befahl, sie unter alle übrigen Damen zu setzen, und als Graf Piper erstaunt nach dem Grunde frug, erwiederte der König, sie habe als Maitresse keinen Anspruch auf einen besseren Platz. Alle Vorstellungen des Ministers blieben erfolglos, und Aurora erschien bei dem Feste nicht. Ihre Mission war gescheitert, sie kehrte in ihr Kloster zurück. An dem Könige rächte sie sich durch ein beißendes Spottgedicht, welches derselbe wahrscheinlich niemals zu Gesicht bekommen hat. Es fragt sich nun, ob diese schöne und auch geistig so hoch begabte Dame für eine Gesandtin im eigentlichen Sinne zu betrachten ist, wie dies von den meisten Schriftstellern geschieht. Das Wesentliche für die Begründung des gesandtschaftlichen Charakters ist das Creditiv seines Souverains, welches ihn, den Gesandten, bei dem fremden Souverain beglaubigt. Ein solches Creditiv aber besaß Gräfin Aurora nicht. Real in seinem berühmten Werke „science du gouvernement" und Voltaire in seiner Geschichte Karl's XII. machen ausdrücklich auf diesen Umstand aufmerksam; andere sehr zuverlässige Schriftsteller, z. B. Wiequefort und Cussy in seinem Dictionnaire unter dem Worte „l'ambassadrice" thun dies wenigstens indirect, indem sie anführen, daß es nur eine wirkliche Gesandtin gegeben habe, die Marschallin von Guebriant nämlich. Wenden wir uns jetzt zu dieser merkwürdigen Dame, welcher von allen denjenigen, die über Gesandtschaftsrecht geschrieben haben, stets eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Als König Ladislaus IV. von Polen im März 1644 seine erste Gemahlin Cäcilie Renata von Oesterreich durch den Tod verloren hatte, schritt er bald darauf zur zweiten Ehe mit der Tochter des verstorbenen Herzogs von Mantua, Marie von Gonzague, Herzogin von Nevers. Der Heirathsvertrag wurde am 26. September 1645 von Ludwig XIV. zu Fontainebleau unterzeichnet, und am 6. November desselben Jahres fand die Trauung in der Kapelle des Palais Royal statt, wobei der König von Polen durch seinen Gesandten vertreten war. Auf ihrer Reise nach Polen gab ihr Ludwig die Marschallin von Guebriant zur Begleiterin und ernannte diese zu dem Zwecke ausdrücklich zu seiner Ambassadrice bei dem König Ladislaus. In den Creditiv-Briefen, welche sie erhielt, wurde sie, wie Flassan in seiner „histoire de la diplomatie française" anführt, ausdrücklich von dem Könige „ambassadrice extraordinaire et surintendante de la conduite de la reine de Pologne" genannt. — Sie hieß mit ihrem Geburtsnamen Renata von Beck und war die Wittwe des Marschalls von Guebriant, der 1643 zu Rotweil den Tod gefunden hatte. Alle Schriftsteller kommen darin überein, die Klugheit und große Gewandtheit dieser Dame in diplomatischen Unterhandlungen rühmend hervorzuheben. Sie hatte auch bei dieser Mission hinreichende Gelegenheit, von beiden Eigenschaften Gebrauch zu machen.

Die Prinzessin, welche sie begleitete, galt für eine der schönsten Fürstinnen damaliger Zeit, und war auch wohl galanten Abenteuern nicht ganz fern geblieben. Diese waren dem Könige in einer jedenfalls übertriebenen Weise dargestellt worden, und Verläumdungen aller Art hatten es dahin gebracht, daß, als die Prinzessin den polnischen Boden betreten hatte, er sich auf das Entschiedenste weigerte, die Trauung mit derselben zu vollziehen. Er schützte vielmehr seinen immer schwächer gewordenen körperlichen Zustand vor und bestand darauf, daß dieselbe nach Frankreich zurückkehre. Jetzt aber entfaltete Frau v. Guebriant ihr wirklich bedeutendes diplomatisches Talent. Sie verstand es, alle Schwierigkeiten, die ihr am polnischen Hofe bereitet wurden, zu überwinden, und endlich dem Könige auch eine so feste Ueberzeugung von der Tugend seiner künftigen Gemahlin zu geben, daß er nicht länger Anstand nahm, sich mit ihr trauen zu lassen, so sehr man sich auch von den einflußreichsten Seiten bemühte, ihn in seiner anfänglichen Meinung zu bestärken. Bei dieser Gelegenheit hatte sich die Gesandtin in so hohem Grade die Gunst des polnischen Königs erworben, daß dieser den Befehl ertheilte, sie solle an seinem Hofe ganz mit denselben Ehren behandelt werden, wie vordem die österreichische Erzherzogin, die Schwester des Großherzogs von Toscana, als sie ihre Tochter, des Königs erste Gemahlin, an den polnischen Hof begleitet habe. Frau v. Guebriant hielt auch darauf, daß ihr diese Ehren vollständig überall zu Theil wurden, und sie bestand sogar darauf, den Vorrang vor dem Bruder des Königs, dem Prinzen Karl, zu erhalten. Daraus entstand ein Streit, der endlich zu Gunsten der Frau v. Guebriant von dem Könige entschieden wurde. Auch auf ihrer Reise nach Polen hatte sie in den Ländern, welche sie berührte, überall die einem Botschafter gebührenden Auszeichnungen verlangt und erhalten.

Ludwig XIV. verwandte bekanntlich sehr häufig Frauen in Angelegenheiten seiner auswärtigen Politik. So erzählt Macaulay in seiner englischen Geschichte ausführlich, wie es ihm auf diese Weise gelang, auf die Politik König Karls II. von England einen nicht unbedeutenden Einfluß auszuüben. Er sandte nämlich an diesen König, um ihn recht gründlich in die Netze, welche die französische Politik ihm gelegt hatte, zu verwickeln, die verschlagene und leichtfertige Louise v. Querouaille, Madame Carwell, wie sie in der Volkssprache jener Zeit genannt wurde. Ludwig hatte jedoch dieser Dame keineswegs den officiellen Charakter einer Gesandtin beigelegt, sondern ihre Sendung war im Gegentheil eine rein confidentielle, und zwar in so hohem Grade confidentiell, daß Frau v. Querouaille sehr bald Maitresse jenes Königs wurde, und dann sehr bald auch ihre sämmtlichen Nebenbuhlerinnen, deren Zahl nicht eben gering war, bei Seite drängte. Dadurch aber gelang es ihr, sich einen Wirkungskreis zu eröffnen, welcher vollständig den Erwartungen entsprach, die der französische König auf ihre Reize und ihre Gewandtheit gebaut hatte. —

Ein interessantes Beispiel von der diplomatischen Thätigkeit einer orientalischen Fürstin erzählt noch Fallmerayer in seiner Geschichte des Kaiserreichs von Trapezunt. Im Jahre 1460 brach Sultan-Mahomed mit großen Heeresmassen gegen David, den letzten Komnenen des trapezuntischen Reiches, der mit dem Fürsten der Turkomanen, Ursun, damals verbündet war, auf, um ihn seiner Herrschaft zu entsetzen. Sein nächster Angriff war aber gegen Ursun gerichtet. Sara Chatun aber, die Mutter dieses Fürsten, verstand es, zu Arsinga einen Frieden mit Mahomed zu vermitteln, worin sie ihrem Sohne sein Reich sicherte, dafür aber ihren Bundesgenossen verrieth. Dann ließ sie den Osmanenfürsten auf verborgenen Wegen, auf welchen er nirgendwo durch ihre Veranstaltung Widerstand fand, mitten in das Gebiet des Komnenen hineinführen. Unvorbereitet, wie er war, vermochte dieser seinem Feinde keinen Widerstand zu leisten, und Mahomed nahm sofort von der Hauptstadt Besitz. Aus dem Schatze, welchen er hier vorfand, erhielt Sara Chatun einen reichen Lohn an Gold und Edelsteinen für die Dienste, welche sie ihm geleistet hatte. Das alte ehrwürdige Reich von Trapezunt fand somit seinen Untergang zunächst durch die treulosen Ränke und die schlaue Unterhandlungskunst dieser Fürstin.

Noch müssen wir hier des Chevalier d'Eon erwähnen, der im Laufe des vorigen Jahrhunderts die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Alle Welt hielt ihn für eine Frau, und gleichwohl hatte er als Soldat und Diplomat mit großer Auszeichnung gedient. Noch sehr jung trat er in das Heer Ludwig's XV., wo er sich in mehreren Schlachten durch Tapferkeit hervorthat. Sehr bald wandte er sich jedoch der diplomatischen Laufbahn zu und wurde Anfangs der französischen Gesandtschaft in Petersburg attachirt. Später wurde er als geheimer Agent des Königs nach London geschickt und erwarb sich durch die Gewandtheit, mit welcher er die ihm anvertrauten schwierigen Geschäfte betrieb, so sehr die Zufriedenheit desselben, daß ihm das Ehrenkreuz des heiligen Ludwig verliehen wurde. Dann wurde er als Legations-Secretair bei der Gesandtschaft in London angestellt. Schon damals hielt man ihn allgemein für eine Frau; die englischen Großen gingen die enormsten Wetten über sein Geschlecht ein, der Chevalier aber zog sich in Schweigen und Geheimniß zurück. Inzwischen veröffentlichte er seine Memoiren. Die französische Regierung gab ihm Schuld, Thatsachen darin entstellt, andere indiscret der Oeffentlichkeit übergeben zu haben; er wurde daher seiner Stelle entsetzt. Ludwig XVI. verlieh ihm darauf in Anbetracht seiner früheren Verdienste eine jährliche Rente von 12,000 Livres, unter der Bedingung jedoch, sich öffentlich nur in Frauenkleidern zu zeigen. Der Chevalier begab sich zunächst nach Paris, und man sah ihn dort nur in solchen Kleidern, das Kreuz des heiligen Ludwig auf der Brust. Später kehrte er nach London zurück, und auch hier erschien er jetzt als Frau. Abermals wurden die colossalsten Wetten geschlossen, alle Bemühungen aber waren

vergeblich, von dem Chevalier eine bestimmte Erklärung zu erhalten. Derselbe starb im Jahre 1810 zu London. Der Tod scheint die Zweifel gelöst zu haben, wenigstens wird er auf seinem Grabsteine als Mann genannt. Auf demselben findet sich die einfache Grabschrift: Charles, Geneviève, Louis, Auguste, Thimothée d'Eon de Beaumont né le 16. Octobre MDCCXXVII., mort le 21. Mai MDCCCX.

Nach alledem scheint sich die Behauptung zu bestätigen, daß die Marschallin von Guebriant die einzige wirkliche Gesandtin ist, welche aufgewiesen werden kann; die übrigen Damen, welche wir aufführten, haben nur die Geschäfte einer Gesandtin geführt, aber nicht den officiellen Charakter derselben. Real erwähnt freilich noch einer persischen Botschafterin; aus seinen allgemeinen Mittheilungen läßt sich aber nicht entnehmen, ob jene Dame wirklich auf diesen Titel einen Anspruch hat, was bei der Stellung, welche bekanntlich der Islam den Frauen zuweist, wohl mit Recht bezweifelt werden kann. In seinem erwähnten Werke: „L'ambassadeur et ses fonctions“, spricht Wicquefort die Vermuthung aus, daß Frau von Guebriant auch für die Zukunft wohl die einzige Gesandtin bleiben werde. Und es läßt sich nicht läugnen, daß Christenthum und Sitte einer solchen officiellen Stellung der Frauen entgegenstehen.

Man hat allerdings nicht selten vom practischen Standpunkte aus, wie dies ja auch Herr v. Moser thut, einer officiellen Stellung der Frauen das Wort geredet und aus diesem Grunde namentlich auf die großen Vorzüge hingewiesen, welche aus den Regierungen der Frauen den Ländern zu erwachsen pflegten. — Bekannt ist in dieser Beziehung namentlich der Ausspruch Mazarins, der ja so vielfach der Frauen zu seinen politischen Planen sich bediente: „Les femmes sont dignes de régir un royaume.“ — Sie haben auch nach den Worten eines berühmten Schriftstellers bisweilen wirklich regiert wie ein Mann, mit fester, sicherer Hand die Zügel der Regierung haltend, und große Gedanken und große Thaten wird ihnen eine gerechte Geschichte nicht absprechen. Die Regierungs-Perioden der Königin Elisabeth von England, der Kaiserinnen Maria Theresia und Katharina II. gehören zu den glänzendsten ihrer Reiche. Im Allgemeinen ist es aber Thatsache, daß die Regierungen der Frauen, wenn sie von einiger Dauer sind, durch einen kriegslustigen und zu übereilten und gewaltsamen Unternehmungen sich leicht hinneigenden Geist charakterisiren. Das Herz wird mit in die Politik verflochten mit all seinen Wallungen und Reizbarkeiten, die weniger rechnen als begehren. Demgemäß regierten die spanische Königin Isabella, Margaretha von Dänemark, die englischen Königinnen Elisabeth und Anna, die österreichische Kaiserin Maria Theresia und die russischen Kaiserinnen. — Eine eigentliche Gerechtigkeit widerspricht ja außerdem der subjectiven Natur der Frau, ebenso wie ein tieferes Erkennen, so weit es auf umfassenderes Wissen und eine ernste Verstandesthätigkeit

gegründet ist. — Dagegen beweist die Geschichte allerdings, daß auf dem Gebiete der Diplomatie die Frauen häufig, so lange es sich um Unterhandlungen in Betreff von Planen und Zielen handelte, welche bereits feststanden, den Männern überlegen waren. — Allein die bloß äußerlichen Gesichtspunkte der Nützlichkeit dürfen ja niemals dem conservativen Staatsmann als Prüfstein dienen für die Vortrefflichkeit politischer Einrichtungen, und eine tiefere Auffassung führt daher wohl ohne Zweifel zu dem Resultate, daß nicht der Staat, sondern ausschließlich die Familie das Feld für die Wirksamkeit der Frau sei. Sobald es sich daher um die Angelegenheiten der Familie handelt, werden die Talente und die Unterhandlungskunst der Frauen mit Recht als heilsam und segensreich betrachtet und deshalb auch verwendet. Wollte man ihnen aber in den Angelegenheiten der Politik und der Staaten eine Stelle neben den Männern einräumen, so würden sie nur der Familie dadurch entfremdet, und es würde dadurch, wie die Geschichte so häufig mit warnender Stimme gelehrt hat, der socialen, so wie auch der politischen Ordnung der Dinge eine unheilbare Wunde versetzt werden. Ein schlagenderes Beispiel, als Frankreich, läßt sich für diese Behauptung wohl nicht anführen. Dort haben ja von jeher die Frauen ihre Wirksamkeit außerhalb der Kreise der Familie gesucht, und ein bekanntes Schlagwort sagt ja noch jetzt, daß diese daselbst die eigentlichen Männer seien. In welchem anderen Lande Europa's sind dafür auch die Grundlagen der socialen, so wie auch der politischen Ordnung in gleicher Weise erschüttert?! Fromme und kluge Frauen haben daher von jeher selbst erkannt, daß ihre Aufgabe nicht darin bestehe, in den Angelegenheiten der Politik thätig zu sein. Wir wollen daher schließen mit den Worten einer solchen fürstlichen Dame, welche Macaulay in seiner englischen Geschichte uns aufbewahrt hat, weil dieselben recht scharf die sociale Stellung der Frau im Verhältniß zu einer officiellen politischen Thätigkeit bezeichnen. Als König Jacob II. von England vor der Revolution nach Frankreich geflohen war, erklärte das Parlament bekanntlich durch eine Fiction, die immerhin revolutionair und verwerflich war, was auch Jacob gefehlt haben mochte, den Thron für erledigt, und die Tochter des Königs und Gemahlin des Prinzen von Oranien, der bis dahin mit der Rolle eines Executors der Revolution sich begnügt hatte, wurde auf Befehl des Parlaments von dem Bischof Burnet in Kenntniß gesetzt, daß nach den Gesetzen Englands sie die nächste Erbin des Thrones ihres Vaters sei. — Die Prinzessin Marie begab sich darauf zu ihrem Gemahl und erklärte diesem:

„Ich habe nicht eher als gestern erfahren, daß eine solche Verschiedenheit zwischen den Gesetzen Englands und den Gesetzen Gottes besteht. Aber ich verspreche Ihnen jetzt, daß Sie jederzeit das Regiment führen sollen, und zur Erwiederung bitte ich nur darum, daß, wie ich das Gebot beobachten werde, welches den Frauen vorschreibt, ihren

Gatten zu gehorchen, Sie dasjenige beobachten wollen, was den Gatten vorschreibt, ihre Frauen zu lieben."

In diesen einfachen Worten findet die sociale Stellung der Frauen eine wahre und tiefe Würdigung. In einem zweiten Aufsatz wollen wir jetzt von den Gesandtenfrauen reden. Auch von diesen haben die Gemahlinnen der Botschafter wenigstens eine Art von officiellem Character, der freilich nur in gewissen Ceremonial-Rechten zur Geltung kommt.

Sind Schwurgerichte nothwendig? Von W. v. M. Berlin, Decker'sche Hofdruckerei.

Der Satz: Preußen sei ein Rechtsstaat, ist einer doppelten Deutung fähig. Er kann dahin verstanden werden, als ob die Rücksicht auf das formale Recht in unserer Staatsraison alle anderen Motive überwöge. Müßten wir in dieser Beziehung uns gegen das Rechtsstaatsthum verwahren, so wollen wir dagegen den edleren Sinn dieses Begriffes festhalten, nach welchem Preußen darum ein Rechtsstaat ist, weil Jeder in ihm sein Recht findet. Nicht überall kann er dasselbe finden; in England schon darum nicht, weil die Proceßkosten unerschwinglich sind in einem Lande, in welchem ein Theater-Engagementsstreit, wie der der Directoren Lumley und Gye, in Einem Jahre einen Aufwand von achttausend Pfund hervorrief. Allein die Wohlfeilheit der Rechtspflege ist nur die erste Bedingung zur Herstellung des Rechtsstaats. Die weiteren sind: Selbstständigkeit und Intelligenz des Richterstandes, wobei die Gewissenhaftigkeit als selbstverständlich vorausgesetzt bleibt.

In Preußen hat der Richter eine Selbstständigkeit à l'outrance. Ob diese Uebertreibung des an sich richtigen Princips ein Vorzug unseres Justizwesens sei, läßt sich billig bezweifeln. Wenigstens wäre wohl die Unversetzbarkeit des Richters Garantie genug gegen ministerielle Willkür, und von Ueberfluß erscheint das Privilegium der völligen Unverantwortlichkeit, durch welches die Richter allein unter allen Preußen straflose Nichtkenntniß der Gesetze erlangt haben. Verfasser der überschriebenen Broschüre sagt zwar: „Die Verantwortlichkeit des Richters besteht darin, daß er die Gründe seiner Entscheidung nicht bloß seinem Gewissen, sondern der Welt vorlegen muß." Es wäre aber jedenfalls eine genügendere Verantwortlichkeit, wenn der Richter erster und zweiter Instanz im Falle einer erfolgreichen Nichtigkeitsbeschwerde — also wenn die Verletzung eines Rechtsgrundsatzes constatirt wird — zur Untersuchung gezogen werden müßte. Der Administrat, der Soldat, der Lehrer, Arzt und Geistliche sind verantwortlich; nur der Richter steht unantastbar in seinem Amte da. „Im Namen des Königs", heißt es vor jedem

Erkenntniß. Seine Majestät hat aber nicht mehr Macht auf und über dies Erkenntniß, wie ich, und das kommt mir doch nicht logisch vor. Der König ist das personificirte Recht: „la loi vivante.“ Danach sollte ihm auch nicht bloß in grauer Theorie die Machtvollkommenheit, sondern in praxi der Usus zustehen, Erkenntnisse zu revidiren und zu cassiren, zu schärfen und zu mildern; solche Processe, in welchen er Partei ist, also fiscalische und politische, könnten von dieser vierten Instanz ja ausgeschlossen bleiben. Gegenwärtig aber, wo Königliche Urtheilsmodificationen zur Kategorie des „Cetera jam fabulosa“ gehören, sollte die Devise der Themis eigentlich lauten: „Im Namen des Begriffs.“ Selbstständig genug also waren von jeher unsere Gerichtshöfe. Der Zweifel daran war es nicht, der das Bedürfniß nach Geschworenen hervorrief. Der Glaube, daß dem doch so sei, ist der erste Irrthum des Verfassers W. v. M.

Die dritte Frage bei der Rechtspflege ist die nach der Intelligenz des Richterstandes. Niemand freilich konnte vor 1848 unseren Richtern die Gelehrsamkeit bestreiten, so wenig dies jetzt möglich wäre: aber Intelligenz erfordert mehr als bloßes Gelehrtsein. Wie mancher gründlich durchstudirter Mediziner, wenn er praktisch am Krankenbett wirken soll, trotz seiner Kenntnisse Fehler macht, so kann auch der gelehrte Richter im Civilprozeß irren, weil ihm Geschäftserfahrung, und im Criminalprozeß, weil ihm Menschenkenntniß mangelt. Der Instinct des Volkes für das Vorhandensein dieses letzteren Mangels war es, der als Aushülfsmittel die Geschworenengerichte schuf. Dies hat Herr W. v. M. übersehen. Ihm sind die Schwurgerichte eine doctrinäre Errungenschaft, gegen die er seine Broschüre richtet. Er behandelt aber seinen Gegenstand mit glänzender Sachkenntniß und mit so vielem Geist und Witz, daß die Broschüre ein höchst schätzenswerther Beitrag zur Literatur des Geschwornenwesens bleibt und schon um des reichen, übersichtlich zusammengedrängten Materials willen sehr zur Anschaffung zu empfehlen ist. Hier ein Auszug seiner Darstellung:

„Während Staatsanwalt und Vertheidiger mit ihren Plaidoyers über die Thatfrage das Licht ihrer Anschauung und Darstellung leuchten lassen, wälzt der Präsident in seinem Geiste die Last des nunmehr ihm obliegenden Resumés und der darauf folgenden Fragestellung auf und nieder. Seinen Richtern brauchte er weder das Verhandelte zu recapituliren, noch ihnen die thatsächlichen Fragen zu formuliren. Sie wissen, worauf es ankommt, worüber und wonach zu entscheiden. Aber ihm sind zu Richtern über die Thatfrage eben keine Richter gegeben, sondern zwölf Männer, denen er, obwohl der ganze Prozeß vor ihren Augen verhandelt worden ist, dem Gesetze zufolge „die gesammte Lage der Sache auseinander zu setzen, die gesetzlichen Vorschriften, welche bei Beurtheilung der Thatfrage etwa in Betracht kommen, zu erläutern und überhaupt alle diejenigen Bemerkungen zu machen hat, welche ihm zur Her-

beiführung eines sachgemäßen Ausspruches der Geschworenen als geeignet erscheinen," also Männer, von denen gewissermaßen das Gesetz selbst nicht undeutlich voraussetzt, daß sie aus eigener Erkenntniß und Fähigkeit einen sachgemäßen Spruch zu Stande zu bringen sich nicht in der Lage befinden würden. Kein Vorwurf für diese Männer liegt hierin, denn ultra posse nemo obligatur. Aber welcher innere Widerspruch liegt darin, daß diejenigen Staatsbeamten, deren ganzer Lebensberuf sie dazu qualificirt, ohne alle Schwierigkeit das Recht zu finden, hiervon ausgeschlossen und dafür Laien einberufen werden, für welche diese Aufgabe so fremd und schwierig ist, daß wiederum die höchste Anstrengung des rechtsverständigen Präsidenten aufgeboten werden muß, um einen sachgemäßen Spruch herbeizuführen! ...... Wie die Geschworenen im Berathungszimmer mit der Beantwortung der ihnen aufgegebenen Fragen zu Stande kommen, ist ihre und ihres Vorstehers Sache; wir dürfen ihnen dorthin nicht folgen, denn sie sind dort mit ihrem Verstande und ihrem Gewissen allein, sofern sie nicht etwa selbst dort noch den Präsidenten zu Hülfe rufen. Sie kehren zurück, der Vorsteher verkündet den Spruch. Es wäre dies unläugbar der feierlichste mächtigste Moment des Verfahrens, wenn er, wie die Stimme des Schicksals, unabänderlich lösend oder bindend, das Loos des Angeklagten entschiede. Aber — die Richter hören mit kritischem Kopfschütteln zu. Der Spruch ist nicht regelmäßig in der Form, in der Sache undeutlich, unvollständig und sich widersprechend, und der Gerichtshof schickt die Geschworenen in ihr Berathungszimmer zurück, um dem Mangel abzuhelfen. Oder unter den Zwölfen haben nur Sieben den Angeklagten für schuldig befunden: dann entscheiden die fünf Richter, was besser gleich geschehen wäre, ohne die Geschworenen, und erklären möglicherweise gegen die Ansicht der Geschworenen den Angeklagten für nichtschuldig. Oder endlich, die fünf Richter sind einstimmig der Ansicht, daß die Geschworenen sich trotz aller Mühe in der Sache zum Nachtheil des Angeklagten geirrt haben, dann verweisen sie, was einer Cassation des Verdicts gleichkommt, die Sache vor die Geschworenen der nächsten Schwurgerichtsperiode. Ein theurer Irrthum, der die irrenden Geschworenen vergebliche Mühe, die Zeugen vergebliche Aussagen, den Criminalfonds vergebliches Geld, die Richter vergebliche Zeit, den Staatsanwalt und die Vertheidiger vergebliche Reden, den Angeklagten vergebliche Angst und Geistesgegenwart gekostet hat und vielleicht einige Monate Freiheit kostet — Alles in majorem gloriam des Geschworenen-Instituts! .... Ein Uebelstand, der aus dem Verfahren mit Geschworenen entspringt und immer weiter in's Allgemeine um sich greift, ist jener rigorose und sterile Formalismus, der, wie ein vorrückender Gletscher, mit seinem starren Eise die lebendige Freiheit der Praxis erdrückt und mit der Herrschaft des todten Buchstabens auf der Wissenschaft lastet. Der Mangel einer Appellations-Instanz für die von den Schwurgerichten entschiedenen Sachen erzeugt

nothwendig das fast verzweifelte Jagen nach Richtigkeitspunkten: Wortklauberei und Sophistik in der Interpretation des Gesetzes werden die letzten Hülfstruppen des Schuldigen, denn einem unschuldig Verurtheilten kann auch der Richtigkeitsrichter nicht in der Sache selbst helfen, so lange die Thatfrage seinem Forum entzogen bleibt."

So anerkennenswerth diese Bemerkungen des W. v. M. im Einzelnen sind, treffen sie doch nicht den Nagel auf den Kopf; die Frage der Ueberschrift kann dadurch nicht principiell entschieden werden, weil sie nicht in dem von mir zum Eingang entwickelten Ursprung, den sie unläugbar im Volksbewußtsein hat, aufgefaßt wird. An diese Lücke in seiner Deduction schließt sich die Folge: daß der Verfasser den Leser im Unklaren läßt über die Art, wie etwas Besseres an die Stelle des Schwurgerichts gesetzt werden könnte. Der genügende Ersatz liegt ihm darin, „daß man nur zum Verfahren des Gesetzes vom 17. Juli 1846 zurückzukehren braucht, was weniger eine Umkehr der Wissenschaft, als eine Umkehr zur Wissenschaft sein möchte." Damit wäre meines Erachtens weiter Nichts erreicht, als daß derselbe Mangel, der die Einführung des Geschwornenwesens zu Wege gebracht, sich wieder fühlbar machte; geholfen aber wird in keiner Weise durch eine bloße Negation. Das Motiv, dem das Schwurgericht entsprang, war der Zweifel an der richterlichen Unfehlbarkeit. Dieser Zweifel führte die gegenwärtig geltende Einrichtung herbei: das Ergebniß derselben ist Rechtsunsicherheit. Will man also dieser Rechtsunsicherheit entgehen, so muß man entweder die Einrichtung aufgeben, oder wenigstens sie umändern. Giebt man sie auf, so muß der Zweifel an der richterlichen Intelligenz auf eine andere Art beseitigt werden. Diese andere Art kann eben nur die Verantwortlichmachung der Richter erster und zweiter Instanz für ihre Aussprüche sein, wobei ausführbar wäre, in den beiden Instanzen Einzelrichter Beschlüsse fassen und die collegialische Beschlußfassung lediglich Sache des unverantwortlich bleibenden Ober-Tribunals sein zu lassen. Daß man aber an der gegenwärtigen Einrichtung des Schwurgerichts ändern könne, ohne das Kind mit dem Bade zu verschütten, hat W. v. M. ganz verschwiegen. Die jetzige Zusammensetzung des Geschworenen-Personals ist eine obligatorische: es giebt aber viele Menschen, die durchaus nicht im Stande sind, den Pflichten eines Geschwornen nachzukommen: diese, wider Willen zu Rechtsprechern gemacht, treffen das Recht entweder nur durch Zufall, oder sie verfehlen es vollständig.

Es sind besonders zwei Kategorieen von Geschworenen, die ich dabei im Auge habe. Die erste ist die der Gefühlsmenschen. Ein Gefühlsmensch als Richter ist ein öffentliches Unglück, wenn seine Urtheile wirklich nur aus dem Gefühl hervorgehen, anstatt durch wissenschaftliche Intelligenz bestimmt zu werden, was nur bei juristisch gebildeten Richtern möglich ist. Der Gefühlsmensch als Geschworener wird die Be-

antwortung der Frage: Ob schuldig? nach der Gegenfrage beantworten, ob der Angeklagte seinem sonstigen Leumund nach wohl zu der That fähig gewesen, anstatt dabei stehen zu bleiben, ob derselbe überführt wird oder nicht, und so wird er jeden Heuchler, der sich sentimental geberdet, freisprechen, jeden Verstandesmenschen dagegen, den er seiner Individualität nach haßt, verurtheilen. Wer also selbst fühlt und weiß, daß er die zum Schwurgericht erforderliche Objectivität der Anschauung nicht besitzt, sollte das Recht haben, sich, gegen Uebernahme einer anderen bürgerlichen Last, diesem Amte zu entziehen. Nach der gegenwärtigen Einrichtung hat er dies Recht nicht. — Die zweite Kategorie ist die sehr zahlreiche Klasse von gebildeten Männern, welche in vielen Punkten in ihrem Gewissen sich gebunden fühlen, Handlungen, welche das Strafrecht mit hoher Buße belegt, für gar kein Unrecht zu halten. Es giebt Leute, die bestreiten, daß z. B. Todtschlag nur im Fall der Nothwehr straflos sein sollte, und die dafür halten, daß derselbe auch im Falle bloßer Abwehr gegen Insulten erlaubt sein müßte, was er gegenwärtig lediglich bei Militairpersonen ist, wenn sie sich im Dienst befinden. Ein Geschworener mit dieser Ueberzeugung — wird er über einen Ehemann, der, um seine Frau vor öffentlicher gemeiner Beschimpfung zu sichern, einen Zudringlichen niederschlägt und dabei tödtet, das „Des Todtschlags schuldig“ sprechen? Nach dem Gesetze soll er sagen: „Ja, der Angeklagte ist dieser That schuldig.“ Nach seinem Gewissen kann er das nicht sagen, denn der Angeklagte ist dadurch, daß er eine gerechte That beging, nicht des Todtschlags schuldig geworden, auch wenn er einen solchen ohne allen Zweifel verübt hat.

Hier ist also ein Geschworener, der zwischen dem objectiven und subjectiven Rechtsbegriff schwankt, und in diese Lage sollte der Staat Niemanden versetzen, weil das eine Versuchung des Gewissens involvirt. Auch diese Klasse von Menschen müßte, natürlich gegen Tragung anderweitiger Staatslasten, vom Geschworenenamte befreit bleiben, wenn die Geschworenengerichte wirklichen Rechtsschutz bieten sollen. Gegenwärtig sind sie das, was im Mittelalter die sogenannten Gottes-Urtheile waren: Proceduren, deren Ausgang vom Zufall abhängt.

Tages-Ereignisse.

Mit wichtigthuender Miene wird die Nachricht verbreitet, die russische Diplomatie bemühe sich gegenwärtig an allen betheiligten Höfen, die Differenzen zu beseitigen, welche über die Aufhebung des Sundzolls entstanden sind. Je nach der Färbung der Blätter, welche diese geheimnißvolle Mittheilung machen, nimmt sie auch einen anderen Cha-

rakter an, und daß sie abermals in feindseligster Gesinnung gegen Rußland von Einigen commentirt wird, versteht sich von selbst. Wir wissen nicht, ob die Nachricht gegründet ist, aber sie ist jedenfalls wahrscheinlich, weil Rußland in der That seit länger als zwanzig Jahren überall und unter allen Verhältnissen zum Frieden und zu friedlicher Schlichtung entstandener Differenzen gerathen, sogar bis zur Unbequemlichkeit und Verletzung des Nationalgefühls anderer Staaten darauf gedrungen hat. Selbst wo es das Schwert in die Schaale seiner Rathschläge warf, wie bei der in Ungarn geleisteten Hülfe, hat es nur die Wiederherstellung des Friedens bei befreundeten Staaten im Auge gehabt. So peinlich es für Preußen war, Rußland in den Jahren 1848 und 1849 in der schleswig-holsteinischen Frage mit Frankreich, England und Oesterreich vereint, gegen sich, — so tief es Viele verletzt hat, Rußland 1850 sich nach beiden Seiten nicht allein abmahnend, sondern sogar drohend zwischen Oesterreich und Preußen stellen zu sehen, so läßt sich doch aus beiden Vorgängen zunächst nichts Anderes entnehmen, als daß Rußland alles ihm Mögliche gethan, um den Krieg zwischen Nachbarstaaten zu verhindern. In der Art und Weise, wie es geschah, in dem deutlich hervortretenden Bewußtsein seiner, damals noch durch nichts und namentlich nicht durch innere Unruhen geschwächten Kraft lag allerdings die Ursache für manche später zu Tage gekommene Verletzung. Die Sache selbst aber und das aufrichtige Bestreben Rußlands, überall den feindlichen Zusammenstoß zu verhindern, wo man seine Stimme hören wollte, documentirt sich Jedem, der sich die Ereignisse der letzten zehn Jahre vergegenwärtigt.

Die Sundzollfrage ist in eine Phase getreten, die eine vollkommen genügende Lösung auf friedlichem Wege erwarten läßt, wenn nicht demokratische Ungebühr und Formlosigkeit den Knoten zerhauen will, weil die wenigen Fäden des früher unlösbar scheinenden Geflechts noch nicht auseinanderwollen. Ob aber mit der Aufhebung des Sundzolles oder Reducirung desselben auf andern Basen wirklich alle jene Vortheile errungen werden, von denen uns die Stettiner, Danziger und Königsberger Literaten und Handelsherren in Zeitungsartikeln oder Broschüren erzählen, das ist eine Frage, die wir nicht mit derselben Bestimmtheit beantworten möchten, als sie bisher ziemlich gleichlautend beantwortet worden ist. Wir schlagen die Aufhebung des Sundzolles allerdings hoch an, aber auch aus andern Motiven, als denen des Vortheils für die Handelsbewegung. Das politische Moment, welches in der mit Ostentation aufrecht erhaltenen Beherrschung einer allgemeinen Seestraße liegt, ist in der That für die Ostseestaaten unleidlich. Sie muß aufhören, wie auch die Beherrschung des Bosporus einst aufhören wird, wenn das Schwarze Meer erst dieselbe Bedeutung gewonnen hat, wie die Ostsee. Das fühlt Dänemark selbst und hat diesem Gefühl bereits den Ausdruck der Nachgiebigkeit gegeben. Um so weniger ist eine feindselige Behandlung

der Frage nöthig und um so mehr ist Rußland im Rechte, zu friedlicher Lösung zu rathen.

Man wundert sich über den provocirenden Ton der französischen Zeitungen in Betreff der Differenzen zwischen England und Amerika. Man bedauert, daß die plötzliche Freundschaft zwischen England und Frankreich nicht einmal über die nächste Verwickelung hinausreicht, und erstaunt, daß die natürlichen und gebotenen Verhältnisse, trotz künstlicher Verschiebung, wiederkehren. Wenn wir überhaupt an einen ernstlichen Kampf zwischen England und den Vereinigten Staaten glaubten, so würden wir bequeme Gelegenheit zu bestimmten Voraussagungen haben. Vor der Hand halten aber die bisherigen Gruppirungen noch aus. Wenn Graf Cavour nicht dafür sorgt, oder irgend eine practische Consequenz des Hat-i-Humayum, eine Ungeschicklichkeit der Marianne oder eine Geschicklichkeit der Regierungs-Entrepreneurs Espartero-O'Donnel et Comp. in Spanien die Entwicklung beschleunigt, so dürfte, bis auf die Expedition gegen Kabylien, den beiden Krönungen in Moskau und Paris oder gar in Rheims so ziemlich Ruhe bleiben. Wir fragten uns vor Kurzem, was wird der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen nun zunächst thun, um die Aufmerksamkeit seiner Urwähler zu beschwichtigen? Ausstellung — Friedens-Conferenz — Taufe — Ueberschwemmungen und sogar das „cattle show“ — der deutsche Ausdruck dafür klingt unfreundlich — sind vorüber. Es handelt sich also um etwas Neues, und dafür scheint nun auch durch Kabylen-Civilisation und Sacre gesorgt zu sein. Abermals beginnt die Frage, ob das Oberhaupt der katholischen Christenheit sich bewegen lassen wird, die sainte ampoule auf die Stirne des jetzt ersten Sohnes der Kirche zu leeren? Mit derselben Frage begann bekanntlich auch die orientalische Verwicklung. Möge die Wiederaufnahme derselben kein böses Omen sein!

England und Frankreich — die beati possidentes, — wollen Griechenland, und zwar während der Abwesenheit des Königs Otto, in Ordnung bringen. Schon verlautet es von Truppensendungen, oder vielmehr von einer Etappe für rückkehrende Truppen aus der Krim in Athen, und die Berechtigung dazu als Schutzmächte und Gläubiger des jungen hellenischen Staates wird laut dafür in Anspruch genommen. Von Rußland — doch auch eine Schutzmacht und eben so unzweifelhaft in den Rechten eines Gläubigers — ist dabei nicht die Rede; als aber Rußland in die Donau-Fürstenthümer einrückte, zu denen es doch unzweifelhaft in dem Verhältnisse einer Schutzmacht stand, war der Tadel Europa's — und mit Recht einstimmig. Sollte Rußland — so begreiflich ein politisches Schmollen wäre, — dieses Schmollen bis auf das Enthalten von der Ausübung eines Rechtes ausdehnen, das ihm verbrieft und anerkannt gebührt? — Sollte der auf den Friedens-Con-

ferenzen in Paris proclamirte und zugestandene Grundsatz, daß einseitiges gewaltsames Vorgehen der einen europäischen Macht in der gewaltsamen Abwehr der anderen seine Paralysirung finden muß, auf Griechenland keine Anwendung finden? Sollte Rußland, nachdem es durch einen entsagenden Frieden sich dieser Auffassung angeschlossen, auch den Vortheilen entsagen wollen, die ihm aus dem aufrichtigen Eingehen in diesen völkerrechtlichen Grundsatz erwachsen können? Darf man eine solche politische, diplomatische und militarische Ermüdung für Rußland annehmen, und was würde daraus folgen, wenn man sie in der That annehmen müßte? — Wie der dépit amoureux hat auch der dépit politique nur dann einen Sinn, wenn ihm die Versöhnung folgt, man müßte denn den dépit bis zur vengeance treiben wollen. Ob damit aber jetzt und zunächst für Rußland etwas gewonnen wäre, läßt sich freilich nicht von uns beurtheilen, die wir dem Treiben der Welt nur zuschauen; daß damit aber für die Zukunft Europa's nichts gewonnen ist, können wir mit Ueberzeugung aussprechen, weil die Geschichte ihre Lehren nicht allein den Geschichtemachenden, sondern auch den Geschichtestudirenden giebt.

Johanniter-Orden.

Liste

der seit dem 1. April bis ultimo Juni 1856 bekannt gewordenen Todesfälle von Rittern des Johanniter-Ordens.

I. Rechtsritter.

		Nr. der Ord.-Liste.	Gestorben den
1.	Frhr. v. Reibnitz, Geheimer Regierungs-Rath und Zoll-Director, zu Luxemburg	84	4. Mai 1856.

II. Ehrenritter.

1.	v. Thümen, General-Lieutenant a. D., zu Mainz	250	3. April „
2.	Frhr. v. Ende, Königl. Sächs. Kammerherr, Mitglied des Herrenhauses, auf Alt-Jeßnitz, Kreis Bitterfeld	753	2. Mai „
3.	v. Bojanowsky, General-Major a. D., zu Carve bei Neu-Ruppin	176	13. „ „
4.	v. Domhardt, Lieutenant a. D. und Majorats-Besitzer, auf Groß-Bestendorf, Kr. Mohrungen	999	23. „ „
5.	v. Arnim, General-Major und Commandeur der 14. Cavallerie-Brigade	848	2. Juni „

Wappen-Sagen.

Brarein.

In des Morgens heiliger Frühe,
Noch blinkte der Sterne Schein,
Da lehnte am Fenster des Thurmes
Der preußische Withing *) Brarein.

Der hat da mit zagender Seele
Gebetet manch' heißes Gebet,
Zum alten Gotte der Preußen
Im Hain zu Romove gefleht.

An die alten Götter der Glauben,
Er wankt in des Withing's Brust,
Er denkt an die Lehre vom Kreuze
In Schauern voll sehnender Lust.

Des Perkunnas heilige Haine,
Sie sind von den Christen gefällt;
Pikullos, der Herrscher des Todes,
Ist selbst zu den Todten gesellt.

Das preußische Reich **) ist vernichtet,
Die Deutschen, sie herrschen im Land.
Nur einzelne Withinge halten
In Büschen und Sümpfen noch Stand.

Wie lange denn kannst noch halten
Die Veste Dein, stolzer Brarein?
Bald ziehen die Ritter vom Kreuze ***)
Auch hier triumphirend ein.

Der Withing, ernst blickt er gen Himmel
Und spricht zum allmächtigen Gott:
Oh! bist Du der Herrscher der Welten,
Und dünkt Dir mein Flehen nicht Spott,

So gieb mir, Gewalt'ger, ein Zeichen,
Errette mich aus der Gefahr,
Dann trete ich mit meinem Hause
Zur Taufe an Deinen Altar!

---

*) Häuptling, der preußische Uradel.
**) Das heidnische Preußenreich.
***) Die Ritterbrüder vom Deutschherrenorden.

Es hatte der Withing gesprochen,
Er schaut in die Brüche hinein,
Bleich zittert das Sternengeflimmer
Noch um seine Veste Brarein.

Da schnarrt es vernehmlich im Busche,
Der schüchterne Birkhahn entfleugt,
Es hat für den Glauben der Christen
Der flüchtige Vogel gezeugt.

Der Withing, schon gläubig im Herzen,
In's Hifthorn stieß er mit Macht,
Hell schmettert es hin durch die Stille:
Vertheid'ger des Schlosses, erwacht!

Die Schützen, scharf ließ er sie zielen,
Es saus'te der Bolzen Schwall
Dahin, wo der Birkhahn verrathen
Den feindlichen Ueberfall.

Es brechen die Krieger des Ordens
Nun jäh aus den Büschen heraus,
Ihr Ueberfall doch war vereitelt,
Gott hatte behütet das Haus.

Darauf an dem leuchtenden Morgen,
Noch lange vor Mittagszeit,
Erbat sich vom Ordenscomthure
Der Withing ein freies Geleit.

Er zog zu dem Ordensgebieter
Und stellt in Ergebung sich dar
Und freudig ließ er sich taufen
Mit seiner Gewappneten Schaar.

Dem preußischen Withing, als Christen,
Gab ihm seiner Ahnherren Land
Zu Lehen zurück der Orden
Durch seines Gebietigers Hand.

Im silbernen Schild der Braxeiner
Der rettende Birkhahn stand,
Den Gott, der Allmächt'ge, zum Zeichen
Dem Withing dereinsten gesandt.

Die Söhne der alten Braxeiner
Errangen gewaltigen Ruhm,
Der Ritter hellleuchtende Ehren
Umstrahlten das Withingerthum.

Doch thaten sie dankbar gedenken
Des ewigen, christlichen Horts,
Und waren sie Ritter des Schwertes,
Sie waren auch Ritter des Worts.

Wenn brausender Donner der Orgel
Zum Herzen am Sonntag ergeht,
Das Lied dann im Chore ertönet:
„Herr, dessen Macht und Majestät!“ *)

Dann werde des freudigen Dichters
In stillem Gebete gedacht,
Das Lied von gewaltigem Schwunge
Hat ein Braxeiner gemacht.

*) Der Dichter dieses, so wie anderer Kirchenlieder war der Präsident Fabian Abraham von Braxein, geb. am 27. September 1722 zu Banners bei Liebstadt in Preußen; er starb als der Letzte seines Stammes in Preußen 1768. Seine Erbtochter brachte die Güter der Braxeiner, darunter das durch einen anderen Liederdichter, Simon Dach, berühmt gewordene Tharau, ihrem Gemahl, dem General von Schöning, zu.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.
Eine Abendröthe im Osten.

Achtes Capitel.
Ein Rückzug und drei Siege.

Der Sieg schwung seine güldnen Flügel durch's Kampfesthal,
Und wie Altäre glüh'n die Hügel in seinem Strahl.
Der hohen Berge Gipfel wallen voll Opferpracht,
Derweil noch einz'le Donner schallen, Echo der Schlacht.
Hart habt ihr, schwer und hoch gerungen manch' heißen Tag,
Nun ist's, ihr Brüder, ist's gelungen, der Sieg ist wach!
Herüber tönt's von Schlesiens Höhen, her aus der Mark,
Wie Preußens, Rußlands Banner wehen, an Ehren stark.

(Friedr. Baron de Lamotte Fouqué.)

Der Waffenstillstand und der Prager Congreß waren vorüber.

Was Graf Narbonne vorausgesehen und vorausgesagt, Alles war eingetroffen. Napoleon hatte sich nicht entschließen können, Oesterreich zu gewinnen durch die allerdings großen Opfer, die von ihm verlangt wurden, und Oesterreich war dem Bunde seiner Gegner beigetreten.

Noch kurz vor der österreichischen Schlußerklärung hatte Napoleon nicht an einen Krieg mit seinem Schwiegervater geglaubt; vergeblich hatte ihm Narbonne auseinandergesetzt, daß die Verträge von 1809 und 1812 Oesterreich in eine so ungleiche Lage Frankreich gegenüber gebracht, daß er dessen Alliance immer nur als provisorisch, dessen Neutralität selbst als unmöglich, dessen Feindschaft aber als unvermeidlich für die Folge betrachten müsse.

Napoleon glaubte dem treuen Manne nur halb.

Die Gebietsabtretungen, zu denen man einen großen Staat zwingt, wirken ganz so wie die Gütercoufiscationen, mit denen man im Mittelalter die großen Adelsgeschlechter heimsuchte. Beide werden nie vergessen, beide machen eine Wunde, die immerfort brennt, der Haß wird erblich, der dumpfe Groll frißt innerlich immer weiter und endlich bricht er

doch in offene Feindschaft aus. Ein beraubter Fürst fühlt sich in den Augen seines eigenen Volkes gedemüthigt; er wird es nie vermögen, sein Volk zum Dienst seines Besiegers zu zwingen. Man kann nie auf die Hülfe und die Treue eines Fürsten zählen, dessen Erbstaaten man verkleinert hat. Es war mit Oesterreich nichts Anderes, als mit Preußen, nur mit dem Unterschied, daß selbst die unermeßlichen Abtretungen, mit denen Napoleon Oesterreich hätte versöhnen können, Preußen nicht befriedigt haben würden. Napoleon hatte Oesterreich Länder genommen und hatte es diplomatisch gedemüthigt; es wäre durch Abtretungen und diplomatische Siege zufrieden zu stellen gewesen, Preußen aber nicht; Preußen bedurfte blutiger Genugthuung für blutige Beleidigung. Oesterreich rechnete mit Frankreich, Preußen aber mit Napoleon persönlich, und Napoleon glaubte umgekehrt immer nur persönlich mit seinem Schwiegervater zu verhandeln.

Hätte Napoleon seine Lage richtig beurtheilt, so hätte er entweder Oesterreich befriedigt, oder er hätte ihm wenigstens nicht Zeit gelassen, seine Rüstungen zu beendigen; er hätte nicht seine Zeit mit Congreß und Waffenstillstand verloren. Die Anstrengungen, die er nachher machte, hätten ihn zwar auch sechs Wochen früher nicht gerettet, aber wahrscheinlich würden sie ihn vor den größten Niederlagen bewahrt haben.

Was aber konnte Napoleon zu dieser Politik des Zauderns, Zögerns und Hinziehens bewegen, die ihn nothwendig ins Verderben stürzen mußte, die anscheinend so wenig mit seinem Charakter und seinem ganzen Wesen übereinstimmte?

Er war nicht so blind, daß er die Gefährlichkeit seiner Lage übersehen hätte, aber es giebt in der Politik zuweilen Ereignisse, die man kommen sieht, die dem einfachen Menschenverstande sich sogleich als unvermeidlich darstellen, an welchen man aber trotzdem hartnäckig zweifelt bis zuletzt. Das sind die Ereignisse, die Gott schickt, wenn er Jemandem seine Hand fühlen lassen will. Es ist dann die offenbare Unvermeidlichkeit eben, welche den Zweifel hervorruft. Die Folgen solcher Ereignisse scheinen so schwer, daß man lieber, wenn auch nicht die Möglichkeit, so doch die Nähe solcher Ereignisse bezweifelt. Man sieht das Unheil herankommen, aber man täuscht sich geflissentlich über seine Entfernung, man hofft auf einen Aufschub, auf irgend einen rettenden Zwischenfall, eine glückliche Diversion, bis der Keulenschlag der vollbrachten Thatsache den Zweifel und den Zweifler zugleich niederschmettert.

So fürchtete und hoffte der zweifelnde Kaiser den ganzen Monat Juli hindurch; seine Gesandten in Prag hatten eine furchtbare Stellung, bald mußten sie Rußland freundlichste Anerbietungen machen, bald Oesterreich; es war aber immer Oesterreich, auf das Napoleon hoffte, denn durch seine Annäherungen an Rußland wollte er immer nur Oesterreich irritiren, ernstlich bemühte er sich nur um Oesterreich.

Eine Furcht war es besonders, die Napoleon hinderte, durch die

geforderten Abtretungen Oesterreich und damit die einzige Möglichkeit seiner Rettung zu gewinnen. Die Größe dieser Abtretungen hatte allerdings zuerst den Stolz des Eroberers empfindlich verletzt, aber dieser Stolz hätte sich abfinden lassen; es war ein anderer Gedanke, der ihm diese Abtretungen unmöglich machte, es war das der Gedanke an die Rechenschaft, die er vor den Kammern abzulegen hatte. Es klingt kaum glaublich, aber Napoleon fürchtete sich wirklich vor diesen schwachen Resten der Volksrepräsentation, die er seit Jahren schon gewissermaßen für mundtodt erklärt hatte. Napoleon fürchtete sich vor den Kammern, und seine Furcht war nicht lächerlich, sie war wohl begründet; er mußte sie fürchten, ganz einfach schon darum, weil sie da waren; denn seines revolutionären Ursprunges sich wohl bewußt, fühlte der Kaiser, daß diese stummen, bedientenhaft gefälligen Kammern die Sprache wiederfinden würden in dem Augenblick, in welchem er nicht mehr mit dem blendenden Glanz des Siegers umstrahlt ihnen Befehle ertheilen konnte, sondern als Besiegter ihnen Rechenschaft ablegen mußte.

Mit dieser Furcht vor den Kammern, die es Napoleon unmöglich machte, den Kaufpreis der Rettung zu zahlen, ging Hand in Hand eine Hoffnung, die ihn hinderte, durch rasches Handeln den Kampf zu einer Zeit aufzunehmen, da die Chancen für ihn noch günstiger waren, eine Hoffnung, die auch nach Wiederausbruch des Krieges noch fast alle seine Bewegungen bestimmte.

Napoleon konnte kein tiefer denkender Staatsmann sein, er war in seiner ganzen Politik nie mehr gewesen, als ein roher Empiriker; sein Glück und seine Erfolge hatten ihn selbst sowohl, wie die Franzosen und die große Majorität in anderen Völkern zu dem Glauben verleitet, daß er ein großer Politiker sei. Nichts war falscher als dieser Glauben; Napoleon hatte nur e i n e politische Maxime, die, seine Gegner zu trennen und sie dann einzeln zu vernichten. Diese Maxime, die man in die Formel gebracht hat, „divide, ut imperes!“ mag von Politikern zweiten und dritten Ranges als große Weisheit angestaunt werden, aber sie ist schon darum nicht von Werth, weil sie nicht mit den ewigen Ordnungen Gottes stimmt, denen sich zuletzt alle Politik fügen muß.

Der große Sohn der Revolution vermochte es so wenig, den Glauben an die Unfehlbarkeit seiner Maxime aufzugeben, daß er noch nach der österreichischen Kriegserklärung seinen getreuen Caulaincourt in das Hauptquartier der Verbündeten schickte, auf die persönliche Beliebtheit rechnend, in welcher der Herzog von Vicenza bei dem Kaiser von Rußland stand. Caulaincourt brachte natürlich nichts weiter nach Dresden zurück, als die Versicherung, daß der Krieg ein Krieg auf Tod und Leben sei, denn die Coalition sei nicht zu sprengen, weil sie auf Furcht und Haß gegen Napoleon persönlich begründet. Haß für das, was er den Alliirten, jedem Einzelnen und Allen zusammen, gethan, Furcht vor dem, was sich jeder Einzelne und Alle zusammen für die Folge von ihm

zu versehen hätten. Der Krieg gegen eine solche Coalition aber muß mit dem Untergange des Schwächern enden, jeder Sieg gegen die Coalition muß dieselbe fester machen, weil er die Motive, aus denen sie hervorgegangen, Furcht und Haß, verstärkt.

Seit der Kriegserklärung Oesterreichs war Napoleon der Schwächere, sein Kampf also ein hoffnungsloser, aber er glaubte es nicht; er verachtete die Menschen und war der Meinung, daß ihre festesten Entschließungen bei großen Schlägen nicht Stand hielten; er war überzeugt, daß ein Schlag, wie bei Wagram, ihm Oesterreich unterwürfig machen werde, daß ein Sieg, wie bei Jena, einen zweiten Tilsiter Frieden herbeiführen müsse, mit einem Wort, Napoleon glaubte, als der Kampf wieder begonnen, ein großer Sieg genüge, um seine Feinde zu trennen; dann hoffte er Oesterreich durch große Vortheile zu gewinnen, Preußen und Rußland aber machtvoll demüthigen oder vernichten zu können.

Was der schwache Politiker Napoleon erdacht, sollte der gewaltige Feldherr Bonaparte in's Werk setzen; aus Dresden, seinem befestigten Lager, brach er hervor mit dem gewaltigen Anlauf der französischen Kriegsfurie gegen die verhaßten Preußen zuerst. Durch die Lande stürmend, wollte er zunächst auf Berlin fallen und Preußen durch solchen Stoß in's Herz treffen. Aber selbst wenn der Anfall gelungen wäre, das Herz Preußens schlug nicht in Berlin, das Herz Preußens schlug überall, wo die schwarz-weiße Fahne wehte, Preußen war nicht in Berlin; in den Bivouacs Blücher's, York's, Bülow's, Kleist's und der anderen Feldherren, da war Preußen.

Aber der stürmende Kaiser kam nicht bis Berlin, denn die Feldherren Barclay de Tolly und Fürst Schwarzenberg zogen gegen Dresden mit mächtigen Heeren, die verbündeten Monarchen selbst mit ihren Garden dabei; Napoleon sah den Stützpunkt seiner Operationen schwer bedroht, er mußte umkehren, denn mit Dresden verlor er Sachsen und die Elbe.

Am sechsundzwanzigsten August, Mittags, standen die Verbündeten vor Dresden, in welchem der Marschall Gouvion Saint-Cyr befehligte. Die Monarchen von Preußen und Rußland wollten sofort angreifen, Fürst Schwarzenberg aber, der österreichische Ober-Feldherr, setzte es durch, daß der Angriff bis zum anderen Tage Nachmittags vier Uhr verschoben wurde. Damit verlor man alle Vortheile des Vormarsches aus Böhmen. Am andern Morgen um eilf Uhr war Napoleon in Dresden, und Nachmittags kamen auch seine Colonnen, die er nach Schlesien geführt, wieder an. Napoleon's Schnelligkeit und Schwarzenberg's Langsamkeit retteten den französischen Marschall in Dresden, der am Tage vorher von der Uebermacht der Verbündeten erdrückt worden wäre.

Am folgenden Tage begann der Angriff auf Dresden; in weitem Halbkreise um die sächsische Hauptstadt von Lobda bis Closewitz don-

nerte das Geschütz, die Colonnen gingen im Sturmschritt vor. Ueber Räcknitz, Plauen und Lobda avancirten die Oesterreicher, russische Grenadiere über Pestitz und Leibnitz, die Preußen unter Kleist nahmen den „großen Garten" und drangen in die Vorstädte, die Kugeln der Verbündeten säuberten die Straßen Dresden's. Aber in der Stadt lag Napoleon, des Momentes harrend, und plötzlich brach er aus allen Schlägen zugleich heraus mit den in Dresden concentrirten Heerhaufen und drängte die Verbündeten im hartnäckigen, mörderischen Gefecht zurück von der Stadt.

Es war ein regnerischer, herbstlich kalter Abend; nach und nach erstarb das Kleingewehrfeuer, die Preußen schlugen sich im „großen Garten" bis zur Dunkelheit, und als die Nacht angebrochen war, erschien Dresden wie von einem doppelten Flammengürtel umgeben. In der Tiefe im engeren Kreise leuchteten die Wachtfeuer der Franzosen; im weiteren auf den Höhen die der Verbündeten. Die alliirten Heere behaupteten ihre Stellung, sie zogen ihre Vorhut aus dem „großen Garten" zurück und erwarteten Napoleon's Angriff, denn dieser mußte nun seinerseits angreifen, um seine Communicationslinie wieder zu gewinnen. Das war eine lange und bange Nacht, endlich graute der Tag.

Es war der achtundzwanzigste August, der Regen floß in Strömen herab. Die Heere standen sich sehr nahe, und alsbald begann unter heftigem Geschützfeuer die gewaltige Blutarbeit. Napoleon, sein Centrum durch die Dresdener Befestigung und starkes Artilleriefeuer von dort deckend, operirte zu gleicher Zeit gegen beide Flanken der Alliirten. Ungestüm warf sich König Murat rechts auf die Oesterreicher, die, durch den tiefen Plauen'schen Grund von der Hauptarmee getrennt, nicht ausgiebig unterstützt werden konnten; der Prinz von der Moskowa avancirte auf Gruna, Gouvion Saint-Cyr auf Strehlen, der Herzog von Ragusa drang zwischen Räcknitz und Plauen, der Herzog von Belluno gegen Roßthal, Seusewitz und Corbitz mächtig vor. Die Kanonade brüllte auf der ganzen Linie, des Regens wegen verstummte das Kleingewehrfeuer fast ganz. Die Franzosen gewannen offenbar Terrain, und der Prinz von der Moskowa avancirte so hastig, daß die verbündeten Monarchen den preußischen General von Kleist detachirten, um ihn von Dresden abzuschneiden, doch wurde der Befehl zurückgenommen, da der russische General Graf Barclay de Tolly sich weigerte, diese Bewegung zu unterstützen, die seine Geschütze in Gefahr bringe.

Es war Mittag, die Franzosen avancirten noch immer, obwohl langsamer, und der Zeitpunkt mußte bald eintreten, in welchem ihrem Vordringen ein Ziel gesetzt werden mußte, wenn die Verbündeten ihre Stellungen behaupten wollten. Das Wetter war entsetzlich, Sturm und Wirbelwind wechselten rasch mit heftigen Regengüssen.

Kurz nach ein Uhr hielten Kaiser Alexander und König Friedrich

Wilhelm neben einer österreichischen Batterie, auf welche die Franzosen ein heftiges Feuer richteten. Vielleicht hatte die zahlreiche Suite der Monarchen die Aufmerksamkeit der feindlichen Artilleristen erregt.

Kaiser Alexander wendete sich zu dem General Jomini, welcher, einer der ausgezeichnetsten Offiziere in Napoleon's Generalstab, vor kurzer Zeit in russische Dienste getreten war, und unterhielt sich mit ihm über die feindliche Stellung, die schwer zu erkennen war.

Da ritt ein Mann an die Seite des russischen Kaisers, der eben seinem steten Begleiter, dem Fürsten Wolchonsky, einen Befehl ertheilte, und bat ihn, die Batterie zu verlassen.

Der Offizier in Generals-Uniform war eine äußerlich sehr unbedeutende Erscheinung, sein ganzes Wesen hatte etwas Bescheidenes und Zurückhaltendes, und dennoch mußte es ein bedeutender Mann sein, denn die hohen preußischen, russischen und österreichischen Offiziere im Gefolge der Monarchen blickten mit einer unverkennbaren Hochachtung auf ihn.

Und so war es; der Mann war der berühmte Feldherr von Hohenlinden, der General Moreau, Napoleon's Nebenbuhler, der aus Amerika, wohin ihn Napoleon's Eifersucht verbannt, über das Weltmeer kam, um sich mit ihm zu messen.

„Glauben Sie mir, Sire," sagte er zu dem Kaiser Alexander, „Sie werden auf jener Anhöhe der Schlacht besser folgen können. Darf ich Sie führen?"

Der Kaiser Rußlands sah sich nach seinem hohen Alliirten um, da aber König Friedrich Wilhelm eben nach einer andern Seite geritten war, so nickte er dem General Moreau zum Zeichen seiner Einwilligung zu. Dieser wendete sein Pferd und ritt vor dem Kaiser hin, der ihm im Schritt folgte.

Sie waren kaum einige Ellen von der Batterie entfernt, als eine Kugel dahersauste, dem General Moreau das rechte Bein fortriß und, durch das Pferd schlagend, ihm auch die linke Wade und das Knie schwer verletzte.

Alle Generale und Offiziere fast sprangen von den Pferden, auch der Kaiser Alexander; die Verwirrung, die Betrübniß und der Schmerz waren groß. Als Moreau wieder zur Besinnung kam, sagte er leise: „Ich bin hin!" Dann, auf den russischen Monarchen blickend, setzte er hinzu: „Es ist süß, für die gerechte Sache zu sterben und unter den Augen eines so großen Herrschers!"

Aus Kosakenpiken wurde eine Tragbahre zusammengesetzt, Mäntel wurden darüber gebreitet, so trugen russische Gardekosaken den berühmten Feldherrn in die erste Hütte des nächsten Dorfes. Hier wurden ihm beide Beine abgenommen, er erduldete die furchtbaren Schmerzen der Amputation mit der Standhaftigkeit eines Soldaten; aber die napoleonischen Kanoniere schienen eine Ahnung davon zu haben, daß der Neben-

buhler ihres Feldherrn in der Hütte war, die Kugeln sausten wie Hagelschauer herüber, und kaum war der erste Verband angelegt, als sie die Ecke des Gemachs fortrissen, in welchem Moreau lag. In Sturm und Regen wurde der Verwundete weiter rückwärts gebracht.

Dieser Unglücksfall machte einen sehr niederschlagenden Eindruck in der Umgebung der Monarchen, der nicht verbessert wurde, als die Nachricht kam, daß die Oesterreicher jenseits des Plauen'schen Grundes geworfen seien und immer heftiger gedrängt würden.

Der Tag neigte dem Abend zu; man kam endlich auf den Gedanken, die Schlacht abzubrechen. General Jomini schlug vor, auf Dippoldiswalde zurückzugehen, aber der König von Preußen erklärte sehr bestimmt und kurz, daß er von keinem Rückzug etwas hören wolle. Kaiser Alexander war der Meinung seines Alliirten, auch er wollte die Schlacht am andern Morgen fortsetzen und hielt die von den Franzosen errungenen Vortheile für unbedeutend. Aber Fürst Schwarzenberg stimmte für den Rückzug nach Böhmen und machte endlich, als die Monarchen sich nicht fügen wollten, die niederschlagende Mittheilung, daß die österreichischen Truppen weder Munition noch Proviant genug hätten.

Man mußte sich fügen.

Der Rückzug begann am späten Abend; die Wege waren kaum zu passiren, Menschen und Pferde sanken tief in den Koth ein, alle Truppentheile waren müde, die undurchdringliche Finsterniß vermehrte bei dem starken Regen und dem Toben des Sturmes die Unordnung. Zwischendurch vernahm man das Wehklagen der Verwundeten, das Commandiren, Schelten, Fluchen und Rufen in deutscher, russischer, polnischer, italienischer und ungarischer Sprache.

Es war eine gräßliche Nacht; im ganzen Kriege, weder früher noch später, war die Verwirrung niemals so groß.

Einen besonders niederschlagenden Eindruck machte dieser Rückzug auf die Cavallerie; sie war fast nirgend zum Gefecht gekommen, litt bei dem Wetter vorzüglich und mußte nun zurück auf grundlosen Wegen nach Böhmen.

Am zweiten Tage dieses Rückzugs nach Böhmen war's, als der Lieutenant von Bülow vom brandenburgischen Kürassier-Regimente aus dem Bivouac zwischen Liebenau und Peterswalde mit zwanzig Pferden ausgesendet wurde, um Fourage und Lebensmittel aufzutreiben.

In einem sächsischen Dorf hart an der böhmischen Grenze, wo sich Fourage und Lebensmittel, auch Wagen zu deren Fortschaffung fanden, ließ der preußische Offizier mehrere derselben beladen und gab wenig auf den Schulzen des Ortes Achtung, der sich dicht in seiner Nähe hielt und sehr ängstlich und bekümmert zu sein schien. Endlich trat der schon ältliche Mann an einen Oberjäger der freiwilligen Jägerschwadron des Kürassier-Regiments, der sich bei dem Commando befand, heran und fragte ihn schüchtern, ob es denn nicht möglich sei, daß er einige Flaschen

Wein wiederbekommen könne, die man in seinem Hause mitgenommen und auf den Wagen gebracht hätte.

Der Oberjäger, in seinem grünen Collet mit kornblumenblauem Kragen, den noch halbnassen grauen Mantel auf der linken Schulter, stützte sich auf seinen krummen Säbel und schaute dem Schulzen verwundert in das Gesicht.

Da der Schulze aber seine Frage dringender wiederholte, so versuchte der freiwillige Jäger, seinem sehr gutmüthigen Gesichte einen grimmigen Ausdruck zu geben und sagte soldatisch kurz: „Das kann nicht geschehen, Landsmann, unsere Kameraden haben seit mehreren Tagen schon nichts Stärkendes und Warmes genossen, der Wein wird ihnen vorzüglich willkommen sein!"

Der Schulze sah dem Oberjäger noch einmal forschend in's Gesicht; da er in demselben aber viel mehr Gutmüthigkeit lesen mochte, als der preußische Reiter zeigen wollte, so bat er denselben, ihm auf einen Augenblick in sein Haus zu folgen.

Der Jäger warf einen prüfenden Blick auf die Wagen, welche noch beladen wurden, dann trat er, ohne eigentlich etwas Bestimmtes zu denken, nur dem Zuge einer angeborenen Gefälligkeit nachgebend, in das Haus des Schulzen.

Dieser aber öffnete in seiner großen Stube die Thür einer Kammer, ließ den Oberjäger eintreten und zeigte auf ein Bette. In diesem Bette lag schlummernd ein schönes, junges Weib — der Jäger hatte nie so milde, liebliche, friedlich sanfte Züge gesehen, er schaute fast bestürzt in dieses bleiche Engels-Angesicht, und mit halber Gewalt mußte ihn der Schulze aus der Kammer in das Zimmer zurückziehen.

Er schloß die Thür und sagte: „Herr Preuße, das ist die junge Wittwe meines Sohnes; sie ist kaum von einem schweren Nervenfieber errettet, sie befindet sich noch im Zustande der größesten Schwäche; der Wein ist ihr vom Arzt als Stärkungsmittel vorgeschrieben; sie geht zu Grunde ohne Wein, das junge, liebe Geschöpf, und ich kann ihr keinen Wein geben, wenn Sie mir die letzte Flasche nehmen. Bedrängt von Kriegslasten aller Art, fehlen mir die Mittel, und selbst wenn ich Geld hätte, jetzt bei der Nähe der feindlichen Heere geht Niemand in die Stadt, um Wein für mich zu holen!"

„Kommen Sie zu dem Offizier!" sagte der Oberjäger und führte den Alten zu dem Lieutenant von Bülow.

Der Kürassier-Offizier hatte auch schon eine abschlägliche Antwort auf der Zunge, aber das würdige und verständige Benehmen des Schulzen und die Mittheilung des Oberjägers bestimmten ihn fast augenblicklich, den Wein zurückzugeben.

Mit Dank und sichtbar großer Freude empfing der Schulze den Wein zurück; als ihm aber der Lieutenant noch die Hand zum Abschied reichte und seiner Schwiegertochter gute Besserung wünschte, da faßte

der alte ehrliche Sachse die Hand des Preußen mit großer Innigkeit und sprach: „Herr Lieutenant, noch einige Worte von Wichtigkeit, Sie werden den kurzen Aufschub nicht bereuen, aber so kann ich Sie nicht wieder fortlassen. Wir Sachsen sind leider die Bundesgenossen der Franzosen, und deshalb sollen wir nun die Feinde der Preußen sein; die Franzosen handeln aber wahrhaft feindlich gegen uns, wir können die Lasten, die sie uns aufbürden, kaum noch tragen, und nebenher mißhandeln sie uns. Sie haben sich ganz anders gegen mich gezeigt, Sie, Herr Lieutenant, und der gute Herr hier im grünen Röckchen; dafür will ich Ihnen nun auch meinerseits beweisen, daß ich ein dankbares und deutsches Herz habe. Erfahren Sie denn, daß in geringer Entfernung seitwärts von hier ein ganzes französisches Armee-Corps unter dem General Vandamme auf der Straße von Rollendorf und Teplitz vorbeimarschirt, also bereits in Ihrem Rücken ist. Vor ein paar Stunden erst sind die letzten vorübergezogen. Ich denke, Sie werden mir glauben, sonst kann ich Ihnen auch einen Beweis davon ganz in der Nähe geben: hier vor dem Dorfe stürzte ein Chasseur und brach das Bein, er liegt in meiner Bodenkammer versteckt. Sie werden ihm gewiß nichts thun, doch bitte ich Sie dringend, mich nicht zu verrathen, denn es ist uns bei Androhung der schwersten Strafen befohlen, diesen Marsch der Franzosen geheim zu halten!"

Der Lieutenant von Bülow begriff sofort die Wichtigkeit dieser Mittheilung; er ließ noch einmal, unter dem Vorwande, Lebensmittel zu suchen, das Haus des Schulzen visitiren; der Oberjäger richtete es so ein, daß er noch einmal die schöne junge Frau sah, daß dieselbe aber sonst nicht gestört wurde.

Man fand den Chasseur. Nach harten Bedrohungen bekannte er, vor Schmerz und Furcht, weiter gebracht zu werden, daß Vandamme die Pässe nach Böhmen besetzen und der Kaiser von Dresden aus angreifen werde.

Diese Mittheilung war von so unermeßlicher Wichtigkeit, daß der Lieutenant von Bülow die Abfahrt seiner Wagen so viel als möglich beeilte, dann aber das Commando dem Oberjäger Faßmann übergab, und so rasch als ihn sein Pferd tragen wollte, zu seiner Schwadron zurückritt, wo er sofort dem Rittmeister von Meyer, seinem Schwadrons-Chef, meldete, was er gesehen und gehört. Der Rittmeister übersandte schriftlich die wichtige Nachricht nach Fürstenwalde, wo sich das Hauptquartier des Generals von Kleist befand. Der Lieutenant von Bülow wurde in das Hauptquartier beschieden, um persönlich Auskunft zu geben, und sofort erklärte der General von Kleist: „Das ist von äußerster Wichtigkeit, wir müssen nun die Disposition ändern und unsern Marsch beschleunigen; wird Vandamme unten im Thal angegriffen und wir können ihn zur rechten Zeit im Rücken fassen, so möchte sich die Sache ändern!"

Am folgenden Morgen bildete die zweite Schwadron des brandenburgischen Kürassier-Regiments, bei welcher sich einige Freiwillige von der Jäger-Schwadron des Regiments unter dem Oberjäger Rudolph Faßmann befanden, die Nachhut des Kleist'schen Corps mit dem sechsten Reserve-Infanterie-Regiment unter dem Commando des Oberst-Lieutenants von Loebel.

Die Reiter hielten, bis die ganze Bagage auf dem großen Colonnenwege nach Rollendorf zu vorüber war. Der Weg war schön; der Nebel, der am Morgen sehr stark gewesen war, verschwand allmählich, es war helles, klares Sonnenwetter.

Es war etwa zwölf Uhr Mittags, als die Schwadron in Rollendorf eintraf; von einem steilen Abhang hinter der Kirche, wo die Reiter abgesessen hielten, sah man frei hinunter in das Thal, wo die Schlacht tobte, die später die Schlacht bei Culm genannt wurde. Man sah die Schlacht so deutlich, daß man jede Bewegung bemerkte; man gewahrte jede einschlagende Granate, aber die Höhe, auf der sich die Kürassiere befanden, war so beträchtlich, daß man keinen Laut von dem Donner des Geschützes vernahm.

Plötzlich wurde die Schwadron alarmirt; sie hatte kaum Zeit aufzusitzen, als sich ein dicht gedrängter Schwarm, — hauptsächlich Packknechte mit Handpferden, berittene Artilleristen, höhere und niedere Offiziere von allen Waffen, viele verwundet, — aus dem Hohlwege hervorwirbelt und vorüber stürzt, wild verfolgt von einer größeren Masse feindlicher Cavallerie, welche, unten im Thale geworfen und gedrängt, sich unter dem General Corbineau nach oben durchschlagen wollte. Ungestüm warf sich die Schwadron auf die feindliche Masse und sprengte sie; dann aber begann ein heftiges Handgemenge; die Kürassiere kamen auseinander im Einzelnkampf; Jeder schlug sich einzeln gegen einzelne Franzosen; der Lieutenant von Woldeck zwang den General Dumonceau, sich ihm zu ergeben; Oberjäger Faßmann, der einen seiner Jäger in großer Gefahr sah, wollte sich zu ihm durchschlagen, da erhielt er zu gleicher Zeit einen Hieb über den rechten Unterarm und einen Hieb über den Kopf, der seinen Czacko herunter warf; er schwankte im Sattel und ließ die Zügel fallen. Mit einem gewaltigen Sprunge setzte sein Pferd, das so eben einen Streifschuß erhalten hatte, in den Hohlweg abwärts und brauste durchgehend die Straße nach Culm hinunter; der Oberjäger faßte mit der Linken, die nicht verwundet war, die Mähne und klammerte sich mit den Schenkeln fest. Ihm schwindelte; er sah nichts mehr; unaufhaltsam tobte das wunde Pferd mit ihm thalwärts in mächtigen Sätzen. Endlich strauchelte es, brach zusammen und schleuderte im Niederstürzen seinen Reiter mit solcher Gewalt zu Boden, daß derselbe wohl zwanzig Schritte von seinem Pferde liegen blieb.

Um dieselbe Zeit ungefähr verließ der König von Preußen mit dem Kaiser von Rußland den Berg, von welchem aus er der Schlacht zuge-

sehen; die russischen Garden unter Yermoloff, der an des schwer verwundeten Helden Ostermann Stelle das Commando übernommen, hatten mit dem Bajonnet die Franzosen aus Culm geworfen; der Sieg war entschieden. Beide Monarchen mit ihrer Suite folgten der Flucht bis zum Dorfe Arbisau; es fielen nur noch einzelne Flintenschüsse; die Schlacht war vorüber.

Ganze Colonnen Gefangener defilirten mit ihren Offizieren in den Pelotons, die Obersten und die Bataillonschefs an der Spitze; **12,000** Gefangene, **84** Kanonen, **20** Fahnen, **200** Munitionskasten waren die Siegesbeute.

Ernst blickte König Friedrich Wilhelm vom hohen Roß nieder auf die Gefangenen; zwei Tage war er nicht gewichen vom Schlachtfelde; seine Anwesenheit, sein Beispiel hatte die russischen Garden ermuthigt und angefeuert; er hatte einen großen Antheil an diesem Siege, der nun endlich auch durch seinen Feldherrn Kleist und durch das Erscheinen seiner Preußen in Rollendorf so glorreich entschieden wurde. Kleist's Vormarsch von Rollendorf vollendete die Niederlage Vandamme's, machte ihm die Flucht unmöglich und zwang ihn zur Ergebung.

Wohl glänzte auch in Friedrich Wilhelm's ernsten Augen hohe Siegesfreude, wenn sich dieselbe auch nicht so froh und liebenswürdig aussprach, wie die des Kaisers Alexander. Noch immer defilirten Gefangene; endlich brachten Kosaken den General Vandamme.

Dieser Mann hatte sich einen tief verhaßten Namen gemacht in Preußen durch das furchtbare Plünderungs- und Aussauge-System, mit denen er die Städte und Lande Preußens heimgesucht; aber er war ein kühner und tapferer Soldat und mit großen Fähigkeiten ausgerüstet. Was mochte er fühlen, als man ihn zu den Monarchen führte? Als er dieselben sah, stieg er von seinem prächtig aufgezäumten Schlachtroß. Der Abschied von dem edeln Thier mochte ihm schwer werden; er küßte sein Pferd; die Kosaken, die ihn umringten, begriffen das, und mancher andere tapfere Reiter sah es mit Rührung.

Langsam näherte sich der gefangene Feldherr den Monarchen mit entblößtem Haupt. Mit stummer Neigung des Hauptes erwiderte König Friedrich Wilhelm seinen Gruß. Da war der Mann, der seinen Unterthanen so unendliches Leid zugefügt, besiegt und gefangen zu seinen Füßen! Auch Kaiser Alexander blickte ernst auf ihn nieder.

„Ich werde, was ich thun kann, thun, um Ihr Schicksal zu erleichtern!" Das war Alles, was selbst Alexander's Freundlichkeit dem verhaßten Manne zu sagen wußte.

Kaum war der General weggebracht, so hörte man in einiger Entfernung rufen: „Wo ist der König? Wo ist der König?"

„Hier! hier!" antworteten Hunderte von Stimmen.

Alles wendete sich um, auch die Monarchen wendeten ihre Pferde.

Da kam ein Reiter herüber gesprengt, unkenntlich fast vom Staub;

mit Sporenstößen trieb er sein ermattetes Pferd vorwärts; er jagte grade auf die Monarchen zu; dicht vor dem Könige parirte er sein Roß, sprang aus dem Sattel leicht wie eine Feder und rief mit freudestrahlendem Antlitz hastig und athemlos: „Vom General Blücher, Ew. Majestät, Victoria! großer Sieg, die Franzosen an der Katzbach geschlagen, der Feind 20,000 Todte, wir 100 Kanonen erbeutet! Victoria!"

Ein unermeßliches Hurrah! dröhnte durch die Luft.

„Da ist die preußische Antwort auf den russischen Sieg von Culm!" sagte Friedrich Wilhelm müd lächelnd zu Alexander.

Der drückte seinem Alliirten die Hand und rief: „Wie gnädig ist Gott, ein Hurrah für den General von Blücher und die Preußen!"

„Hurrah! hurrah!"

Jetzt nahm der König die Depesche aus der Hand des Offiziers; erbrach sie und las. „Es ist so," wendete er sich an Alexander, „General von Blücher hat den Marschall Macdonald an der Katzbach geschlagen und völlig vernichtet; hundert Kanonen sind in unsern Händen. Zunächst muß ich Ew. Majestät mein Compliment machen, denn General Blücher schreibt mir, daß sich die russischen Truppen, die unter seinem Befehl, mit ausgezeichneter Bravour geschlagen haben, und daß der General von der Sacken großen Antheil an dem Siege hat."

Die Monarchen redeten noch eine Weile, dann wendete sich der König von Preußen an den jungen Offizier und fragte freundlich, „Müssen mir Ihren Namen sagen, sehen schlecht aus, übel zugerichtet, Weg und Wetter! wie heißen Sie?"

„Lieutenant von Krummensee vom zweiten schlesischen Ulanen-Regiment!" antwortete unser alter Freund.

„Werd' es nicht vergessen; melden sich morgen bei General von Röder! jetzt ausruhen! adieu!"

Der König befahl noch einem Offizier seiner Suite, für den Siegesboten von der Katzbach zu sorgen; dann ritt er mit dem Kaiser von Rußland weiter.

Der Generalstabs-Offizier sprang vom Pferde, um, wie ihm befohlen, für den Lieutenant zu sorgen; er hatte kaum Bekanntschaft mit ihm gemacht, als er in kleiner Entfernung ein Getümmel um die Monarchen bemerkte. „Die Majestäten halten wieder; was ist das?" fragte er aufmerksam.

Er brauchte nicht auf die Antwort zu warten, denn im selben Moment dröhnte ein tausendstimmiger Hurrahruf durch die Luft; das Hurrah! wiederholte sich und wollte nicht enden.

Ihre Pferde am Zügel führend, näherten sie sich dem Getümmel.

„Was ist? Was ist?"

„Ein Adjutant des Generals von Bülow," rief ein russischer Offizier den Preußen schon von weitem zu. „Ihr General von Bülow

hat die Franzosen unter Marschall Oudinot bei dem Dorfe Großbeeren, ohnweit Berlin, geschlagen! Hurrah!"

Thränen in den Augen, fielen sich die beiden Preußen in die Arme. Der Sieg schwang die goldenen Flügel überall.

Erschöpft von der Anstrengung und überwältigt von der mächtig ergreifenden Freude über die drei Siege, die zugleich bekannt wurden, setzte sich Krummensee auf eine Kanone mit zerschossener Laffette, die an der Straße lag; der junge Generalstabsoffizier erzählte von der Culmer Schlacht und zeigte auf die Nollendorfer Höhe, auf welcher General Kleist erschienen, die Schlacht entscheidend.

Zerstreut hörte der Lieutenant zu und blickte auf die Leichen, die am Eingange der nach oben führenden Straße ziemlich dicht lagen; plötzlich rief er: „Halt, wer ist das? Ein Preuße, grün mit Kornblumenblau, freiwillige Jägerschwadron von den brandenburgischen Kürassieren, wer ist das? vielleicht ein Bekannter?"

So rasch als ihm seine Müdigkeit erlaubte, lief der Lieutenant auf den Jäger zu, der anscheinend todt an der Schlucht lag, eine unbestimmte Ahnung trieb ihn.

„Vetter Rudolph!" schrie er, als er sich niederbeugend in das bleiche und blutige Antlitz des Oberjägers blickte. „Wahrhaftig, ich habe es geahnet gleich als ich den kornblumblauen Kragen sah!" Der Lieutenant kniete nieder und hob den Kopf seines Verwandten in die Höhe.

„Er ist nicht todt, er athmet noch!" rief er dann jubelnd.

Der Generalstabsoffizier holte sogleich einige russische Soldaten herbei, welche sich sofort bereit zeigten, den armen Oberjäger zu der nächsten Verbandstätte zu tragen. Beide Offiziere gingen neben her.

Ein gefälliger russischer Stabs-Chirurgus untersuchte sogleich die Wunden des wackern Rudolph. Der Hieb über den Kopf war flach gefallen, aber allerdings mußte er mit großer Kraft geführt worden sein, denn es lief eine breite Geschwulst über den ganzen Schädel, bei der Hiebwunde über den Arm aber schüttelte der Chirurgus bedenklich den Kopf; endlich aber erklärte er kurz und ernst, daß der Arm nicht zu retten sei, und daß er die Besinnungslosigkeit des Blessirten zur Amputation benutzen werde.

Der Lieutenant von Krummensee wollte anfänglich nicht einwilligen, er dachte an seine Cousine Waldemare, an die verlobte Braut des Verwundeten; da aber der Chirurgus, der nicht eben viel Zeit übrig hatte, ohne die weitere Erlaubniß abzuwarten, seine Vorbereitungen traf, einen jungen Gehülfen rief und sehr ruhig bemerkte, daß ein weiterer Aufschub der Amputation lebensgefährlich sei, da ließ Krummensee schweigend geschehen, was er doch nicht hindern durfte.

Rudolph erwachte aus seiner tiefen Betäubung im Moment fast der Beendigung der Operation; mit schmerzlichem Stöhnen blickte er auf, er erkannte seinen Vetter augenblicklich.

„Philipp?“ fragte er leise und matt, „mein Kopf schmerzt mich sehr und mein rechter Arm!“ Er nannte den Arm, den er gar nicht mehr hatte.

„Armer Junge!“ entgegnete der Lieutenant und legte seine Hand auf die brennende Stirn des Verwundeten.

„Wo bin ich?“ fragte Rudolph weiter.

„Auf dem Schlachtfelde von Culm, wo wir einen glänzenden Sieg erfochten haben, Herr Kamerad!“ antwortete der Generalstabsoffizier feierlich.

„Und ich bin hier, Vetter Rudolph,“ rief der Ulan leuchtend, „als Siegesbote aus Schlesien, wo unser herrlicher Blücher einen großen Sieg erfochten hat. Und unser Bülow hat die Franzosen auch vor Berlin geschlagen.“

„Sieg! Sieg!“ seufzte Rudolph, „dankt Gott!“ Die Ohnmacht wandelte ihn wieder an, die Bemühungen des russischen Arztes brachten ihn aber bald wieder zu sich.

Krummensee besprach sich mit dem Generalstabsoffizier, es war schwierig, den Kranken unterzubringen.

„Drei Stunden etwa von hier,“ sagte der Verwundete plötzlich, „auf dem Wege nach Fürstenwalde liegt ein Dorf, Stolnau, bringt mich dorthin zum Schulzen, wenn's möglich ist.“

Es gelang der Thätigkeit des Generalstabsoffiziers bald, ein lediges Artilleriepferd und ein Fuhrwerk aufzutreiben, das von den bereitwilligen und in diesen Dingen sehr geschickten russischen Soldaten ziemlich schnell wieder in Stand gesetzt wurde; ein leicht verwundeter Soldat von einem Reserve-Regiment übernahm es, den Verwundeten nach dem Dorfe Stolnau zu fahren, und von einem freundlichen russischen Stabsoffizier erlangte Krummensee einige Kosaken als Escorte für seinen armen Verwandten.

Der russische Stabs-Chirurgus fand zwar die Fortschaffung des Amputirten nicht ganz unbedenklich, meinte aber, derselbe werde jedenfalls an einem andern Orte bessere Abwartung und Pflege finden als hier.

Krummensee wunderte sich zwar einen Augenblick über das Verlangen seines Vetters nach dem Dorfe Stolnau und dem Schulzen daselbst, aber in seiner unbekümmerten Weise forschte er nicht weiter, fragte sich dagegen sehr ernsthaft: wie es wohl komme, daß Rudolph sich gar nicht nach Waldemare, seiner verlobten Braut, erkundigt. Er gestand sich selbst, daß er, noch schwerer verwundet, wenn er Rudolph gesehen, sich zuerst nach Waldemare erkundigt haben würde.

Es wurde Abend, als der ritterliche junge Ulan seinen Vetter abfahren sah, den trüben Gedanken aber, die der Abschied von dem Verwundeten in ihm wach rief, hatte er nicht Zeit, länger mehr nachzuhängen, denn das Hurrahrufen von allen Seiten verkündete ihm ein neues Ereigniß.

Der Kaiser Alexander war's, welcher, nach Teplitz zurückkehrend, an die vorüberziehenden Wagen voller Verwundeter heranritt und in seiner hinreißenden, liebenswürdigen Weise den Kriegern Trost zusprach, sich nach vielen einzeln erkundigte, für ihre Bedürfnisse zu sorgen sich anheischig machte und Alle so begeisterte, daß sie für den Augenblick wenigstens ihre Schmerzen vergaßen. Man mußte den Kaiser Alexander in solchen Momenten sehen, um den Fanatismus der Liebe und Anhänglichkeit zu begreifen, mit welchem seine Truppen an ihm hingen.

Sehr spät erst kam auch der Lieutenant von Krummensee nach Teplitz, wo sein Begleiter ihm ein Quartier beschaffte, ein höchst bequemes Quartier, denn er lag in einem Zimmer von mäßigem Umfang mit noch acht andern Offizieren und theilte mit seinem Begleiter einen unglaublich kleinen Sopha; dafür hatte ihn dieser mit einer Schüssel mit kaltem Braten, zu welcher freilich kein Brod aufzutreiben gewesen, und einer Flasche merklich sauren böhmischen Weines bewirthet. Da indessen der Lieutenant schon während des Essens halb einschlief, so fand er an seinem Nachtlager nicht das Geringste auszusetzen, was ihm freilich auch nichts geholfen haben würde, da ein besseres eben nicht aufzutreiben war.

Während der Lieutenant von Krummensee in Teplitz so sein Quartier fand, fuhr der leichte Wagen mit seinem armen Verwandten langsam dem Dorfe Stolnau zu. Die Bewegung des Fuhrwerks mußte dem Verwundeten viele Schmerzen machen, denn er stöhnte und wimmerte immer lauter, obgleich der Soldat, welcher die Zügel führte, so langsam und so vorsichtig als möglich kutschirte; die Kosaken unterstützten ihn dabei mit jener Theilnahme, die den einfachen Söhnen der Steppe vom Don eigenthümlich ist. Bei dem langsamen und vorsichtigen Fahren wurden sie von der Dunkelheit überrascht, und es war völlig Nacht, als das Fuhrwerk auf der unbedeutenden, aber doch ziemlich steilen Höhe hielt, von welcher man unten vor sich die Lichter sah, welche in den Häusern des Dorfes brannten, welches das Ziel ihrer Reise war.

Bedenklich sah der Soldat, welcher schon lange das müde Pferd am Kopf führend nebenher gegangen war, die Kosaken an; er deutete auf den steinigen Weg, der ziemlich steil bergab führte, er deutete auf den schmerzlich stöhnenden Verwundeten im Gefährte, und die Kosaken begriffen ihn alsbald. Sie sprachen unter sich, dann stiegen zwei derselben von ihren Pferden und banden sie fest am Wäglein, der dritte aber trottete ohne Weiteres bergab dem Dorfe zu.

Die beiden Kosaken gaben den preußischen Soldaten zu verstehen, daß sie den verwundeten Kameraden auf ihren Armen hinab ins Dorf tragen wollten, er solle nur den Wagen leiten. Sie setzten alsbald ihr menschenfreundliches Vorhaben in's Werk, hoben den ohnmächtigen Rudolph von dem gebrechlichen Gefährt in ihre starken Arme und trugen ihn weiter, während der Soldat das müde Pferd führte.

Unterdessen hatte der Kosak das Haus des Schulzen gefunden, so leicht wie die Kosaken eben Alles finden, was sie suchen, und klopfte mit dem untern Ende seine Pike an den Fensterladen.

Das kleine Fenster öffnete sich und die Stimme des Schulzen fragte: „Wer ist da, noch so spät?"

„Gut Freund," antwortete der Kosak beruhigend, „Kosaki thut nix, hat brav Prußki, blessirt!"

Der gute Schulze war nicht wenig erschrocken, als er bei dem ungewissen Schein der Sterne einen bärtigen Steppenreiter vom Don vor sich sah, dessen Lanzenspitze in bedenklicher Nähe vor seinen Augen funkelte, doch faßte er sich bald und fragte: „Ihr bringt blessirte Preußen, Freund?"

„Brav Prußki, blessirt!" antwortete der Kosak nickend.

„Schon wieder Einquartierung!" seufzte der Schulze, schloß sein Fenster und ging hinaus, um den schweren Pflichten seines Amtes nachzukommen. Es versteht sich von selbst, daß er erst seinen Hut aufsetzte — denn ein sächsischer Dorfschulze läßt sich außerhalb seines Hauses nie ohne Hut sehen, — bevor er mit der großen Stall-Laterne in der Hand vor sein Haus trat. Er fand den Kosaken, der vom Pferde gestiegen war, und bemühte sich, von ihm nähere Angaben über die Anzahl der verwundeten Preußen, die, wie er glaubte, im Dorf einquartiert werden sollten, zu erhalten; der tapfere Lanzenreiter aber war mit seinem Deutsch am Ende, er blieb bei seinem: „Brav Prußki, blessirt, Kamerad!" und zog, die Verlegenheit des Schulzen bemerkend, aber sie falsch auslegend, eine ziemlich große Branntweinflasche aus einer Satteltasche, trank, reichte sie dem Schulzen und sprach: „Gut Freund, Kamerad!"

Der Schulze hielt es für klug, seine Würde einen Augenblick bei Seite zu setzen, er nahm die Flasche des Kosaken und kostete, aber er nahm rasch einen tüchtigen Zug, denn die schön geschliffene Flasche enthielt trefflichen Franzbranntwein. Die gefüllte Flasche war ein Beutestück, das der Kosak am selben Tage erst bei der Bagage eines französischen Generals gemacht.

Der Kosak schmatzte mit den Lippen und lachte kindlich heiter darüber, daß sein Trank dem Schulzen so gut schmeckte, dann lauschte er, den Kopf seitwärts neigend, und rief wieder: „Prußki, blessirt! Franzuski caput, all' caput!" nahm aber, trotz seiner Gastfreundschaft, die Flasche wieder aus der Hand des Schulzen und verbarg sie an ihrer früheren Stelle an seinem Sattel.

Der heranrollende Wagen und das Erscheinen der beiden Kosaken, welche den armen Rudolph mit einer Sorgfalt und Zartheit in ihren Armen trugen, die man bei ihnen schwerlich vermuthet haben würde, befreite den Schulzen aus seiner Verlegenheit.

Der preußische Soldat erzählte dem Erstaunten, daß dieser verwundete Kamerad verlangt habe, zu ihm gebracht zu werden, und daß ein

hoher Generalstabsoffizier ihn und die Kosaken beauftragt habe, denselben zu ihm zu bringen, und daß er eine Bescheinigung verlange über richtige Ablieferung.

Kopfschüttelnd hob der Schulze die Laterne hoch und ließ ihren Schein auf das bleiche und blutige Antlitz Rudolph's fallen. „Herr Jesus!“ rief er, „das ist ja der brave Oberjäger von gestern, ach, Herr Jesus! heute roth, morgen todt!“

„Todt ist der Herr Oberjäger nicht,“ nahm der Infanterist das Wort, „aber weit davon vielleicht nicht, laßt ihn hineintragen, Schulze, und gebt mir einen Schein; er muß von großer Familie sein, denn die Herren Offiziers waren sehr besorgt um ihn, und heute sind da um manchen Stabsoffizier weniger Umstände gemacht worden, als um diesen Oberjäger.“

Der Schulze, den das junge Blut jammerte, der auch ein dankbares Gemüth hatte, ließ den Oberjäger in seine eigene Kammer tragen, in sein eigenes Bett legen und schickte auch sofort seinen Knecht, der sich eingefunden hatte unterdessen, zu dem alten Dorfchirurgus. Die Kosaken sahen aufmerksam zu, nickten mehrfach zum Zeichen ihrer Billigung und gaben ihre Zufriedenheit mit seinen Anordnungen in einer wahrhaft rührenden Weise kund, während der preußische Infanterist dem Alten herzlich dankte und ihm versicherte, seine Güte gegen den Verwundeten werde nicht unbelohnt bleiben, er werde dem Generalstabsoffizier melden, was er gethan.

Während der alte Mann nun dem Soldaten bescheinigte, daß er einen verwundeten Oberjäger von ihm empfangen, und dabei bemerkte, daß er denselben pflegen wolle, so weit es in seinen Kräften stehe, hatte der Kosak, welcher die Ankunft des Verwundeten gemeldet, das Zimmer verlassen, jetzt kehrte er mit der geschliffenen Flasche zurück, that noch einen tüchtigen Zug daraus und reichte sie dann mit raschem Entschluß dem Schulzen, ihn mit einem „Brav Kamerad!“ auf die Schulter klopfend und ihm heiter ins Gesicht lachend.

Das Geschenk mußte dem wackern Krieger schwer werden, denn er eilte gleich darauf rasch hinaus, der zweite Kosak aber zog aus seinem Gürtel eine Hand voll silberner Ehrenlegions-Decorationen, reichte dem Schulzen drei derselben und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er den Verwundeten dafür pflegen solle; eben so machte es der dritte Kosak, der den Schulzen mit einer goldenen Commandeur-Decoration der Ehrenlegion beschenkte.

Der alte Mann sah ganz verdutzt auf diese in der französischen Armee so hochgeschätzten Decorationen, die sich hier in seiner Hand als Liebesgaben donischer Kosaken für einen verwundeten preußischen Oberjäger sammelten.

„Schulze,“ sagte der preußische Infanterist fast traurig, „ich hätte Ihnen gern auch was gegeben für meinen verwundeten Kameraden, aber

ich habe keine Beute gemacht, ich kann Ihnen nur sagen, Gott wird's belohnen!"

„Landsmann", entgegnete der Schulze ernst, „es ist einer meiner deutschen Brüder, für den ich sorgen will, der Belohnung bedarf's nicht, auch diese Ordenszeichen werde ich nicht behalten; verlaßt Euch darauf, daß für den Oberjäger geschehen wird, was geschehen kann, denn derselbe hat mir gestern erst einen Freundschaftsdienst geleistet, den ich nicht vergessen werde!"

Da der Preuße gleich wieder fort wollte, so gab ihm der Schulze ein halbes Brod mit auf den Weg und eine Flasche Bier; beides wollte der Preuße erst nicht annehmen, mußte sich aber dem strengen Befehl des guten alten Mannes fügen, und bestieg endlich sein Wäglein wieder, vor dem die Kosaken schon aufgesessen hielten.

Die Nachricht von dem Siege der Alliirten bei Kulm war dem Schulzen schon zugekommen, im Moment des Abschieds theilte ihm der Infanterist noch mit, daß die preußischen und russischen Waffen auch in den großen Schlachten bei Großbeeren und an der Katzbach siegreich gewesen.

„Auf einem Rückzug drei Siege!" rief der Sachse entzückt, nahm seinen Hut ab und sprach: „Herr Gott, Dich loben wir! Herr Gott, Dir danken wir!"

Eine dreifragige Preisaufgabe.

(Fortsetzung.)

Unter den Schriftstellern, welche zuerst versucht haben, die obersten Grundsätze, von welchen das Merkantilsystem ausgeht, wissenschaftlich zu begründen, muß auch der Italiener Antonio Serra genannt werden. Er war zu Cosenza in Neapel gebürtig, und scheint in die Verschwörung Campanella's verwickelt gewesen und dadurch in den Kerker gekommen zu sein. Von hier richtete er im Jahre **1613** eine Schrift an den Vice-König Don Petro Fernandez de Castro, Grafen von Lemor, worin er einen Vorschlag eines gewissen de Santis, welcher eine gesetzliche Regelung des Wechsel-Discont's angerathen hatte, zu bekämpfen suchte, und welche noch in demselben Jahre zu Neapel gedruckt wurde [1]). In dieser Schrift versucht Serra, um de Santis zu widerlegen, zuerst

[1]) Unter dem Titel: Breve trattato delle cause che popono far abondare le regni d'oro e d'argenti, dove non sono miniere con applicatione al regno de Napoli: del Dott. Antonio Serrà della città de Cosenza, diviso in tre libri. In Neapoli appreso Lazzaro Scorriglo 1613. Diese Schrift eröffnet die vom Grafen Custodi veranstaltete Sammlung der Scruttori classici italiani de Economia politica.

einige allgemeine Grundsätze aufzustellen über die Ursachen, durch welche Reichthum an Gold und Silber entsteht. Er theilt dieselben ein in natürliche und zufällige. Natürliche giebt es nur eine, nämlich Gold- und Silberbergwerke; die zufälligen sind theils solche, welche einem bestimmten Staate eigenthümlich sind, und deren giebt es zwei, nämlich die Fähigkeit eines Landes, gewisse Producte hervorzubringen, und die zum Handelsbetrieb vorzüglich geeignete Lage; theils solche, welche allen Staaten gemein sind. Sie zerfallen in vier Unter-Abtheilungen, 1) Menge von Gewerbsleuten (Handwerken), 2) Anlagen des Volkes, 3) Betrieb von großem Handel, 4) Vorkehrungen der Regierung. — In Bezug auf den Gewerbebetrieb entwickelt Serra ganz dieselben Grundsätze wie Botero. Auch er findet darin ein viel vorzüglicheres Mittel, ein Land zu bereichern, als in dem Natur-Reichthum desselben. Was die von der Regierung zu ergreifenden Maßregeln betrifft, so müssen dieselben den natürlichen Verhältnissen des Landes, den entwickelten, den Reichthum hervorbringenden Ursachen, so wie den Zeitverhältnissen angepaßt werden.

Ganz mit den bisher betrachteten übereinstimmende Grundsätze entwickelt eine im Jahre 1581 zu London erschienene Schrift, deren Verfasser sich durch die Initialen W. S. bezeichnet, und ein gewisser William Stafford sein soll.

Die Deutschen, welche um diese Zeit sich mit dergleichen Fragen beschäftigten, schlossen sich meist den Italienern und Franzosen an; so namentlich Georg Obrecht, Jacob Bornitz, Christophorus Besold u. A. [1]

Eine weitere Umbildung sowohl in practischer als in theoretischer Beziehung erhielt das System im 17. Jahrhundert. Man hatte den transatlantischen Handel und die Colonieen als ein vorzügliches Mittel zum Erwerbe von Reichthum und Macht kennen gelernt. Spanien zog aus seinen Colonieen für die damaligen Verhältnisse sehr bedeutende, damals aber noch sehr überschätzte Einkünfte. Es giebt Autoren des 17. Jahrhunderts, welche die Summe des zwischen 1519 und 1617 zur Einfuhr nach Spanien registrirten Goldes auf funfzehnhundert sechs und dreißig, andere, welche den Betrag von Allem, was in den ersten 103 Jahren nach der Entdeckung übergekommen, auf zweitausend Millionen Pesos berechnen.[2] Die Macht, welche dieses Reich unter Carl V. und seinem Sohne Philipp II. entwickelte, schien von dem Gold- und Silberreichthum der Colonieen abzuhängen. Portugal blühete durch seinen ostindischen Handel. Gold und Silber gewann es theils aus dem Zwischenhandel zwischen Asien und Afrika, theils wurden ihm diese vielgesuchten Metalle von den europäischen Völkern für die aus dem Osten

[1]) Auszüge aus den Schriften von Obrecht und Bornitz finden sich in dem oben angeführten Aufsatze in der Tübinger Zeitschrift für die Staatswissenschaften, von Dr. J. C. Glaser.

[2]) Ranke: Fürsten und Völker.

gebrachten Waaren und Producte, welche im Hafen von Lissabon abgeholt werden mußten, zugeführt.

Besonders aber die Republik der Niederlande blühte schnell auf und erlangte einen unglaublichen Reichthum. Die kleine Republik führte auf den Völker-Congressen eine entscheidende Stimme. Ihre Gesandten machten Anspruch, mit denen der Könige gleichen Rang zu halten.

War es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn andere Völker sich an den Vortheilen dieses Handels zu betheiligen suchten? Besonders aber die Engländer und Franzosen mußten sich wegen ihrer Lage am Meere dazu angetrieben fühlen.

In Portugal und Spanien waren die überseeischen Unternehmungen von der Krone ausgegangen. Auch blieb der überseeische Handel mehr oder weniger ein Vorrecht derselben. Den Privaten wurde nur auf ausdrückliche Erlaubniß und gegen sehr bedeutende Abgaben die Theilnahme daran gestattet.

In den Niederlanden wurde der Handel mit den Colonieen das ausschließliche Recht privilegirter Gesellschaften, welche mit dem Staate in Verbindung standen.

In England gab es ebenfalls schon frühe corporirte Gesellschaften. So die „Gesellschaft der wagenden Kaufleute", welche sich vorzüglich mit der Ausfuhr englischer Tücher nach den Niederlanden beschäftigt zu haben scheint und später unter dem Namen der Hamburger Compagnie auftritt. Die „russische Compagnie" handelte mit englischen Wollenwaaren nach Rußland und durch Rußland nach Persien, und brachte dafür russische Producte und persische Rohseide zurück. Aehnliche Gesellschaften bestanden für den Handel nach Afrika, der Türkei ꝛc. Am wichtigsten von allen diesen Gesellschaften ist die von der Königin Elisabeth im Jahre 1600 privilegirte ostindische Compagnie geworden, die aber nur sehr langsam gedieh und erst sehr viel später den Grund zu ihren Besitzungen in Vorder-Indien legte.

Auch die Colonieen in Nord-Amerika waren Anfangs in den Händen theils von Gesellschaften, theils von Privatpersonen, die aber meist bald ihre Privilegien in die Hände des Königs zurückgaben. Sie wurden der Zufluchtsort für alle religiösen und politischen Flüchtlinge während der sogenannten Bürgerkriege. Der Handel mit diesen Colonieen war zum Theil in den Händen der Holländer, bis die Navigations-Acte ihnen denselben entriß.

Diese „Handels- und Schifffahrts-Acte", welche, langsam und allmählich vorbereitet, im Jahre 1651 erlassen und 1660 bei der Rückkehr Karl's II. erneut wurde, kann als der eigentliche Kern der englischen Handelspolitik in dieser Periode angesehen werden. Vermöge derselben wurde aller Zwischenhandel dritter Nationen mit England und seinen Besitzungen ausgeschlossen. Nur directe Handelsbeziehungen sollten sowohl mit europäischen Ländern als den übrigen Welttheilen unterhalten werden.

Einen andern Charakter als in Holland und England nahm die Merkantil-Politik in Frankreich an. Hier lag bereits das Princip aller zusammenwirkenden Thätigkeit in der Staatsgewalt, dem Könige. Hier mußte also auch die Regierung des Königs die Sache in die Hand nehmen, wenn Frankreich in irgend einer Art an den Vortheilen des Seehandels und der Colonieen Theil nehmen sollte. Es war vorzüglich Colbert, der Minister Ludwig's XIV., der es verstand, die Interessen des Königs und seiner Unterthanen so mit einander zu verbinden, daß diese sich beeiferten, den Anordnungen jenes zu entsprechen, und dagegen der König in der Förderung der Gewerbe und des Handels einen Theil seines Ruhmes, vor allem aber die Mittel seiner Macht erblickte.

Zwar war der Grund der französischen Macht bereits gelegt und auch die Keime des gewerblichen Lebens vorhanden, als Colbert die Leitung der Finanzverhältnisse übernahm. Allein gerade das beweist für die geistige Bedeutung Colbert's (— dessen letzte Ziele und Absichten übrigens wir hier weder billigen noch mißbilligen wollen; denn das liegt unserer jetzigen Aufgabe fern —), daß er die vorhandenen Keime überall gesehen und daß er ihnen eine den Zeitverhältnissen und dem Geiste des französischen Volkes entsprechende Entwickelung zu geben wußte. Seine Anordnungen beziehen sich nicht auf einen Theil, sondern auf das ganze Leben, und es ist keine Seite, die nicht nach ihrer Bedeutung in Angriff genommen worden wäre. Das Hauptziel aber war allerdings die Förderung des Handels und der Schifffahrt. Demgemäß wurden denn die im Einzelnen zu treffenden Maßregeln bestimmt.

Man begann damit, daß die französischen Unterthanen in den Seehäfen von den Ladegeldern befreit wurden, während dieselben von den ausländischen Schiffen entrichtet werden mußten. Die Häfen von Dünkirchen und Marseille wurden zu Freihäfen erklärt, um dort dem Handel des Nordens, hier dem der Levante einen Stützpunkt zu sichern. Um den Schiffbau zu heben, gab man eine Prämie von 5 Franken pro Tonne eines jeden in französischen Häfen erbauten Schiffes. Eben so wurde die Fischerei in fernen Meeren durch Prämien unterstützt.

Ueber die Absicht dieser Maßregeln spricht sich Colbert klar aus. In einem Schreiben an den französischen Gesandten im Haag sagt er: „Der Welthandel auf den Meeren wird mit etwa 20,000 Schiffen betrieben. Nach der natürlichen Ordnung der Dinge müßte jede Nation einen ihrer Macht, Volksmenge und Meeresküste entsprechenden Antheil daran haben. Den Holländern gehören aber davon 15 bis 16,000, während auf Frankreich höchstens 5 bis 600 kommen. Der König wendet alle Mittel an, um der natürlichen Zahl, welche seine Unterthanen haben sollten, nahe zu kommen."

Gleichzeitig wurden Vorkehrungen getroffen, um im In- und Auslande die Kaufleute zu schützen und den Handel gegen Vexationen sicher zu stellen. An den Gesandten zu Madrid, Herrn von Bezières, schrieb

er: „Im Falle des Königs Unterthanen irgend Unbilden von Gouverneuren und andern Beamten Sr. katholischen Majestät erfahren, sei es an ihrer Person oder an ihren Gütern und Schiffen, so werdet Ihr dem Rathe von Spanien zu wissen thun, daß des Königs Majestät nicht gesonnen ist, zu dulden, daß Ihre Unterthanen in irgend einer Art belästigt werden, und daß man die Gewohnheit außer Uebung bringen wird, gemäß der man bis jetzt verabsäumt hat, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich bitte Euch, zu untersuchen, ob man nichts thun kann, um den Kaufleuten den Handel zu erleichtern oder ihn zu mehren. Da ihre Angelegenheiten in Spanien oft lange Zeit unentschieden bleiben, weil sie nicht betrieben werden, so ist es nöthig, Jemanden dort anzustellen, der mit der nöthigen Einsicht und Kenntniß der Verhältnisse ausgestattet ist und sich blos der Unterstützung und Förderung der Kaufleute widmet."

Um ihnen den Verkehr im Inlande zu erleichtern, wurde das Zollsystem vereinfacht und die Provinzialverwaltungen in ähnlicher Weise instruirt, wie die Gesandten. „Unsere Absicht ist, alle unsere Gouverneure und Intendanten wissen zu lassen, wie sehr uns gegenwärtig der Handel am Herzen liegt, und warum wir wollen, daß sie ihr Ansehn gebrauchen, auf daß den Kaufleuten Gerechtigkeit zu Theil werde und daß sie nicht durch Chicanen von ihren Geschäften abgelenkt werden.

Wir haben alle Kaufleute durch Rundschreiben eingeladen, sich wegen ihrer Bedürfnisse direct an uns zu wenden, wir haben sie eingeladen, einige aus ihrer Mitte an uns abzusenden, um uns ihre Vorschläge zu machen, und im Falle einer Schwierigkeit, so halten wir in unserm Gefolge eine Person, um alle ihre Klagen anzunehmen und der sie ihre Bitten vortragen können. Wir haben befohlen, daß an unserm Hoflager stets ein „Handelshaus" bezeichnet werde, um sie daselbst zu empfangen; wir haben beschlossen, alljährlich eine Million zu verwenden, um den Gewerbetrieb wieder herzustellen und die Schifffahrt zu heben, aber da das beste und wesentlichste Mittel für die Hebung des Verkehrs die Verminderung und Regulirung der Zölle ist, welche von allen Waaren erhoben werden, so haben wir befohlen, daß alle Zölle auf einen Ausgangszoll und einen Eingangszoll zurückgeführt werden, um die Schifffahrt zu erweitern, die Fabrication wieder herzustellen, die Trägheit zu verbannen, und durch ehrenvolle Beschäftigungen die Neigungen eines großen Theils unserer Unterthanen zu einer kriechenden Lebensweise (à une vie rampante) abzulenken, welcher sie unter dem Titel verschiedener Aemter ohne Thätigkeiten (fonctions) nachhängen, die zu einer gefährlichen Chicane ausarten, welche den größten Theil unserer Provinzen ansteckt und zu Grunde richtet."

Dem Adel wurde gestattet, sich ohne Beeinträchtigung seines Standes dem Seehandel zu widmen, und eine Anzahl verkäuflicher Beamtenstellen wurden abgeschafft.

Um den überseeischen Handel zu fördern, griff auch Colbert zu dem Mittel privilegirter Handels-Compagnieen. Er errichtete die ost- und westindische Handels-Compagnie, gründete die Niederlassung zu Cayenne, eine andere in Canada (wo die Stadt Quebec ihre Anfänge nahm), eine dritte auf Madagascar. Für den afrikanischen Handel wurde die Senegal-Compagnie gegründet, deren Monopol jedoch bald aufgehoben und der Handel dahin der Theilnahme Aller zugänglich gemacht wurde.

Wenn aber der Handel blühen soll, so muß er von einer entsprechenden Gewerbthätigkeit unterstützt werden. Colbert wandte daher eine gleiche Aufmerksamkeit auf die Förderung der technischen Gewerbe und des Ackerbaues. Seine erste Aufmerksamkeit war, gemäß den geltenden Ansichten, wie wir sie oben bei Botero kennen gelernt, zuerst auf die Vermehrung der Bevölkerung gerichtet. Junge Männer, welche sich mit 20 Jahren verheiratheten, wurden während 5 Jahren von den Steuern befreit, während diejenigen, welche unverheirathet blieben, von diesem Jahre an, auch wenn sie in dem väterlichen Hause lebten, zu den Steuern herangezogen wurden.

Im Jahre 1666 wurde ein Edict gegeben, wonach jeder Familienvater, welcher 10 Kinder hatte, während seines ganzen Lebens von Steuern frei war. War es ein Edelmann, so erhielt er vom Könige eine Pension von 1000 Franken, und wenn er 12 Kinder hatte, von 2000 Franken.

Den Bauer suchte er gegen die Bedrückung durch die Steuern zu schützen. Die aus den Jahren 1647—56 rückständigen Steuern, darunter 3 Millionen Grundsteuern, wurden erlassen. Den Steuereinnehmern wurde untersagt, um die Taille einzutreiben, Betten, Kleider, Brot, Pferde und Ochsen der Bauern und die Werkzeuge der Handwerker und Tagelöhner wegzunehmen.

Das Kataster wurde verbessert, um die Güter besser im Verhältniß zu ihrer Größe und ihrem Werthe besteuern zu können.

Durch eine Ordonnanz vom Juli 1656 war die Austrocknung der Sümpfe angeordnet und durch eine Ministerial-Verfügung vom 17. October das Gestütswesen eingerichtet worden.

Um die technischen Gewerbe zu heben, ließ man geschickte Werkleute vom Auslande kommen, holländische Tuchfabrikanten wurden nach Sedan, Carcassonne, Abbeville verpflanzt. Strumpfwirker ließ man aus England kommen und errichtete für sie eine Fabrik im Boulogner Wald, um hier Zöglinge zur weitern Verbreitung dieses Gewerbes heranzubilden. Für die Errichtung eines jeden Werkstuhles wurde ein Vorschuß von 20,000 Franken gegeben. Innerhalb 6 Jahren hatte man dadurch in Frankreich 40,000 Werkstühle in Gang gesetzt.

Musteranstalten wurden begründet, unter welchen vor allen Dingen die Porcellan-Manufactur von Sevres und die Manufactur der Gobelins glänzte.

Mit der Einrichtung und Ausschmückung von Bauwerken waren Tausende von Köpfen und Händen beschäftigt.

Um dem französischen Namen im Auslande einen ehrenvollen Ruf zu sichern, wurde der Gewerbfleiß einer strengen Zucht unterworfen. Namhafte Strafen wurden darauf gesetzt, wenn die Producte der Fabriken den vorgeschriebenen Bedingungen nicht entsprachen: beim ersten Uebertretungsfalle wurden die Fabrikate, im Wiederholungsfalle die Fabrikanten an den Galgen gehenkt. Aufseher wurden angestellt, welche die Fabrikanten leiteten und ihnen die Verfahrungsweisen mittheilten, die die Regierung oft mit großen Kosten im Auslande angekauft hatte.

Auch der Zolltarif wurde als ein Mittel behandelt, die technischen Gewerbe zu fördern. Die Ausfuhr wurde, mit Ausnahme des Getreides und mehrerer Rohstoffe, welche auszuführen verboten war, möglichst erleichtert: die Einfuhr der Rohstoffe und alles, was zur Fabrication diente, war einer möglichst niedrigen, dagegen alle Fabrikate einer sehr hohen Steuer unterworfen.

Man ließ sich aber nicht daran genügen, den Tarif als ein Mittel zur Förderung der Fabrication und des Handels zu benutzen, Ludwig XIV. machte ihn zu einem Mittel, auch andere politische Zwecke zu erreichen. Im Jahre 1767 wurden die Zölle auf gewisse Gegenstände erhöht oder deren Einfuhr verboten, um den Absatz holländischer Waaren nach Frankreich abzuschneiden. Hier war es nicht mehr die Förderung der Gewerbsamkeit, welche man mit der Tarifveränderung bezweckte, sondern diese Tarifveränderung war nur der Vorwand, welcher der feindseligen Handlung einen Schein von Recht geben sollte. Die Tarifveränderung kann daher auch nicht als die Ursache angesehen werden, aus welcher der Krieg hervorging. Die Tarifveränderung war vielmehr schon der Anfang des Krieges, indem Ludwig XIV. der Republik dadurch eine Züchtigung zu Theil werden lassen wollte dafür, daß sie sich seinen Plänen, die belgischen Niederlande an sich zu reißen, widersetzt hatte.

Eben so wie alle übrigen Zweige des wirthschaftlichen Lebens, suchte Colbert auch den inneren Verkehr zu beleben; er legte Wege und Chausseen an, eine gepflasterte Straße wurde von Paris nach Versailles gebaut. Er ließ zwischen den Jahren von 1664—1681 den Kanal von Languedoc bauen, der Kanal von Bourgogne wurde projectirt; Flüsse und Wege wurden von den Zöllen befreit, wenigstens von den drückendsten; die Marne wurde vertieft, die kleine Post wurde eingerichtet, die große verbessert.

Außerdem wirkten eine Reihe von Gesetzen und ganze Gesetzbücher auf die Verbesserung der wirthschaftlichen Verhältnisse. Dahin gehören die déclaration sur le fait et négoce de la lettre de change (Jan. 1664), das édit sur les eaux et forets (1669), die Ordonnanz vom März 1673, welche die Grundlage eines Handels-Gesetz-

buches bildet, die Ordonnance de la marine (1683) und der code noire (1685).

Ueber der Sorge für Reichthum wurde endlich auch die Armuth nicht vergessen; durch das Edict vom April 1656 war bereits ein Armenhaus zu Paris errichtet worden, um Hülflose aufzunehmen, „als lebendige Glieder Christi, nicht aber als unnütze Glieder des Staates." Nach einem andern Edicte vom Juni 1662 sollte in jeder Stadt oder Flecken ein Hospital errichtet werden, um die armen Kranken, die Bettler und Waisen aufzunehmen und in Gewerben zu unterrichten, welche sie auszuüben fähig wären. Gesellen, welche Waisen aus dem Hospice de la miséricorde heiratheten, wurden die Meisterrechte kostenlos ertheilt. Auch wurden unter Colbert die ersten Findelhäuser errichtet (1670).

Dieses System von Einrichtungen und Maßregeln nun ist dasjenige, welches oft als das Merkantilsystem im eigentlichen Sinne bezeichnet wird. Wir haben darum von denselben eine ausführlichere Uebersicht gegeben; sie waren ein Ausdruck dessen, was man nach der damaligen Anschauung der Verhältnisse zur Förderung der Gewerbe und des Handels für nöthig erachtete, und wenn auch nicht in einem solchen durchgängigen Zusammenhang und in einer solchen Vollständigkeit, finden wir doch in den übrigen Staaten ähnliche Veranstaltungen, theils aus denselben Grundanschauungen hervorgegangen, theils als Nachahmungen der französischen. —

Die „staatswirthschaftliche" Theorie hinkt während dieses Zeitraums der Praxis der Staaten nur nach und giebt nur ein unvollkommnes Bild von der Bewegung, welche die staatswirthschaftlichen Fragen hervorrufen.

Aus der französischen Literatur ist uns aus dieser Periode nur eine Schrift bekannt geworden — vielleicht ist auch eine oder die andere Abhandlung, welche kürzere oder längere Zeit die Gemüther beschäftigte, verloren gegangen — nämlich das testament politique de Messire J. B. Colbert, ministre et secrétaire d'état, où l'on voit tout ce qui s'est passé sous le regne de Louis le Grand, jusqu'en l'année 1684, avec des remarques sur le gouvernement du royaume (à la Haye 1693). Sie deutet durch ihren Titel an, was sie enthält.

Von den englischen Schriftstellern, welche in diese Zeit fallen, verdient vor allen Thomas Mun genannt zu werden [1]). Thomas Mun war Kaufmann und beschäftigte sich mit den wirthschaftlichen Fragen von practischen Gesichtspunkten aus. Seine wissenschaftliche Bedeutung

[1]) Der Lord Kanzler Franz Bakon, der berühmte Wortführer der Erfahrungswissenschaften, kann unter diejenigen, welche zur Ausbildung der Wirthschaftslehre beigetragen haben, nicht gerechnet werden. Bakon hat weder von der Wirthschaft und ihrer Bedeutung, noch von ihrer Beziehung zum Staat eine klare Vorstellung. Die bei ihm vorkommenden wirthschaftlichen Bemerkungen sind nur Zeitvorstellungen und entbehren alles wissenschaftlichen Werthes.

hat er durch die Aufstellung der Ansicht von der Handelsbilanz, — eine von dem kaufmännischen Geschäfte hergenommene Abstraction.

Nächst Mun ist Sir Josiah Child bemerkenswerth. Er war einer der Directoren der ostindischen Compagnie. Child ist einer der vielen Bewunderer der holländischen Handelsgröße. Sein Wunsch und Bemühen ist, sie für England zu erwerben. Als vorzügliche Mittel dazu betrachtet er: Vermehrung der Bevölkerung, Herbeiziehung von Fremden, Erniedrigung des Zinsfußes durch gesetzliche Maßregeln, Errichtung von Handels-Compagnieen, da wo der König keine Verbindungen unterhalten kann, und wo Festungen und Truppen für den Handel unterhalten werden müssen, Anlegung von Colonieen, von deren Handelsverkehr aber die Fremden ausgeschlossen werden müssen. Daß Child ein Bewunderer der Navigations-Acte ist, — er nennt sie die magna charta maritima — versteht sich von selbst. Die innere Erwerbsthätigkeit möchte er möglichst frei sehen.

Charles Davenant hat mehr vorhandene Ideen zu verbreiten, als neue zu erfinden getrachtet.

Sir William Petty ist Begründer der politischen Arithmetik. Seine Verdienste für die wirthschaftliche Theorie liegen in den Versuchen, die zur Schätzung des Vermögens nöthigen Einheiten und Werthmaße aufzufinden. [1])

In Deutschland war durch den dreißigjährigen Krieg aller Wohlstand vernichtet worden. Während desselben hatte sich die Nachahmung französischer Moden, Kleidertrachten und Gebärden, an welchen man auch schon vorher Gefallen gefunden, vollständig eingebürgert. Nach dem Kriege mehrte sich diese Sucht noch viel mehr, indem jeder kleine fürstliche Hof ein Abbild des Hofes Ludwigs XIV. sein sollte. Mit den französischen Sprachlehrern und Tanzmeistern kamen auch die französischen Waaren, so daß Joachim Becher von Speier sich zu beweisen getraute, daß dafür jährlich bis vier Millionen Gulden nach Frankreich gingen.

Hierdurch wurde die Richtung der ökonomischen Betrachtungen bestimmt. Es sollte nachgewiesen werden, wie der Gewerbfleiß gehoben und zu dem vermehrten Aufwande die Mittel herbeigeschafft werden könnten. Unter den Schriftstellern, welche dieses versuchten, steht wegen seiner Genialität Joachim Becher von Speier oben an. [2]) Die Schrift von Hornek: Oesterreich über Alles, wenn es nur will, [3]) ist nur eine Verarbeitung Becherscher Gedanken und soll ihn sogar selbst zum Ver-

[1]) Man vergleiche über ihn und seine schriftstellerische Thätigkeit W. Roscher: Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre im 16. und 17. Jahrhundert.

[2]) Sein politischer Discurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte rc. wurde öfters gedruckt. Die sechste Auflage, 1749, ist ohne die höchst interessanten Anlagen.

[3]) Es erschien davon 1753 eine neue Auflage.

fasser haben. Der Freiherr von Schröttern [1]) bewegt sich in denselben Ideen. Eben so Veit Ludwig v. Seckendorf. Nur daß dieser letztere in den späteren Ausgaben seines Fürstenstaates — was unsere historischen National-Oekonomen bisher übersehen zu haben scheinen — die Aufhebung der Zünfte, — er hatte nämlich in Holland den zunftlosen Handwerksbetrieb beobachtet — mit ungefähr denselben Gründen befürwortet, welche wir später bei den Physiokraten und Ad. Smith wieder finden.

Italien war in dieser Zeit hinter den übrigen Staaten zurück geblieben. Seine Schriftsteller beschäftigen sich mit Münzfragen.

Seine letzte Umbildung erhielt das Mercantilsystem in den letzten Jahren des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts.

So hohen Werth man immer noch auf den Besitz von Colonieen und die unmittelbare Theilnahme am Seehandel legte, so lernte man doch einsehen — und Spanien gab dazu ein redendes Beispiel an die Hand — daß Colonieen und Seehandel nur vortheilhaft sind, wenn sie durch inländischen Gewerbfleiß und einen regen Ackerbau unterstützt werden, daß man aber auch ohne solchen Seehandel und Colonialbesitz Wohlstand erwerben könne. Man begann daher Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel mehr als ein Ganzes zu betrachten und die Einrichtungen zu untersuchen, welche zur Förderung derselben nöthig seien.

Auch die Finanzverhältnisse erhielten eine Umgestaltung. Die Accisen und Zölle reichten nicht mehr hin, um die gesteigerten Bedürfnisse des Staates zu befriedigen. Man mußte zu einer Vermehrung der directen Steuern wieder seine Zuflucht nehmen, und es war daher nothwendig, die richtigen Grundsätze der Besteuerung zu untersuchen und festzustellen.

Gleichzeitig erhielt der Staatscredit eine umfassendere Ausbildung. Der Handel mit Staatspapieren begann und mit ihm das Börsenspiel. Gleichzeitig suchte man den Staatscredit und Privatcredit in Uebereinstimmung zu bringen, indem die Staatsgläubiger mit dem Privilegium, Banken zu gründen und Banknoten auszugeben, ausgestattet wurden, oder die Staaten selbst durch Ausgabe von Banknoten unverzinsliche Anleihen sich zu verschaffen suchten.

Die englischen Schriftsteller aus dieser Zeit beschäftigen sich vorzüglich mit Geld- und Bankfragen. So John Locke [2]), der Schotte John Law [3]), Philipp Cantillon [4]) und Andere. Es war nothwendig, daß sie zu diesem Ende die Grundlagen des Werthes, die Ursachen der

---

[1]) Seine Schrift: Fürstliche Schatz- und Rentkammer, nebst einem Tractat vom Goldmachen, hat 9 Auflagen erlebt.

[2]) Die hierher gehörigen Abhandlungen Locke's finden sich im 5. Theil seiner Works, London 1812.

[3]) Seine Schriften finden sich zusammen in den économistes financiers du XVIII. siècle, herausgegeben von Eugen Daire, Paris 1843.

[4]) Seine Schrift: Sur le commerce en général erschien anonym.

Preisschwankungen, die Bedeutung des Geldes, so wie auch des Capitals und der Capitalzinsen näher prüften.

Frankreich litt stark unter dem Druck der Steuern, welche ihm die Kriege Ludwig's XIV. auferlegt hatten, und wir werden uns daher nicht wundern, wenn man sich eifrig mit den Mitteln beschäftigte, durch welche man hoffte, diese Last zu erleichtern. Darin liegt die Bedeutung der Schriften von Vauban und Boisguillebert[1]). Melon und Dutot, so wie Paris Diverney[2]) beschäftigen sich mit den Handels- und Geldfragen. Sie waren angeregt durch die Law'schen Bank- und Handels-Unternehmungen.

In Deutschland erhielt die Pflege der staatswirthschaftlichen Doctrin eine neue Anregung durch die Gründung von zwei Lehrstühlen für Cameralwissenschaften auf den beiden Universitäten zu Halle und Frankfurt a. d. O. durch König Friedrich Wilhelm I., welcher durch seine Verwaltung zugleich ein praktisches Beispiel eines wohlgeordneten Staats-haushalts- und Kammerwesens darbot. Bald wurden auch solche Lehrstühle auf den übrigen Universitäten errichtet, oder man fing doch an, diese Wissenschaften zu lehren, weil die Studirenden darnach verlangten.

Die Folge dieser Erhebung der Cameralwissenschaften zu einem Zweige des Unterrichts auf Universitäten war der Versuch, sie als ein wissenschaftliches, in sich gegliedertes Ganze darzustellen; denn bei der wissenschaftlichen Behandlung eines Gegenstandes ist es nicht genug, praktisch brauchbare Grundsätze aufzustellen, sondern es müssen dieselben objectiv und aus der Natur der Sache begründet werden. Wenn die Wissenschaft überdies gelehrt werden soll, so muß das Ganze derselben zweckmäßig gegliedert, ihr Zusammenhang mit den übrigen Zweigen der Wissenschaft erforscht, und ihre Stellung zu den praktischen Geschäften des Lebens dargethan werden.

Wie schwierig aber die wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes für einen bloß praktisch gebildeten Mann ist, lehrt das Beispiel Simon Peter Gasser's, der als ein sehr tüchtiger Cameralist bekannt ist. Seine in Folge seines neuen Berufs — er war der erste Professor der Cameral-Wissenschaften zu Halle — geschriebene Einleitung zu den ökonomischen und Cameral-Wissenschaften ist nichts weniger, als eine Einführung in diese Wissenschaften, sondern eine höchst unzweckmäßig entwickelte Darstellung der Regeln für die Verwaltung der Domainen und Regalien. Besser ist die Einleitung von Dithmar, welcher die Professur zu Frankfurt a. O. erhalten hatte. Aber auch in ihr fehlt es noch an einer auch nur einigermaßen den Forderungen der Wissenschaft genügenden Uebersicht des Ganzen.

Die ersten Versuche einer innerlich zusammenhängenden und syste-

[1]) Sie finden sich in den économistes financiers.
[2]) Ebend.

matischen Darstellung sind die von Justi [1]), Darjes [2]) und Sonnenfels [3]).

Sie theilen das Gebiet der Wissenschaft in drei größere Zweige, nämlich:

1) in die Lehre von dem bürgerlichen Gewerbebetriebe, welchen sie als Land- und Stadtwirthschaft begreifen.
2) in die Sorge des Staates theils für Sicherheit und Ordnung, theils für die Pflege der bürgerlichen Gewerbe. Diese ist das Object der Polizeiwissenschaft.
3) in die Lehre von Einkünften und der Verwendung des Staatsvermögens, womit sich die eigentliche „Cameralwissenschaft" oder, wie man sie jetzt nennt, Finanzwissenschaft befaßt.

Dieses nun sind die ersten staatswirthschaftlichen Theorien. Sie sind aber so weit entfernt davon, die Praxis zu bestimmen, daß sie vielmehr nichts als eine systematisirte Praxis sind.

Die Idee oder der Begriff des Staates, wovon sie bei der Betrachtung ausgehen, ist die absolute Monarchie, wie sie damals in den europäischen Staaten des Continents bestand. Die Idee des englischen Constitutionalismus war eben erst importirt, aber noch nicht zur Mode geworden.

Gesandtenfrauen.

Die Rechte der Gesandtenfrauen waren namentlich bei den Publicisten des 18. Jahrhunderts ein Gegenstand lebhafter Erörterung. Johann Jacob Moser hat in seinen umfangreichen völkerrechtlichen Schriften eine Reihe von Notizen gesammelt, welche diese Rechtsverhältnisse zum Gegenstand haben. Sein Sohn, der Freiherr Karl v. Moser, schrieb darauf eine sehr gründliche Abhandlung unter dem Titel: l'ambassadrice et ses droits, welche sich mit einigen Abänderungen auch in seinen „kleinen Schriften" in deutscher Sprache wiederfindet. Andere Publicisten aus jener Zeit, wie Wicquefort, Leyser, widmen diesen Damen eine gleiche Sorgfalt. Die Schriftsteller der darauf folgenden Zeit waren weniger galant. Wir finden in den Werken über Völker- und Gesandtschafts-Recht aus diesem Jahrhunderte die Rechte der Gemahlin eines Gesandten nur ziemlich flüchtig erwähnt. Das neueste Gesandtschafts-Recht, welches wir besitzen, von Miruß, handelt über die Rechte der Gesandtin wieder ausführlicher, und außerdem ist vor einigen

[1]) Staatswirthschaft. 1. Aufl. Leipz. 1755. 2. Aufl. 1758.
[2]) Erste Gründe der Cameral-Wissenschaften, der Oekonomie, Polizei- und besonderen Cameral-Wissenschaft. Jena. 1756.
[3]) Grundsätze der Polizei, Handlung u. Finanz. 1765. 8. Ausgabe. 1819. 22.

Jahren eine Monographie in lateinischer Sprache über diesen Gegenstand von dem Dr. Geßner erschienen. Das Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker, welches in seinen zahlreichen Bänden doch sonst über alles Mögliche handelt und auch das Gesandtschafts-Recht auf vielen Seiten in seiner Weise bespricht, erwähnt der Rechte der Gemahlin eines Gesandten auch nicht mit einem Worte. Doch darüber können sich unsere Gesandtenfrauen trösten, denn diese Unterlassung bekräftigt nur die Thatsache, daß ihre Rechte, ihre Privilegien wenn man will, einen durchaus positiven Charakter tragen, wenn sie auch nicht in die liberale Schabione hineinpassen, welche Herr Rotteck in Betreff eines Gesandtschafts-Rechts entworfen hat. Und alle positiven Rechte, welche in diese Schablone nicht hineinpassen, ignoriren nun einmal die liberalen Herren. Macht doch auch Moser einigen Publicisten aus früherer Zeit den Vorwurf, sie hätten deshalb die Gesandtenfrauen unerwähnt gelassen, weil sie für ihre Rechtsverhältnisse keine Citate aus griechischen oder römischen Schriftstellern hätten beibringen können. In der That gab es damals eine gewisse Secte deutscher Juristen, die positive Rechte in anderen Fällen gar nicht anerkannte, als wenn sie dafür derartige Beispiele citiren konnte. Was damals die Citate aus römischen und griechischen Schriftstellern waren, sind heute die Paragraphen der liberalen Schablone.

Bis zum Congreß von Aachen sandten die Großmächte, mit Ausnahme von Preußen, fast nur Gesandte erster Klasse, und gerade deren Gemahlinnen sind es, welche auf Auszeichnungen und Ehrenrechte vorzugsweise Anspruch haben. Seit diesem Congreß werden von den Großmächten in den meisten Fällen nur Gesandte der zweiten Klasse verwandt, und deren Gemahlinnen sind mit Privilegien nicht so freigebig bedacht worden. — Doch auch ihnen stehen dergleichen zu, wie wir später sehen werden. Zunächst soll uns aber die Gemahlin des Botschafters beschäftigen.

Von Gesandtenfrauen können wir erst seit Einführung der ständigen Gesandtschaften reden. Dieses Institut war dem Alterthum und dem Mittelalter völlig fremd und bildete sich erst im 16. Jahrhundert vollständig aus, weil erst damals jenes System des politischen Gleichgewichts einen Boden gewann, welches die Staaten und Fürsten Europa's in immer nähere Beziehung brachte. Die großartigen Erfindungen damaliger Zeit, die Ausdehnung, welche der Handel gewann, und viele andere Umstände trugen zur Förderung dieses Systems bei, dessen Aufrechterhaltung allein durch Einführung der ständigen Gesandtschaften ermöglicht wurde. Seitdem kam auch die Sitte auf, daß die Gesandten ihre Frauen mit sich an die fremden Höfe nahmen, was von den früheren außerordentlichen Gesandten niemals geschah. Tacitus berichtet in seinen Annalen, daß die Römer es geradezu für nachtheilig hielten, wenn die Gesandten ihre Frauen mit sich führten. Noch im Jahre 1638 scheint diese Sitte indeß nicht allgemein gewesen zu sein;

wenigstens erzählt Bynkershoek in seiner Abhandlung de foro legatorum, daß damals der französische Gesandte im Haag, als der spanische Gesandte mit seiner Gemahlin daselbst eingetroffen sei, scherzend ausgerufen habe: „que c'était une ambassade hermaphrodite." — Doch war der Anfang dieser Sitte bereits in weit früherer Zeit gemacht und sogar längst schon damals der Grund zu jenem officiellen Charakter der Gemahlin des Botschafters gelegt, welcher für sie die Quelle so hervorragender Rechte geworden ist. Dies geschah nämlich in Rom unter der Regierung des Papstes Sixtus V. — Am päpstlichen Hofe befand sich damals als spanischer Obedienz-Botschafter der Graf von Olivarez. Seine Gemahlin, welche ihn begleitet hatte, lebte Anfangs zu Rom in großer Zurückgezogenheit, nach ihrer Niederkunft jedoch erbat der Gesandte von dem Papste die Vergünstigung, daß er ihr seinen Segen ertheilen, auch zum Fußkuß sie zulassen wolle. Diese Auszeichnung pflegte nur Damen von fürstlicher Geburt bei ihrem ersten Ausgange gewährt zu werden. — Sixtus V. gab aber gleichwohl seine Zustimmung, weil ihm daran gelegen war, dem spanischen Botschafter besondere Verbindlichkeiten zu erzeigen. In der feierlichen Audienz, welche der Gräfin Olivarez zu diesem Zwecke ertheilt wurde, redete sie der Papst „Signora ambasciatrice" an. Das war in Rom bis dahin unerhört gewesen und versetzte die gesammte vornehme Welt in Aufregung, die nächste Folge aber war, daß man die Gräfin überall nur „Signora ambasciatrice" anredete. Diese Sitte wurde bald allgemein, und es schreibt sich daher der officielle Titel „ambassadrice", welcher noch heute der Gemahlin des Botschafters von allen Höfen Europa's ertheilt wird. Dieser officielle Titel ist aber die erste Grundlage des officiellen Charakters, den man diesen Damen beizulegen anfing, geworden. Um die eigenthümliche Natur desselben besser zu würdigen, wird es nöthig sein, der besonderen Stellung Erwähnung zu thun, welche die verschiedenen Klassen der Gesandten einnehmen. Es gab bekanntlich bis zum Congreß von Aachen, welcher aus den Minister-Residenten noch eine vollständige Zwischenklasse zwischen den Gesandten zweiter Klasse und den chargés d'affaires, der früheren dritten Klasse, gemacht hat, drei verschiedene Klassen von ständigen Gesandten. — Die erste Klasse, die Botschafter, vertritt unmittelbar die Person ihres Souverains, und daraus erklären sich die außerordentlichen Ehrenrechte, die Auszeichnungen aller Art, welche diese Gesandten an dem Hofe, bei welchem sie accreditirt sind, zu beanspruchen haben. Von den Gesandten zweiter Klasse, welche gleichfalls ihr Creditiv von ihrem Souverain selbst erhalten, sagt man dagegen, daß sie diesen nur in den Geschäften vertreten. Deshalb können auch Gesandte dieser Klasse niemals verwendet werden, wo es sich um eine rein persönliche Vertretung des Souverains handelt, z. B. bei einer sog. Trauung unter Abwesenden, oder bei einer Taufe als Pathen. Die dritte und resp. vierte Klasse er-

hält ihr Creditiv nur von dem Minister des Auswärtigen und kann daher noch weniger auf eine persönliche Vertretung des Souverains Anspruch machen.

An dieser persönlichen Vertretung des Souverains wird nun der Ambassadrice ein Antheil eingeräumt. Aus diesem Umstande erklären sich auch die Ceremonial-Rechte, welche man der Ambassadrice zugebilligt hat.

Die Rechte der Gemahlinnen der Gesandten zweiter, dritter und vierter Klasse erklären sich daraus, daß sie als zum Gefolge des Gesandten gehörig betrachtet werden. Das Völkerrecht räumt ihnen alle die Privilegien ein, welche diesem Gefolge — zu dem außer den Kindern des Gesandten auch noch die Secretaire, Attachés und der Geistliche der Gesandtschaft, endlich sogar die Dienerschaft gezählt werden — zustehen.

Was nun die Ceremonial-Rechte der Botschafterin betrifft, so erhielten dieselben ihre höchste Ausbildung am französischen Hofe unter Ludwig XIV. Am wenigsten wurde dem officiellen Charakter der Ambassadrice am Hofe des deutschen Kaisers Rechnung getragen, und überhaupt fanden an den einzelnen Höfen Europa's von je her in Betreff der Auszeichnungen, welche derselben gewährt wurden, nicht unbedeutende Verschiedenheiten statt. So viel aber kann wohl als Regel betrachtet werden, daß der Ambassadrice überall das Recht einer feierlichen und officiellen Antritts- und Abschieds-Audienz zusteht, welche mit gleichem Pomp wie bei dem Botschafter selbst eingerichtet zu werden pflegt. Eben so allgemein soll derselben, wie in den meisten Gesandtschaftsrechten angeführt ist, das Recht zustehen, sich in den Gesellschaften der Kaiserinnen und Königinnen zu setzen. Diese Angabe ist aber nicht ganz correct, da am englischen Hofe sowohl wie am Hofe des deutschen Kaisers ausdrücklich dieses Recht verweigert wurde. — Moser giebt eine ausführliche Beschreibung der Feierlichkeiten, wie sie an den verschiedenen Höfen hergebracht waren. Am französischen Hofe wurde die Botschafterin von dem introducteur des ambassadeurs in Königlichen Wagen zur Audienz bei der Königin abgeholt, in deren Zimmern sie auch den König traf, der sie daselbst auf die Stirn küßte. Bei der Einfahrt in den Palast mußten sämmtliche Wachen das Gewehr präsentiren und wurde sie darauf zunächst in den Saal der Botschafter geführt. Daselbst traf sie eine Ehrendame der Königin, welche sich an ihre linke Seite stellte und sie sodann in die Gemächer der Königin begleitete. Bei dem Eintritt der Botschafterin erhob sich die Königin von ihrem Sitze, diese erstere nahm den Schein, ihr Knie beugen zu wollen, woran aber die Königin sie hinderte und sie auf die Stirn küßte. Sie erhielt sodann in der Mitte der anwesenden Herzoginnen ein Tabouret zum Sitzen. — Aehnlich waren die Feierlichkeiten bei der Abschieds-Audienz. Nach diesen Audienzen folgte in der Regel noch eine Bewirthung auf Königliche

Kosten. In ähnlicher Weise wurden dann noch den Königlichen Prinzessinnen, häufig sogar dem Minister des Auswärtigen, feierliche Besuche von den Ambassadricen abgestattet. — Dieselben Feierlichkeiten fanden am spanischen Hofe bei diesen Audienzen statt, Ludwig XIV. hatte sogar von diesem Hofe ausdrücklich die Reciprocität in Bezug auf das seinen Ambassadricen zu gewährende Ceremoniell sich zusichern lassen. Auch am englischen Hofe wurde ein ganz ähnliches Ceremoniell beobachtet; nur erhielt die Ambassadrice während der Audienz nicht die Erlaubniß, sich zu setzen, wurde dagegen schon bei ihrer Ankunft, sobald sie der englischen Küste sich näherte, von Königlichen Yachten abgeholt. Am russischen Hofe scheinen diese officiellen Audienzen für die Ambassadricen erst seit 1762 eingeführt worden zu sein. — Besonders streng wurden diese Ceremonial-Rechte noch am päpstlichen Hofe gewahrt. Wenn ein fremder Botschafter seine Antritts-Audienz gehabt hatte, ließ der Papst der Gemahlin desselben seinen Gruß und Segen überbringen, und bald darauf erhielt sie selbst eine feierliche Audienz, bei welcher ihr drei Polsterkissen als Sitz angewiesen wurden. Die Einzelnheiten dieser Feierlichkeit waren auf das Genaueste vorgeschrieben, wie ja überhaupt der römische Stuhl in allen Ceremonialien, welche er meistentheils als Erbschaft von dem durch seine übertriebenen und schwerfälligen Formen bekannten Hofe von Byzanz überkommen hatte, mit peinlicher Strenge zu verfahren pflegte.

Seine wesentlichste Ausbildung erhielt das Ceremonial-Recht der Ambassadricen auf dem Westphälischen Friedens-Congreß. Moser sagt darüber in seinem bereits erwähnten Werke: „Die Gesandtinnen haben bei dieser großen Zusammenkunft mit besonderem Glanze sich sehen lassen und einige Anforderungen bei dieser Gelegenheit auf die Bahn gebracht, welche nach der Hand zu einer Regel in ihrem besonderen Ceremonial gedient haben." — Diese Anforderungen beschränkten sich namentlich auf das Ceremoniell, welches die Botschafterinnen in ihrem gegenseitigen Verkehr beobachtet wissen wollten. Bei der langen Dauer dieses Congresses entstanden über diese Etiquetten-Fragen endlose Streitigkeiten, die in Ermangelung besserer Unterhaltung, welche in Münster und Osnabrück wohl nur sehr spärlich geboten wurde, häufig gewiß recht willkommen kamen. Zunächst wurde damals die auch später vielfach beibehaltene Sitte eingeführt, daß man bei der Ankunft einer neuen Ambassadrice ganz dasselbe Ceremoniell beobachtete, wie bei der Ankunft eines Gesandten. Dieser erhielt sodann von seinen sämmtlichen Collegen, je nachdem sie derselben oder einer höheren Klasse angehörten, in Person oder mittelst einer Karte, die erste Visite; jeder kam, sobald es ihm möglich war, ohne daß dabei auf eine bestimmte Reihenfolge gesehen wurde. Diese aber mußte der neue Gesandte bei Erwiederung der Visite auf das Strengste einhalten. Nun war aber die Rangfolge der Souveraine Europa's niemals auf eine endgültige Weise geregelt

worden, und so kam es denn, daß, wenn irgend ein Gesandter glaubte, ihm habe der Besuch vor einem andern, der ihn früher erhalten, gebührt, die hartnäckigsten Streitigkeiten entstanden, die häufig damit endigten, daß die Feindseligkeit der Gesandten auf die gegenseitigen Länder überging. Man braucht nur im Wicquefort oder in Callietès Werke: „de la manière de négocier avec les souverains“ und in vielen ähnlichen zu lesen, um sich einen Begriff von den zahllosen Streitigkeiten dieser Art zu verschaffen, die häufig Veranlassung zu den pikantesten Auftritten wurden. Die Päpste, namentlich Papst Julius II., suchten freilich oft durch Rangordnungen der Souveraine Europa's, welche sie entwarfen, diese Quelle so vieler Streitigkeiten zu vernichten, aber es gelang ihnen das nicht, die Rangordnungen wurden nicht anerkannt. Nur dem Gesandten des deutschen Kaisers wurde unbestritten der erste Rang eingeräumt *). Dann aber war die zweite Stelle schon wieder sehr streitig, Frankreich, Spanien und auch England kämpften darum. Diese Streitigkeiten der Gesandten wurden nun auf dem Westphälischen Friedens-Congreß auf die Ambassadricen übertragen, und diese betrieben die Sache noch weit hitziger und unversöhnlicher als ihre Männer. Gelegenheit genug bot sich dazu, denn es wurde streng darauf gehalten, daß eine neu angekommene Dame dieser Art die von ihren Colleginnen ihr gemachten Besuche genau in der Reihenfolge erwiedere, wie die Gesandten selbst dies beanspruchten. Außerdem aber bot sich, da die Botschafter fast sämmtlich ihre Gemahlinnen mit sich nach Münster gebracht hatten, in dem kleinen Raum, auf dem man so lange zusammengedrängt war, mehr wie irgend wo anders Gelegenheit, über den Vorrang zu streiten. Moser führt eine große Zahl von Beispielen dieser Art an. Besonders aber scheint sich die Gemahlin des französischen Botschafters Servien durch Unverträglichkeit ausgezeichnet zu haben. Schon auf der Reise nach Münster hatte sie im Haag, wie Flassan in seiner Geschichte der französischen Diplomatie erzählt, mit der Prinzessin von Oranien einen Streit über die erste Visite. Auf dem westphälischen Friedens-Congreß setzte sie das fort. So gerieth sie z. B. mit der Ambassadrice von Mantua, der Gräfin Sannazar, heftig aneinander, weil diese der Madame Brun, der spanischen Ambassadrice, die erste Visite gemacht hatte. Einen gleichen Streit führte ihr Gemahl mit dem hanseatischen Gesandten, weil auch dieser dem spanischen Gesandten die erste Visite gemacht hatte. Gastmahle endigten auf diesem Congreß in Folge solcher Streitigkeiten der Ambassadricen nicht selten mit blutigen Auftritten unter der gegenseitigen Dienerschaft. Aehnliche Streitigkeiten kamen auf dem Congreß von Nimwegen vor. So erzählt Moser von einer solchen, welche bei

*) Der Sultan prätendirte allein den Vorrang vor dem Kaiser. In dem Passarowitzer Frieden von 1718 wurde zwischen ihm und Kaiser Rudolf I. völlige Gleichheit des Ranges festgesetzt, so jedoch, daß der Sultan von dem Kaiser in offiziellen Schreiben „Sohn“ und dieser von dem Sultan „Vater“ angeredet werden sollte.

dieser Gelegenheit zwischen der französischen und spanischen Ambassadrice entstand, weil diese letztere von der Gemahlin des schwedischen Gesandten, als diese nach ihrer Niederkunft ihren ersten Ausgang hielt, den ersten Besuch empfangen hatte. — Selbst zwischen den Ambassadricen und Gesandten anderer Mächte hat es nicht an Streitigkeiten über den Vorrang gefehlt. Herr von Breune erzählt einen solchen Fall zwischen dem französischen Gesandten und der englischen Ambassadrice bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten König Karl's II. von England mit der französischen Prinzessin Henriette. Der Gesandte wollte der Gemahlin seines Collegen bei der Abreise des neuvermählten Paares nicht einen bevorzugten Platz in dem Wagen des Königs zugestehen. Als seine Beschwerde bei dem Könige keinen Erfolg hatte, gab sich der Gesandte zufrieden. Weniger galant noch benahm sich im vorigen Jahrhundert ein preußischer Gesandter gegen eine dänische Ambassadrice. Sie beanspruchte den Vortritt, der preußische Gesandte drängte sie aber ohne alle Umstände zurück.

Streitigkeiten der Ambassadricen untereinander oder auch mit Gesandten ist durch den Wiener Congreß die Spitze abgebrochen worden. Der während der Dauer desselben am 19. März 1815 über den Rang der diplomatischen Agenten geschlossene Vertrag bestimmt nämlich in Artikel 4, daß der Rang der Gesandten an den einzelnen Höfen in jeder Klasse sich nach dem Datum richten solle, an welchem ihre Ankunft dem Hofe officiell bekannt gemacht sei. Durch diese sehr einfache Regel, welche bis auf diesen Augenblick auch an sämmtlichen Höfen Europa's zur Anwendung kommt, sind die alten Rangstreitigkeiten der Gesandten abgeschnitten, und auch den Ambassadricen ist daher seitdem nichts übrig geblieben, als sich ebenfalls in diese neue Ordnung zu fügen. Freilich ist über den Rang derselben überhaupt dadurch nichts bestimmt worden, und deshalb nach einer andern Richtung hin diesen Streitigkeiten noch immer ein freier Spielraum gelassen worden. Früher gingen die Prätensionen der Botschafter und ihrer Gemahlinnen in Betreff ihres Rangverhältnisses zu Personen von nicht gesandtschaftlichem Charakter häufig sehr weit. Es kam vor, daß dieselben den Rang vor den Prinzen und Prinzessinnen des Hofes, bei welchem sie accreditirt waren, verlangten. Kaiserliche und Königliche Botschafter gingen sogar bisweilen so weit, den Rang vor den Kurfürsten und Fürsten, an welche sie gesendet waren, zu beanspruchen. Auch die Cardinäle sollten ihnen weichen, und Moser erzählt namentlich von einem Streit zwischen dem Cardinal Grimari und der spanischen Botschafterin, aus dem Jahre 1702, bei dem es in Rom auf offener Straße zu den blutigsten Auftritten unter der beiderseitigen Dienerschaft kam. Ein päpstliches Decret aus dem Jahre 1750 forderte indeß ausdrücklich den Rang für die Cardinäle. Es ist bereits erwähnt worden, daß eine französische Ambassadrice, als sie mit ihrem Gemahl zu dem westphälischen Friedens-Congreß

reiste, im Haag den Rang vor der Prinzessin von Oranien prätendirte. — Solche Fälle sind indeß vereinzelt, meistentheils verlangten die Ambassadricen nur unmittelbar nach den Prinzessinnen von Geblüt rangirt zu werden. — Am römischen Hofe führten die Ambassadricen namentlich einen Streit, der gar kein Ende nehmen wollte, mit den Fürstinnen aus den Häusern Colonna und Ursini. Derselbe hatte bereits zur Zeit der ersten Ambassadrice, der Gräfin Olivarez, seinen Anfang genommen und tauchte dann von Zeit zu Zeit immer wieder von Neuem auf. Ein Streit zwischen der schwedischen Ambassadrice Gräfin Lilienroth und einer Gräfin Hoorn im Haag über den Vorrang wurde die Veranlassung zu einem heftigen Notenwechsel zwischen dem schwedischen Botschafter und den Generalstaaten. — Bestimmte Regeln über den Rang der Botschafter so wie der Ambassadricen lassen sich nicht angeben, obwohl darüber häufig unter den Staaten förmliche Verträge geschlossen wurden. Viel Schwierigkeiten machten in der Regel die Rangverhältnisse der Ambassadricen zu den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten und deren Gemahlinnen. Am französischen Hofe bestand in dieser Beziehung eine vollständige Parität, heut zu Tage scheint diesen Ministern an den meisten Höfen auch vor den Botschaftern der Rang gegeben zu werden. — Am genauesten ist der Rang der Ambassadricen am englischen Hofe geregelt, freilich nicht eben sehr zu ihren Gunsten. Sie rangiren allerdings in den Reihen des hohen englischen Adels, der Nobility, aber erst unmittelbar nach den Gemahlinnen der Viscounts, denen in der Stufenleiter der Nobility die Dukes, Marquis und endlich die Earls noch vorangehen. Freilich haben sie dadurch den Rang vor den englischen Ministern, welche, insofern sie nicht Pairs sind, hinter der Nobility ihren Platz haben.

Anderer Ceremonial-Rechte der Ambassadricen wollen wir noch kurz erwähnen. So ist es ihnen zum Beispiel gestattet, mit sechs Pferden und Vorreitern zu Hofe zu fahren und den Excellenz-Titel zu führen. In Frankreich hatten sie schon zu Anfang der Regierung Heinrich's IV. das Recht, mit ihren Carossen in das Louvre zu fahren. Die venetianische Ambassadrice genoß daselbst noch des besonderen Vorrechts, daß, wenn sie entbunden wurde, der König bei ihrem Kinde Pathenstelle übernahm und selbst dasselbe aus der Taufe hob und reichlich beschenkte. Auch pflegten ihnen, sowie auch den übrigen Gesandtenfrauen, von den Souverainen häufig sehr reiche Geschenke gemacht zu werden. Am päpstlichen Hofe bestanden dieselben meistentheils in Reliquien oder auch einem agnus dei.

Ceremonial-Rechte dieser Art, soweit sie wenigstens einen officiellen Charakter tragen, sind nun, wie bereits erwähnt wurde, den Gemahlinnen der Gesandten anderer Grade niemals beigelegt worden. Indeß werden besonders die Gemahlinnen der Gesandten zweiter Klasse an den Höfen mit ganz besonderer Auszeichnung überall behandelt und auch den Gemahlinnen der Gesandten der dritten Klasse und der Legations-

Secretaire, unabhängig von ihrer Geburt, der Zutritt bei Hofe niemals verweigert. Wegen schlechter Aufführung ist indeß sogar Ambassadricen bisweilen der Hof verboten worden. Im Jahre 1782 entstand wegen der Gemahlin des römisch-kaiserlichen Gesandten in Stockholm eine nicht unbedeutende Mißhelligkeit zwischen dem kaiserlichen und dem schwedischen Hofe. Dieselbe hatte sich nämlich, wie zuvor mehrere andere Gemahlinnen von Gesandten der zweiten Klasse, geweigert, bei der Vorstellung der Königin die Hand zu küssen, falls diese ihr nicht, wie den Reichsräthinnen, einen Kuß auf die Wange gäbe. Die Vorstellung bei Hofe war deshalb unterblieben. Später fand sich die Gesandtin auf einem Balle im Stadthause ein, bei welchem auch die Königliche Familie gegenwärtig war. Es wurde ihr indeß vom Ober-Ceremonienmeister bedeutet, daß, da sie nicht präsentirt sei, sie nicht mit der Königlichen Familie in Gesellschaft bleiben könne. Der Kaiserliche Hof fand darin eine Beleidigung, der Gesandte wurde abberufen und seine Stelle bis zum Jahre 1788 unbesetzt gelassen.

Es ist häufig noch die Frage aufgeworfen worden, ob Gesandtenfrauen, wenn sie einer anderen Religion wie ihr Gemahl angehören, auch ein Recht auf einen besonderen Religions-Cultus haben. Diese Frage kann in Ländern, wie Neapel, die Türkei ꝛc. sehr leicht noch von practischer Wichtigkeit sein. Der Ambassadrice wird fast von sämmtlichen Publicisten wegen ihres „charactère répresentant“ dieses Privileg mit Recht zuerkannt, den übrigen Gesandtenfrauen wird es dagegen fast eben so einstimmig bestritten. Und auch in dieser Auffassung läßt sich die juristische Consequenz nicht verkennen. Die Privilegien dieser letzteren haben ihre völkerrechtliche Grundlage ja nur in dem Umstande, daß sie zu dem Gefolge des Gesandten, ihres Gemahls, gehören, und nicht das gesandtschaftliche Gefolge, sondern nur der Gesandte selbst, hat nach dem Völkerrecht einen Anspruch auf eigenen Haus-Gottesdienst, wenn auch seine Religions-Verwandten weder an demselben Orte, noch in der Nähe, das Recht der öffentlichen oder Privat-Religionsübung besitzen.

Völlig gleichgestellt sind indeß die übrigen Gesandtenfrauen der Ambassadrice in Betreff ihrer Unverletzlichkeit und ihrer Exemtion von der Gerichtsbarkeit des Souverains, bei welchem ihr Gemahl accreditirt ist. Einzelne Beispiele sind allerdings vorgekommen, daß dieses Recht nicht geachtet wurde. So wurde im vorigen Jahrhundert die Gemahlin eines spanischen Gesandten am Hofe des Herzogs von Savoyen wegen vieler Schulden auf den Antrag ihrer Gläubiger in Arrest gebracht. Sobald der Herzog davon Kunde erhielt, befahl er aber ihre Freilassung und entschuldigte sich außerdem bei dem spanischen Könige in einem eigenhändigen Schreiben. — Eben so wurde die Gemahlin des kaiserlichen Gesandten Grafen Plettenberg im Jahre 1737 von Truppen des Erzbischofs von Köln bei Gelegenheit der Belagerung des Castells Nordkirchen in rücksichtsloser Weise behandelt. Der Kaiser nahm

die Sache sehr ernst und richtete an den Erzbischof, so wie auch an die mit ihm verbündeten Kurfürsten von Brandenburg und der Pfalz sehr eindringliche Schreiben, in welchen er von ihnen die Befolgung der Grundsätze des Völkerrechts forderte. —

Die schon erwähnte Gräfin Lilienroth hatte vielfache Streitigkeiten, weil sie sich in ihrer gesandtschaftlichen Würde verletzt glaubte. Die Gräfin Hoorn hatte im Streit zu ihr gesagt: „Madame, vous êtes une impertinante", und wegen dieser Injurie führte ihr Gemahl schwere Klage bei den Generalstaaten. Später glaubte sie sich von einem jungen Advocaten beleidigt, der sie angeredet hatte, als sie Abends zum Fenster heraus sah. Beleidigende Worte hatte derselbe nicht gebraucht, und die Generalstaaten fanden daher keine Veranlassung, die von dem Gesandten verlangte Satisfaction zu geben. Dieser verlangte darauf seine Pässe und reiste in seine Heimath zurück. Diese Manie der streitsüchtigen Frau, mit welcher sie ihre gesandtschaftlichen Prärogative überall bis auf die äußerste Spitze zu treiben suchte, mag dem armen Grafen Lilienroth, den sie völlig beherrscht zu haben scheint, nicht wenig Noth und Sorgen gemacht haben. —

Ein Vorfall, der ernste Folgen hätte haben können, ereignete sich zu Wien im Jahre 1730 mit der Gemahlin des preußischen Gesandten von Brandt. Dieselbe fuhr mit ihrer Tochter an einer Procession vorbei. Das Volk, welches von einem der anwesenden Geistlichen aufgereizt wurde, verlangte, daß die beiden Damen aus dem Wagen steigen sollten, und als sie sich dessen weigerten, wurden sie von zwei Menschen mit Gewalt herausgerissen. Die österreichische Regierung ließ dieselben sofort in den Kerker werfen. Später mußten sie in Ketten und auf den Knieen den Gesandten um Verzeihung bitten; der Geistliche dagegen kam ohne Strafe davon, weil die Regierung behauptete, daß sie über denselben keine Jurisdiction besitze. —

Eben so unbestritten, wie die Unverletzlichkeit der Gesandtenfrauen, ist auch ihre Befreiung von der Jurisdiction des fremden Staats.

Die sämmtlichen Privilegien der Ambassadrice sowohl wie auch aller übrigen Gesandtenfrauen bleiben auch nach dem Tode des Gesandten in voller Geltung. Die Praxis der einzelnen Staaten ist in dieser Beziehung eine stets gleichmäßige gewesen, wenn auch hier und da einzelne Publicisten die ganz willkürliche Behauptung aufgestellt haben, daß durch den Tod des Gesandten seine Wittwe unmittelbar in den Privatstand zurückversetzt werde. Es beruht diese Auffassung auf einer Verwechselung zwischen den Functionen der Gesandtschaft und den Privilegien der Gesandtschaft resp. des gesandtschaftlichen Gefolges. Die ersteren hören allerdings durch die Abberufung oder den Tod des Gesandten auf, aber nicht die letzteren. Sollen diese wegfallen, bevor der Gesandte oder sein Gefolge in die Heimath zurückgekehrt ist, so bedarf es dazu entweder einer bestimmten Erklärung von dieser Seite, oder doch

des Ablaufs einer bestimmten Zeit, die entweder ein für allemal durch Gesetze bestimmt ist, oder in dem einzelnen Falle von dem fremden Souverain peremtorisch festgesetzt wird. Diese Grundsätze werden, wie gesagt, auch auf sämmtliche Gesandtenfrauen, namentlich aber auf die Ambassadriee angewendet, die ja für ihre Privilegien einen noch selbstständigeren Titel hat, als den, daß sie zum Gefolge ihres Gemahls gehört. Johann Jacob Moser hat eine eigene Abhandlung darüber geschrieben, „wie lange eines Gesandten Wittwe sich ihres verstorbenen Gemahls Gerechtsame zu erfreuen habe?“ Unter den daselbst aufgeführten Beispielen ist namentlich eins von Interesse. Die Gemahlin eines fremden Gesandten am Wiener Hofe blieb auch als Wittwe daselbst zurück. Eine bestimmte Frist, bis zu welcher sie in ihre Heimath zurückzukehren hätte, wenn sie es vermeiden wollte, als Privatperson und den Landesgesetzen unterworfen betrachtet zu werden, war ihr nicht gestellt worden, allgemeine Vorschriften in dieser Beziehung gab es am kaiserlichen Hofe nicht, sie befand sich daher, als einige Jahre später ihr Tod erfolgte, noch im Vollbesitz ihrer gesandtschaftlichen Privilegien, die ihr auch während ihrer Lebenszeit niemals in Abrede gestellt waren. Nach ihrem Tode wurde die Frage aufgeworfen, ob diese Privilegien auch auf ihr Testament und auf ihre Erbschaft noch Anwendung fänden. Ein Erkenntniß des Reichshofraths verneinte dies. Moser führt die Willkürlichkeit dieser Entscheidung aus und hebt namentlich hervor, daß der Reichshofrath überhaupt incompetent gewesen sei, über diese Frage zu entscheiden, da die Dame bei ihren Lebzeiten der Gerichtsbarkeit desselben nicht unterworfen gewesen.

Die Zeit, welche für die Fortdauer der gesandtschaftlichen Privilegien der Wittwe eines Gesandten in einzelnen Ländern durch allgemeine Bestimmungen festgesetzt ist, beträgt in der Regel ein Jahr.

Die neue Welt.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arnold Ruge.
Leipzig, Brockhaus, 1856.

„Nicht Jedem frommt die Fahrt nach Korinth“, sagte das griechische Sprichwort. Daneben läßt sich der Satz stellen: „Niemandem bekommt es gut, wenn er klüger sein will als unser Herrgott.“ Die einst die Welt verbessern wollten, sind alle geistig bankerott geworden. Auch diese Schrift ist wieder ein Beweis dafür. Ein literarischer Stern ist gefallen: Arnold Ruge, der ehemals voll Geist und Scharfsinn war, ist in einen speculativen Tiefsinn versunken, der in Dummheit übergeht.

Als die Tendenz seiner „neuen Welt" giebt der Verfasser an: „daß aus dem Karneval der freien Liebe ihre Tragödie wird. Dieser Karneval selbst und seine Frivolität ist zur Motivirung der Tragödie benutzt. Er soll verletzen und ist eine Disharmonie, um deren Lösung es sich handelt." — Aus dem Ruge'schen ins Deutsche übersetzt würde dieser Satz lauten: „Liederlichkeit pflegt schlimme Folgen zu haben. Diese alltägliche Erfahrung habe ich zu einer Tragödie benutzt. Ich kann aber nicht dafür stehn, daß der ekelhafte Gegenstand beim Leser einen anderen Eindruck hervorbringt, als den eines sehr begreiflichen Unwillens." Danach fährt er fort: „Der Conflict des Egoismus des Genies mit dem Genius der sittlichen Gesellschaft ist nicht sittliche Verirrung, sondern titanenhafte Empörung, die sich unter solchen Verhältnissen selber zerstört. Das eigentlich tragische Interesse ist dabei die psychologische Entwickelung der Charaktere zu einer Katastrophe, in der keiner von ihnen ohne Schuld ist und jeder seine Läuterung findet." — Das klingt nicht übel, und wenn diese hochklingende Verheißung in dem Werke erfüllt wäre, so könnte man hier auf ein wirkliches „Drama der Zukunft" hoffen. Zunächst geht diesem Drama ein Vorspiel voran, in welchem die verstorbenen deutschen Literaten in der Unterwelt sich einen König wählen: nämlich Goethe. Dessen Thronbesteigung begrüßt Heinrich Mephison (Heine) mit dem „Chor des Gesindels" folgendermaßen:

Du lehrtest uns genießen und Egoisten sein,
Drum laß Dich's nicht verdrießen: wir schließen Dich mit ein
Bei den fünfhundert Säuen, die sich des Siegs erfreuen.

Goethe läßt darauf den Chor hinaustreiben, und — das Vorspiel ist aus. Mephison tröstet zum Schluß seine Anhänger:

Die schmollen und wir behalten das Feld,
Sie sitzen da drinnen im Himmel,
Doch uns gehöret die wirkliche Welt
Und der lebendigen Menschen Gewimmel;
Wir suchen sie tief genug im Koth,
Drum hat's mit uns denn keine Noth.

Was diese unerquickliche Hanswursterei bedeuten soll, bleibt unklar. Jeder, König Goethe, wie der exilirte Mephison, behält Recht in seinem Sinne. Die dramatische Lösung des „ethischen Conflicts" fehlt gänzlich. In sofern paßt denn allerdings das Vorspiel zu dem Drama, auf das es sonst keine Beziehung hat: auch hier fehlt es daran, aber außerdem freilich auch noch an allem Uebrigen, was zu einem Drama gehört.

Unter der „neuen Welt" ist das moderne Paris gemeint. In diesem leben zwei befreundete junge Ehepaare: Julius und Juliane, Alexander und Adele. Zwischen beiden steht ihr gemeinschaftlicher Hausfreund Justus Volkart. Sämmtliche Personen sind eingefleischte Demokraten; sie warten auf die Revolution von 1848, und vertreiben sich, da diese einzutreten zögert, die Zeit mit langen idealisirenden Declama-

tionen, aus denen erhellt, daß Julius, ein gefeierter Künstler, sich bei seiner Frau langweilt und deshalb zuletzt sie dazu ermuthigt, einen Grisettenball mit ihm zu besuchen. An sich ist das nicht unnatürlich. Wenn Einer so eine gespreizte Närrin zur Frau hat, wie diese Juliane, kann er leicht selbst auf Narrenstreiche kommen. Nur muß uns der Dichter nicht einreden wollen, daß solche Narrenpaare tragische Helden und daß ihren der Langenweile entsprungenen dummen Streichen ethische Motive unterzulegen seien. „Es kann uns nur belehren," sagt die weise Juliane, als sie sich zum Ball entschließt. Auf diesem Ball finden sie denn auch Alexander und Adele, die dort ebenfalls auf Belehrung warten. Adele soll brustkrank sein und mehrere Kinder haben. Beim Eintreten in den Saal sagt sie:

Du sagtest mir, es sei für schwache Nerven
Ein wenig überreizend; das war wirklich
Sehr schonend von den Orgien gesprochen,
Die Aug' und Ohr so schonungslos verletzen!
— — — — — — — — Welch ein Blick
In diese Welt, die mir verschleiert war
Und es für immer besser wär' geblieben!

Darauf antwortet Alexander's Objectivität:

Du mußt das Uebel kennen, wie das Gute,
Und in dem tiefsten Uebel findet sich
Noch so viel Gutes, daß man zweifeln darf,
Ob man's nicht nehmen soll, so wie es ist,
Und es bewundern.

Und nun erzählt er, daß er schon früher mit Julius solche Bälle besucht hat, und daß sie gemeinschaftlich eine Grisette unterhalten, die durch ihren Tanz sich so hervorgethan habe, daß

Die Leidenschaft die Grenzen überschritt,
Die ein bestellter Sittenrichter zog,
Als plötzlich mitten im Applaus des Chores
Der Rhadamant sie nahm und barsch entfernte.
Wir folgten ihr und sahen, wie ein Strom
Von Thränen über ihre Wangen lief,
Als sie den Fuß zum Tritte in den Wagen
Erhob, der sie gefangen führen sollte.
Ich war empört, und Alles fühlte sich
Durch diese Roheit eben so verletzt.
Da bot ich hundert Franken Bürgschaft an,.....
Am Ende nahmen wir sie mit zu Tisch.
Du glaubst nicht, wie naiv das arme Kind
Und wie unschuldig dacht' und fühlte,......
.... Ich vergeß' es nie
Und kann die Hand nun nicht mehr von ihr abziehn.

Wohlverstanden: Alexander meint damit, der Gattin etwas Interessantes zu erzählen, und ihr fällt auch nicht ein, ihm dagegen Einwendungen zu machen. Sie monologisirt nur:

Den reinen Alexander, der daheim
Nur für die höchsten Dinge fühlte, hier
Reißt ihn ein dummes schönes Mädchen hin.
Warum? Allein um ihrer Einfalt willen.
Und der geprief'ne Edelstein im Schmutz
Ist doch nur das Naive der Verderbtheit.

Man sieht: Arnold Ruge, der allerdings kein Mann des Lebens, sondern nur ein Büchermensch ist, der über philosophischen Systemen seine Zeit verbrütet, hat keine Ahnung davon, wie wirkliche Menschen fühlen und denken. Seine Charaktere sind Abstractionen aus seinem System.

Wie vorauszusehen, trifft diese Grisette, Madelon, unsere philosophischen Ehepaare und entführt Julius der Juliane, die also hinter den Flüchtigen herreflectirt:

Wie? Das wäre Julius
Gewesen, den wir dort verschwinden sehn?
Und hier verlassen mitten in dem Strom,
In den kein Weib ihr keusches Auge, noch
Viel weniger sich selber wagen sollte!

So schließt der erste Aufzug. Im Recitativstil der Opern mag man danach seufzen: Schrecklich, doch weiter!

Im Verfolg läuft Juliane dem Julius beharrlich nach, während er eben so beharrlich sie bis zum Exceß langweilig findet. Das ist aber auch die einzige richtige Wahrnehmung, welche diesem Unglücklichen zu machen gelingt. Die Scene erreicht den Gipfel offenbarer Lächerlichkeit, als Juliane auf der Jagd nach Julius, gefolgt von Alexander und Adele, ihren Ungetreuen an einem öffentlichen Ort mit Madelon beim Champagner findet. Madelon singt:

Wär' ich Dein einziges Lieb,
Wärst Du bald hold mir, bald rauh;
Nun nimmt den Holden der Dieb
Und läßt den andern der Frau.
Magst Du zu Hause Dich ärgern und zanken,
Hier umgaukeln Dich süße Gedanken.

Der Holde langweilt sich aber bei ihr ebenfalls und fängt wieder an, seine Gesichter zu schneiden. Er schildert sie:

Ja, das ist wahr, der Geist ist seelenlos,
Der diese schönen Sylphen animirt,
Und ihre Schönheit selbst ist ohne Sinn.
Sie drückt Nichts aus, sie will Nichts und sie scheint
Nur für das ärmste Dasein, für den Rausch
Des Augenblicks. Den Rausch — sagt' ich der Liebe?
Da sagt' ich viel zu viel. Der Rausch des Weines,
Das ist der höchste Schwung, der sie ergreift,
Der andere Schein, Betrug und Ironie.

Als nun aber Juliane herangeschwebt kommt mit obligatem „Weh

mir!" hält er ihr eine lange und gefühlvolle Rede, in der er die sittliche Nothwendigkeit der Motive deducirt, die ihn zu Madelon geführt haben. Diese Rede schließt mit den Worten:

> Es ist mein Schicksal, nein, es ist mein Vorzug
> Vor Vielen, daß ich fühle, was ich weiß,
> Und daß ich meine Theorie erfahren
> Und selbst erproben muß. So ist es denn
> Gekommen, daß ich an dem edlen Sinn
> Und Herzen jenes Mädchens mich erfreute,
> So sehr es auch der Sitte widerspricht.

Nach diesem geistreichen Plaidoyer, was an Shakespeare's:

> Mir kommt ein plötzlicher Gedanke:
> Schwören wir uns ew'ge Freundschaft!

erinnert, spricht Juliane:

> Ich will Dich nicht verdammen, und von Herzen
> Vergeb' ich Dir's, die Regel zu verletzen,
> Wenn Dich ein edler Drang hinüberreißt.

Adele aber „drückt Julius lebhaft die Hand, sieht ihm mit großem Antheil in die Augen und sagt:

> Bleib' Deinem guten Genius getreu!"

Und darauf verliebt sich Julius in Adelen, hinter der er herdeclamirt:

> Sie ist ein Lichtstrahl, der mein Auge füllt;
> Sie ist ein Feuer, das mein Herz entzündet;
> Sie ist Gesang und süße Harmonie,
> Ist meines Geistes Seele, die erwacht
> Und mich erst fein und erst empfinden lehrt.

Im dritten Aufzug treten Adele und Juliane zu einem Kunkelbund zusammen, um zu berathen, was sie mit dem genialen Bären Julius anfangen sollen, in den sie Beide verliebt sind. Sie wenden sich an Alexander und fragen ihn danach. Der Verfasser selbst scheint hier von einer Ahnung der Abgeschmacktheit dieser Situation überrascht worden zu sein: er läßt die jambensprechenden Damen sagen:

> O, Alexander, nimm es ernsthaft auf:
> Uns hat es tief und schmerzlich angefaßt!

Alexander, von dem zu befürchten, daß er seine Frau schmerzlich anfassen werde, hilft sich dadurch, daß er, auf ihre Brustkrankheit zurückkommend, ihr eine Reise nach den hyerischen Inseln vorschlägt, die sie denn auch antritt. Sie können sich vorstellen, mit welcher Behendigkeit Julius hinter ihr her kutschirt, und ihm eilen Alexander, die unvermeidliche Juliane und das fünfte Rad am Wagen, der überflüssige Schwätzer Volkart, wieder nach. So verschiebt sich im vierten Act der Ort der Handlung nach Hyères, ohne daß dadurch Etwas geändert wird. Nur zum Fall gebracht hat Julius die Adele: das war vorherzusehn und hätte eben so gut in Paris geschehen können.

Im fünften Act erfährt Adele durch Volkart das, was sie schon weiß: daß Julius eine Liebschaft mit Madelon hat. Bisher hatte sie darin die Bethätigung seines guten Genius erkannt. Jetzt geräth sie plötzlich, Niemand weiß warum, jedenfalls ohne alle Spuren äußerer Gewalt, über diesen an sich unerheblichen Casus in solche Betrübniß, daß sie sich niederlegt und zur Verwunderung des Publicums verscheidet. Darüber kommt Juliane mit ihrem Gefolge hinzu. Sie hat sich einen Dolch mitgebracht; mit dem will sie den Julius todtstechen, wenn er durchaus dabei bleibt, sie langweilig zu finden. Aber sie läßt den Dolch an die Erde fallen. Und danach fällt sie selber hin. Und den Dolch nimmt Julius auf. Und da er gerade nichts Dümmeres zu thun weiß, so ersticht er sich selbst. Dabei versichert er, sehr stolz zu sein. Während das Publicum sich den Kopf zerbricht, auf was er denn eigentlich stolz sein könne, fällt der entrüstete Vorhang.

Wer Ruge aus seinen philosophischen Schriften kennt, mag beim ersten Anblick dieser unsinnigen Tragödie glauben, der Verfasser treibe Scherz. Ich kenne ihn aber aus dem Leben von Person und weiß, wie sehr er eines solchen Schwankes unfähig wäre. So muß ich ihm denn mit den Worten des Grafen d'Entraguès, dem ich überhaupt in manchen Dingen Recht gebe, die Mahnung zurufen: „Sie haben in England den Spleen bekommen!"

Um aber gerecht zu sein, muß man zweierlei berücksichtigen, was zu Ruge's Entschuldigung dient.

Erstens fehlt ihm Bühnenkenntniß. Die ganze Rolle der Juliane ist eine solche, gegen die jede Schauspielerin von Tact und Erfahrung sich sträubt, weil sie eine lächerliche Person ist. — Der zweite Aufzug beginnt mit Adele's trostreicher Versicherung: „Mir ist nicht wohl." — Nachdem Julius die Erhabenheit der Motive seiner ehelichen Untreue demonstrirt hat, geht Juliane ab, „traurig und ungläubig vor sich hinblickend". — Als Adele auf Hyères allein ist, beginnt sie: „Wie still, wie öde, ach es ist zum Gähnen!" Danach sagt sie zur Dienerin, einer Statistin, die gar nicht spricht:

Sind die Kinder
Schon angezogen? Ist die Barke fertig?
So laß es schnell geschehn, ich sehne mich
Hinaus, hinaus mit leichten Windesflügeln
Des Meeres blaue Bahnen zu befahren!

Und als endlich das Tête-à-tête von Julius und Adele von Alexander belauscht wird, „drückt er seine Empfindungen in seiner Haltung aus und verschwindet wieder". Eine Regie, welche dergleichen Grimassen in Scene setzte, müßte Ruge unter den Wandertruppen suchen.

Zweitens entschuldigt Rugen die Thatsache, daß unsere Bühnen-Literatur seit der klassischen Periode (Lessing, Goethe, Schiller, Kotzebue, Raupach) Nichts hervorgebracht hat, was viel mehr werth wäre, wie seine

neue Welt. (Ich bemerke dabei, daß ich Brachvogel's Stücke nicht kenne, dagegen so ziemlich Alles, was Gutzkow, Laube, Prutz, Birch-Pfeiffer, Halm, Hebbel geliefert haben.) Man sehe nur die relativ besten der Kassenstücke darauf an, z. B. die von Halm. Im Sohn der Wildniß wird die Tragik darin gesetzt, daß ein kriegerisch auftretender Gallierhäuptling in plötzlich ausbrechender Sentimentalität seinen Stamm verläßt, einer Griechin nachläuft, bei ihrem Vater Knechtsdienst verrichtet — kurz moralisch vollständig verlumpt und herunterkommt, Alles aus elendiglicher Verliebtheit, als ob es gar nichts Edleres in der Welt gäbe, als blindes Befolgen dieses einen Triebes! In der Griseldis sehen wir eine angeblich edle, meiner Auffassung nach sentimentalitätskranke, Frau sich aufopfern für einen, jeder möglichen Auffassung nach durch und durch niederträchtigen Mann, der dadurch nur in seiner Schlechtigkeit bestärkt wird. Im Fechter von Ravenna tritt uns das Zerrbild eines ebenfalls in der ordinärsten Gemeinheit wurzelnden Charakters entgegen, aus dem seine Mutter, obgleich sie ihn in seinem wahren Licht erkennt, dennoch in ganz unmotivirter Verblendung den Helden der germanischen Nation machen will. — Und so, wie Halm's Helden, sind die modernen Heldenfiguren der Tragödie sämmtlich: feige, liederliche Taugenichtse, die nichts vertreten, als ihre eigene, im höchsten Grade miserable Persönlichkeit, und die sich auch noch bei deren Vertretung so einfältig anstellen, wie nur möglich. Man hat ganze Wagenladungen voll Broschüren über den Verfall des Theaters gedruckt. So viel ich davon kenne, sucht man die Gründe dieses Verfalls an der unrechten Quelle. Der selige Tieck sagte mir einmal: „Das Theater verfällt, seitdem der Schauspielerstand nicht mehr von dem socialen Bann getroffen ist, der früher auf ihm lag. Wer sich ihm sonst widmete, mußte wohl wirklichen Beruf fühlen, denn er creirte sich damit selbst zum Paria, und das thut der Mensch nur um einer inneren Nothwendigkeit willen; gegenwärtig ist er ein bequemer Gelderwerbszweig und für die Mädchen ein Weg zum Heirathen." Allein auch dies Motiv ist nur ein vereinzeltes, eben so wie das Agenturwesen. Der Hauptgrund liegt in der heillosen Verkommenheit des modernen Geschmacks, der Schiller's Wallenstein viel schöner fände, wenn Wallenstein in der Scene, in welcher er die Vorstellungen seiner Gemahlin über seine Politik zurückweist, von der Herzogin durch eine Gardinenpredigt überwältigt, wo möglich auch von ihr körperlich gezüchtigt und dadurch zur Unterwerfung unter den Kaiser gebracht würde.

Deutsche Wochen- und Monatspresse.

Das neueste Buch von W. H. Riehl: Culturhistorische Novellen. — Unser Urtheil bestätigt. — Die alte Schule. Ihre Anhänger und Apologeten. — Das deutsche Museum und die Wupperthaler Dichterschule.

Wir führten neulich ein Urtheil der „Grenzboten" über W. H. Riehl an, und wenn wir es damals nur bestätigen und näher begründen konnten, so wird uns heute die Gelegenheit, dafür interessante neue Beläge vorzulegen. W. H. Riehl, der Socialpolitiker, hat nämlich so eben im Cotta'schen Verlage „Culturgeschichtliche Novellen" erscheinen lassen, welchen die Vorrede die Bedeutung einer neuen socialen That vindicirt. Wir finden zunächst in derselben gewisse Gedanken wieder, die wir in einer unserer letzten „Wochen- und Monatsschriften" ausgesprochen hatten. „Der Roman" — sagt Riehl — „folgt dem Fortgange der Geschichtschreibung; Novellistik und Historik einer Epoche erläutern sich gegenseitig. So macht sich jetzt der mächtige Zug zur Culturgeschichte bereits in der Romandichtung bemerkbar. . . . Die alten historischen Romane, welche uns weltgeschichtliche Ereignisse, die sich allenfalls dramatisiren ließen, episch in Prosa erzählen, sind uns darum jetzt trocken und hohl geworden oder unwahr. Mir dünkt, die Aufgabe der historischen Novellistik liege nach dieser Seite darin, auf dem Grunde der Gesittungszustände einer gegebenen Zeit freigeformte Charaktere in ihren Leidenschaften und Conflicten walten zu lassen. Die Scene ist historisch. Es sind aber erfundene Personen. . . . Der Boden, worauf sich die erfundene Handlung bewegt, ruhe auf den Pfeilern der Zeitgeschichte; die Luft, worin die erdichteten Personen athmen, sei die Luft ihres Jahrhunderts; die Gedanken, davon sie bewegt werden, seien ein Spiegel der weltgeschichtlichen Ideen ihrer Tage. Dieses nenne ich culturhistorische Novellistik. .·. . In meinen „culturgeschichtlichen Novellen" habe ich dieses neue Feld in einer vielleicht neuen Weise urbar zu machen versucht."

Was der Verfasser in seinen neuen Novellen nun wirklich gethan habe, bleibt uns nach dieser Vorrede noch unklar, aber noch weniger wissen wir von seinem eigentlichen Vorsatz, wenn wir die Novellen selbst gelesen haben. Wenn dessenungeachtet oben gesagt wurde, daß auch wir schon ähnliche Gedanken, wie sie die Vorrede zu den „Novellen" Riehl's bringt, ausgesprochen haben, so bezieht sich das auf den von Riehl nur flüchtig angedeuteten Punkt, daß die künstlerische Wiedergeburt einer Zeit, wie der Roman, das Drama ꝛc. sie geben soll, nur dann gelingen kann, wenn zuerst der bestimmte sociale Conflict dieser Zeit richtig erkannt ist. Jede Zeit hat, und darin liegt eben der dramatische Charakter aller Geschichte, ihren bestimmten Conflict, aber der neuesten Zeit war es vorbehalten, dies zu erkennen, und darin liegt die Bedeutung des neunzehn-

ten Jahrhunderts für die „Gesellschaftswissenschaft", wie das Riehl'sche und in neuester Zeit auch schon von einigen Staatsrechtslehrern, z. B. Mohl, gebrauchte Wort lautet. Ein Poet, der uns heute ein Gedicht, sei es in Prosa, sei es in Versen, giebt, ohne den socialen Conflict der geschilderten Zeit begriffen zu haben, giebt uns eine farblose Schilderei, einen wässerigen Wein, ein ungenießbares Gericht. Unser Geschmack ist, gegen den unserer Vorfahren gehalten, geändert und gebessert. Wir begreifen nicht mehr, wie Geßner'sche Idyllen und Hagedorn'sche Liebesgedichte Leser und Bewunderer finden konnten, denn die Daphne im Reifrock und der Schäfer mit Tanzschuhen kennen keinen Conflict der Gesellschaft, der Sitte, sie sind nichts als ein Hauch der Luft, sie können in jeder Zeit gelebt haben und haben darum nie gelebt. Riehl hat diesen Gedanken nicht verfolgt und sich darum eine Arbeit entgehen lassen, deren wir ihn für fähig gehalten hatten, ehe wir seine culturhistorischen Novellen lasen, ja, die wir in seinem neuesten Buche zu finden gehofft hatten. Aber unsere Ahnung, Riehl würde das Nichtwissen von dem socialen Conflicte, der jeder Zeit in einer eigenthümlichen und besonderen Gestalt auferlegt ist, dies der Vergangenheit eigene Nichtwissen, in artigen und ergreifenden Bildern verkörpern, so etwa, daß uns eine förmliche Geschichte dieses Nichtwissens in Novellenbildern gegeben würde, hat uns durchaus getäuscht. Und doch giebt es kaum eine lohnendere Aufgabe, als solch' eine Geschichte etwa seit den Tagen des sechszehnten Jahrhunderts zu schreiben oder in Novellenstil zu malen; denn was kann man sich z. B. Ergreifenderes und wirklich Poetischeres denken, als ein Bild aus dem verfallenden Bürgerleben des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, darin die Thorheiten des Bürgerstandes selbst, der nicht ahnt, daß er eben ein Opfer solch' eines Conflictes, den weder er, noch der Gesetzgeber sieht, wird, und was kann man sich Ergreifenderes denken, als den Fürsten, der den Staat in das Hofleben, in die Schäferfeste und Schloßbälle aufgehen läßt und nicht sieht, daß er eben das Opfer eines anderen großen socialen Conflictes wird? Solche sociale Novellen wären von der einen Seite sociale Tragödien, von der anderen aber große malerische Perspectiven auf eine höhere Zukunft geworden.

Riehl hat davon leider nichts. Seine Novellen haben einen sentimentalen Zug, man könnte ihnen den Titel „Gute, alte Zeit" geben, sie sind weder Novellen noch culturhistorisch. Und doch ist in ihnen mancher schöne und edle Zug, und wir glauben es dem Verfasser gern, daß er darin liebe Jugenderinnerungen, wie er sie als Knabe im großväterlichen und väterlichen Hause erzählen hörte, daß er darin die Hausmärchen seiner Jugend niederlegte. Er schmeichelt sich, darin oft die feinsten Züge zur culturgeschichtlichen Charakteristik der Epoche lebendig bewahrt zu haben, wir können das aber nicht bestätigen. Denn er giebt uns bunte Genremalereien, in denen manche Sitte und Gewohn-

heit zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, der Rococositte an den Höfen im 18. Jahrhundert skizzirt ist, aber das Alles ohne Beziehung auf ein Höheres, ohne alle Beziehung auf eine vollendete oder anzubahnende Entwickelung des Volksthums. Darum kommen wir bei der Lecture des Buches über die Frage nicht heraus: Was will doch der liebenswürdige und vortreffliche Mann mit diesem und wieder mit jenem? Der Handwerksmeister in „Martin Hildebrand", der auf der Wanderschaft von der Liebe einer jungen Zigeunerin zu kosten bekommt, aber den Gedanken an sie als Christ und Mann abschüttelt und an die Heimath sich festklammert, interessirt uns in seiner Vereinzelung als culturhistorische Person durchaus nicht, der Conflict zwischen der Zigeunerin und der westerwälder verlobten Braut ist ein ganz allgemeiner, unhistorischer, der mit der bestimmten Zeit, in der er spielt, und mit dem bestimmten Stande, an den er herantritt, gar nichts zu thun hat. Im „Stadtpfeifer", „Amphion", „Ovid bei Hofe", den „Lehrjahren eines Humanisten" ist es ganz ebenso. Letzteres Stück ist außerdem unangenehm barock, es behandelt eine Geschichte, welche Callot-Hofmann amüsant zu machen verstanden hätte, die bei Riehl aber langweilig wird. Ein Gelehrter vom Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, ein junger, hungerleidender Magister, der alle Klassiker auswendig weiß, giebt sich für einen Pfefferkuchenbäcker aus und schwindelt sich in eine solche Bäckerei als Lehrjunge ein, um den Genuß gesunder Arbeit kennen zu lernen, wird aber über dem Lesen des Homer entdeckt und schließlich zum Rector gemacht. Was sagt der Leser von dieser Fabel? Sie ist dabei so breit und ernsthaft erzählt, daß man des Anstands wegen nicht einmal lachen darf, während Hofmann, hätte er sie dargestellt, doch einige possirliche Sprünge gemacht und dem Zwerchfelle seine natürlichen Bewegungen gestattet hätte.

Von dem ganzen Inhalte des Buches können wir als schön nur eine kurze Erzählung, der das Beiwort culturgeschichtlich freilich auch nicht zukommt, hervorheben, sie führt den Titel „Im Jahre des Herrn" und ist nach einer uralten Anekdote in den „Fulder Annalen" gedichtet. Sie erzählt von einem freien Deutschen, der sich gegen das Christenthum sträubt und in die Wälder mit Weib und Kind herauszieht, um frei zu bleiben, der, um die Götter zu versöhnen, zur Axt greift, um sein Kind zu opfern, denn die alten Götter verlangen das Menschenopfer, der aber ähnlich wie Abraham unterbrochen wird und nun beschämt seinem christlichen Weibe Recht giebt. Diese Erzählung hat Riehl in Colorit und Zeichnung vortrefflich ausgeführt, aber sie gehört auch nicht in eine Sammlung culturhistorischer Novellen.

Dies neueste Buch W. H. Riehl's kann also unsere neulich ausgesprochene Befürchtung, daß Riehl zu einem organischen Gedanken über die Gesellschaft — besser gesagt, über das geschichtliche Volksthum, denn Gesellschaft verhält sich zum geschichtlichen Volksthum wie Association

zu Innung — nicht gelangen wird, nur bestätigen. Er treibt mit einzelnen Figuren, die ihm das Volksleben an die Hand giebt, ein sehr feines und artiges Spiel, zu dem tiefen Gefühle der Noth des Volkes und weiter zu dem Bewußtsein der ernsten und Entsagung fordernden Aufgaben aber, welche das Studium der Nothstände mit sich bringt, ist er nicht vorgedrungen.

So steht er für uns auch noch auf dem veralteten Standpunkte der charakterlosen Darsteller, der Darsteller, die er in der Vorrede zu diesen Novellen selbst verurtheilt, und charakterlos ist er — nach seinem eigenen Ausspruche — deßhalb, weil er „die Gesittungszustände der gegebenen Zeit" ignorirt. Diese Gesittungszustände zeigen nämlich stets ein ganz bestimmtes Verhältniß zur Vergangenheit und Zukunft, und daraus ergiebt sich in ihnen ein eben so bestimmter Conflict, dem ein Verfasser von culturhistorischen Novellen, von didactischen Novellen also, gerecht werden muß. Riehl dagegen malt uns allgemeine als poetisch von früher her geltende Conflicte, wie den der Liebe zur Zigeunerin und zur heimathlichen Braut, und darin ist er noch ganz der alten Schule unterthänig, die für das Herzbrechen, Entsagen, Verzweifeln — und wie die Schablonen-Conflicte im Mondschein alle heißen mögen — eine bestimmte Dogmatik errichtet hatte.

Diese Schule aber ist auch heut noch nicht todt, wir wiesen schon neulich darauf hin; sie treibt ihr Wesen und Unwesen noch vielfach, und das „Deutsche Museum" von Prutz redet ihr mit komischem Ernste das Wort. Fast widerlich wird diese Apologie der vollendeten Unbedeutendheit gegenüber, und man wird dabei fast veranlaßt, an Nebenmotive des Apologeten zu glauben. So macht Prutz schon seit Jahren den Versuch, das Publicum davon zu überreden, es gäbe eine W u p p e r t h a l e r D i c h t e r s c h u l e. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederholen sich in seinem „Museum" die lobenden Beurtheilungen von Gedichten, von denen unsre Leser allerdings noch nichts gehört haben, die aber von Prutz kurzweg als bedeutende Erscheinungen von tiefem und bleibendem Werth bezeichnet werden. Es fällt auf, daß Prutz für sein „Museum", in welches doch Gedichte Zugang finden, so selten von den Arbeiten seiner Wupperthaler Freunde Gebrauch macht. Sollte er für ihren Werth einen doppelten Maßstab haben? Die neueste Erscheinung dieser Wupperthaler Poesie ist ein „Jesus von Nazareth", von einem ganz jungen Manne, Karl Siebel, der bereits einen Band Gedichte herausgegeben hat. Dieser „Jesus von Nazareth", in dem sich die Art, wenn auch nicht der Schwung Leopold Schefer's, Sallet's und ähnlicher Schüler David Straußens wiederfindet, verdient als Werk eines Jünglings, der seine Ideen noch nicht geordnet hat, einige Entschuldigung, zugleich auch die Beachtung des Culturhistorikers, der mit Verwunderung sieht, wie aus dem frommen Wupperthale auf einmal Phrasen einer ganz rohen Natur-Religion herkommen. Von k e i n e m Standpunkte

aber ist solch ein Machwerk, das nicht einmal der Richtung, der es dienen will, Herr ist, zu vertheidigen; und auch Herrn Prutz würde das unmöglich werden, er hat darum bis jetzt über diese neueste bedauerliche Production geschwiegen, wohl aber, um doch etwas für den Verfasser zu thun, die Gedichte, die dieser vor Kurzem drucken ließ, in stärkster Form gelobt. Prutz wagt damit viel, denn selbst das „Deutsche Museum" muß gewisse Rücksichten auf den Geschmack und auf die Bildung nehmen. Es sollte uns darum nicht Wunder nehmen, wenn die „Grenzboten" in nächster Zeit, wenn auch von ihrem philosophisch ganz negativen Standpunkte aus, die Anmaßlichkeit züchtigen, die sich in seltener Höhe aus den Productionen der jungen Wupperthaler erhebt.

Noch ein Wort über den Boden, aus dem diese radicale Schöngeisterei zu Elberfeld und Barmen erwachsen ist. Hier hat ein vielfach geistloser Puritanismus seit Langem sich gegen jede Anerkennung der Kunst, der Wissenschaft gesträubt. Eine strenge, sehr tüchtige Lebensordnung, die den Menschen zwischen Arbeit und Gebet nach dem alten Spruche eintheilte, hat hier eine Reihe von Menschenaltern hindurch ohne Widerrede geherrscht. Theater, Dichter, Maler, Eleganz der Formen, Naturgenuß fand hier keine Stelle. Ein Blick auf das heutige Elberfeld bestätigt das, denn in seinen äußeren, schmuck- und zierlosen Formen überzeugt es uns, daß es noch ganz den Stempel jener alten Zeit trägt. In einem Kirchenblatte lasen wir denn auch neulich von einem besonderen „Wupperthaler Kirchenstyle", der schmucklos und außerdem gradezu unschön, weil nicht einmal einfach, ist. Gegen diese sehr ehrenwerthe, aber sehr einseitige Richtung erhebt sich nun ein Theil der Jugend, und seinen Geist, der in der Mutter-Erde gar keine Wurzeln mehr zu haben scheint, finden wir in den poetisch ganz unbedeutenden Gedichten von Rittershaus, Röber, Siebel und wie die jungen Schriftsteller alle heißen, wieder. Am anspruchslosesten, aber am geordnetsten und gesammeltsten von ihnen tritt noch Adolf Schults auf, dessen Gedichte auch einen größeren Kreis von Lesern gefunden haben sollen.

Prutz thut diesen Versmachern wie dem Publicum aber ein schweres und entschieden zu rügendes Unrecht, wenn er sie — bloß aus Haß gegen den Wupperthaler religiösen Geist? — so maßlos protegirt.

Tages-Ereignisse.

Abermals verlautet es von Unternehmungen in Berlin, die dem Crédit mobilier so ähnlich sehen, wie ein Ei dem anderen, wenn auch alle möglichen Künste angewendet werden, um es so bunt als möglich zu bemalen und es als etwas durchaus Anderes darzustellen. Wie es scheint, hat die Regierung vergebens ihre Absicht ausgesprochen, Preußen

nicht zum Schauplatze solcher Krisen machen zu wollen, wie sie zuverlässig in anderen Ländern bevorstehen. Es ist möglich, daß unter diesen Umständen auch manche Unternehmung verhindert wird, welche Lebensfähigkeit hätte. Es ist möglich, daß Tüchtiges unter dem Urtheile über nur Speculatives leidet. Doch wird die Zeit kommen, wo man diese Vorsicht der Regierung segnet. Schon mehren sich die Anzeichen kommender Krisen. Der augenblicklichen Erregung folgt das kühlere Nachdenken. Den enormen und ungerechtfertigten Gewinnen werden die laut beklagten Verluste folgen, und dann auch manche Augen geöffnet werden, die sich jetzt noch absichtlich der Wahrheit verschließen. Leider thut die Presse auch in dieser Richtung nicht ihre Pflicht im ganzen Umfange. Sie wartet das Ereigniß ab, statt davor zu warnen, und macht sich dann zur Richterin, wo sie zu rechter Zeit hätte Mahnerin sein sollen.

Die Weigerung des russischen Consuls in Königsberg, den Paß eines Literaten zu visiren, welcher sich nach Moskau begeben wollte, um von dort über die Feierlichkeiten bei der Kaiserkrönung zu berichten, scheint nicht ganz in die Erwartungen derer hineinzupassen, welche von Rußland eine unbedingte Aenderung seines bisherigen Systems voraussetzten. Die Zeitungs-Nachricht fügt zwar hinzu, daß der russische Consul sein Visum deswegen verweigert, weil jener Literat schon wegen Preßvergehens bestraft worden sei, wir glauben indessen, daß auch nichtbestrafte Literaten Schwierigkeiten haben werden, sowohl während der Kaiserkrönung nach Moskau, als überhaupt nach Rußland zu kommen. Die bisher gemachten Erfahrungen haben für die russische Regierung wenig Ermunterndes, und Vorsicht erscheint wenigstens gerechtfertigt, wenn auch der Presse nicht verzeihlich. Noch neuerdings geben die Briefe Horace Vernet's über seinen Aufenthalt in Rußland einen Beleg dafür, wie dankbar die Feder ist! — Mit Güte und Gnade, Auszeichnung und Belohnung überschüttet, tritt Horace Vernet, wenigstens stellenweise, in die Fußtapfen Custine's. Man mag die Vorsicht der russischen Regierung tadeln, aber verdenken kann man sie ihr nicht. Die russische Regierung läßt nicht allein keine deutschen Schriftsteller in's Land, wenn sie in der offen verkündigten Absicht kommen wollen, über Rußland zu schreiben, sondern sie thut auch nichts — nicht das Geringste, — um sich dienstfertige deutsche Federn zu ihrer Vertheidigung zu gewinnen, obgleich es an Anerbietungen dazu nicht gefehlt hat; so erzählt man sich wenigstens. Auch jetzt noch nicht, wo Rußland mit seiner Vergangenheit gebrochen haben soll und angeblich mit vollen Segeln einer neuen liberalen Zukunft entgegensteuert. Alles, was die russenfeindliche, also die gesammte liberale, Presse von Bestechungen, von in Sold nehmen deutscher Zeitungen und deutscher Schriftsteller erzählt, beweist sich jetzt als die vollständigste Lüge. Nicht einmal eine regel-

mäßige Correspondenz von dort her läßt sich selbst mit den schwersten Opfern organisiren, und wir möchten jede deutsche Zeitung auffordern, auch nur ein Beispiel anzuführen, wo die russische Regierung irgend etwas für oder gegen die deutsche Presse gethan, — aber unser Gegenstand ist die Sache, nicht Persönlichkeiten oder chronique scandaleuse. — Selbst der „Nord" beweist sich jetzt — allen Verdächtigungen der liberalen Presse zum Trotz — als das Unternehmen und die Förderung russischer Privaten, so wie einst die „Neue Preußische Zeitung" in Berlin entstand, — hoffentlich weiß man das jetzt sehr genau und umständlich, — ohne Unterstützung der Regierung. Sollen wir unsere Wahrnehmungen zusammenfassen, so müssen wir sagen, Rußland thut nichts für die Presse, weder anregend, noch belehrend, aber es thut auch nichts gegen die Presse, als was die schwarze Farbe vermag, die von der sogenannten ausländischen Censur über die Stellen gepinselt wird, von denen die Organe der Regierung nicht wollen, daß sie in Rußland bekannt werden. Damit ist das mancherlei Raisonnement über Rußland und seine Benutzung oder auch nur Beachtung der Tagespresse vollkommen abgethan.

Eine Abstimmung von 274 gegen 80 Stimmen hat im englischen Parlamente das Ministerium Palmerston von jeder Verantwortlichkeit in der Crampton-Frage gegen die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika freigesprochen und eine mit siegender Beredtsamkeit gegebene Antwort des Premier-Ministers die Opposition zum Schweigen gebracht. Alle Zeitungen bemühen sich, je nach ihrer politischen Färbung, diese unstreitig schlagende Majorität zu erklären, und abermals kommen sie dahin überein, daß das Unterhaus in seiner jetzigen Zusammensetzung nicht mehr lebensfähig sei. Die Frage selbst bleibt für den nicht-englischen Beurtheiler eben so unentschieden wie vorher, und keine Abstimmung, ja selbst die Unanimität des Unterhauses wird nicht genügen, die klar vorliegenden Thatsachen abzuleugnen oder durch rabulistische Erklärungen zu entstellen. Für den Deutschen liegt der Vergleich dessen, was in Amerika geschehen, mit dem, was wir auf Helgoland und selbst in Köln geschehen sahen, zu nahe, als daß ihm noch der geringste Zweifel darüber bleiben könnte, auf welcher Seite das Recht und auf welcher Seite das Unrecht war. Wie sich diese Abstimmung mit dem Factum verträgt, daß der englische Gesandte aus den Vereinigten Staaten ganz unverblümt ausgewiesen worden ist, daß sich noch in diesem Augenblicke kein englischer Gesandter in Washington, wohl aber Mr. Dallas ungestört in London befindet, ist freilich nicht wohl abzusehen. Nach dem reinsten aller constitutionellen Systeme ist aber eine Abstimmung im Parlamente die vollkommene, unzweifelhafte und unumstößliche Meinung der Mehrheit des englischen Volkes, demnach auch diese Sache — beigelegt. Der englische Gesandte in Persien bleibt eben-

falls von dort ausgewiesen. Beide Fälle erklärt Lord Palmerston als ein ungerechtfertigtes Verfahren fremder Regierungen gegen England, und beide Fälle sind dessenungeachtet keine Ursache zu Repressalien! — Er sieht zwei seiner Beamten von den Regierungen, bei denen sie Großbritannien vertreten sollen, beleidigt, erklärt die Beleidigung nicht allein für unverdient, sondern auch für unveranlaßt, und steckt doch den „gross affront“ — wir citiren wörtlich — ruhig ein. Die Consequenzen dieser neuesten Wendung britischer Staatsweisheit werden so wenig ausbleiben, als die des Krieges gegen Rußland ausgeblieben sind und schon jetzt in allen Klassen des englischen Volkes gefühlt werden. Daß der britische Premier-Minister in seiner siegreichen Antwort in ein und demselben Athem die Regierung der Vereinigten Staaten herabwürdigt und ihr Fehler vorwirft, während er sich den Beschlüssen derselben unterwirft, und darin keine Veranlassung zu ernster Abweisung findet, ist nach Allem, was die letzten Jahre von Lord Palmerston gebracht, wohl kaum noch zu verwundern. Wir haben einen allerdings heftigen, aber in seinen Argumenten unstreitig ehrlichen Artikel der „Preß“ vor uns liegen, welcher sagt: Die Folge von dem Allen wird sein, daß ein tiefer Groll auf beiden Seiten zurückbleibt, daß alle Elemente zum Streite thätig bleiben, und daß es nur eines Hauches bedarf, um die helle Flamme hervorbrechen zu lassen. Es ist falsch, — und falscher als je ein englischer Minister etwas vor dem Parlamente behauptet hat, — daß die Sache beigelegt ist, und zwar „zu voller Zufriedenheit beider Regierungen!“ Die ganze Rede des Lord Palmerston beweist die vollkommene Falschheit dieser Behauptung, und wenn sie in Washington gelesen werden wird, wenn amerikanische Staatsmänner sie commentiren, so liegt der Schluß nahe, daß England weder den Muth hat, fest, — noch Grundsätze genug, — gerecht zu sein. Wenn Großbritannien diese Rede seines Premier-Ministers nicht verwirft, so hat es auch nicht mehr das Recht, wie sonst zu sagen: Fiat justitia, ruat coelum! — Nachdem Lord Palmerston so gesprochen und **274** Stimmen gegen **80** ihm Recht gegeben, müßte es sonderbar zugehen, wenn England ohne neue Demüthigung wieder einen Gesandten nach Washington zu senden unternehmen wollte. Von dem Standpunkt aus, auf den sich die englische Regierung in dieser Frage gestellt, ist jede Lösung der noch ungleich schwierigeren Frage wegen der mittel-amerikanischen Staaten geradezu unmöglich. Man wird sich bald genug überzeugen, — so schließt die „Preß“ — daß wir Recht gehabt haben.

Wappen-Sagen.

Mülinen.

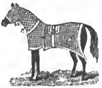
Herr Berthold von Mülinen,
Der Schultheiß, war zu Brug,
Der that für das Haus Oestreich
Manch' treuen Reiterzug.
Den Aargau und die Städte
Hielt er für Leopold,
Und selbst die blut'ge Agnes
War seiner Treue hold,
Die als ein Racheengel
Durch all' die Lande fuhr —
Des Vaters Tod zu rächen,
Das war ihr höchster Schwur;
Den Schwur hat treu gehalten
Die Ungarkönigin,
Dem Kaisermord zur Sühne
Schwand manch' Geschlecht dahin;
Sie kannte keine Gnade,
Schont' nie die Jugend zart,
Sie hieß die blut'ge Agnes,
Weil Blut sie nie gespart.
Seit ihres Vaters Tode,
Den Hans von Schwaben schlug,
Sah sie in allen Herzen
Verrath, Mord und Betrug;
Nur Berthold von Mülinen,
Er blieb der Einz'ge Mann,
War's, der nach vielen Proben
Vertrau'n ihr abgewann.
Er hielt die Erzherzoge
Bei ihrem guten Recht,
Sah am Schaffott verderben
Sein eigenes Geschlecht,
Er hielt in fester Treue
Und bis zum Ende aus
Bei seinem ersten Eide
Für Oestreichs hohes Haus.

Der deutsche Kaiser Heinrich
Den solche Treu' ergetzt,
Hat ihm die Fürstenkrone
Auf seinen Helm gesetzt

Und mit des Reiches Farben
Gebessert ihm den Schild,
Darin auf rothem Grunde
Des Mühlrad's Silberbild;
Hinfort im schwarzen Felde
Erglänzt das gold'ne Rad
Das noch den alten Wahlspruch:
Pura me movent! hat.
„So wie in klarem Wasser
Der Mühle Rad sich regt,
Ist rein zu allen Zeiten,
Was mich zur That bewegt!"

Inserate.

Sommer-Pferdedecken und Bruststücke zum Schnallen



empfehle ich in ordin. gestreifter Leinwand, à Stück 25 Sgr., feine, gestreifte leinene Decken, à 1 Thlr. 10 Sgr., desgl. carrirte, à 1 Thlr. 15 Sgr. und 1 Thlr. 20 Sgr., schwere, höchst elegante, hell- und dunkelcarrirte Drillich-Decken, à Stück 2 Thlr. 10 Sgr., Engl. Gurthalfter v. Schlauchgurt, à 1 Thlr. 2½ Sgr., Kirsey-Reitdecken, à 1 Thlr. 17½ Sgr., Sommer-Reitdecken, à 1 Thlr. 2½ Sgr., Englische Zäume mit Trense und Kandare, von 5 Thlr. 15 Sgr. an, leinene Deckengurte, à 11 Sgr., desgleichen mit Kissen, à 23 Sgr., wollene Deckengurte mit Kissen, à 1½ Thlr., Fliegennetze, à Paar von 2 Thlr. 20 Sgr. an, sowie Striegeln, Kardätschen und alle Sorten wollene Pferdedecken, zu ähnlich niedrigen, doch festen Preisen. Aufträge von ausserhalb, wie das Zeichnen der Decken besorge prompt, und damit sich Jeder von der Güte der Waare ohne Nachtheil selbst überzeugen kann, nehme ich Gegenstände, welche nicht Beifall finden, zurück; Wiederverkäufern bewillige Rabatt.

Emil Wipprecht, in Berlin, Mauerstr. 76,
nahe der Leipzigerstr., gegenüber der Krausenstr.
2. Lager, in Potsdam, Brandenburgerstr. 30.

Fr. Austern, Hummern, so wie sämmtliche **Französische, Englische** und **Ital. Delicatessen,** namentlich alle Sorten Französ. Liqueure, Französ. Geflügel und Genueser Früchte empfiehlt

Julius Ewest, Hof-Lief. Sr. Kgl. Hoh. des Prinzen von Preußen, Friedrichsstraße 82, Ecke der Behrenstraße.

Gewicht: 16 Loth. **Surtout de France.** **Preis:** 5 u. 6 Thlr.

Dieser **Ueberzieher,** von rein wollenem Stoff, ist für die warme Jahreszeit das zweckmäßigste Kleidungsstück. Seine außerordentliche Leichtigkeit und gefällige Form machen ihn gleich unentbehrlich für die Reise, den Landaufenthalt und die Promenade. — Er ist während der Sommer-Saison in einer sehr glänzenden Auswahl und in den beliebtesten Farben in meinem Magazine vorräthig.

LOUIS LANDSBERGER,
am Gensd'armen-Markt.

EAU de LIS.

Extra feinster Schönheitssaft,

(nicht mit der sogenannten Lilionese zu verwechseln),

wird unter Garantie des Erfolges verkauft. Alle Tage einige Tropfen angewendet, macht die Haut blendend weiß, schützt und entfernt **Sommersprossen — Sommerbrand — Sonnenstich — Boutons — Pusteln — Schwinden — Kupferausschlag — Hitze — Leberflecken — bleiche und kränkliche Gesichtsfarbe,** das Gesicht bekommt und erhält durch Anwendung ein jugendliches, gesundes Aussehen und eine zarte Röthe. Nur allein in Deutschland ächt zu haben, à Flacon 20 Sgr., 3 Flacons 1 Thlr. 15 Sgr.; grand Flacon 1 Thlr. 10 Sgr., 3 Flacons 3 Thlr., in rosa und weiß, bei

LOHSE, **Jägerstrasse 46 in Berlin,** **Maison de Paris.**

Briefe frei, Emballage wird nicht berechnet.

Nur für die aus meinem Hause bezogenen Artikel kann ich Garantie leisten, da meine Firmasignatur „LOHSE" von Handeltreibenden nachgemacht wird, um das Publicum durch äußerliche Nachahmung zu täuschen. Niederlagen existiren nirgends in den Provinzen.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Eine dreifragige Preisaufgabe.

(Fortsetzung.)

Während der Herrschaft des sogenannten Merkantilsystems und mit Hülfe desselben war die Idee des modernen Staates zur Anerkennung gekommen. Die mannichfaltigen Zwischenglieder, welche im Feudalstaate zwischen der Staatsgewalt und den Unterthanen bestanden, waren, wenn auch noch nicht äußerlich weggeräumt, so doch innerlich durchbrochen, und die Regierungen mit den Regierten in unmittelbare Verbindung getreten. Die Angelegenheiten der Regierten wurden dadurch zu öffentlichen Angelegenheiten: es war nicht mehr Sache der Corporationen, sondern Sache der Staatsgewalt, für Wohlstand, Bildung, religiöse und sittliche Erziehung, überhaupt für das Wohlbefinden der Staatsgenossen zu sorgen. Salus populi suprema lex esto. In diesem Satze, glaubte man, sei die Aufgabe der Regierung zusammengefaßt.

Die Regierungen übernahmen es aber nicht bloß, für die Wohlfahrt des Volkes Sorge zu tragen, sondern sie thaten dies so, daß sie, bevormundend, die Mittel und Wege vorschrieben, welche zur Erreichung dieses Zieles einzuschlagen seien. Sie bedurften also und erstrebten zur Lösung der ihnen gestellten Aufgabe eine unbeschränkte Gewalt (imperium absolutum). Diese wurde ihnen auch willig zugestanden von Allen, welche von den Maßnahmen derselben Vortheil zogen, und so lange dies der Fall war. So eifrig sich aber auch die Regierungen die salus populi mochten angelegen sein lassen, es konnte nicht fehlen, daß sie dabei oft mit den Interessen eines größeren oder geringeren Theiles der Regierten in Widerspruch geriethen. Hierdurch wurden in mehreren Staaten ernstliche Kämpfe herbeigeführt.

Den Staatswissenschaften erwuchs daraus die Aufgabe, diesen Widerspruch aufzulösen und zu zeigen, wie mit der Pflicht der Regierung, für das Gemeinwohl Sorge zu tragen, das Interesse der Privaten zu vereinigen sei. Daß dies durch Bevormundung, d. h. eine die Handlungen der Einzelnen leitende, jedem Individuum den Kreis seiner Wirksamkeit vorschreibende Anordnung der Verhältnisse, nicht geschehen könne, ist unschwer einzusehen; denn abgesehen davon, daß, um die Interessen Aller und jedes Einzelnen vorschreibend zu leiten, der Regierung

eine so genaue Kenntniß der Bedürfnisse und Fähigkeiten aller Glieder des Volkes beiwohnen müßte, wie sie durch kein Mittel zu gewinnen ist, so würde es, auch bei der vollkommensten Einsicht, an den Mitteln gebrechen, die zu treffenden Anordnungen überall zur Ausführung zu bringen; denn es ist nicht genug, das Gute zu befehlen, sondern man muß auch im Stande sein, dem Befehle Nachdruck zu geben. Wie aber sollte die bloß äußere Gewalt des Staates zu diesem Zwecke hinreichen?

Was für den Menschen ein Gut werden soll, das kann ihm nicht bloß von außen gegeben werden, er muß es sich eben so sehr erwerben, er muß daran seine eigene Kraft bethätigen, es muß eine Frucht seines Fleißes, seiner Anstrengung und Bemühung und zugleich seines Wollens sein. Es muß darin eine Befriedigung auch seiner Subjectivität liegen.

Diese Befriedigung der Subjectivität nun aber glaubte man nur so sicher stellen zu können, daß man der Regierung jede positive Wirksamkeit absprach. Sie sollte sich daran genügen lassen, das Böse zu verhüten. Das Gute hervorzubringen sei Sache des Individuums, denn das müsse aus dem eigenen Entschlusse eines Jeden hervorgehen. Mit andern Worten: die Aufgabe des Staates ist nicht das Gute zu erzeugen, denn das kann durch keine Macht geschehen, nicht die Handlungen der Individuen hervorzurufen, denn diese müssen aus ihrem eigenen Antriebe erfolgen, sondern nur den Unterthanen einen allseitigen Schutz zu gewähren, damit sie selbst die Güter, welche sie begehren, erwerben konnten.

„Sicherheit des Eigenthums im ausgedehntesten Verstande und schlechterdings allerhöchsten Grade, so für Alle wie für Einen, so für Einen, wie für Alle, unverletzliche durchgängige Gerechtigkeit ohne irgend einen Zwang zu irgend einem andern Ende, wäre diesem nach jenes Mittel und sein Name, welches sicher, unveränderlich und offenbar wie bei gesellschaftlichen Thieren der Instinct, den Menschen dahin leiten könnte, wo sich das Beste Aller und das Beste eines Jeden unwiderstehlich vereinigte.“ [1])

So wie nun auf allen übrigen Lebensgebieten die Subjectivität zum Princip und Ausgangspunkt aller Bestrebungen gemacht wurde, — wie man das Wissen auf das Zeugniß der Sinne zurückführte, mit Verwerfung aller angeborenen Ideen, wie die Religion nur ethischen Zwecken dienen und ihre Dogmen an der menschlichen Vernunft das Maaß ihrer Wahrheit haben sollten, wie alle Sittlichkeit das Gefühl — sei es bloß das Gefühl der Lust und Unlust oder ein mehr geistiges oder specifisch sogenanntes moralisches Gefühl, — zur Grundlage haben sollte, — so wurden namentlich alle die Wirthschaft betreffenden Fragen auf das Interesse und die Selbstliebe zurückgeführt.

---

[1]) Worte F. H. Jacobi's.

Anfänglich wurde, wie dies in der Natur der Sache liegt, das Princip nur benutzt, um einzelne Fragen aufzulösen und diese oder jene Einrichtung zu vertheidigen oder anzugreifen. So hatte sich z. B. Montesquieu in seinen lettres Persanes desselben bedient, um die Frage zu lösen, ob der Luxus für den Staat und die gesellschaftliche Entwickelung vortheilhaft sei. Sir Dudley North [1]) und später Vanderlint [2]) — auf welchen Dugald Stewart als einen Vorläufer von Hume und Adam Smith hinweis't —, so wie William Richardson [3]), — dessen Schrift von Ad. Smith irrthümlich Sir Mathew Decker zugeschrieben wurde — suchten mit Hülfe desselben die Nothwendigkeit eines freien Handelsverkehrs nachzuweisen. David Hume endlich gab demselben einen klaren Ausdruck [4]) und führte mehrere der wichtigsten Fragen auf dasselbe zurück in seinen 1752 erschienenen Political Essays.

Um dieselbe Zeit wurde in Frankreich der erste Versuch gemacht, ihm eine praktische Gültigkeit zu verschaffen, wodurch dann auch die theoretische Durchbildung desselben herbeigeführt wurde.

Der Mann, welcher hierzu vorzüglich beigetragen hat, ist Jean Claude Marie Vincent, später Herr von Gournay. [5]) Er ist der Begründer und geistige Urheber der sogenannten Physiokratie, und durch seine Thätigkeit im Staatsdienste, trotz der Kürze desselben, ein vorzügliches Werkzeug zur Herbeiführung der Revolution von 1789 geworden.

Gournay hatte sich ursprünglich dem Kaufmannsstande gewidmet und schon im 17. Lebensjahre die selbstständige Leitung eines Handelshauses in Cadix übernommen. In Angelegenheiten desselben war er 1744 nach Frankreich gekommen. Bei dieser Gelegenheit kam er mit dem damaligen Marine-Minister, Grafen Maurepas, in Berührung, mit dem er von dieser Zeit an einen Briefwechsel unterhielt. Er reiste dann nach Holland, ging nach Hamburg und von da nach England, wo er die Nachricht von dem Tode seines Freundes und Geschäftsgenossen, Jametz Villebarre, erhielt, der ihn zum Universalerben seines Vermögens gemacht hatte, worunter sich auch die Herrschaft Gournay befand, deren Namen er von nun an führte. Er zog sich nun vom Handel zurück (1748), indem ihn Maurepas bewog, in den Dienst des Staates zu treten. Zu diesem Ende kaufte sich Gournay (1749) die Stelle eines conseiller au grand conseil und wurde dann (1751) Intendant des Handels.

Die Grundsätze, welche er von nun an in der Verwaltung gel-

---

[1]) Man findet Näheres über ihn bei M'Culloch in dem introductory discourse zu Ad. Smith's Wealth of the nations. Ausgabe in einem Bande p. 29, bei Travers Twiss, p. 83 sq., bei Roscher: Zur Geschichte der englischen Volks-Wirthschaftslehre. S. 85.

[2]) S. M'Culloch Introd. Disc. p. 35.

[3]) Ebendaselbst.

[4]) Dies that er durch Aufstellung des Satzes: jedes Ding muß mit Arbeit erkauft werden und unsere Begierden sind die einzigen Ursachen der Arbeit. —

[5]) geb. zu St. Malo 1712 und gest. zu Paris 1759.

tend zu machen suchte, hatte er sich theils in seinem Geschäftsleben, theils durch Lectüre der Schriften von Jan de Witt, Petty, Davenant, Gee, Child und Anderen, so wie durch Beobachtung auf seinen Reisen gebildet. Sie waren also nicht aus den Bedürfnissen und Zuständen des französischen Volkes erwachsen, sondern von außen, aus den Erfahrungen eines im Auslande befindlichen Handelshauses und den Urtheilen ausländischer Schriftsteller, als speculative Wahrheiten, hinzugebracht worden. Solche auf der Erfahrung des Geschäftslebens und wissenschaftlicher Untersuchung beruhende Grundsätze konnten der Verwaltung von Nutzen sein, wenn sie in dem Handelsamte bei der Entscheidung der vorkommenden Fragen mit berücksichtigt wurden. Sie waren aber sicherlich nicht die Principien, auf welche die Leitung der Gewerbs- und Handelsverhältnisse eines großen Landes ausschließlich zu gründen war.

Vermöge dieser Grundsätze nun, glaubte Herr von Gournay, seien vor Allem im Innern des Landes sowohl als gegen das Ausland alle Beschränkungen des Gewerbebetriebes, so wie des Verkehrs zu entfernen, die Zünfte aufzuheben, die Vorschriften, welche man einst gegeben hatte, um die Gewerbtreibenden zu nöthigen, gute und brauchbare Waaren zu liefern, zu beseitigen, alle Stapel- und Umschlagsrechte, Marktprivilegien, Ausfuhrhindernisse und was der Art mehr war, als eben so viele „Mißbräuche“ abzuschaffen.

„Herr von Gournay wußte wohl, daß mehrere dieser Mißbräuche, denen er sich widersetzte, einst in einem großen Theile Europa's bestanden und daß selbst auch in England noch Spuren (!) davon übrig waren, aber er wußte auch, daß die englische Regierung einen Theil derselben zerstört hatte, und daß, wenn noch einige (!) derselben übrig geblieben waren, dieselbe, weit entfernt, sie als nützliche Einrichtungen anzusehen, bemüht wäre sie einzuschränken, zu verhindern, daß sie sich erweiterten, und sie nur noch duldete, weil die republikanische Verfassung bisweilen der Abschaffung von Mißbräuchen Hindernisse in den Weg legt, wenn diese Mißbräuche nur verbessert werden können durch eine Gewalt, deren nützlichste Anwendung für das Volk immer sein Mißtrauen erweckt. Er wußte endlich, daß seit einem Jahrhundert alle aufgeklärten Personen sowohl in Holland als in England diese Mißbräuche als Reste gothischer Barbarei und der Schwäche der Regierungen betrachteten, welche weder die Wichtigkeit öffentlicher Freiheit gekannt, noch sie zu schützen gewußt hätten gegen die Uebergriffe des Monopolgeistes und des Privatinteresses.“ So berichtet uns sein Freund.

Nächst den Verkehrsbeschränkungen war es der hohe Zinsfuß, welchen Gournay als ein Hinderniß für den französischen Gewerbebetrieb betrachtete. Aber er war der Meinung, daß auch hier die freie Concurrenz unter den Capitalisten das Meiste thue, daß die Regierung daher keine Gesetze geben solle, wo das freie Uebereinkommen ausreicht,

vorzüglich aber, daß sie selbst nicht die Schuldner und Borger vermehren solle, sei es durch Aufnahme von neuen Anleihen, sei es durch Unregelmäßigkeit in der Erfüllung ihrer Zahlungsverbindlichkeiten.

Eine andere Gattung von Hindernissen für den Fortschritt des Gewerbfleißes fand Gournay in den Einrichtungen des Steuerwesens, nicht sowohl wegen der Größe derselben, als wegen ihrer Mannichfaltigkeit, der Ungleichheit in der Veranlagung und Belästigung bei der Erhebung. Besonders schienen ihm die indirecten und den Handel und Verkehr belästigenden Steuern eine Hauptursache des Darniederliegens der Gewerbe zu sein. Er erachtete als die vorzüglichste Aufgabe eines Handelsamtes, nicht sowohl den Handel zu leiten, als vielmehr denselben gegen die fiscalischen Uebergriffe zu schützen. Er glaubte, daß die Steuern in letzter Analyse vom Grundbesitzer bezahlt würden, und daß folglich, wenn die Steuern dem Grundbesitz direct aufgelegt würden, das Land und die Eigenthümer die gesammten Kosten der Zollbewachung und Erhebung der Steuern gewönnen.

Daß Gournay mit diesen Grundsätzen bei dem größten Theile seiner Collegen im Handelsamte Widerspruch fand, ist leicht zu ermessen. Er arbeitete zu seinen Gutachten ausführliche Denkschriften aus, allein auch sie verfehlten die gewünschte Wirkung. Um den sich ihm entgegenstellenden Widerstand zu brechen, schien ihm daher das beste Mittel, sich an die Literatur und die öffentliche Meinung zu wenden.

Zu diesem Zwecke übersetzte er nicht nur selbst (1752) zwei Abhandlungen über den Handel und die Geldzinsen, von Josias Child und Thomas Culpeper, welche er auch (1754), jedoch ohne die Anmerkungen, die er dazu gemacht hatte, dem Druck übergab, sondern er suchte auch Schriftsteller zur Behandlung dieser Fragen anzuregen und übergab ihnen zu diesem Ende theils die von ihm selbst verfaßten Denkschriften, theils wies er sie auf die Schriften der Engländer hin. Besonders empfahl er die Lectüre der von Philipp Cantillon verfaßten Schrift: „Essai sur le commerce en général“, welche dadurch zur Grundlage für die Theorie der Physiokraten wurde.

In diesem Bestreben hatte er mehr Glück, als in seiner amtlichen Thätigkeit. Er rief eine Bewegung auf dem Gebiete der Literatur hervor, durch welche die wirthschaftlichen Fragen von nun an zu Hauptfragen der wissenschaftlichen Untersuchung gemacht wurden.

Unter den Männern, welche Gournay und seine Freunde für ihre Sache zu gewinnen wußten, befand sich auch Dr. Quesnay, der Leibarzt Ludwig's XV., welcher auf den König und die Marquise von Pompadour Einfluß hatte.

Quesnay hatte sich vorher nie mit wirthschaftlichen Untersuchungen beschäftigt. Er verdankte seine Kenntnisse in diesen Dingen erst der Lectüre der von Gournay empfohlenen Schriften, namentlich der eben angeführten Schrift von Cantillon, welcher er die Principien seines

Systems, so weit sie wirthschaftlicher Natur sind, entnahm.[1]) Er ließ sich bewegen, zunächst zwei Artikel in die große Encyclopädie zu schreiben.

Der erste derselben (Fermiers) erschien 1756. Er sucht darin den Vortheil des Pachtsystems vor der Wirthschaft der Halbbauern (Metayers) auseinander zu setzen und den großen Gewinn klar zu machen, welchen Frankreich aus der allgemeinen Einführung desselben in Bezug auf Getreidebau und Viehzucht ziehen würde. Er hat dabei überall die Ackerbauverhältnisse Englands — von denen auch Cantillon ausgeht — vor Augen. Den Unterschied zwischen beiden Systemen findet er darin, daß die Pachtwirthschaft auf Pferdegespann und Dreifelderwirthschaft, die Wirthschaft der Halbwirthe auf Ochsengespann und Zweifelderwirthschaft (Wechselwirthschaft) beruhe. Die Mittel zur Einführung des Pachtsystems findet er in der Freigebung der Getreideausfuhr und der bessern Ordnung der Steuerverhältnisse. Auch scheint es ihm angemessen, daß die Pächtersöhne von der Conscription befreit würden.

Der zweite Artikel (Grains) erschien 1757. Er schließt sich an den ersten an und ist bestimmt, zu zeigen, wie die große Cultur und ihre Vortheile, die er durch eine Berechnung klar zu machen sucht, für Frankreich durch eine gute Handelspolitik und Steuergesetzgebung gewonnen werden könnten. Sich darauf stützend, daß technische Gewerbe und Handel den Ackerbau voraussetzen, behauptet er, der Ackerbau sei die einzige Quelle des Reichthums der Völker und müsse folglich auch möglichst reichlich fließen. Die Mittel dazu sind: 1) die freie Ausfuhr der inländischen Ackerbauerzeugnisse, besonders des Getreides, und Verarbeitung der inländischen Rohstoffe durch die technischen Gewerbe sowohl für den inländischen Verbrauch, als für den Ausfuhrhandel; 2) eine angemessene von jeder Bedrückung und Ungewißheit freie Besteuerung, als deren Grundlage er den Pachtzins ansieht. Der Aufsatz zeichnet sich vor andern Schriften Quesnay's und seiner Schule dadurch aus, daß er von jeder Schulterminologie frei ist, und besonders sind die Regeln der Handelspolitik klar, übersichtlich und besser als in den spätern Schriften dargestellt.

Im Jahre 1758 hatte Gournay den Staatsdienst, vorzüglich wegen einer Krankheit, an der er auch 1759 starb, verlassen. Von nun an trat der Dr. Quesnay als ökonomischer Reformator auf. Er wollte jetzt nicht mehr bloß dazu beitragen, einige practische Fragen lösen zu helfen, sondern er wollte die natürliche Ordnung der Dinge wieder herstellen, von der, wie er behauptete, die in den Staaten bestehenden Gesetze und Einrichtungen wesentlich abwichen. In dieser Absicht gab er am Ende des Jahres 1758 das Tableau économique

[1]) Daß Quesnay seiner Erziehung auf dem Lande seine Einsicht in diese Dinge verdankt haben soll, ist eine bloße Fabel, die erfunden worden ist, um ihn als ersten Begründer dieser Lehren aufstellen zu können.

heraus. Dasselbe enthielt nach der Angabe von Forbonnais: 1) eine in Zahlen veranschaulichte Darstellung der Vertheilung der jährlichen Producte des Landes an die verschiedenen Klassen der Gesellschaft; 2) unter dem Titel: Extrait des économies royales de M. Sully, eine Darstellung der allgemeinen Grundsätze für die ökonomische Verwaltung eines auf den Ackerbau gegründeten Staates mit erläuternden, den Text an Umfang übersteigenden Anmerkungen. Diese ursprüngliche Darstellung der physiokratischen Theorie ist ganz aus dem Verkehre verschwunden. Dagegen besitzen wir eine verbesserte und vermehrte von Dr. Quesnay selbst herrührende Bearbeitung derselben in den beiden von Dupont (de Nemours) in der „Physiocratie" mitgetheilten, auch von Eugène Daire in den ersten Band der „Physiocrates" wieder aufgenommenen Abhandlungen: 1) Analyse du tableau économique, und 2) Maximes générales du gouvernement économique d'un royaume agricole et notes sur les maximes. Von denselben befindet sich noch eine andere kleine Schrift Quesnay's unter dem Titel: Le droit naturel. Diese drei Schriften enthalten die Grundlage des ganzen physiokratischen Systems. Die übrigen Schriften von Quesnay dienen nur zur Erläuterung und Vertheidigung der hier niedergelegten Grundsätze.

Das kleine Schriftchen: Le droit naturel, entwickelt in einer freilich etwas schwerfälligen und schwerverständlichen Form die rechtsphilosophischen Grundlagen und Gesellschaftsprincipien, auf welchen die Physiokratie beruht. Dieselben lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen:

Der Mensch besitzt ein natürliches Recht auf die Dinge, welche zu seinem Genusse geeignet sind, allein dieses Recht erstreckt sich nicht weiter, als auf diejenigen, welche er sich durch seine Arbeit angeeignet hat.

Im bloßen Naturzustande würde der Mensch darauf beschränkt sein, sich die Erzeugnisse anzueignen, welche die Natur von selbst hervorbringt, ohne sie, weil es an dem nöthigen Schutz und der Sicherheit des Eigenthumes fehlt, vermehren zu können. In diesem Zustande würde daher das Menschengeschlecht sich weder sehr vermehren, noch Fortschritte in Kunst und Wissenschaft machen und seine geistigen Anlagen und Fähigkeiten entwickeln können. Der Naturzustand ist daher der für den Menschen widernatürliche Zustand, und sein natürlicher Zustand vielmehr der gesellschaftliche Zustand. Weit gefehlt daher, daß dieser seine Rechte beschränke und beeinträchtige, gewährt er vielmehr eine Erweiterung und Ausdehnung derselben.

Im natürlichen Zustande kann der Mensch nur bewegliches Eigenthum besitzen, weil es ihm an der nöthigen Sicherheit gebricht. Im gesellschaftlichen Zustande dagegen wird er befähigt, die Producte seines Fleißes auf die Cultivirung des Bodens zu verwenden, und dadurch den Ertrag seiner Arbeit zu erhöhen. Dadurch entsteht das Eigenthum an Grund und Boden.

Das Grundeigenthum ist sonach die Folge der auf die Cultivirung des Bodens verwendeten Auslagen. Diese sind der ursprüngliche Preis desselben. Das Eigenthum an Grund und Boden ist aber in der natürlichen Ordnung begründet oder, was dasselbe sagt, es ist von Natur recht, weil ohne dasselbe der Mensch auf die bloße Erhaltung seiner Existenz beschränkt sein würde.

Die Einführung des Eigenthums erfordert aber zugleich die Errichtung einer Gewalt, welche im Stande ist, jeden Einzelnen bei seinem Eigenthum zu schützen und dasselbe gegen innere und äußere Gefahren sicher zu stellen.

Da aber die natürliche Ordnung es ist, welche das Eigenthum einführt und die Schutzgewalt nöthig macht, so ist es auch die Pflicht derselben, die natürliche Ordnung aufrecht zu erhalten und für die Sicherheit des Eigenthums zu sorgen. „Die erste Fürsorge derselben muß daher sein, Einrichtungen zum öffentlichen und Privatunterricht in den Gesetzen der natürlichen Ordnung zu treffen, welche die oberste Regel aller menschlichen Gesetzgebung und aller bürgerlichen, staatlichen, ökonomischen und socialen Führung d. h. Regierung bilden. Ohne diese Fundamental-Einrichtung kann die Regierung und Führung der Menschen nur Finsterniß, Verirrung, Verwirrung und Unordnung sein, denn ohne die Kenntniß der natürlichen Gesetze, welche zur Grundlage für die menschliche Gesetzgebung und als oberste Regeln für die Führung der Menschen dienen, giebt es keine Einsicht in Recht und Unrecht, natürliches Recht, physische und moralische Ordnung; keine Einsicht in den wesentlichen Unterschied des gemeinen und privaten Interesses, die Realität der Ursachen des Glückes und Verfalles der Völker, keine Einsicht in das Wesen des Guten und Bösen, der geheiligten Rechte derer, die befehlen, und der Pflichten derer, welchen die sociale Ordnung Gehorsam vorschreibt."

Damit also die Menschen gut, gerecht, glücklich und wohlhabend werden, dazu ist es nöthig, daß die Staaten das physiokratische System annehmen und alle öffentlichen Einrichtungen darnach treffen, daß die Völker in demselben erzogen und unterrichtet werden, damit sie im Stande sind, dasselbe zu befolgen und sich glücklich machen zu lassen.

Die Schrift „Analyse du tableau économique" enthält zunächst die Eintheilung der Gesellschaft in drei Klassen, nämlich die productive Klasse, die Klasse der Eigenthümer und die unproductive Klasse. Die productive Klasse umfaßt alle diejenigen, welche unmittelbar mit dem Ackerbau beschäftigt sind, die Landwirthe und ihre sämmtlichen Arbeiter. Die Klasse der Eigenthümer begreift das Staats-Oberhaupt, die Grundbesitzer und Zehnt-Herren. Die unproductive Klasse umfaßt alle Staatsgenossen, welche mit andern Arbeiten, als denen der Landwirthschaft beschäftigt sind.

Die productive Klasse hat ihren Namen daher, weil sie durch ihr

Capital — oder was im Systeme die ursprünglichen und jährlichen Auslagen genannt werden — die jährliche Reproduction des Reichthums bewirkt. Die ursprünglichen Anlagen bestehen in dem zum Betriebe der Wirthschaft nöthigen Auslage-Capital, dem Viehstande, den Ackergeräthen, der ersten Aussaat. Die jährlichen Auslagen bestehen in den Kosten zur Unterhaltung der Arbeit von einer Ernte zur andern. Die erstern schätzt Quesnay auf das Fünffache der letztern.

Die Eigenthümer dürfen nicht mit der unproductiven Klasse vermengt werden; denn sie tragen zu der jährlichen Production bei, theils durch die Vorschüsse, welche sie ursprünglich machen mußten, um das Land urbar zu machen, theils weil sie stets einen Theil ihres Einkommens zur Ausbesserung von entstandenen Schäden und zu Meliorationen verwenden müssen.

Die dritte oder sterile Klasse trägt zur Vermehrung des Reichthums nichts bei, sondern — lebt von dem Aufwande, welchen die beiden anderen Klassen von ihrem Einkommen machen. Sie existirt blos von Arbeitslöhnen.

Die jährliche Production zerfällt demnach ursprünglich in zwei Theile. Der erste davon muß dazu dienen, den Ackerbauern oder Unternehmern der Cultur die Kosten, mit denen das Ganze erzeugt worden ist, so wie die Zinsen für das Anlage-Capital zu erstatten. Diesen Theil nennen sie les reprises de la classe productive oder reprises de la culture. Wer diesen Theil der jährlichen Production antastete, der würde die Grundlage der Gesellschaft antasten. Im Gegentheil hat man alle Ursache, dafür zu sorgen, daß das Capital der Landwirthe sich vermehre; denn die jährliche Ernte muß im Durchschnitt um so reicher ausfallen und das Einkommen der Gesellschaft um so größer sein, je größer das Capital ist, welches der Landwirth auf den Ackerbau verwenden kann. Der andere Theil des Einkommens bildet den Reinertrag und macht das Einkommen der Grundbesitzer aus.

Was so von dem jährlichen Ertrage des Landes an die beiden Klassen, welche dazu berechtigt sind, vertheilt wird, das dient theils zur Ernährung derselben, theils können sie sich dafür andere Bequemlichkeiten verschaffen. Dies giebt Veranlassung zu Gewerbfleiß und Handel und weiter Gelegenheit zur Ausbildung von Kunst und Wissenschaft. Diese Zweige der menschlichen Thätigkeit sind aber nicht productiv im eigentlichen Sinne des Wortes. Handwerker und Fabrikanten vermehren zwar den Werth der Rohstoffe, die sie bearbeiten, allein diese Vermehrung ist nur der Zuschlag dessen, was die Arbeiter während ihrer Arbeit an Nahrungsmitteln (Werkzeugen 2c.) verbrauchen. Es ist nur eine Erhöhung des Werthes um den Arbeitslohn. Sowohl die Stoffe, welche der Handwerker verarbeitet, als auch die Lebensmittel, welche er verzehrt, waren vor seiner Arbeit vorhanden; durch ihn wurde Beides nur in einem Producte verbunden. Eben so trägt auch der Handel nicht

zur Vermehrung der jährlichen Erzeugnisse bei; denn die Producte, welche ausgetauscht werden, mußten vor dem Austausche bereits vorhanden sein, und im Austausche wird immer nur gleicher Werth für gleichen Werth gegeben. Der Gewinn der Kaufleute ist nichts als der Lohn für die von ihnen geleisteten Dienste.

Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute und überhaupt alle, welche zu der unproductiven Klasse gehören, tragen daher nichts zur Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes bei, sondern müssen vielmehr von dem jährlichen Einkommen erhalten werden.

Um diese Vertheilung der jährlichen Production durch Zahlen zu versinnlichen, nimmt Quesnay an, daß mit einem Betriebscapital von 2 Milliarden eine jährliche Production im Werthe von 5 Milliarden gewonnen werde. Von diesen würden von der Klasse der Landbebauer an die Klasse der Besitzer der Revenüen 2 Milliarden bezahlt, wofür diese für 1 Milliarde Lebensmittel bei den Ackerbauern und für 1 Milliarde Manufacturen bei der unproductiven Klasse kauft und so ihre ganze Revenüe aufzehrt. Die unproductive Klasse erhält von den Revenüenbesitzern 1 Milliarde und 1 Milliarde von den Landbebauern, zusammen also 2 Milliarden, wofür sie von den Landbebauern für 1 Milliarde Rohstoffe zur Verarbeitung für das nächste Jahr und für 1 Milliarde Lebensmittel, zusammen also 2 Milliarden Producte, kauft, und folglich nichts übrig behält, „und man sieht," bemerkt dabei Quesnay, „daß hier nur Verzehrung und Vernichtung der Production und keine Wiedererzeugung stattfindet!" Die Klasse der Landbebauer oder Pächter erhält für die Producte 3 Milliarden, wovon 2 Milliarden zur Bezahlung der Grundrente und 1 Milliarde zur Anschaffung von Manufacturwaaren von der unproductiven Klasse dienen. [1])

Wegen dieser 1 Milliarde, welche der productiven Klasse noch zufließt über die Rückerstattung des Betriebscapitals und den Reinertrag, welchen sie als Rente an die Grundbesitzer zu zahlen hat, macht Dr. Quesnay eine Bemerkung, welche vorzüglich geeignet zu sein scheint, seine Einsicht in die Natur des ökonomischen Prozesses klar zu machen und zugleich über das System selbst Aufschluß zu geben. Er sagt nämlich, diese 1 Milliarde sei anzusehen als Interesse für das Anlagecapital, und habe den Zweck, theils das Anlagecapital stets in brauchbarem Zustande zu erhalten, theils sollten dadurch die durch Mißernten und andere Zufälle entstehenden Verluste ersetzt werden. Allein wenn dies der Fall ist, wie kann er dann im Tableau annehmen, daß diese 1 Milliarde „jährlich" für den Ankauf von Manufacturwaaren verwendet werde, und sodann, woher kommt es, daß nur das auf den Ackerbau verwendete Anlagecapital Interessen trägt, warum soll es nicht eben so sehr das Betriebscapital und das Capital, welches die

[1]) Ueber die dieser Berechnung zu Grunde liegenden Annahmen s. Quesnay's Erklärung Physiocrates I. p. 60.

unproductive Klasse ein Jahr lang vorschießen muß? Hier scheint der große Hiatus des Systems so klar als irgendwo zu Tage zu liegen. [1])

Schon in dem Artikel Grains in der Encyclopädie hatte Quesnay die Grundsätze der Verwaltung, welche er zur Hebung des Ackerbaues, als der einzigen Quelle alles Reichthums, für nöthig erachtete, übersichtlich zusammengestellt. Es sind dort 14 Sätze. In der Ausgabe des Tableau von 1758 sollen es 24 an der Zahl gewesen sein. In „Maximes générales du gouvernement économique d'un royaume agricole et notes sur ces maximes“ werden 30 aufgestellt. Sie entbehren zwar einer systematischen Ordnung, interessiren indeß die Regierung eines Staates fast nach allen Seiten.

Was zunächst die Verfassung des Staates betrifft, so erklärt sich Quesnay entschieden für die absolute Monarchie:

„Die höchste Gewalt,“ sagt er, „muß eine einige und über die einzelnen Glieder der Gesellschaft und alle ungerechten Unternehmungen der Privat-Interessen erhaben sein; denn der Zweck der Herrschaft und des Gehorsams ist die Sicherheit Aller und das erlaubte Interesse Aller. Das System der Gegengewichte in einer Regierung ist eine verderbliche Meinung, welche nur den Streit unter den Großen und die Unterdrückung der Kleinen hervorkommen läßt. Die Theilung der (Staats-) Gesellschaften in verschiedene Klassen von Bürgern, von denen ein Theil die höchste Gewalt über den andern ausübt, vernichtet das gemeinsame Interesse der Nation und führt den Zwiespalt der Privat-Interessen zwischen den verschiedenen Klassen von Bürgern ein: diese Theilung würde die Regierung eines auf Ackerbau gegründeten Königreichs umkehren, welches alle Interessen in einem Haupt-Objecte vereinigen muß, der Blüthe des Ackerbaues nämlich, welcher die Quelle aller Reichthümer des Staates und der Bürger ist.“

Um nun aber diese einzige Quelle alles Reichthums möglichst reichlich fließen zu machen, ist es das Interesse der Nation, daß Gewerbfleiß und Handel die größte Freiheit genießen, denn je freier die

---

[1]) Die der Analyse du tableau beigegebenen sieben „Observations importantes“ enthalten Erläuterungen der dem System zu Grunde liegenden Anschauungen. In der ersten derselben wird bemerkt, daß es für den Fortschritt der Nation wichtiger sei, daß die Rentenbesitzer Producte des Ackerbaues (Nahrungsmittel), als daß sie Manufacte verbrauchen und dadurch die classe stérile in Nahrung setzen; in der zweiten, daß die Verzehrung der Rentenbesitzer dem größten Theile nach eine unfruchtbare ist; in der dritten, daß in einem Lande, welches den höchsten Grad seiner Entwickelung erreicht und worin die Revenüen ihren höchsten Stand genommen, die Eigenthümer derselben zur Beschäftigung der unproductiven Klasse die Hälfte verwenden können; in der vierten, daß der den Landbebauern zufließende Antheil des Ertrags unter keiner Bedingung geschmälert werden darf; in der fünften, daß der auswärtige Handel nichts zu dem Einkommen der Nation hinzufügt, sondern nur ein Austausch von Producten gegen Producte ist; in der sechsten, daß die Größe des Reichthums eines Landes nach dem Werthe der Producte bei dem Verkaufe aus erster Hand, d. h. der Ackerbauer, berechnet werden muß, indem durch die Verarbeitung und den Betrieb keine Vermehrung des Reichthums stattfindet; in der siebenten endlich, daß Geldreichthum kein wahrer Reichthum ist, sondern das Geld nur dazu dient, den Verkehr zu vermitteln.

Concurrenz sowohl der inländischen Gewerbtreibenden und Kaufleute untereinander als gegen das Ausland, um so wohlfeiler wird den productiven Klassen der von ihnen geleistete Dienst zu stehen kommen, um so mehr Genüsse werden ihnen für denselben Aufwand zu Theil. Dies ist auch zugleich das Interesse der Gewerbtreibenden und Kaufleute; denn je größer das Einkommen der Nation ist, um so mehr Gewerbtreibende und Kaufleute ist sie zu beschäftigen im Stande.

Die Behinderung der Ausfuhr des inländischen Getreides und anderer Rohstoffe ist ein Hemmniß des einheimischen Ackerbaues und folglich eine Verstopfung der einzigen Quelle des Reichthums; „denn, wenn man den auswärtigen Handel mit Getreide und andern Erzeugnissen des Bodens hindert, so beschränkt man den Ackerbau auf den Stand der Bevölkerung, anstatt die Bevölkerung durch den Ackerbau zu vermehren. Der Verkauf der Producte des Bodens in's Ausland ist eine Vermehrung der Einkünfte aus dem Grundbesitz; diese Vermehrung des Einkommens vermehrt die Ausgaben der Eigenthümer; diese Vermehrung der Ausgaben zieht Leute in's Land; diese Vermehrung der Bevölkerung erhöht den Verbrauch der Ackerbau-Erzeugnisse; diese Vermehrung des Verbrauchs und der Absatz in das Ausland beschleunigen jedes an seinem Theil die Fortschritte des Ackerbaues, der Bevölkerung und der Einkünfte.

Die Freiheit und Leichtigkeit des Ausfuhr- und Einfuhrhandels mit Getreide stellt ferner eine Gleichmäßigkeit des Preises her, wodurch die Ungleichheit der Ernte bei den verschiedenen Völkern, indem sie den Mangel der einen durch den Ueberfluß der andern decken, beseitigt wird.

„Nun ist es aber erwiesen, daß, unabhängig von dem Absatz ins Ausland und einem höhern Preise, die beständige Gleichheit des Preises allein das Einkommen aus Grund und Boden um mehr als ein Zehntheil mehrt, daß sie die Culturanlagen erhöht und sichert, daß sie die übermäßigen Theuerungen, welche die Population vermindern, verhütet, daß sie die Werthlosigkeit der Producte, welche den Ackerbau kränkeln macht, verhindert. Anstatt dessen ist die Verhinderung des auswärtigen Handels Ursache, daß man oft Mangel an dem Nothwendigen leidet, daß der Ackerbau, welcher zu sehr nach den Bedürfnissen der Nation bemessen ist, die Preise nach Maßgabe der guten und schlechten Ernten schwanken läßt, daß durch diese Beschränkung des Ackerbaues ein Theil des Landes werthlos bleibt und kein Einkommen gewährt, daß die Ungewißheit des Absatzes die Pächter beunruhigt, sie von Verwendungen auf den Ackerbau abhält, die Pachtzinsen fallen macht, daß dieser Verfall immer mehr zunimmt, in dem Maße, als die Nation von dieser hinterlistigen Vorsicht duldet, welche sie endlich ganz zu Grunde richtet."

Will man, um dem Getreidemangel vorzubeugen, die Ausfuhr ins Ausland und die Anlegung von freien Magazinen hindern, so könnte

eine solche übel angewendete und verderbliche Vorsicht es sich eben so gut einfallen lassen, den Vertrieb des Getreides aus einer Provinz in die andere zu verhindern, wodurch offenbar die ärgsten Mißstände herbeigeführt werden würden.

Die Verhinderung der Einfuhr ausländischer Fabricate ist eine Verminderung des Werthes der inländischen Agriculturproducte, durch welche letzlich doch Alles bezahlt werden muß. „Ein Volk muß sich nur mit der Anfertigung von solchen Manufacturwaaren beschäftigen, wozu es die Rohstoffe im Lande besitzt und welche es wohlfeiler machen kann; es muß dagegen von den Ausländern die Waaren kaufen, welche diese wohlfeiler verkaufen, als sie ihm zu stehen kämen, wenn es sie selbst anfertigen wollte. Durch diese Käufe vom Auslande ruft man den gegenseitigen Handel hervor; denn wenn man nichts kaufen wollte und nur verkaufen, so würde man den auswärtigen Handel und die Vortheile der Ausfuhr der Ackerproducte vernichten, welche viel gewinnbringender ist, als die der Manufactur-Waaren. Ein ackerbautreibendes Volk muß den activen Handel mit Bodenerzeugnissen durch den passiven auswärtigen Handel mit Manufacturwaaren, welche man bei den Ausländern wohlfeiler kaufen kann, zu begünstigen suchen. Unter dieser Bedingung braucht man nicht zu fürchten, dem Auslande zinspflichtig zu werden."

Die Begünstigung der Manufacturen, und die Producte im Auslande abzusetzen, ist nachtheilig. Der Verkauf derselben ins Ausland könnte nur für diejenigen Länder Gewinn bringen, wo wegen der niedrigen Preise der nothwendigen Lebensbedürfnisse des Arbeiters der Lohn der Handarbeit gering ist, eine für die Erzeugnisse von Grund und Boden sehr ungünstige Bedingung. Auch darf sie nicht vorkommen in den Staaten, welche die Freiheit und Leichtigkeit des auswärtigen Handels genießen, welcher den Absatz und Preis der Landesproducte aufrecht erhält, und welcher glücklicher Weise den kleinen Gewinn vernichtet, den man aus dem auswärtigen Handel mit Manufacturwaaren ziehen könnte, der doch nur auf den Verlust begründet werden könnte, welcher aus den niedrigen Preisen der Ackerbauproducte hervorgehen würde.

Die Hoffnung, man werde auf diese Weise das Geld im Lande behalten und eine günstige Handels-Bilanz gewinnen, ist eine eitle und leere Täuschung. Das Geld ist bestimmt, zwischen den Völkern hin und her zu wandern, wie zwischen den Gliedern desselben Volkes; es geht aus den Ländern hinaus und kommt wieder zurück durch den ununterbrochenen Handelsverkehr. Man kann von ihm keinen andern Gebrauch machen, als den, den Austausch der Erzeugnisse zu erleichtern, in dem es als Zwischenunterpfand dient zwischen den Verkäufern und Käufern; denn die letzten Gegenstände des Austausches sind nicht das Geld. Das Geld kann nie fehlen in einem Lande, als weil es an übertragbaren Waaren mangelt. Man muß also nicht sein Augenmerk auf das Geld

richten, sondern auf den Austausch der Waaren, welche man zu verkaufen hat, und derjenigen, welche man dafür kaufen will. In diesem Austausche liegt der Vortheil, den sich die Handelnden verschaffen wollten. Sie drücken allerdings den Werth in Geld aus, weil das Geld das Maß ist, um den Werth der zu verkaufenden Waaren zu bestimmen, aber sie wissen sehr wohl, daß die meisten Handelsgeschäfte, und die beträchtlichsten obendrein, ohne die Dazwischenkunft des Geldes gemacht werden. Gute Wechsel werden im Handel angenommen und gekauft wie Geld, ohne daß durch die Abwesenheit des Geldes den Handelnden ein Nachtheil erwächst. Es ist also nicht das Geld, auf das beim Handel das Interesse der Völker gerichtet ist, sondern der Vortheil, den sie sich durch den Austausch der Waaren verschaffen.

Die Handels-Bilanz selbst ist eine Chimäre; denn um sie zu erhalten, müßte man mehr ausführen als einführen, also den inländischen Verbrauch vermindern. Diese Handels-Bilanz würde daher allen Klassen des Volkes ihre Subsistenzmittel entziehen und das ganze Volk verarmen und zu Grunde richten. Auch ist es unmöglich, mehr zu verkaufen als zu kaufen, da aller Handel nur Austausch ist. Mehr Geld vom Auslande zu haben als Waaren, ist kein Vortheil; denn Geldreichthum vermehrt nicht die Masse der Vorschüsse, welche für den Ackerbau gemacht werden. Diese bestehen vielmehr in Gebäuden, Thieren und was der Art mehr ist.

Eben so wenig als durch Beschränkung des auswärtigen Handels, ist es angemessen, die unproductiven Gewerbe durch Corporationen und andere Einrichtungen im Innern zu begünstigen; denn die Manufacturen und der Handel, welche die Unordnungen des Luxus unterhalten, häufen die Menschen und das Vermögen in den großen Städten an, stellen sich der Verbesserung der Landgüter entgegen, flößen Verachtung für den Ackerbau ein, vermehren über die Maßen die Ausgaben der Privaten, schaden der Unterhaltung der Familien, hindern die Vermehrung der Bevölkerung und schwächen den Staat.

Dagegen muß der Ackerbau auf alle mögliche Weise gefördert werden; das geschieht durch die Aufhebung der Beschränkungen, welche die freie Benutzung des Bodens hindern, durch die Beförderung und Erleichterung des Absatzes vermittelst verbesserter Wege und Erleichterung der Schifffahrt auf Canälen, Flüssen und dem Meere, besonders aber durch Beförderung der großen Cultur vor der kleinen und Hebung der Viehzucht.

Zur Erreichung dieser letzten Zwecke ist außer den genannten Einrichtungen vorzüglich eine richtige Besteuerung erforderlich.

Quesnay war bei seinen Untersuchungen überhaupt davon ausgegangen, daß es sich für Frankreich und die Förderung seines Ackerbaues besonders um eine zweckmäßige Anlegung der Grundsteuer handele, um die zerstörenden Wirkungen der taille zu beseitigen. Er wurde bald dar-

auf geführt, daß der Anhaltspunkt für die Besteuerung des Grundes und Bodens in dem Ertrage, welchen derselbe über die Culturkosten liefert und welcher sich in den Pachtzinsen ausdrückt, gefunden werden müsse. Indem er aber zugleich annahm, daß der Ackerbau allein einen Ueberschuß über die Auslagen gewähre, daß in allen andern Gewerben nichts weiter, als der Lohn der Arbeiter gewonnen werde, daß folglich eine Besteuerung derselben eine Erhöhung des Lohnes herbeiführen und mithin die ihnen aufgelegte Steuer von denen, welche sie beschäftigen, also von den Grundbesitzern, getragen werden müsse, so mußte er nothwendig zu dem Schluß kommen, daß in jedem Falle die Steuern von den Grundbesitzern getragen werden, und daß folglich die zweckmäßigste Art, sie zu erheben, diejenige sei, wornach sie direct von den Grundbesitzern entrichtet wird.

„Die wohleingerichtete Steuer, welche nicht durch eine schlechte Form der Auflegung in Raub ausarten soll, muß angesehen werden als ein von dem Reinertrage abgetrennter Theil des Einkommens eines Ackerbau treibenden Volkes, denn sonst würde sie keine Regel des Verhältnisses haben mit dem Reichthum des Volkes, noch mit dem Einkommen, noch mit dem Zustande der steuerpflichtigen Unterthanen; sie könnte allmählich Alles zu Grunde richten, ehe die Regierung es bemerkt.... Diese Steuer haftet dann als eine beständige, auf das Grundstück eingetragene Last auf demselben, und nicht der Grundbesitzer bezahlt sie, sondern die Nation aus ihrem Einkommen, denn der Grundbesitzer hat nur über den ihm zufallenden lastenfreien Theil des Einkommens zu verfügen... Aber man darf nicht aus den Augen verlieren, daß die Steuer nur das Einkommen, d. h. den jährlichen Reinertrag der Grundstücke, treffen darf und weder auf die Vorschüsse der Landwirthe, noch auf die mit der Arbeit beschäftigten Menschen, noch auf den Verkauf der Waaren gelegt werden darf, denn sonst würde sie zerstörend wirken.... Die Besteuerung der Vorschüsse der Landwirthe wäre eine Raub, keine Steuer, und würde den Ackerbau und den Wohlstand des Landes vernichten. Die Besteuerung des Lohnes der Arbeiter und des Verkaufes der Waaren wäre willkürlich; die Kosten der Erhebung würden die Steuer übersteigen und würden ohne Regel auf die Einkünfte der Nation und die des Staates fallen... Zu der Besteuerung der Arbeitslöhne und der Waaren müssen nothwendig kleine Seestaaten ihre Zuflucht nehmen, welche kein Land besitzen; auch haben große Staaten zeitweilig sich dieses Hülfsmittels bemächtigt, wenn der Ackerbau in einen solchen Zustand des Verfalles gerathen war, daß das Einkommen von Grund und Boden nicht mehr hinreichte, um die Steuern zu decken. Aber alsdann wird durch dieses trügerische Mittel das Volk überlastet, zu einer erzwungenen Ersparung an seinen Verbrauchsgegenständen genöthigt, wodurch die Arbeit gehemmt, die Production vernichtet und der Ruin der Unterthanen und der Regierung vollendet wird... Man

hat oft von einer Erhebung der Steuern in natura nach Art der Zehnten gesprochen; diese Art der Besteuerung würde zwar mit dem rohen Ertrage der Ernte, aber nicht mit dem reinen Ertrage der Grundstücke in Verhältniß stehen, und je geringer ein Stück Land, und je geringer die Ernte sein würde, um so lästiger eingerichtet und zerstörender wäre die Steuer. Die Steuer muß unmittelbar auf den reinen Ertrag der Grundstücke fallen, denn auf welche Weise man sie auch auflege, in einem Lande, welches seinen Reichthum aus seinem Ackerbau bezieht, wird sie immer aus den Grundstücken bezahlt. Die einfachste, geordneteste und für den Staat vortheilhafteste Art der Erhebung ist daher die, wonach die Steuer im Verhältnisse zum Reinertrag und unmittelbar an der Quelle des sich erneuernden Vermögens erhoben wird..... Was die Verwendung der Einkünfte des Staates betrifft, so muß die Regierung weniger auf Ersparung, als auf die Verrichtung der für die Wohlfahrt des Landes nöthigen Geschäfte sehen; denn sehr große Ausgaben hören auf übermäßig zu sein durch die Vermehrung des Reichthums; doch muß man Mißbräuche nicht mit einfachen Ausgaben verwechseln, denn die Mißbräuche können leicht allen Reichthum der Nation und des Staates verschlingen..... Die Verwaltung der Finanzen soll weder bei der Erhebung der Steuern, noch bei der Besorgung der Ausgaben der Regierung Gelegenheit zum Gelderwerb geben, weil dadurch ein Theil der Einkünfte dem Umlauf, der Vertheilung und Wiedererzeugung entzogen wird..... Man suche für die außerordentlichen Bedürfnisse des Staates die Hülfsmittel in dem Wohlstande des Volkes und nicht in dem Credit der Geldmänner; denn Geldreichthum ist verborgener Reichthum, der weder König noch Vaterland kennt..... Der Staat vermeide Anleihen, durch welche Geldrenten geschaffen werden, welche ihn mit auffressenden Schulden belasten, und welche einen Handel mit Staatspapieren in's Leben rufen, wobei sich todte Geldreichthümer aufhäufen. Diese entziehen das Geld dem Ackerbau und berauben das Land des zur Verbesserung der Güter und Ausbeutung des Bodens nöthigen Reichthums."

Hier haben wir nun das erste sogenannte speculative „Staatswirthschaftssystem", welches man aber, nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft, vielleicht besser ein System der Socialphilosophie nennen würde — und zwar die erste zusammenhängende Darstellung derjenigen Lehren, welche diese Zeitschrift zu bekämpfen und in ihrer Unwahrheit, Unhaltbarkeit und Verderblichkeit darzustellen bemüht ist. — Doch auf den Namen soll es uns nicht ankommen.

Zuerst nun sehen wir, daß, trotz aller Speculation und ungeachtet alles Weltverbesserungstriebes, der sich darin zu erkennen giebt, das System nur von einer praktischen Aufgabe ausgeht und zu einer praktischen Aufgabe hinstrebt, nämlich, den Conflict zu lösen, in welchen die Staatsgewalt in der Ausführung der modernen Staatsidee mit den Interessen der Unterthanen gerathen war, und welcher zu Gewaltsamkeiten der ärg-

sten Art, in England zu dem Frevel des Königsmordes und zur Vertreibung des legitimen Königshauses, anderwärts zu Empörungen geführt hatte.

Die Aufgabe wird jedoch von Quesnay nur für eine Art von Verhältnissen, nämlich die wirthschaftlichen, aufgelöst. Die Beziehung des Staates zu Religion, Kunst, Wissenschaft, so wie das Verhältniß der Staaten unter einander wird nur gelegentlich mit hereingezogen. Doch sind auch zur Aufstellung der für diese Verhältnisse nöthigen Grundsätze in den allgemeinen Principien die Anhaltspunkte gegeben und werden von den späteren Physiokraten mehr oder weniger entwickelt.

Allerdings nun hängt diese „staatswirthschaftliche" Theorie mit einem bestimmten Begriffe vom Staat und der Staatsgewalt zusammen, es ist nämlich der Staat der Physiokraten nur eine Eigenthumsversicherungsanstalt und die Staatsgewalt nur eine Schutz- und Sicherheitsgewalt. Wenn Schlözer, welcher diese Art von Staat im Sinne hatte, den Staat eine Erfindung der Menschen nennt und ihn mit den Feuerversicherungs- und anderen Assecurationsanstalten in dieselbe Klasse setzt, so befindet er sich, in Bezug auf das, was er dabei im Sinne hatte, vollkommen in seinem Rechte; denn diese Eigenthumsschutzanstalt der Physiokraten und ihrer Zeitgenossen ist allerdings nichts weiter als eine Erfindung der Menschen, und zwar der Menschen des 18. Jahrhunderts, welche über den Staat und seine Einrichtungen philosophirten. In der Wirklichkeit hat aber ein solcher Staat nie bestanden. Die in der Wirklichkeit bestehenden Staaten haben sich auf solche magere Kost nie beschränken lassen.

Indessen, wenn auch dieser Begriff des Staates, als einer Eigenthumsschutzanstalt, wesentlich mit den staatswirthschaftlichen Lehren der Physiokraten zusammenhängt, so sind doch diese Lehren nicht aus jenem Begriffe, sondern vielmehr umgekehrt, es ist jener Begriff aus diesen Lehren abgeleitet; denn nicht, weil der Staat eine bloße Schutzanstalt ist, darum ist das Eigenthum an Grund und Boden eine Frucht der Arbeit u. s. w., sondern weil das Eigenthum an Grund und Boden eine Folge der menschlichen Arbeit u. s. w., darum ist der Staat eine bloße Schutzanstalt.

Daraus folgt aber der Schluß, daß auch zur Ausbildung der staatswirthschaftlichen Lehren des physiokratischen Systems keine Art von philosophischen Begriffsbestimmungen vom Staate von Bedeutung geworden ist.

Die Industrie der Waaren-Fälschung.

Die verschiedenartigen Waaren des alltäglichen Handelsverkehrs werden seit längerer Zeit in einem so ausgedehnten Maße gefälscht, daß den Handeltreibenden und Consumenten die genaueste Aufmerksamkeit eben so sehr empfohlen werden muß, wie für die Behörden eine unausgesetzte und unnachsichtliche Controlle zur Pflicht wird. Diese Industrie der Waaren-Fälschung muß deshalb von der Regierung aus dem social-politischen Grunde so scharf beaufsichtigt und beachtet werden, weil in ihr eine Unzahl der verderblichsten Keime wuchern, welche nicht nur die gesundheitlichen, sondern auch die ökonomischen und sittlichen Beziehungen der Gesellschaft mit der ernstesten Gefahr bedrohen.

Durch die Bemühungen englischer und französischer Chemiker ward zuerst die tiefere Einsicht in die bodenlose Tiefe der materiellen und sittlichen Veruntreuungen erschlossen, welche sich zum Trotz des Gesetzes in den Zweigen der Industrie, des Handels und der Consumtion bereits völlig hergebracht und ausgebildet fanden. Die englische „Quarterly Review" brachte im April v. J. eine Zusammenstellung der chemischen und mikroskopischen Analysen des Dr. Hassal und Anderer, welche ein sehr trübes Bild über das Unwesen in der britischen Weltstadt geben. Milch, Mehl, Thee, Kaffee, Zucker, Mostrich, Wein, Bier und Branntwein werden auf künstlichem, oft sehr sinnreichem Wege hergestellt; „fast alle Artikel" — bemerkt Dr. Hassal — „welche als Speise, Trank oder Medizin benutzt werden, sind verfälscht. Künstlicher Mostrich z. B. wird fabrizirt aus Essig, Schüttgelb und Cayenne-Pfeffer. Aber diese drei Stoffe sind selbst wieder künstliche Producte, ganz oder doch zum Theil. Der Essig ist mit Wasser und Schwefelsäure verfälscht, der Cayenne-Pfeffer mit rothem Bleioxyd, das Bleioxyd wieder mit andern Stoffen und das Schüttgelb mit Lehm. Arrowroot ist in London unter beinahe hundert Proben nur zweimal rein befunden. Einer der Chefs des Hauses Crosse und Blackwell, welches in ganz Europa durch seine marinirten Sachen und gewürzten Saucen bekannt ist, gestand, daß in keinem anderen Gebiete so viele Verfälschungen vorkämen, wie in dem seinigen. Das Publicum wolle grüne Pickles und rothe Anchovis. Da nun aber weder Pickles noch Anchovis diese Farben hätten, wenn sie marinirt würden, so müßten sie ihnen durch Kunst gegeben werden. „Wir kochen," sagt Mr. Blackwell, „den Essig in großen kupfernen Gefäßen und lassen ihn dann darin kalt werden. Diese Operation wird dreimal stets in den nämlichen Gefäßen wiederholt, bis endlich die Flüssigkeit eine schöne grüne Farbe in Folge der Berührung mit dem Metall annimmt. Das Verfahren ist vielleicht der Gesundheit nicht allzu zuträglich, aber so oft wir es aufgaben, fanden wir,

daß der Verbrauch abnahm. Unsere Kunden schreiben uns, das Publicum wolle nun einmal von der Entfärbung nichts wissen."

Aus den französischen Werken von Chevalier und Hureau ergiebt sich, daß die „Industrie" in den Pariser Kramladen eben so weit gediehen ist wie in den englischen.

In Deutschland hat die Lebensmittelfälschung verhältnißmäßig geringeres Aufsehen hervorgerufen, hauptsächlich weil die Schriften von Arthur Hill Hassal und Chevallier zu speeifisch die Verhältnisse ihrer Heimathsländer im Auge hatten. In Deutschland fehlte noch die durch chemische mikroskopische Untersuchungen gewonnene Gewißheit. — Erst neuerdings hat ein schon bekannter Naturforscher, Dr. Klencke, sich der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, die wesentlichsten Gegenstände der deutschen Volks-Consumtion, und zwar nicht allein der im Lande erzielten, sondern auch der eingeführten Ernährungsstoffe, einer chemischen Analyse zu unterwerfen, um die etwaigen Beimischungen und Verfälschungen derselben nachzuweisen. Die Resultate der angestellten chemischen und mikroskopischen Untersuchungen hat er in einem Werke niedergelegt, dessen erste Lieferung eben erschienen ist: „Die Verfälschungen der Nahrungsmittel und Getränke, der Colonial-Waaren, Droguen und Manufacte, der gewerblichen und landwirthschaftlichen Producte. Nach Arthur Hill Hassal und A. Chevallier und nach eigenen Untersuchungen. Leipzig, J. J. Weber. 1856." Eine Menge in den Text gedruckter Abbildungen verdeutlicht das Gesagte. In diesem ersten Hefte sind abgehandelt: die Colonial- und Materialwaaren, namentlich Kaffee, Thee, Cacao, Chocolade, Zucker, Syrup, Zimmt, Gewürznelken, Ingwer, Pfeffer, Vanille, Gewürze in verkäuflichen Mischungen u. s. w. Neben der chemischen Analyse und der mikroskopischen Abbildung wird mittelst einer durchaus populären Anleitung auch dem Unerfahrensten der Weg gezeigt, auf dem er zur eigenen richtigen Beurtheilung darüber gelangen kann, ob und in welchem Maße die genannten Waaren als rein oder als gemischt und gefälscht zu betrachten sind.

So dankenswerth nun auch die ermöglichte Einsicht in diese vollständig ausgebildete und bestens organisirte Fälschung von Waaren ist, welche uns meistens durch Vermittelung des englischen und holländischen Marktes zugeführt werden, so darf doch unsers Erachtens eine Angelegenheit, bei welcher Gesundheit ja Menschenleben in Frage stehen, nicht auf die einzelne Privatthätigkeit beschränkt bleiben, ganz abgesehen davon, daß sie auch unzureichend ist. Solche Fälschungen mit ihren Gefahren fordern recht eigentlich die Gesetzgebung und Verwaltung des Staats heraus. Die Regierung hat sowohl dafür zu sorgen, daß die gewöhnlichen Nahrungsmittel in gesundem Zustande den Verzehrern verkauft werden, als auch nach Kräften von dem selbst nur zufälligen Genusse unbedingt schädlicher Stoffe abzuhalten.

In Preußen war bereits durch die Bestimmungen des Allgemeinen

Landrechts jede der Gesundheit nachtheilige Verfälschung der Nahrungsstoffe bei Kriminalstrafe verboten, zur Nachachtung dieser Bestimmungen besondere Behörden gesetzt und wegen der durch die Untersuchung erwachsenden Kosten Verfügung getroffen. Die erwähnten Strafen sind im A. L. R. II., 20. § 1442, 1443 und § 722 bis 725 also lautend festgesetzt: § 1442: „Wer die zum Verkaufe bestimmten Lebensmittel oder andere Waaren mit fremden Materialien vermengt oder versetzt, um dadurch ihr Maß und Gewicht, oder ihre scheinbare Güte betrüglicher Weise zu vermehren, gegen den wird die Strafe des qualificirten Betruges um die Hälfte geschärft." — § 1443: „Ist durch dergleichen Verfälschung zugleich das Leben oder die Gesundheit der Menschen gefährdet oder wirklich beschädigt worden, so hat es bei den Vorschriften des eilften Abschnittes sein Bewenden." — Die im § 1443 angegebenen Vorschriften lauten: § 722: „Niemand soll Nahrungsmittel oder Getränke, die nach ihrer Beschaffenheit der Gesundheit nachtheilig sind, bei Vermeidung nachdrücklicher Geld- oder Leibesstrafe wissentlich verkaufen oder anderen zu ihrem Gebrauche mittheilen." — § 723: „Wer dergleichen Lebensmittel auf eine der Gesundheit nachtheilige Weise verfälscht, mit schädlichen Materialien vermischt, besonders aber sich der Bleimittel bei Getränken bedient, soll nach Bewandniß der Umstände und der daraus für die Gesundheit entstandenen Gefahr, mit ein- oder dreijähriger Zuchthaus- oder Festungsstrafe belegt werden." (Vergl. auch noch § 724 und 725.)

Die Behörden, welche darauf zu sehen haben, daß diese Vorschriften befolgt werden, sind die Sanitäts-Commissionen, der Kreis-Physikus, sämmtliche Polizei-Behörden. Die Kosten dieser Prüfung der Lebensmittel sollen im Falle der Verschuldung die Fabrikanten tragen. Dagegen sollen die zur Untersuchung der Beschaffenheit von Getränken und Lebensmitteln bei den Verkäufern oder Verfertigern zu entnehmenden Proben, in sofern solche tadellos befunden werden, aus der Staatskasse bezahlt werden.

Unser neues Strafgesetzbuch vom 14. April 1851 behandelt die Angelegenheit im dritten Titel unter den „Uebertretungen in Beziehung auf die persönliche Sicherheit, Ehre und Freiheit" und enthält nur die eine Bestimmung § 345 Nr. 5: „Mit Geldbuße bis zu funfzig Thalern oder Gefängniß bis zu sechs Wochen wird bestraft, wer verfälschte oder verdorbene Getränke oder Eßwaaren feilhält." Strenger ist das Gesetz, welches die belgische Regierung gegen die Fälschung am 19. März d. J. folgenden Inhalts erlassen hat: „Wer zum Verkauf bestimmte Eßwaaren, Getränke, Getreide oder sonstige Nahrungsstoffe verfälscht oder verfälschen läßt, wird mit Gefängniß von acht Tagen bis zu einem Jahre oder mit Geldbuße von 50 — 1000 Franken oder nach Befinden mit beiden Strafen zugleich belegt. Die Händler, welche wissentlich verfälschte Lebensmittel ꝛc. als zum Verkauf bestimmt führen, trifft Ge-

fängnißstrafe von 8 Tagen bis zu 6 Monaten und Geldstrafe von 25—300 Fr. oder nach Befinden bloß eine dieser Strafen. Die Verurtheilung zu mehr als 6 Monaten zieht für die Dauer der Strafe auch die Entziehung des Patentes zum Geschäftsbetriebe nach sich. Die verfälschten Gegenstände werden confiscirt."

In diesen Gesetzgebungen ist also der Grundsatz festgehalten, daß, weil nicht Jedermann den rechten Willen und genugsame Fähigkeit besitzt, sich vor Schädlichkeit zu bewahren, die Medicinal-Polizei zu Hülfe kommen müsse. Der medicinischen Polizei stehen aber selten wirksame Mittel zu Gebote, um prävenirend zu verhüten, daß den Speisen und Getränken durch Zufall, Fahrlässigkeit und böse, vornehmlich gewinnsüchtige Absicht eine der Gesundheit, ja dem Leben schädliche Beschaffenheit gegeben werde. Sie kann unter Umständen nur zweckmäßige Vorschriften über die Zubereitung und Aufbewahrung ertheilen, auch die Anwendung und den Verkauf von schädlichen Dingen, z. B. von dergleichen Geschirren oder von Substanzen, deren man sich zur Bereitung oder Aufbewahrung von Speisen und Getränken bedient, in gewisse Schranken bannen. Mehr vermag die medicinische Polizei zur Verhinderung des Genusses nachtheiliger Speisen und Getränke zu leisten, und sie muß hierauf um so eifriger und strenger Bedacht nehmen, je mehr ein Gegenstand allgemeines Bedürfniß ist, je weniger leicht die Gefährdeten selbst die schädliche Beschaffenheit entdecken können und in je höherem Grade die Gefahr drohet. Als Regel wird angenommen werden dürfen, daß die Producenten die Güte ihrer Erzeugnisse hinlänglich beurtheilen können. Dasselbe gilt, wenn schon in minderer Ausdehnung, von den Verkäufern, selten von den Consumenten, sofern sie nicht etwa zugleich auch Erzeuger des fraglichen Artikels selbst oder gleichartiger Gegenstände sind oder damit handeln. Die Thätigkeit der medicinischen Polizei wird sich demnach vorzugsweise darauf zu richten haben, daß schädliche Speisen und Getränke nicht an das Publicum verkauft werden. Sie hat die Feilhaltung derselben bei Confiscation und sonstiger angemessener Strafe, insbesondere bei Verlust des Handelsrechts zu verbieten und sich von der Befolgung des Verbots durch fleißige Ueberwachung des Nahrungsmittel-Handels Gewißheit zu verschaffen. Hierzu dienen unablässige Aufsicht und öftere, theils regelmäßige, theils überraschende Untersuchungen der zum Verkauf bestimmten Gegenstände durch verpflichtete Sachverständige, besonders sobald ein Verdacht obwaltet. Sehr erleichtert wird die Aufsicht und die Untersuchung, wenn möglichst darauf gehalten wird, daß die Feilhaltung nur an bestimmten Orten, in bestimmten Localitäten und zu bestimmten Zeiten stattfindet. Das ist namentlich bei solchen Artikeln leichter ausführbar, welche sich ohne erhebliche Unbequemlichkeit des Publicums zum Marktverkehr verweisen lassen. Je kleiner die Ortschaften sind, um so weniger pflegen darin Gegenstände verzehrt zu werden, deren Beschaffenheit das Publicum nicht zu beur-

theilen vermöchte. *) Empfehlenswerth ist z. B. die sogenannte Fleischschau, d. h. eine Untersuchung des zur menschlichen Consumtion bestimmten Fleisches durch besondere Sachverständige, ohne deren Erlaubniß kein Stück Vieh ausgeschlachtet, kein Fleisch verkauft werden darf. Ihre Aufgabe ist auch, zu bewirken, daß das auf Märkten und öffentlichen Orten zum Verkauf ausgelegte Fleisch gehörig frisch und reif sei. **) Man hat dieselbe in manchen Staaten, z. B. in mehreren österreichischen Provinzen, selbst auf die Dörfer ausgedehnt. In kleineren Ortschaften dürfte sich eine solche Schau aber nur dann ohne unverhältnißmäßige Belästigung durchführen lassen, wenn ohnehin Schlachtsteuern bestehen. Damit die polizeiliche Fleischschau gehörig gehandhabt werde, müssen eigene Fleischschauer angestellt werden, welche über das Materielle ihres Amtes einen gründlichen Unterricht erhalten, und dann für die pünktliche wie gewissenhafte Versehung desselben förmlich verpflichtet sein. Nöthig ist dann ferner auch, öftere Einsicht von dem Zustande der zubereiteten Speisen und Getränke an allen öffentlichen Orten zu nehmen, wo wie in Wirthshäusern, Restaurationen, Kaffeehäusern, Conditoreien solche verabreicht werden. ***)

Es ist Pflicht nicht blos des Staats, sondern auch des Publicums, die Angelegenheit der Waarenfälschung ernst zu nehmen. Durch die in England von dem Parlamente angeordnete Untersuchung hat sich herausgestellt, daß auch das financielle Interesse des Staats unter dem Betruge des Publicums empfindlich leidet. Es ist nämlich amtlich festgestellt, daß durch die Lebensmittel-Fälschungen der Staatsschatz jährlich verliert: am Kaffee 300,000 Pfd. St., am Zucker 550,000 Pfd. St., am Cacao 1900 Pfd. St., an Muscatnüssen 500 Pfd. St., am Tabak 466,838 Pfd. St., am Thee 232,500 Pfd. St., am Gewürz 2250 Pfd. St., am Wein 250,009 Pfd. St., im Ganzen 2,194,200 Pfd. St. oder nahe an 15 Millionen Thaler. Durch die Untersuchung ward auch herausgebracht, daß die wohlhabendsten Kunden nicht anders bedient werden als die ärmeren.

Die Waarenfälschung schadet aber nicht allein der körperlichen Gesundheit der einzelnen Staatsbürger, sondern untergräbt auch die moralische Gesundheit des Verkehrs selbst. Deshalb ist es nicht ausschließlich das äußere Gebot der Polizeigewalt, der Lebensmittel-Fälschung energisch entgegen zu treten, sondern auch die Aufgabe des sittlichen

*) Dr. C. Vogel: Die medicinische Polizeiwissenschaft theoretisch und practisch dargestellt. Für Polizeibeamte, Aerzte und Apotheker. Jena 1853. § 191, 192 S. 162 ff.

**) Dr. J. H. Schürmayer: Handbuch der medicinischen Polizei. 2. Aufl. Erlangen 1856. § 97. S. 76 ff.

***) Nach der Versicherung eines Technikers „Polizeilich-chemische Skizzen von Dr. J. Gottlieb (Professor der Chemie am Joanneum in Gratz). I. Leipzig, 1853. S. 3." reichen freilich die jetzt vorliegenden Erfahrungen keineswegs aus, um sich die nächste wichtigste Frage genügend beantworten zu können: „wie soll ein Körper zusammengesetzt sein, welche Eigenschaften muß er zeigen, um als gut und unverfälscht bezeichnet werden zu können?"

Reichs, als welches der Staat sittliche Ideen realisirt. Widmen auch Privaten in weitern Kreisen nach Kräften der schleichenden und deshalb um so gefahrvolleren volkswirthschaftlichen Epidemie Aufmerksamkeit und Fleiß, verschaffen sie sich einige Waarenkenntniß, um mit verständiger Sorgsamkeit Einkäufe machen zu können, so wird das Wissen zur Macht eben gegen das Böse und eine Hoffnung mehr für dieses große Capitel der zu bessernden Ehrlichkeit.

Staatswissenschaftliche Bücherschau.

Wissenschaft und Praxis des Staats- wie Völker-Rechts können begreiflich ohne Kenntniß der Verfassungs-Urkunden und Staats-Verträge nicht gedeihen, weil diese ebensowohl der positive Ausdruck als eine Quelle jener Rechte sind. Verträge und Urkunden kennen heißt aber, sie in ihrem ganzen Umfange nach ihrem Zusammenhange auffassen. Damit einer solchen Anforderung genügt werden könne, sind diplomatisch getreue Abdrücke der betreffenden Actenstücke erforderlich; um sich in den politischen Fragen der Gegenwart vollständig zu orientiren, muß man den Wortlaut der staats- und völkerrechtlichen Verhandlungen vor sich haben, welchen das öffentliche Interesse zugewandt ist.

Solche Dienste sollen dem gebildeten Publicum drei kürzlich erschienene Werke, jedes für einen bestimmten Zweig, leisten.

Diplomatisches Handbuch. Sammlung der wichtigsten europäischen Friedensschlüsse, Congreß-Acten und sonstigen Staats-Urkunden vom westphälischen Frieden bis auf die neueste Zeit. Mit kurzen geschichtlichen Einleitungen herausgegeben von Dr. F. W. Ghillany, württembergischem Hofrath, Professor und Staats-Bibliothekar in Nürnberg. I. und II. Theil. Nürnberg, Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1855. Gr. 8.

Wenn die Herausgabe einer Schrift in dem Bedürfniß ihre Rechtfertigung findet, so kann das Erscheinen dieses Handbuchs auf solche Rechtfertigung vollen Anspruch machen. Die kleineren Sammelwerke, wie die von Schmauß und Wenck, reichen nicht bis auf unser Jahrhundert herauf, die größeren, wie die von du Mont und Martens, sind sehr bändereich und befinden sich wegen ihres hohen Preises nur in wenigen Händen. Das vorliegende Handbuch wird in zwei Bänden, bei einem Umfange von 60—70 Bogen, zum Preise von 4 Thalern einem größeren Leserkreise zugänglich werden und ist doch reichhaltig genug, um auch Gelehrten, Diplomaten und anderen Staatsbeamten als bequemes Handbuch neben den älteren Sammlungen sich nützlich zu erweisen.

Die Beschränkung auf zwei Bände bedingte nun freilich, nur diejenigen Verträge auszuwählen, welche in der gegenwärtigen Weltlage entweder bereits von Wichtigkeit sind oder muthmaßlich eine besondere Wichtigkeit erlangen werden. Der Verfasser ist von dem Grundsatze ausgegangen, einestheils solche Urkunden zu geben, welche für allgemeine und dauernde Grundlagen der europäischen Staatenverhältnisse gegolten haben und noch gelten, anderntheils solche, welche empfindliche Punkte des europäischen Staatensystems betreffen, neue Bildungen, die sich noch nicht in ein gewisses Verjährungsrecht hineingelebt haben, wunde Stellen, die noch nicht vernarbt sind und daher über kurz oder lang wieder an die Oberfläche der politischen Bewegung treten werden. (Schweiz, Belgien, Ober-Italien, Portugal und Spanien, Griechenland, Türkei.)*) Die Hauptfriedensschlüsse und Verträge vom Ausbruche der französischen Revolution bis zur Restauration, so wie die wichtigeren Actenstücke über die inneren Verhältnisse Deutschlands seit Auflösung des deutschen Reichs bis auf die neueste Zeit, daher auch die Urkunden bezüglich Schleswig-Holsteins, sind abgedruckt. Die Einleitungen, welche den Verträgen vorausgeschickt sind, sollen nicht sowohl die Darstellungen der Verhandlungen geben, unter welchen ein Friedensschluß oder sonstiger Vertrag zu Stande kam, sie beabsichtigen vielmehr, diejenigen, welche das Buch benutzen, mit einem kurzen Blick in die geschichtlichen Verhältnisse einzuführen, aus welchen der betreffende Vertrag hervorging. Vom westphälischen Frieden fortschreitend, bietet somit das Werk die gesammte Grundlage des allgemeinen europäischen Staatensystems in seiner Entwicklung während der letzten zwei Jahrhunderte. Wir haben aber auch das individuelle Leben der bedeutenderen Staaten in der Gesammtheit des europäischen Lebens vor uns, den Ausdruck desjenigen Theils der Geschichte und Entwickelung, durch welchen der einzelne Staat sich zum Bewußtsein seiner Mission für die Gesammtheit erhebt.

Als Beigabe zu diesem diplomatischen Handbuche hat der Verfasser so eben noch ein

Chronologisches Handbuch für die neuere politische Geschichte vom westphälischen Frieden bis auf die Gegenwart. Nürnberg, Verlag von W. Schmidt. 1856. gr. 8.

herausgegeben. Die Besitzer des diplomatischen Handbuchs sollen durch das chronologische Verzeichniß der wichtigeren politischen Ereignisse und Verträge in den Stand gesetzt werden, sich augenblicklich und ohne besondere Mühe des Suchens über den Zeitpunkt und den chronologischen Zusammenhang eines politischen Factums zu orientiren. Jedem Gebildeten, der den Tagesfragen der Politik etwas gründlicher nachgehen will, macht sich fast täglich das Bedürfniß nach solcher Orientirung fühlbar. Regententafeln aller europäischen, auch der kleinsten Staaten

*) Der Vertrag von Balta-Liman durfte aber nicht fehlen.

sind gegeben; geschichtliche Notizen vor den Regenten-Verzeichnissen der einzelnen Staaten weisen in möglichster Kürze und Uebersichtlichkeit nach, woher die Dynastie ihren Ursprung zieht, wann und durch welche Veranlassung sie in den Besitz des Thrones gekommen, zu welcher Zeit und durch welche Verhältnisse die einzelnen Erwerbungen und Vergrößerungen oder Abtretungen des Gebiets stattgefunden, und wem die älteren und neueren Landestheile in früherer Zeit zugehört haben. Deutschland, aus dessen Regentenhäusern die meisten übrigen europäischen Dynastieen ihren Ursprung haben, hat begreiflich eine besondere Berücksichtigung erfahren.

Das Studium der deutschen Verfassungs-Urkunden ist durch eine kürzlich erschienene Sammlung wesentlich erleichtert:

Die deutschen Verfassungsgesetze der Gegenwart, einschließlich der Grundgesetze des deutschen Bundes und der das Verfassungsrecht der Einzelstaaten direct betreffenden Bundesbeschlüsse, gesammelt von Dr. H. A. Zachariä, Professor in Göttingen. Abtheilung 1 und 2. Göttingen bei Dietrich, 1855. gr. 8.

Das bekannteste Werk ähnlicher Art von Pölitz mit der Fortsetzung von Bülau geht nicht weiter herunter, als 1847, es fehlen somit gerade die zahlreichen Veränderungen, denen die deutschen Staaten seit 1848 „Rechnung trugen". Die obige, nur durch angestrengte und umsichtige Mühe möglich gewordene Sammlung reicht bis auf den jetzigen Augenblick — das Material ist vollständig systematisch geordnet und mit den erforderlichen Erläuterungen wie Ergänzungen versehen. Die Verfassungs-Urkunde eines Staats, welche geschlossen ist — wie bei Weitem in den meisten Fällen — ist ganz abgedruckt; einige weitere wichtige Gesetze sind beigegeben, welche entweder die Ausführung einiger Verfassungsbestimmungen regeln oder neuere Abänderungen enthalten. Der Hergang der Verfassungs-Angelegenheiten wird bei jedem einzelnen Bundesstaate in der Einleitung angeführt. Ein erschöpfendes Inhalts-Verzeichniß und ein sehr genaues Sachregister erleichtern den Gebrauch des praktisch sehr handlichen Buchs, welches wirklich eine Lücke in unserer heimathlichen Staatsrechts-Literatur ausfüllt. Da der Verfasser je nach Bedürfniß und bei neuen Vorkommnissen versprochen hat, Nachträge zu liefern, so wird die Sammlung nicht so bald veralten.

Eine eigene vollständige Sammlung der Verträge, welche der Kaiserstaat Oesterreich mit dem Auslande abgeschlossen hatte, vermißten seither eben sowohl diejenigen, welche aus Beruf, als die, welche aus Neigung sich mit Politik beschäftigten. Um nun den Interessen der Wissenschaft, wie den Anforderungen des öffentlichen Dienstes zu entsprechen, unternahm Dr. Neumann, Professor des Völkerrechts an der Universität zu Wien, eine Vereinigung der österreichischen Staatsver-

träge in einer diesem Zwecke eigends gewidmeten Sammlung, unter dem Titel:

Recueil des Traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères depuis 1763 jusqu'à nos jours, par Leopold Neumann, Dr. en droit et Professeur de droit des gens à l'Université de Vienne. Tome I. et II. Leipsick, 1855.

Das Werk muß als ein sehr vollständiges bezeichnet werden. Mit Ausschluß der eigentlichen Unterhandlungen und ministeriellen Correspondenzen sind alle Tractate, bei welchen Oesterreich als europäische Macht ersten Ranges zur Regelung der großen Angelegenheiten des Welttheils mitgewirkt, die zahlreichen Verträge, welche seine Fürsten zur Förderung des Handels und der Schifffahrt, zur Beseitigung der Hemmnisse in dem Nationalverkehre oder zur Verbesserung der öffentlichen, wie Privat-Interessen mit dem Auslande abgeschlossen haben, in die gegenwärtige Sammlung aufgenommen worden. Durch die dem Verfasser von dem Ministerium des Aeußeren ertheilte Erlaubniß, die Urkunden des Staats-Archivs zu benutzen, wurde manches werthvolle, bisher der Oeffentlichkeit verschlossene Document an das Tageslicht gebracht. Das Werk ist auf vier Bände berechnet. Die Sammlung beginnt mit der Epoche des Hubertsburger Friedens — (welcher für die Stellung Oesterreichs in Deutschland wie im europäischen Staatensystem so entscheidend ward), — mit dem Jahre 1763 also, welchem nur zwei ältere für Oesterreich noch immer praktisch sehr wichtige mit der Pforte geschlossene Verträge, die von Passarowitz und von Belgrad vorausgeschickt werden. Die in vorliegende Sammlung aufgenommenen Verträge sind also nicht nur specifisch österreichische, sie sind zugleich Bestandtheile und Grundlagen des öffentlichen Rechts von Europa, sie sind mit und vorzugsweise Verträge Deutschlands, aus dessen Schooße Oesterreich hervorgegangen, dem es Jahrhunderte seine Kaiser gegeben, dessen Cultur im Osten des Welttheils zu verbreiten und zu vertreten wesentlich zu seiner geschichtlichen Mission gehört. Das Werk hat daher auch außerhalb Oesterreichs eine lobende Anerkennung als willkommene und ausreichende Ergänzung einer bisher bestandenen Lücke verdient.

Vier Bücher Geschichte der politischen Oekonomie von Dr. Johann Joseph Roßbach. Würzburg. Verlag von E. Etlinger. 1856. 8. S. 423.

Die Grundlage für die großen Lebensfragen der Zeit, welche in der politischen Oekonomie ihre Erörterung finden, muß nach des Verfassers Ansicht die Geschichte sein. Das nächste Ziel war ihm deshalb die Erkenntniß der ökonomischen Entwickelungsstufen der Völker und der denselben innewohnenden Lebensgesetze, die Erkenntniß der Wirkungen der verschiedenen ökonomischen Lebenszustände und Systeme und des

Zusammenhangs derselben mit Recht, Staat und Cultur. Die Frucht der Geschichte für unser Leben zu gewinnen, war die Aufgabe. Der Titel läßt eine rein praktische, den unmittelbaren gegenwärtigen Lebenszwecken sich anschließende Geschichte der politischen Oekonomie erwarten. Nur der Gegentitel, welcher das Buch als ersten Theil eines Werks: „Vom Geiste der Geschichte der Menschheit", bezeichnet, deutet auf einen anderen, weiter ausgehenden Gang der Betrachtung hin. Und diesem entspricht der Inhalt des Buchs, das sich zum großen Theil mit Untersuchungen beschäftigt, die man in einer bloßen „Geschichte der politischen Oekonomie" nicht suchen würde. Der Verfasser spricht als Einleitung vom „Geiste der Geschichte, den Länder- und Völkergruppen, dem Naturgesetz, der menschlichen Freiheit und der göttlichen Weltregierung im Gange der Weltgeschichte und den Entwickelungsepochen der Menschheit." Die wirkenden Elemente, aus welchen er Alles construirt, sind: „das Naturgesetz, die menschliche Freiheit und die göttliche Weltregierung." Nach dem geschichtlichen Vorherrschen des einen oder des anderen Elements theilt er die Menschheit in Naturvölker, Religionsvölker und Culturvölker. Denselben Elementen gemäß verläuft sich dann auch die Geschichte der Völker in ihren Entwickelungsstufen der Volkswirthschaft. Die „theokratische Stufe" ist repräsentirt in der mosaischen Gesetzgebung, die „Stufe des Naturstaats" in der orientalischen Kasten-Verfassung, in Sparta's Acker-Vertheilung, in der gebundenen Agrar-Verfassung und dem entsprechenden Zunftwesen des Mittelalters. Die „Stufe des Industriestaats" repräsentirt im Alterthum Griechenland und Rom, in der Neuzeit Großbritannien mit der Herrschaft der Latifundien und Frankreich mit der Uebermacht des Kleinbesitzes. Diese Vorstellung namentlich der ökonomischen Vergangenheit enthält viel Richtiges und würde sicherlich dem Leser zu einer noch fruchtbareren Einsicht verhelfen, wenn weniger abstract construirt wäre. Im vierten Buche stellt der Verfasser seine Resultate und Lösungen für die Gegenwart auf. Sein Grundgedanke ist: „Das Ziel der Geschichte kann kein anderes sein, als die einseitigen Evolutionen im Bildungsgange der Völker zu überwinden und aus den zerbrochenen Formen die Ideen zu retten, welche die Menschheit zu neuem Leben führen sollen. Die socialen Entwickelungsstufen, die hinter uns liegen, waren solche Evolutionen, und die Wissenschaft hat jetzt ihre Idee zu ermitteln, um den organischen Fortgang des Lebens zu ermöglichen. Die Gottes-Idee, die an der Wiege aller Völker steht, das Eigenthum heiligt und alle Arbeit mit Gott beginnt, hat sich im Fortgange der Geschichte immer mehr aus dem Völkerleben verloren; sie fordert ihre Geltung wieder, weil sie die Wurzel alles Lebens ist; der Naturstaat ruhte ideel auf dem Principe der Ordnung; das Naturgesetz der Stetigkeit, der Erhaltung war sein Lebenspuls, sein Princip fordert seine Geltung, weil ohne dasselbe das Leben keine Dauer hat; der Industriestaat mit seiner freien Concurrenz

lebt nur in der Welt der Freiheit; er hat dem menschlichen Talente alle Bahnen erschlossen, dem Verdienste seine Krone zuerkannt, das Eigenthum und die Cultur Allen zugänglich gemacht, die Achtung der Menschenwürde und Rechte für Alle proclamirt. Die Wahrheit seines Princips will ihre Geltung fortan, weil es den Fortschritt des Lebens verbürgt. Diese Wahrheit, diese Idee jeder Entwickelungsstufe zu erkennen und für unser Leben zu befruchten, das ist die Aufgabe der Zeit; dieser Beruf der Zeit ist der Same für die Zukunft der Menschheit, aus ihm soll ihr organisches Leben erstehen. Wir müssen das Princip der Freiheit wie das der Ordnung gleichmäßig in uns aufnehmen, beiden gerechte Würdigung gönnen. Das ordnende Princip aber ist das Naturgesetz, das sich zeitlich in einer bestimmten geschichtlichen Entwickelung eines Volkes offenbart und räumlich nach seiner Weltlage, seiner Bodenbeschaffenheit, seinem Klima, seiner Bevölkerung sich darstellt. Haben wir dies Naturgesetz erkannt, dann wissen wir sicherer, welcher Raum der Freiheit gehört, die sich auf dem ökonomischen Gebiete entfalten soll. Beide Principien drängen aber nach einem Gleichgewichte und nach einer harmonischen Vermittelung, weil sie in ihrer sich allein überlassenen Entwickelung nach geschichtlichen Erfahrungen ihre Grenze überschreiten und zum Verderben ausschlagen. Wir fühlen uns daher von selbst nach einem höheren Factor hingezogen, der diese Vermittelung verbürgt — und dieser ist das göttliche Weltgesetz, das sittliche Princip in der Oekonomie der Völker." In der Hauptsache kann man mit diesen Principien, welche früher bereits von Adam Müller in der historischen Auffassungs-Methode der Volkswirthschaft einen geistvollen Vertreter fanden, sich einverstanden erklären. Der Verfasser ist den neuesten volkswirthschaftlichen Theorieen, der unbeschränkten Theilbarkeit des Grundbesitzes und der unbedingten Gewerbefreiheit mit vollem Rechte abgeneigt. Er verlangt nicht blinde Rückkehr zum Alten, sondern will mit naturgemäßen Mitteln, wie Associationen, Kräftigung des Familiengeistes, Erweiterung des Credits den unleugbaren Uebelständen abhelfen. Namentlich soll der Credit, dieses vermittelnde Princip „zwischen Arbeit und Capital," auch dem besitzlosen, aber als technisch und wirthschaftlich tüchtig erprobten Handwerker „die Möglichkeit gewähren, zur Selbstständigkeit zu kommen, ein ehrliches Glied des Mittelstandes zu werden." Erschöpfend ist freilich dieser Theil des Werkes nicht. Von den socialen Fragen (Verhältniß des Arbeiters zum Arbeitgeber), welche doch der Verfasser als mit hierher gehörig bezeichnet, wird nur kurz gesprochen. Eine größere Ausführlichkeit und Verständlichkeit des practischen Theils wäre dem Werke zu wünschen, das so mannichfaches Material zu weiterem Nachdenken, so beachtenswerthe Grundsätze zur Vervollkommnung unserer politischen und socialen Zustände bietet.

Vom jüngsten Deutschland.

Heinrich Heine. Erinnerungen von Alfred Meißner. Hamburg. Hoffmann u. Campe. 1856.

Alfred Meißner gehörte zu den kleinen ästhetischen Sturmvögeln, welche kreischend und flügelschlagend vor dem Orkane von 1848 herflogen. Ob er auch Jude ist, wie die meisten seiner abenteuerlichen Genossen, wissen wir nicht, aber er stammt wie Moritz Hartmann, Kuranda rc. aus Böhmen und hat, ähnlich wie Karl Beck es (in Bezug auf Ungarn) that, bald in deutschem Radicalismus gemacht, bald ein fremdartig böhmisch-nationales Gewand um die Schultern geschlagen. Sein „Ziska" ist solch eine Fremdartigkeit, an deren Widerspruch mit seiner deutschen Freiheitsphrase der Verfasser natürlich nicht denkt. Meißner wird von sich selbst und einer Reihe befreundeter Kritiker für einen Dichter gehalten, und er hat allerdings Verse genug gemacht, die ihr Publicum unter den halbreifen unklaren Köpfen und unter den passionirten Unzufriedenen (beide Kategorieen wollen eigentlich dasselbe besagen!) gefunden haben.

Mit allen seinen Gesinnungsgenossen theilt er die Vorliebe für das „liebenswürdig geistreich liederliche" Paris, zu dem er seine Wallfahrten mit der Regelmäßigkeit eines Mekkapilgers macht. Dort trifft oder traf man vielmehr bis zu den Tagen Louis Napoleon's die freien Cirkel, wo man auf Deutschland bei Café, Cognac und Cigarren nach Herzenslust schimpfen, rasch Artikel zusammenschreiben, die Ideen von freier Liebe und Brudersinn für alles Proletariat zur Ausführung bringen und den Altmeister jungdeutscher Freiheit, Heinrich Heine, besuchen und bewundern konnte. Eine Reise nach Paris gehörte in den dreißiger und vierziger Jahren so nothwendig zu dem Wesen eines Jungdeutschen, als — Schulden und Preßprozesse... „Er ist in Paris gewesen" — dies Wort war ein Talisman, welcher den Jungdeutschen in vertrauten Kreisen hieb- und stichfest machte; von da an widersprach man ihm weder im Club, noch in der Presse, von da an erhielten seine Arbeiten vom gläubigen Buchhändler ein höheres Honorar, und die Zeitungsbesitzer drängten sich nach seinen Artikeln. Man muß eine Ahnung von dem Umfange der Parisliteratur aus den dreißiger und vierziger Jahren haben, von diesen „Briefen aus Paris", diesen „Pariser Skizzen", diesen „Pariser Bildern" und „Scenen", um recht verstehen zu können, wie hoch die Herren jungdeutschen Reisenden diesen ihren Aufenthalt in der französischen Hauptstadt anschlugen, wie hoch Verleger und Publicum ihn selbst schätzten. Daß man Politik in Paris lernte, war selbstverständlich, daß man in Paris geistreich wurde, lag auf der Hand, daß Paris erst den Schriftsteller von gutem Ton machte, war ein stillschweigendes Abkommen zwischen Allen, die dort gewesen waren.

Der Literaturhistoriker wird diesen Umstand nicht übersehen können; wenn er ihn gehörig beachtet, wird ihm erklärlich werden, woher es kam, daß der deutsche Stil, den Lessing und Schiller und Goethe so hoch veredelt hatten, daß er sich neben die antike Ausdrucksweise stellen durfte, auf einmal wieder so zerhackt, so zerfahren und so fremdartig wurde. Es giebt deutsche Schriftsteller jener Zeit, wir nennen nur Laube, die so merkwürdig schreiben, daß man versucht wird, sie in's Französische zu übersetzen, um sie zu verstehen, ein Versuch, den man freilich sogleich aufgeben muß, da man sich beim ersten Satze von dem gewaltigen Unterschiede des logischen, scharf concreten Französisch und des vernebelnden und ohne inneres Mark daherschwankenden Deutsch überzeugt.

Die harte Schule, in welche die Geister, auch die radicalen, seit 1848 genommen sind, hat diesem Unwesen Schranken gesetzt. Die Sympathieen für die Jungdeutschen beherrschen nicht mehr die Journale und den Buchmarkt, und wie eine Todtenmaske erscheint daher ein Buch vor uns, welches ganz keck und kühn in Form und Inhalt die ganze jungdeutsche Sitte von damals wiederholt. Es ist uns, als habe man weichen Gyps über die harten und erstarrten Züge der Zeit der dreißiger und vierziger Jahre gegossen und böte uns in diesen „Erinnerungen" den kaltgewordenen Abdruck des elenden Gesichtes. Dies Buch Meißner's ist so salopp zusammengeschrieben, es ist eine solche ästhetische Kiererei, daß es wohl selbst für den Campe'schen Verlag zu stark gewesen wäre, wenn nicht Heinrich Heine's Name vor den Blättern stände.

Wir haben indeß in dem Buche eine Krankheit, eine sociale Krankheit vor uns, und darum wird es uns doch von Interesse, und zwar zuerst durch die Dinge, die es mittheilt, und dann durch das Urtheil über die Menschen und Dinge seines Inhalts.

Heinrich Heine wird in diesem Buche freilich auf jeder Seite mit dem dicksten Lobe beräuchert, aber es bleibt uns überlassen, die daneben gemeldeten Thatsachen nach unserer Weise abzuschätzen. Heine lebt in Paris zunächst in wilder Ehe, läßt sich aber später aus Rücksichten trauen; er speculirt an der Börse, was seine Abkunft erklärlich finden läßt; er zerreißt Alles, was sich als Edelmuth, als Treue, als Aufopferung giebt, er macht gegen Venedey, der stets eine ehrliche Haut war, die bittersten Witze; er lebt noch in seiner Krankheit in einer gesellschaftlichen Umgebung, deren Pestgeruch ihm, dem Dichter Heinrich Heine, selbst zuletzt unerträglich wird. Es handelt sich um Kunstreiterinnen bei einer Affaire, von der Hr. Meißner entschuldigend sagt: „Der Unternehmer eines Circus" — das war der Gatte der Heine's Haus besuchenden Familie — „kann es nicht vermeiden, daß in seinen Salons dann und wann im Gewühl von Schriftstellern und dramatischen Künstlern auch ein Genie des gespannten Seiles, eine Tochter der Luft, oder eine Heroine der höheren Reitkunst erscheint, und Heine verbat sich den Umgang." Diese Anführung, deren wegen ich um Entschuldigung bitte,

war nothwendig, um die Art der Darstellung zu bezeichnen, um in ihrer eigenthümlichen Färbung uns genau anzuzeigen, „wo sich Heine und Meißner trafen und wo sie sich gleich verstanden" . . .

Und in dieser Sphäre ringt die entsetzliche Lebenskraft des Poeten durch ein Jahrzehnt mit dem unerbittlichen Tode. „Wie ein Hiob" — heißt es an einer Stelle — „auf seinem Lager hingestreckt, stieß er die wildesten Klagen gegen den Himmel aus." Dann las er wieder viel in der Bibel, die beständig auf dem Tischchen vor seinem Bette lag, und sprach und dachte auch wohl viel über Gott und Unsterblichkeit und ewiges Gericht. (Mit milder Schonung geht Hr. Meißner über diesen Punkt leicht und rasch weg und sagt, daß, wenn die Sonnenwelt des Gedankens erblasse, das Mondlicht der Träume aufgehe! Wie mild und hoch!) Ein Bruder aus Deutschland besucht den todkranken Dichter einmal und redet mit ihm über Religion, und wie er weiter in ihn bringt, sagt Heine: „O, Gott wird mir verzeihen, car c'est son metier! . . ."

So bricht sich der entsetzliche Geist durch alle Einwürfe seines und fremder Gewissen Bahn, nichts Positives gilt vor ihm, und nur eines übermannt ihn, wie es scheint, der Hebraismus seiner Abstammung, seine Stammes-Tradition. Er citirt oft und gern das alte Testament und die Sagen, welche die Rabbinatsweisheit daran geknüpft hat; endlich hängt er an seiner Mutter nicht mit der einfachen herzlichen Treue des deutschen Christenkindes, sondern in einer Art von Gesetzlichkeit. Er schreibt ihr z. B. niemals, daß er krank ist, er wagt das nicht, sondern verhüllt seine Schwäche beim Schreiben unter allerlei Vorwänden.

Neues über Heine giebt uns also dies Buch durchaus nicht; was wir kurz nach des unglücklichen Mannes Tode über ihn an diesem Orte sagten, bleibt unangetastet bestehen und wird nur noch eines Weiteren bestätigt. Dennoch aber behauptet für uns dies Machwerk eine Wichtigkeit, weil es im Jahre 1856, und datirt von der Stadt Prag, es wagt, eine Verherrlichung jener Religion des Fleisches zu geben, die 1836 in Paris und in den jungdeutschen Kreisen auch diesseit des Rheins Mode war. Das ist ein beachtungswerthes Zeichen der Zeit.

Nachdem Hr. Meißner uns nämlich auseinandergesetzt hat, daß wirkliche Dichter durch ihre Phantasie frühzeitig verzehrt werden und verzehrt werden müssen, daß die Umarmungen der Muse gar so erschöpfend seien, fährt er fort: „Es arbeitete noch ein besonderer Zug seiner Natur an der Zerstörung seines Leibes. Er hatte die Mission empfangen, die Liebe zu besingen, und war gleichsam prädestinirt, dem Cultus der Frauenschönheit sein Leben zu widmen. Man hat über diesen Punkt viel hin und her gestritten. Es ist kein Zweifel, daß ihm diese Leidenschaft verderblich geworden, ich glaube aber, daß man hier, wo es sich gleichsam um sein Verhängniß handelt, bei ihm ein anderes Maß anlegen darf, als bei anderen Menschen. Heine war der Dichter

der Liebe; er besang sie vom Platonismus bis zum Herensabbath..." und jetzt beginnt Herr Meißner einen Dithyrambus, in dem Elfen, Faunen, das moderne Babylon, „lodernde Brände", „große Gemüthspassionen" im wilden Wirbel durcheinandertanzen.

Das Heidenthum in seiner schnödesten Form ist hier auf den Altar gestellt, die Entschuldigung geht frech in die Vergötterung über, der sittenlose, aber reichbegabte Poet wird in einen Apollon, in einen Bacchos verwandelt, und würdig schließt das Ganze mit einer Apostrophe an die Venus von Milo.

So geschehen im Jahre des Heils 1856, als die französischen Simonisten, bei denen dergleichen Ausbrüche doch noch original und systematisch waren, längst Directoren des Crédit mobilier, Staatsräthe und äußerlich ehrbare Familienväter geworden sind. Was wird Deutschland, was werden die deutschen Kritiker zu diesem Machwerke sagen, das mit den steifen Beinen einer vollendeten Talentlosigkeit den lascivesten Cancan zu tanzen versucht?

Wir glauben wirklich, daß eine einstimmige Verurtheilung nicht ausbleiben kann, und wir begrüßen wie einen ersten Ton derselben bereits ein Eingesandt des bekannten radicalen Publicisten Jacob Venedey, auch eines Mannes, der die Kreise Heine's kannte, aber die deutsche Sitte doch höher achtete, als den glänzenden Schmutz Babels und Neujerusalems, und der in der Kölnischen Zeitung so eben den frechen „Menschen" an den Pranger stellt, der über seinen Abgott Heine alle Zucht und Ehre vergißt. Wir sehen voraus, daß sich an dies Eingesandt eine Polemik knüpfen wird, welche viele Züge des intimen Lebens H. Heine's und nicht zum Vortheile seines Gedächtnisses vor das Publicum führen muß.

Biographie des tiroler Heldenpriesters Joachim Haspinger. Von Anton Ritter von Schallhammer, K. K. Hauptmann. Salzburg, 1856. In Commission der Mayr'schen Buchhandlung.

Auf „mittelalterliche Zustände" zu schimpfen oder wenigstens über sie zu spotten, das gehört zu den besonderen Kennzeichen jener neunmal klugen Leute, welche die Volksaufklärung, Freisinnigkeit und Weltverbesserung, den Fortschritt und ähnliche liberale Domänen in Erbpacht genommen haben. Freilich: wenn sie gefragt werden, was sie sich denn eigentlich unter „mittelalterlichen Zuständen" denken, so geben sie in der Regel eine Antwort, welche zeigt, daß sie sich darunter eben so gut die aschgraue Möglichkeit wie gar Nichts denken. Bloß allgemeine Redensarten fallen aus dem Sprachrohr ihrer parlamentarischen Beredtsamkeit

oder aus dem Schnabel ihrer publicistischen Feder; dumpfe Worte und dunkle Begriffe, als da sind: Zeit der Verfinsterung, des Aberglaubens, der Hierarchie, der Intoleranz, des Verfolgungsgeistes, der Uncultur, der politischen Unmündigkeit mit obligaten Raubrittern, Burgverließen und eingemauerten Nonnen. Sagt man diesen Kennern des Mittelalters: aber diese Zeit der Verfinsterung hat die Universitäten gestiftet, das Schießpulver erfunden, Amerika entdeckt, die Buchdruckerkunst hervorgebracht und das Räthsel gelöst, aus nichtsnutzigen Lumpen nützliches Papier zu machen; sagt man ihnen: aber diese Zeit der Uncultur ist die Pflanzschule des Landbaues in den nördlichen Ländern und seiner Erweiterung wie Vervollkommnung unter anderen Himmelsstrichen; aber diese Zeit der Uncultur hat die Städte zu ihrer höchsten Blüthe gereift, hat Poesie und Kunst zu einer sonnigen Höhe erhoben, hat in Frankreich die Troubadours, in Deutschland die Minnesänger, in England die Minstrels geboren, hat die zeichnenden und bildenden Künste zu einem neuen Leben geweckt, hat ihre Begeisterung aus den Steinen der gothischen Dome sprechen lassen, die Ihr heute noch anstaunt, Bädeker's Reisebuch in der Hand; sagt man ihnen: aber diese Zeit der politischen Unmündigkeit hatte die Idee einer einigen Christenheit, einer Herrschaft des deutschen Kaisers über die Welt, während Ihr Euch schon Wunder was einbildet auf die Idee eines einigen Deutschlands — sagt man ihnen das zur Probe dessen, was sich überhaupt über dieses bei den Liberalen so verschrieene Mittelalter sagen läßt, dann ziehen sie ein Gesicht, so lang, wie ihre gegen „mittelalterliche Zustände" geschriebenen Leit-Artikel und nicht unähnlich jenem, womit das Thier des Sprüchwortes das neue Thor betrachtet.

Jener tiroler Heldenkampf, der zur Zeit von Deutschlands tiefster und schmachvollster Erniedrigung eine sittliche Erhebung für alle treuen Herzen wurde, die unter dem Druck der Fremdherrschaft sich noch einen Pulsschlag für deutsches Recht und deutsche Freiheit bewahrt hatten: woher nahm er Muth und Kraft zu seinem unerschrockenen Widerstande gegen die Schreckensherrschaft, welche dazumal der „Robespierre zu Pferde" in Europa aufzurichten gedachte? Woher die Flamme der Begeisterung, die dazumal auf den Alpen glühte? Woher die Wunder der Tapferkeit, an denen sich dazumal auch die schmerzenreiche Königin Luise von Preußen gläubig aufrichtete? Aus dem altväterischen Leben des tiroler Volkes, aus den „mittelalterlichen Zuständen" des tiroler Landes hervor brach jener Feuerstrom mit seinem tiefen Einflusse auf ganz Europa! Zwei deutsche Geschichtschreiber verschiedener Art mögen dafür zeugen.

„Das schöne Tirol," schreibt Wolfgang Menzel, „hatte sich mitten im Meere der modernen Aufklärung noch seine mittelalterlichen Zustände bewahrt und besaß deshalb auch noch ein herrliches Volk, dem gebildeten Gesindel deutscher Hauptstädte an

jeglichem Adel Leibes und der Seele, wie auch an natürlichem Verstande weit überlegen. Die Neuerungen, die Joseph II. auch hier versucht hatte, waren mißlungen und bald wieder vergessen. Das Volk bestand durchaus aus freien, bewaffneten Bauern, mit einem einheimischen patriarchalischen Adel und einer hochverehrten Priesterschaft. Alle Klassen nannten sich Du und bildeten nur eine große Familie; die alten Landstände bestanden noch ungetrübt, es gab hier noch keine Bureaukratie. Auch stellte Tirol keine Rekruten, sondern freiwillige Schützen-Regimenter, in der Landestracht und mit dem Stutzen bewaffnet. So kam Tirol durch den Preßburger Frieden an Baiern."

In ähnlicher Art, nur daß er liberaler Weise „altväterisch" setzt anstatt „mittelalterlich", schildert Ludwig Häusser Land und Volk von Tirol.

„In diesem Alpenlande", sagt Häusser im neuesten Bande seiner deutschen Geschichte, „war ein Stück altväterischen Lebens unverändert erhalten. Die Cultur der Ebene hatte hier noch nicht verfeinert und verflacht. Ein Bauern- und Jägervolk hatte sich da sein abgeschlossenes Dasein durch Jahrhunderte bewahrt; der Herren gab es hier wenige; auch von der vielgeschäftigen und geräuschvollen Kunst modernen Regierens war in diese stille, patriarchalische Welt wenig eingedrungen; der Clerus, schlicht, genügsam und derb wie das Volk, aus dem er hervorgegangen, behauptete hier noch die moralische Macht vergangener Zeiten. Das alte Regiment in seiner kunstlosen Einfachheit, der alte Glaube, die überlieferte Sitte, das war dem Tiroler sein Vaterland, an dem er mit der innigen Liebe des Natursohnes hing."

In Andreas Hofer, dem Sandwirth in Passeir, fand das für seinen alten Herrn und sein altes Recht aufgestandene Tirol seinen naturgemäßen Führer. Der heimischen Volkssitte treu, blieb er im Glanze des Sieges ein einfacher Bauer, demüthig im Glück, gottergeben im Unglück. Wie er als Oberbefehlshaber die Hauptstadt Insbruck inne hat, ißt er noch für 30 Kreuzer zu Mittag und singt sein Schnaderhupfle zum Fenster hinaus wie sonst aus dem Fenster seines Wirthshauses an der brausenden Passeir. Wie daheim mit seinen Kindern, hält er täglich mit den Schildwachen vor seinem Palaste Gebete; wer mit ihm zu Tische sitzt, der muß mit ihm Gott danken für das tägliche Brot: „Habt's mit 'gessen, könnt's mit beten." In der Gefangenschaft läßt er sich gelassen von den Franzosen verhöhnen und mißhandeln, und als sie ihm mit rohen Händen den langen, bis auf die Brust wallenden Bart ausraufen, da spricht er getrost zu seiner Frau: „Bete, sei standhaft, leide mit Geduld, dann kannst Du etwas von Deinen Sünden abbüßen." — Vier Stunden vor seinem Tode schreibt er an seinen Schwager Pöhler: „So leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden." Und als sie ihm, bevor sie ihn erschießen, die Augen verbinden wollen, ruft er fest: „Ich stehe vor dem,

der mich erschaffen hat, und stehend will ich ihm meinen Geist zurückgeben."

„Mit dem Blute Hofer's und seiner Getreuen", sagt W. Menzel, „ist das schönste Blatt der neuen Geschichte Deutschlands geschrieben worden." — Und dieses Blatt blühte, wie gesagt, auf einem Boden, wo die „mittelalterlichen Zustände" sich in voller Lebensfrische erhalten hatten.

Joachim Haspinger, der treue Waffengefährte des Sandwirthes, hat im Herbste 1855 sein geistliches Jubiläum gefeiert. Ein Enkel und eine Urenkelin Hofer's, letztere eine Pathin des Feldmarschalls Radetzky, wohnten der Feier bei, und bei Gelegenheit dieser Feier willigte Haspinger endlich ein, daß seine Biographie noch bei seinen Lebzeiten erscheine. Der Biograph, Hauptmann von Schallhammer, hat bereits die „Kriegerischen Ereignisse im Herzogthume Salzburg in den Jahren 1800, 1805 und 1809" ausführlich beschrieben. Er lernte Haspinger in Salzburg kennen, und die eigenen Mittheilungen desselben liegen dem Buche zu Grunde.

Der „Kapuziner Rothbart", so hieß Haspinger im Volke, ist ein Bauerssohn aus dem Dorfe St. Martin im Gsieß-Thale, Landes Tirol, sein Geburtstag der 28. October 1776. Er ist also jetzt nahe den Achtzigern. Als Erstgeborener wurde er von seinen gottesfürchtigen Eltern schon in frühester Jugend für die Kirche bestimmt. Im Jahre 1802 trat er zu Eppan in den Kapuzinerorden, erhielt den Klosternamen Joachim, wurde 1803 in das Kloster zu Meran und 1804 in das Kloster zu Sterzing versetzt. Auf dem Wege dahin lernte er im Passeirthale den Sandwirth Hofer kennen, bei dem die Bettelmönche stets gastfreundlich aufgenommen wurden, und aus der Gastfreundschaft wurde später eine Waffenbrüderschaft. Nachdem Napoleon Tirol von Oesterreich, mit dem es seit 442 Jahren verbunden gewesen, losgerissen und es zu Baiern, dem Verbündeten Frankreichs, geschlagen hatte, ließ der baierische Kreishauptmann im Pusterthale in der Nacht vom 15. zum 16. August drei der Kapuzinerklöster, die er als Heerd der Unzufriedenheit gegen die baierische Regierung betrachtete, durch Soldaten besetzen, die Mönche greifen und sie zum warnenden Exempel nach andern Orten deportiren. Auch der Pater Joachim Haspinger wurde nach dem sogenannten Centralkloster in Klausen verbannt. Auf dem Wege dahin sagte er prophetisch zu den Soldaten: „Vielleicht dauert es nicht lange, daß ich Euch werde transportiren lassen." Und kaum drei viertel Jahr später wurden im Gefechte am Berge Isel zwei feindliche Offiziere gefangen genommen, in denen Haspinger zwei von jener Escorte wieder erkannte. „War meine Prophezeihung richtig?" fragte er sie. „Es soll Ihnen bei mir nichts fehlen." Und durch seine Fourierschützen ließ er sie im nächsten Dorfe mit Allem versehen. — Er war, sobald in Süd-Tirol ein Umlaufschreiben des Sandwirthes Alles zu den Waffen rief, als Feldcaplan der drei Compagnien von Klausen, Gufidaun und Latzfons

18*

mit ausgezogen, wurde aber in kurzer Zeit mit der Führung der Vorhut betraut, weil er mehr Kriegserfahrung hatte, als die Hauptleute. Denn schon als 20jähriger Student hatte er mit einer Pusterthaler Schützen-Compagnie 1796 den Feldzug in's Venetianische mitgemacht, hatte im folgenden Jahre mit auf der Höhe bei Spinges in Tirol gefochten, wo von 9 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends der tiefe Schnee sich röthete unter dem fließenden Blut der Franzosen und der tiroler Schützen, war 1799 wieder mit seinem Stutzen eingetreten, um als der Erste eine feindliche Schanze bei St. Maria in der Schweiz zu ersteigen, und war 1805 als Feldpater des 3. tirolischen Miliz-Regimentes mit nach Italien gezogen. Diese vier Feldzüge waren die Kriegsschule Haspinger's.

Als er Ende April 1809 mit seinen drei Schützen-Compagnieen nach Süd-Tirol auszog, stand er im 33. Lebensjahre. Andreas Hofer, vom Erzherzog Johann zum Ober-Commandanten des südlichen Tirols ernannt, führte in der ersten Schlacht am Berge Isel (29. Mai 1809) das Centrum, Haspinger den linken Flügel in seiner Ordenstracht als Kapuziner. Ein kleines schwarzes Kreuz für Sterbende steckte in einem Täschchen oder dem Stricke, der seinen Gürtel einschloß, sein langer, dichter, röthlicher Krausbart quoll bis auf den Gürtel hinab. Ein langer Bergstock, an dessen oberem Ende der heilige Franciscus ausgeschnitzt war, diente als Stütze und Waffe. Eine andere trug er nicht. Man sah ihn stets an der Spitze im heftigsten Kugelregen, immer aneifernd, begeisternd durch Wort und That. Schon an einem der vorhergehenden Tage, bei einer Recognoscirung über den Berg Isel hin, hatte ihn aus nächster Nähe eine feindliche Flintenkugel getroffen. Ein kleines, 5 Zoll langes Kreuz mit dem Bilde des sterbenden Heilandes, das er in einem Säckchen unter der Brust trug, wurde sein Lebensretter. Die feindliche Kugel, durch die Kutte dringend, zersplitterte das Kreuz, von dem Bilde Christi am Kreuz aber nur eine Hand und glitt, ohne ihn zu verwunden, am bloßen Leibe nieder. — Im Treffen am Berge Isel sank ein junger Schütze an des Paters Seite, von einer Kugel erlegt. Sterbend rief er: „Streitet nur zu, lieben Brüder, der Himmel ist offen!“ In dem nämlichen Augenblick stieß ein feindlicher Infanterist mit dem Bajonette auf Haspinger los mit den Worten: „Hab' ich Dich nun, Du S....!“ — „Noch nicht,“ antwortet der Kapuziner und parirt mit seinem Bergstock die Bajonetspitze, so daß der geschnitzte St. Franciscus oben davon abbricht. Zum zweiten Mal setzt jener sein Gewehr zum Todesstoß an. Da schlägt ein tiroler Schütze auf Haspinger's rechter Schulter seinen Stutzen an, feuert, verbrennt durch den Schuß dem „Kapuziner Rothbart“ die Haare und schießt den drohenden Feind nieder. Als Antwort erfolgte aus den feindlichen Reihen eine Salve auf den Pater und den Schützen. Doch Keiner von Beiden ward getroffen, und Haspinger, der schon im ersten Feldzug für seine

Tapferkeit die silberne ständische Medaille erhalten, zeigte von nun an die kühnste Todesverachtung: „Für ihn sei noch keine Kugel gegossen.“

In der rühmlichen Vertheidigung des Gebirgs-Passes nächst der Brixner Klause am 4. und 5. August überfiel er 18 Offiziere des leichten sächsischen Bataillons im Wirthshause zu Unterau, wo sie eben fröhlich bei Tische saßen. Der Kapuziner, nur mit seinem Stocke bewaffnet, im Ordenshabit mit rundem Krempenhut öffnete die Thür und rief den Schmausenden zu: „Ergebt Euch!“ Der nächste Offizier griff zu der Waffe, einer der tiroler Schützen, die nach dem Pater eintraten, schlug an, und derselbe Schuß tödtete diesen und den hinter ihm stehenden Offizier. Die Uebrigen ergaben sich, und das hinter dem Orte lagernde sächsische Bataillon, dadurch seiner Führer beraubt, wurde nach kurzer Gegenwehr geworfen. Am wildesten tobte der Kampf dort an der Stelle, die danach die Sachsen-Klemme genannt wurde. Die feindliche Vorhut von zwei sächsischen Bataillons und einem Trupp bairischer Reiter mit zwei Geschützen, drang kühn durch die von den Bergen herabgerollten Felsen und Baumstämme über Oberau zur Peißer Brücke vor, wo die Hauptstraße vom linken auf das rechte Eisack-Ufer übersetzt. Wie der Feind anrückte, steckte ein tiroler Zimmermann durch bereit stehende Pöller die hölzerne Brücke in Brand, und während die Flammen hoch aufschlugen, entluden sich von Neuem aus schwindelnder Höhe Felsen und Baumstämme auf den Feind, ganze Reihen niederschmetternd. Haspinger war in diesem furchtbaren Augenblick auf dem rechten Eisack-Ufer, durch einen Baum nächst dem Flusse gedeckt. Er sah den ersten bairischen Reiter durch die Explosion der Brücke in die reißende Eisack stürzen, sah, wie die aus der Höhe rollende Fels- und Baum-Batterie die vorgesprengte Reiter-Abtheilung theils unter sich begrub, theils in den Fluß schleuderte. Ein steinernes Kreuz zwischen der Straße und der Eisack bezeichnet jetzt diese „Sachsen-Klemme.“

Gleichwie schon 1703 und 1797 die Brixner Klause der Sperrpunkt der französischen Operationen war, so wurde sie es wieder im August 1809. Die Ehre des dort erfochtenen Sieges gebührt vor Allen dem Pater Haspinger und seiner Schaar.

Der Marschall Lefèbvre, damals Ober-Befehlshaber der bairischen Division und Heerführer gegen das aufgestandene Tirol, schrieb wenige Tage nach der Niederlage im Eisack-Thale an Haspinger:

„Du bist ein rothbarteter S....., bekommen wir Dich, so lasse ich Dir jedes Haar einzeln ausraufen. Der erste Baum sei Dein Galgen. Steht Ihr nicht eilends von Eurem Vorhaben ab, so lasse ich alle Häuser in Brand stecken und werde das Kind im Mutterleibe nicht schonen.“

Dieser Brief, eher im Tone eines französischen Schreckensmannes, als eines Herzogs von Danzig geschrieben, setzte den Kapuziner nicht in Furcht. Haspinger schrieb dem Marschall als Antwort:

„Euer Excellenz! Wenn ich ein S....., wie Sie mich gütigst benennen, oder was vielleicht nur irrig geschrieben wurde, so können Sie die angedrohten Grausamkeiten in Ausführung bringen. Ich bin jedoch der Ansicht, daß Sie den Leidenskelch schon voll gefüllt haben, und daß Sie durch erneuerte unmenschliche Handlungen die Tiroler nur noch wüthender machen würden. Uebrigens wollen auch wir Ihrem guten Beispiel folgen: morgen mit den ersten Sonnenstrahlen sollen die drei gefangenen Offiziere auf unsern äußersten Vorposten aufgehangen, die Mannschaften aber, deren Zahl Sie besser wissen, als wir, erschossen werden. Uebrigens sage ich Ihnen zum letzten Male, daß ich eher meinen letzten Blutstropfen für meinen angestammten Kaiser verspritzen, als ihm durch eine Unterwerfung an Sie meineidig werden werde. In einer Stunde hoffe ich Antwort. Adieu. J. H."

Die Antwort kam schneller, als Haspinger gehofft hatte. Sie lautete ungleich gemäßigter, wie schon die höflichere Ueberschrift verrieth: „An den wohlgeborenen Herrn J. H. Rothbart, Oberchef und Bruder des Andreas Hofer." Lefèbvre zeigte sich in dem Briefe bereit, 13 gefangene Schützen gegen die 3 Offiziere auszuwechseln, und indem er die Sache Tirols als eine verlorene darstellte, versuchte er den Pater durch die Aussicht auf ein Bisthum, die andern Hauptleute durch das Versprechen reicher Belohnungen zu verlocken, ihrem Kaiser untreu zu werden. Aber der „Rothbart", wie Haspinger sich seitdem selber nannte, war nicht der S....., als welchen der französische Marschall ihn zuerst angeredet hatte. Er ließ sich nicht durch das versprochene Bisthum blenden. —

In der zweiten Schlacht am Berge Isel (13. August 1809) war Hofer die Seele, Haspinger und Speckbacher die Helden des Tages. In der Nacht vorher war der Sandwirth im Wirthshause an der Schnupfen eingetroffen. Der Kapuziner weckte ihn in aller Frühe, las um 2 Uhr Morgens die Messe im Dorfe, bestieg dann ein Rößlein und trieb noch in dunkler Nacht Alles vorwärts bis auf die Höhe des Berges Isel (bei Insbruck). Dort ertheilte er seinen Schützen die General-Absolution und befehligte dann in der Schlacht den linken Flügel und die Mitte, während Speckbacher den rechten führte. An 400 Feinde wurden von den Schützen Haspinger's in einem Hohlwege mit dem Kolben erschlagen. Der Marschall Lefèbvre schickte immer wieder frische Truppen zum Sturme vor, ließ endlich am Nachmittag acht Sturmcolonnen zugleich vorrücken und stellte sich selbst an die Spitze eines baierischen Bataillons. Zwei Offiziere wurden an seiner Seite erschossen. Da wandte auch er sein Pferd und floh, von 14 leichten Reitern begleitet, auf Wilten zu. Ohne ihn klomm das Bataillon die steile Höhe hinan. Haspinger ließ die Spitze des Feindes bis auf 15 Schritte heran kommen, ihrer mit 300 auserwählten Schützen gewärtig, ließ erst auf sie feuern und darauf mit den Kolben auf sie losschlagen. Fast das ganze feindliche Bataillon blieb in diesem fürchterlichen Gemetzel. Haspinger verlor 20 Todte und

49 Verwundete. Der ungleich größere Verlust des Feindes läßt sich daraus ermessen, daß er den Tag nachher bei seinem Abzuge aus Insbruck allein 1700 schwer Blessirte daselbst zurückließ.

Auf der Höhe des Berges Isel, Angesichts der Hauptstadt Insbruck, kniete Hofer unter dem freien Himmel auf die freie Erde, um Gott für des Vaterlandes Rettung zu danken. Den Rosenkranz in den Händen betete er laut das Vater unser; ihm zur Seite kniete der kriegerische Mönch und in weitem Kreise die andern tapfern Anführer und Schützen. — Vom Kaiser erhielt Hofer die große goldene Medaille mit der Kette, Haspinger das goldene Verdienstkreuz für Feldgeistliche. Auch er hätte, wie ihm angedeutet wurde, die goldene Medaille erhalten, wenn er nicht Mönch gewesen wäre.

Nach dem Wiener Frieden machte Haspinger den Versuch, in die Schweiz zu entkommen. Aber die bewaffneten Bauern selbst ließen ihn nicht über die Grenze. Sie wollten nichts wissen von dem Friedensschlusse, wollten keinen Tiroler Landesvertheidiger ziehen lassen. So mußte er sich wieder auf den Rückweg machen. Er wollte den Weg nach Meran einschlagen; auch auf ihn erstreckte sich unterwegs der Argwohn, den man gegen diejenigen Häupter des Aufstandes hegte, welche nach dem Friedensschlusse, den man nicht glaubte oder nicht glauben wollte, nicht wieder zu den Waffen griffen. Die Schützen aus dem Vintschgau nahmen den Pater fest, und drei Mann führten ihn am 9. November in das Passeir-Thal zum Sandwirth.

„Gut, daß Du wieder da bist, Bruder!" sagte Hofer zu dem Ankommenden.

„Ja, ich bedanke mich für diese Art," erwiderte der mißgestimmte Pater.

„Gut, daß Du wieder da bist," wiederholte Hofer nochmals. „Das Blatt hat sich zum Guten gewandt. Ich habe die besten Nachrichten. Der Commandant Kolb schrieb mir aus dem Pusterthale, daß die Franzosen eine Niederlage durch die Oesterreicher erlitten hätten, und daß man stündlich das Einrücken der österreichischen Jäger in Lienz erwarte."

Haspinger las das Schreiben des Kolb, konnte sich aber nicht entschließen, der Sache zu trauen. „Du bist betrogen," sagte er zu Hofer, „Du kennst doch den wahnsinnigen Kolb!"

Seine Warnungen wurden aber bald darauf durch das Erscheinen dreier Grafen aus dem italienischen Tirol entkräftet. Hofer kannte sie von früher her, sie wiesen Papiere vor, die mit Kolb's Anzeige keineswegs im Widerspruch standen, und der Sandwirth glaubte gern, was er wünschte. Als die Franzosen am 12. November nach Meran vorrückten, beorderte Hofer drei Compagnieen zur Bewachung des Einganges in das Passeir-Thal, dem Pater aber übertrug er für's Erste, den Uebergang über das Jaufengebirg von Sterzing her sicher zu stellen. Nachdem dies geschehen, sollte Haspinger sich zu ersteren begeben, und

während seiner Abwesenheit erließ Hofer am 15. November jenen erneuerten Aufruf zu den Waffen, der ihm den Tod brachte.

Die Biographie widerspricht also dem, was neuere Historiker über die Entstehung dieses Aufrufes geschrieben haben, und wonach es der „heißblütige Kapuziner" gewesen sein sollte, der den Sandwirth zur Unterzeichnung getrieben. Am 16. November focht Haspinger mit bei Meran; vom 18. bis 22. November war er bei den Gefechten im Passeir-Thale thätig und dachte sodann, der unnützen Kämpfe herzlich müde, auf Rettung. Da Hofer Tirol nicht verlassen wollte, so rieth er ihm, bei treuen Freunden in Meran eine Zuflucht zu suchen. Der Sandwirth war nicht dazu zu bewegen, und Haspinger sagte ihm: „Ich werde gerettet, da Gott nur demjenigen hilft, der in seinem Vertrauen auch das Seinige beiträgt. Helfe Dir, und es wird Dir geholfen werden! Du, der Du eine Schlange in Deinem Busen nährst, (er meinte den Donay), Du bist verloren. Verräther umschleichen Dich und werden für Deine Einlieferung dreißig Silberlinge vom Feinde erhalten, wie einst Judas Ischarioth."

Wirklich gelang es dem Kapuziner, sich zu retten, während Hofer durch den Priester Donay den Franzosen in die Hände geliefert und in Mantua erschossen wurde. Drei Vierteljahr lang hielt Haspinger sich in Tirol versteckt, bei dem Amtmann Perlinger in Tschengls unweit der sich von Meran südwestlich zum Wormser Joche abzweigenden Poststraße. Er schnitt sich seinen langen rothen Bart ab und färbte ihn dunkel. Sein Asyl war ein anscheinend unbewohntes Zimmer in dem zum Oekonomie-Gebäude umgestalteten Schloß Tschenglsburg. Damit der Rauch des Kamins ihn nicht verrathe, wurde trotz der strengen Kälte das Zimmer nicht geheizt. Haspinger las Morgens daselbst die Messe und lag dann den Rest des Tages, des Frostes wegen, meist im Bette, mit Brevierbeten und geistlichen Büchern beschäftigt. Warf er dann und wann durch die stets geschlossenen Jalousieen der beeisten Fenster einen Blick in's Freie, so erkannte er nicht selten durch's Fernrohr den verrätherischen Priester Donay, wie er auf der Poststraße am jenseitigen Ufer der Etsch, nur in der Entfernung einer halben Stunde an der Spitze einer baierischen Patrouille ging, von Weitem kenntlich an seiner mit Gold verbrämten Mütze. Zwei Muhmen des Verräthers wohnten in dem benachbarten Pfarrdorfe Tschengls. Auch in ihren Augen war Donay ein Judas und mit schuld an dem Tode des Sandwirths. Bei einer der Beiden verbarg sich Haspinger kurze Zeit, als zu Anfang des Sommers die Soldaten immer näher streiften und äußerten: der Rothbart solle sich hier in der Gegend aufhalten, und sie würden ihn, wenn sie ihn griffen, an den nächsten Baum aufhängen. In der Nacht zum 24. August 1810 (seit dem 3. December 1809 war Haspinger auf dem Schlosse Tschenglsburg) kamen dringende Warnungen vertrauter Freunde: es würde ernstlicher als je vom Feinde auf den Geächteten gefahndet,

die Baiern und Franzosen wollten sich dazu bei Tschengls vereinigen, jene aus dem Vintschgaue herab, diese von Botzen herauf. Jetzt fuhr der Kapuziner in die für diesen Fall der Noth bereiten bürgerlichen Kleider, die Perlinger in Meran angeblich für einen großen Studenten angekauft hatte, schnürte seinen Reisebündel und nahm den Wanderstab in die Hand, um mit neuer Gefahr Leibes und Lebens durch die Schweiz und Italien nach Oesterreich zu fliehen.

Auf seiner Flucht durch den Canton Schwyz trat er in die Wallfahrts-Kirche zu Maria Einsiedeln, um seine Andacht zu verrichten. Als er wieder aus der Kirche tritt, fragt ihn ein unbekannter Mann: „Wohin die Reise?" — „Nach Bern," antwortet Haspinger. — Da nennt der Unbekannte den Pater Kapuziner leise beim Namen und sagt ihm: daß in Bern der Verrath auf ihn laure, schickt ihn nach Trimons bei Chur und giebt ihm dahin ein Schreiben an die Gräfin Fuchs mit, worin der Pater als Tapezierer empfohlen wird.

Ein Sohn Perlingers, seines Retters in Tschengls, wurde hier, wie dort der Vater, der Schutzengel des Geächteten. Der Knabe hatte den Pater, trotz dessen Verkleidung, erkannt und den Herrn, mit dem er ging, auf ihn aufmerksam gemacht. — Bei der Gräfin Fuchs in Trimons kam dem Flüchtling zu Statten, daß er zur Zeit, als er in Insbruck studirte, bei einem Tapezierer gewohnt, oft der Arbeit zugesehen und sich scherzweise selbst darin versucht hatte. Er tapezierte zwei Zimmer der Gräfin zur Zufriedenheit, erhielt durch ihre Fürsprache eine Aufenthaltskarte als Tapezierer und Eisenhändler auf den Namen Johann Gruster aus Bruck in Steyermark, kehrte damit nach Chur zurück und erlangte dort auf diese Weise von der Regierung Graubündtens einen Paß zur Reise über Itālien nach seiner vorgeschützten Heimath in Oesterreich.

Nach vierzehntägiger Fußreise kam der Flüchtling mit wunden Füßen auf österreichischem Boden in Klagenfurt an. Dort erhielt er auf ein Bittgesuch an den Kaiser sogleich 500 Gulden Bancozettel zur Abhülfe seiner dringendsten Bedürfnisse und die Weisung, sich nach seiner Genesung Sr. Majestät in Wien vorzustellen. Am 31. October langte er in Wien an, und schon am 2. November hatte er seine erste Audienz beim Kaiser. Haspinger selbst schreibt darüber in seinem Tagebuche: „Für diesmal konnte ich nicht viel reden, weil mir bei dem ersten Anblick Sr. Majestät das Herz vor Wehmuth brach, da ich eine solche Menschenliebe aus dem Antlitz Sr. Majestät hervorstrahlen sah. Ich bedauerte nur in der Stille, daß der Monarch bei all seiner Biederkeit dennoch so unglücklich geworden sei. Ohne noch ein Wort reden zu können, bewiesen meine herabrollenden Thränen meine Stimmung. Der Allergnädigste Kaiser tröstete mich, und ich empfahl mich unterthänigst seinem Schutz und Schirm. — Zwei Tage später wurde ich wieder zu Hof gerufen. Se. Majestät frugen mich um Vieles aus dem

Kriege. — Meine einzige Bitte ging dahin, Se. Majestät vorzüglich um den Schutz jener Tiroler zu bitten, die Weib und Kind zu Hause hatten und nicht mehr dahin konnten."

Haspinger wohnte die ersten beiden Monate über im Kapuziner-Kloster zu Wien. Gegen Ende des Jahres (1810) beschied ihn der dortige Fürst-Bischof Graf von Hohenwart zu sich und sprach zu ihm: „Sie können nach so viel vergossenem Blute doch füglich nicht länger Kapuziner bleiben."

Der Pater entschuldigte sich: er habe Alles, was er gethan, für Kaiser und Vaterland gethan, habe auch, seitdem er dem Orden angehöre, keinen Feind mehr mit eigener Hand im Kampfe erlegt.

„Die Beweggründe entschuldigen Sie allerdings," antwortete der Erzbischof. „Dennoch können Ihnen die Thatsachen ein längeres Verweilen in der Mönchszelle durchaus nicht gestatten."

So mußte Haspinger aus dem Orden scheiden. Er wurde aus dem Klostergeistlichen ein Weltpriester, und der Kaiser verlieh ihm die Pfarre zu Traunfeld in Nieder-Oesterreich. Dort blieb er 22 Jahre als Seelsorger, wurde dann 1836 auf seinen Wunsch in Ruhestand versetzt und zog nach Hietzing bei Wien. Hier erlebte er als 72jähriger Greis die Märztage 1848, und als am 4. April in Wien eine Studenten-Compagnie von 80 geborenen Tirolern zusammentrat, um mit gegen das rebellische Italien zu ziehen, da rief Haspinger: „So will ich denn auch nochmals ausziehen, weit besser ist's, mich trifft eine Kugel, als daß ich so verkümmere." Er wurde zum Feldcaplan erwählt, zog am 15. April mit aus, war am 12. Mai bei dem Gefechte von Ponte Tedesco, am 14. Mai bei der Erstürmung des Schlosses Lodron und kehrte nach zweimonatlicher Dienstzeit nach Hietzing zurück. Bei Ponte Tedesco flammte der alte Schlachtenmuth von Neuem in dem greisen Priester auf. Er zog den Degen, der ihm bei seiner Ankunft in Trient verehrt worden, mit dem Rufe: „Nur lustig, Buben!" und wollte voran auf den Feind. Oesterreichische Jäger-Offiziere hielten ihn davon ab. — Sein treues Tirolerherz schlug höher, als er hörte, daß Kaiser Ferdinand sich aus dem aufrührerischen Wien nach Insbruck begeben und dort unter endlosem Jubel eingezogen. Sodann in den Octobertagen in nächster Nähe Augenzeuge jenes blutigen Kampfes, der in Wien die Empörung mit eisernem Fuße zu Boden trat, hätte er gern seine Treue mit seinem Blute besiegelt: „sein Geist rief ihn in das Schlachtgewühl, der Körper versagte aber seine Dienste. Er hatte nicht mehr Kraft genug, sein Leben mit Erfolg einsetzen zu können. In diesem bitteren Kampfe mit sich selbst vergingen Wochen der herbsten Qual." —

Im Jahre 1851 übersiedelte Haspinger von Hietzing nach Döbling. Dort lernte ihn 1854 der Verfasser dieser Biographie kennen und redete ihm zu, aus der Umgegend von Wien, wo die Theuerung fort-

während stieg, nach dem viel wohlfeilern Salzburg zu gehen. Hier erhielt der jetzt 80jährige Greis eine freie Wohnung im K. K. Residenzschlosse Mirabell.

Das Haar des Rothbartes — heißt es in der Biographie — ist nun silbern geworden. Die Strapazen der Feldzüge, bei welchen er in seinem beschwerlichen Ordenskleide als Anführer voran die höchsten Berge passirte und gar oft tief in Schnee versank, haben ihm ein körperliches Leiden zugezogen. Schwerhörig und fußleidend, sitzt er nun öfter wie theilnahmlos unter einem schattigen Baum, in tiefe Betrachtungen versenkt, wobei manche Bilder der Vergangenheit an seinem Geiste vorüberziehen mögen. Bei einer Ansprache dankt er wohl freundlich, ist aber wortkarg: spricht man jedoch von der Landesvertheidigung Tirols, dann beginnt sein Blut zu wallen, neues Leben kehrt in die erstarrten Glieder, er sieht im Geiste die ihm treu folgenden Schaaren und schildert mit solcher Geistesfrische die Ereignisse jener Zeit, als hätten sie erst gestern sich zugetragen. — Fragt man den greisen Pater um sein Urtheil über Andreas Hofer, so sagt er: „Dieser war mehr Geistlicher als Soldat, bei mir war es gerade das Gegentheil." Speckbacher's persönlicher Tapferkeit läßt er alle Ehre: „er wußte aber nicht die Massen zu führen, seine Leute wollten ihm nie von den Bergen herab. Unten in der Ebene aufzuräumen, überließ er stets mir."

Einmal, in einer finstern Septembernacht 1809, traf Haspinger Speckbacher's Vorhut bei Mörgl (auf der Straße von Insbruck nach Salzburg), wie sie, ohne alle militairische Vorsichtsmaßregeln, der Ruhe pflegte. Er sah keine Lagerfeuer, es standen keine Vorposten. Entrüstet über diese Nachlässigkeit, sendet er zwölf seiner Schützen, die er für vorkommende Schleich-Patrouillen in die Montur bairischer Soldaten gesteckt, in das Wirthshaus, wo Speckbacher sein Vorposten-Commando aufgeschlagen hat und ebenfalls sorglos schläft. Die zwölf Schützen müssen sich nun, auf Haspinger's Befehl, unbemerkt in die Stube schleichen und den Schläfern die Gewehre wegnehmen. Sobald diese in ihren Händen, läßt der Kapuziner draußen vor dem Hause durch einen Tambour Lärm schlagen. Speckbacher wacht auf, sieht sich von Soldaten in baierischer Montur umringt und seinen Stutzen, den er mit den Augen sucht, in ihren Händen. „Wie Gott will!" sagt er und bleibt rathlos auf seinem Bette liegen. Jetzt tritt Haspinger in die Stube, klärt ihn über die vermeintlichen Baiern auf und fügt warnend hinzu: „Siehst Du, bei Deiner Nachlässigkeit hättest Du eben so leicht wirklich in feindliche Gefangenschaft fallen können. Merke Dir diese bittere Lection!"

Zuweilen übermannte die hitzige Soldaten-Natur in Haspinger die Gelassenheit des Priesters. Im Abtenauerthale kam sein Adjutant Karl Metz einmal mit dem rechten Flügel vier und zwanzig Stunden später, als er sollte. Der Pater, der eben eine Messe in der Kapelle

des Schlosses von Golling gelesen, wäre durch jenen Verzug beinahe in die Hände einer feindlichen Reiter-Patrouille gefallen. Nur die Geistesgegenwart, womit er auf seinem Ritt den Schloßberg hinunter gerade auf die Patrouille lossprengte, rettete ihn. Die feindlichen Reiter fürchteten einen Hinterhalt, wandten ihre Pferde und flohen dahin, woher sie gekommen. Gleich darauf traf er endlich auf die um vier und zwanzig Stunden zu spät kommende Schaar unter seinem Adjutanten. Im jähen Zorn stürzt er auf diesen los, reißt ihn vom Pferde und wirft ihn in eine Pfütze, mit den Worten: „Da ist Dein verdienter Platz." — Darauf stellt er ihm die Wahl, entweder eine Bravour auszuführen oder seiner Wege zu gehen. Der Adjutant, um seine Scharte wieder auszuwetzen, zieht mit einer Patrouille ab, hebt eine feindliche Feldwache von einem Offizier und funfzehn Mann am Almflusse auf; bringt die Gefangenen zu Haspinger und gewinnt so das frühere Vertrauen desselben von Neuem.

Nur eine einzige Leibesstrafe verhängte der kriegerische Mönch während des ganzen Feldzuges. Sie traf einen tiroler Schützen, der ein Rind gestohlen und es durch eine Fuhrte dem Feinde zum Verkaufe bringen wollte. Die andern Schützen, die ihn gegriffen, bestürmten den Kapuziner, den Dieb und Landesverräther erschießen zu lassen. Dazu war der Pater jedoch nicht zu bewegen. Er ließ ihm durch einen ranzionirten Corporal funfzig Stockschläge aufzählen und jagte ihn dann davon, weil er nicht werth sei, länger als Landesvertheidiger zu dienen. — Als Volksanführer war Haspinger von seltener Uneigennützigkeit. Während die Offiziere unter ihm eine regelmäßige Gage bezogen, hat er für seine Person im Laufe des ganzen Feldzuges niemals einen Sold angenommen. Nur auf unentgeltliche Verpflegung mußte er als armer Kapuziner Anspruch machen. —

Dank dem Hauptmann von Schallhammer, daß er mit so sorgsamer Hand das Lebensbild dieses Waffenbruders Hofer's und Speckbacher's aufgerichtet hat. Nachdem die beiden Letzteren an Hormayr, Rapp und Mayr ihre Biographen gefunden haben, empfangen wir in dem vorliegenden Buche nun auch die Geschichte des thatenreichen Lebens Haspinger's, des Dritten in ihrem Bunde, und für das ganze Kriegsgemälde jenes tiroler Kampfes eröffnen sich darin neue Gesichtspunkte. Allerdings weicht Schallhammer in manchen Einzelheiten von den Schlachtberichten anderer Geschichtschreiber ab. Jedoch im Vorworte versichert er ausdrücklich: daß er bei der Details-Beschreibung von Haspinger's Kriegsthaten nur dessen eigene Angabe zu Grunde gelegt habe, und seine schlichte Erzählung macht unwillkürlich den Eindruck, daß sie aus frischer und lebendiger Quelle geschöpft sei. Einen „Heldenpriester" nennt der Biograph den „Kapuziner Rothbart", und wir, auf unserem evangelischen Standpunkt, wir können nur wünschen, daß jeder christliche Held zugleich ein Priester sein möge. Ein Jeder vermag das, der

letzte Soldat nicht weniger als der erste Feldherr, der Kriegsknecht nicht weniger als der Kriegsherr, ein Jeder vermag das in der Kraft des Glaubens. Denn, wie Tholuck sagt: „das ist ein priesterlicher Mensch, der zuerst sich selbst mit seinen innersten Neigungen Gott zum Opfer dargebracht hat und dann auch sein Wort und Werk insgesammt, der nichts Kleines und nichts Großes den Tag über thut oder unterläßt nach eigenem Willen, der keinen andern Willen hat, als den seines Gottes, und in dem Sinne, wie verschieden auch unser Stand sei, sollt und könnt ihr Alle Priester Gottes sein."

Tages-Ereignisse.

Die officielle Zeitung der schweizer Eidgenossenschaft, „der Bund", beschäftigt sich neuerdings wieder lebhaft mit der Neufchateler Frage. Man hat offenbar in Bern erfahren, daß der Minister von Manteuffel bei Gelegenheit der Pariser Friedens-Conferenzen an die alten, unverjährbaren und unaufgegebenen Rechte der Krone Preußen auf dieses Fürstenthum erinnert, wenn er damit auch nicht eine so drollige staatsmännische Coquetterie getrieben, wie Graf Cavour mit seinem Italienischen Unifications-Memoire. Dem einfachen Factum eines Provinzen-Diebstahls gegenüber fühlen sich die schweizer jedesmal unbehaglich, wenn man in ihrer Gegenwart dieses Thema berührt, und diese Unbehaglichkeit spricht sich auch in den verschiedenen Artikeln aus, die nicht allein der „Bund", sondern auch andere Schweizer Zeitungen gerade in neuester Zeit über Neufchatel und natürlich gegen die preußischen Ansprüche veröffentlicht. Sie berufen sich unter Anderm auf die Lauigkeit, mit welcher die „Kammern" in Berlin die Sache behandeln, und vor allen Dingen auf den Schutz Frankreichs. Sagt doch der „Bund" ganz unumwunden: „Der Boden, auf dem wir stehen, ist uns gerade jetzt besonders günstig, denn in Frankreich herrscht die napoleonische Dynastie, die ihren eigenen Ursprung nicht vergessen darf. Die Legitimität unseres Besitzes von Neufchatel hat wahrlich keine schlechtern Grundlagen, als die Legitimität Napoleon's III. Giebt es einen Unterschied zwischen beiden, so ist es der, daß man in Frankreich nach Millionen und in Neufchatel nur nach Tausenden zählt. Aber diesseits wie jenseits des Jura ist die Ordnung der Dinge auf die Majorität des Volkes gegründet, und der Bund wie die Kaiser-Regierung können mit demselben Rechte sich auf die Gnade Gottes und den Volkeswillen berufen. In Zürich hat man neulich gewagt, eine Verständigung mit Preußen vorzuschlagen, indem die Schweiz nachträglich diesem Staate eine Geld-Entschädigung für den Canton Neufchatel anbietet, welcher sich selbst

losgerissen und feierlich erklärt hat, der Schweiz angehören zu wollen. Was würde man in Europa sagen, wenn der Kaiser Louis Napoleon nach dem Beispiele dieses Vorschlages jetzt, wo er im Vollbesitze seiner Macht ist, mit den Erben der Häuser Bourbon oder Orleans wegen des de jure Besitzes einer Krone unterhandeln wollte, die er de facto trägt. Wäre das keine Beleidigung des Volkswillens, keine unverzeihliche Schwäche?" Zu diesem geistreichen Raisonnement wird der „Bund" vorzüglich durch die Wahrnehmung veranlaßt, daß die demokratische und republikanische Partei in Neufchatel durch ihr eigenes Gebahren die wenigen Sympathieen verloren, die sie überhaupt je besessen. Er gesteht selbst die Wahrscheinlichkeit ein, daß dort den 7 fetten republikanischen Jahren leicht die 7 mageren folgen könnten, und ruft der jeune démocratie neufchateloise die Worte des sterbenden Attinghausen zu: „Seid einig! einig! einig!" Ein Beweis, daß man dort eben nicht mehr einig ist, und daß möglicherweise auf ganz legal-republikanischem Wege die Republik in Neufchatel selbst beseitigt werden könnte. Wenn auch nicht in der Presse, hört man doch im Gespräche mit ruhigen und vernünftigen Schweizern eigenthümliche Bekenntnisse und Wünsche über die gegenwärtige Lage der Eidgenossenschaft. Den Tessino-Canton möchte man los sein, da er der Schweiz, Oesterreich gegenüber, nichts als Ungelegenheiten macht. Neufchatel möchte man aber behalten und einen legalen Weg dafür finden, der das Nationalgefühl der andern Cantone nicht zu sehr verletzt, und alles Ernstes haben wir einen Plan besprechen hören, der Tessin an Oesterreich abtritt, wogegen Oesterreich österreichisch Schlesien an Preußen und Preußen Neufchatel an die Schweiz abtreten soll. Man fühlt sich je länger je mehr genirt in dem unrechtmäßigen Besitz und sucht nach einem Mittel, um der über lang oder kurz doch hereinbrechenden und dann allerdings sehr demüthigenden Verantwortung zu entgehen. Freilich rechnet man damit nach schweizer Anschauungen und nicht mit den Gesinnungen deutscher Fürsten. Doch beweisen auch diese Tausch-Calcule, daß Recht mächtiger ist als Besitz und das Gewissen sich nicht vom Raisonnement überschreien läßt.

Der Zufall führt uns eine Nummer der „Baseler Nachrichten" in die Hand, welche die folgende hübsche Correspondenz eines wahrscheinlich reisenden Schweizers aus dem Großherzogthum Baden enthält: „Hier wird gegenwärtig die militairische Subordination mit eiserner Strenge gehandhabt, als Beleg möge Folgendes dienen: Ein Soldat von guter Aufführung befindet sich mit seinem Mädchen in einem Wirthshaus. Ein Unteroffizier von einer anderen Compagnie seines Regiments erlaubt sich Unanständigkeiten gegen das Mädchen und erhält zur Abwehr von Ersterem eine Ohrfeige; der Soldat aber wird zu lebenslänglichem Zuchthause verurtheilt und sitzt in Bruchsal. — Ein anderer Fall: Einige Bursche fahren aus dem Urlaube in die Garnison, sie

merken, daß Jemand hinten auf dem Gefährt sitzt, und Einer haut nach Gewohnheit rückwärts. Der Aufgesessene war ein Unteroffizier und die Bursche bekamen zehn Jahr Zuchthaus. Wir sehen in dem Allen lediglich den unseligen Einfluß der Preußen, der mit bekannter Brutalität noch immer auf dem schönen Baden lastet." — Wir gestehen, daß wir auf diese „gesinnungstüchtige" Wendung am Schlusse der Correspondenz nicht vorbereitet waren und daß sie daher einen um so anmuthigeren Eindruck auf uns machte. Zunächst wohl deswegen, weil überhaupt noch ein Einfluß Preußens, wenn auch nur ein unseliger zugestanden wird, denn bekanntlich hatte ja Preußen jeden Einfluß für alle Zeit und überall verloren, seitdem es so eigensinnig gewesen, aus dem europäischen Concerte zu treten; dann aber wegen der Schamlosigkeit, mit welcher die jetzt in Baden gehandhabte Disciplin begeifert und bürgerlicher Philanthropie denuncirt wird. Allerdings wird Basel bei solcher Disciplin im Heere des Nachbarlandes nicht so bald wieder Gelegenheit haben, Freischärler und büchsenschießende Eidgenossen über den Rhein hinüberzuschicken, die dann von den „unseligen Preußen" wieder in das Land der Freiheit zurückgejagt werden. Wahr ist es, daß jetzt in Baden ernstlich daran gearbeitet wird, den alten Geist des Widerspruchs, das Bierhaus-Raisonniren der Soldaten und die Erinnerungen an eine schwere Zeit zu verwischen, aber auch ohne die Verhandlungen des Kriegsgerichts zu kennen, behaupten wir mit Bestimmtheit, daß die erzählten Vorgänge sich nicht so verhalten, — daß hier entstellt, verschwiegen oder vergrößert worden ist. In beiden Fällen bleibt indessen das Factum bestehen, daß der Untergebene seinen nächsten Vorgesetzten geschlagen und wenn jener baseler Correspondent einen Blick in die Militairgesetze aller Länder, selbst der nicht so unseligen wie Preußen, thun wollte, so würde er sich überzeugen, daß die meisten sehr viel strengere Strafen auf dergleichen setzen, als das von Preußen mit bekannter Brutalität beeinflußte badische. Ein solches Schimpfen auf Preußen an der äußersten Grenze Deutschlands beweist nur den Aerger irgend eines freien Schweizers darüber, daß Baden nicht 1849 eben so ein Canton der Schweiz geworden ist, als 1848 das Fürstenthum Neufchatel. — Wir würden die ausbündige Unschicklichkeit eines liberalen, also eigentlich in militairischen Dingen unzurechnungsfähigen Blattes kaum einer Bemerkung gewürdigt haben, wenn sich darin nicht ein Symptom jener zerrenden Feindseligkeit gegen Preußen zeigte, die man vergebens durch unbekümmertes Fortschreiten zu besiegen hofft. Sie umgiebt unser Vaterland nicht allein nach jenem Winkel in Südwesten hin, sie findet sich auch anderswo und sehr viel näher, ja sie findet sich in dem Liberalismus seiner Bourgeosie-Zeitungen, aber freilich mit größerer Vorsicht und wenigstens Kenntniß der Dinge. Sie wagt es nicht, so offenkundig zu lügen, weil sie weiß, daß man ihr im conservativen Nachbarhause auf die Finger sieht. Das hat nun freilich jene „Baseler Zeitung" nicht

zu fürchten und ihre Leser werden schwerlich je zu Gesicht bekommen, was wir unsern Lesern von ihrem Neuigkeitsboten sagen mußten. — Preußens unseliger Einfluß in Baden! In der That, ein neues politisches Thema für die Leitartikel mancher preußischer Oppositions-Zeitung, die sich ja darauf stützen kann, daß geachtete schweizer Persönlichkeiten einem geachteten schweizer Blatte Folgendes — und nun wird der Artikel abgedruckt. — mitgetheilt haben, es also die höchste Zeit ist, daß Preußen ein liberaleres Regierungs-, Militair-, Preß- und Polizeisystem einführt! —

---

6 Pence für den Gemeinen und 2 Shilling 6 Pence für den Offizier! So viel würde — nach der Mittheilung des Lord Palmerston an das Parlament — die Dividende der Kriegsbeute betragen, welche England in dem eben beendigten Kriege gegen Rußland gemacht. Das ist wenig und namentlich sehr viel weniger, als sonst englischen Soldaten bei gelegenheitlichen Annerationen indischer Königreiche zuzufallen pflegte. Nach den Kosten für die so überaus glänzenden Friedensfeuerwerke ist diese Bilanz zwischen Ausgabe und Einnahme eine so demonstrative, daß auch dem feurigsten Liebhaber von dergleichen Versuchen, einen unbequem werdenden Concurrenten zu erdrücken, kaum die Ueberzeugung erspart werden dürfte; wie wenigstens England kein „gutes Geschäft" mit diesem Kriege gemacht hat. Der Vorschlag des Lord Palmerston, lieber gar nicht mehr von der unangenehmen Sache zu reden, wurde denn auch vom Parlament — obgleich es des Redens wegen überhaupt vorhanden ist — auf das Bereitwilligste angenommen, und so ist denn auch diese kleine Unzukömmlichkeit glücklich beigelegt. Andere Staaten, die überhaupt ihren Truppen keine anderen Beutegelder, als für genommene Kanonen und Pferde bewilligen, haben den Vortheil, dergleichen Besprechungen vermeiden zu können. England hat seine Soldaten indessen an eine gewissenhafte Abrechnung des Mein und Dein gewöhnt. Wie ihnen jede Wunde, jedes verlorene Glied, jede Invalidität eines Sinnes nach einer bestimmten Taxe bezahlt wird, so erfolgt auch z. B. in Indien eine gewissenhafte Schätzung alles annerirten Eigenthums benachbarter Fürsten. Schatzkammern, Elephanten, Waffen u. s. w. werden tarirt und dann die Schätzungssumme auf die Regimenter, welche bei der Anneration thätig waren, vertheilt. Die Mauer-Anschläge, welche in London zur Rekrutirung einladen, versprechen sogar dem „rüstigen jungen Manne" ganz bestimmten Theil an der zu machenden Kriegsbeute, und auch bei den Anwerbungen für den Dienst in der Krim spielte das Wort „booty" eine große Rolle. Somit scheint denn der Ertrag des besiegten Pechs, des eroberten Talgs, des überwundenen Hanfs, der gedemüthigten Getreidevorräthe nicht den Erwartungen entsprochen zu haben, welche der Recruiting Officer seinen Rekruten in Aussicht stellte. Sechs Silbergroschen für einen zweijährigen Krieg! — Anderweitig liest man

in englischen Militair-Zeitschriften Vergleiche zwischen dem verlorenen, unbrauchbar gewordenen oder vergebens angeschafften Kriegs-Material und den in Süd-Sebastopol, Kertsch, Kinburn, Bomarsund u. s. w. gefundenen Geschützen, Waffen und Vorräthen, die ebenfalls wenig Empfehlendes für kaufmännischen Abschluß haben. Zahlen beweisen, und Alles, was bisher an Zahlen über den Krieg von halb Europa gegen Rußland bekannt geworden ist — gleichviel ob an Menschen, Geld oder Vorräthen — ist der Civilisation entschieden ungünstig. Und noch hat die Geschichte nicht die volle Wahrheit gesagt, noch hat sie die officiellen Actenstücke nicht mit den semi-officiellen Nachrichten und mit den non-officiellen Tagebüchern der Augenzeugen vergleichen können, was doch über lang oder kurz zuverlässig geschehen und dann zum ersten Male wirklich klar sehen lassen wird. Was gewollt und dagegen erreicht wurde, wissen wir jetzt schon. Wie es gewollt und wodurch es nicht erreicht wurde, wird uns mit voller Gewißheit erst die Zukunft sagen. Jedenfalls nimmt diese kurze, aber beweisende Verhandlung über den Sechs-Pence-Beute-Antheil im englischen Parlamente einen Platz dabei ein, der wenigstens mit Phrasen nicht wegzudemonstriren ist. Zu Allem, was sonst schon ungünstig auf das englische Rekrutirungssystem wirkte, ist dieses Ergebniß der Beutetheilung von größerer Bedeutung, als man auf dem Continente annehmen dürfte, wo wegen ganz verschiedener Gewohnheit und Anschauung der Begriff für dergleichen fehlt. Nur wer in England selbst das Werbesystem functioniren sah, oder allenfalls die Werbedepots in Besançon, auf Helgoland oder an der sardinisch-lombardischen Grenze kennen gelernt, kann ermessen, welche Wirkung diese Sechs Pence auf künftige englische Werbungen haben müssen.

Französische, englische und österreichische Blätter sprechen mit Besorgniß und Zorn von der Concentration eines Corps von 40,000 Mann Russen im Kaukasus, um den Kampf gegen Schjamil wieder aufzunehmen und ihn mit größerem Nachdruck als bisher wo möglich zu Ende zu führen. Die Forts an der tscherkessischen Küste werden wieder armirt oder hergestellt, große Vorräthe aufgehäuft und sogar Süd-Sebastopol so rasch als möglich wieder aufgebaut. Daß sie nicht wahr ist, nimmt dieser Nachricht nichts von ihrem Interesse, im Gegentheil liest sie sich sehr angenehm und giebt auch Gelegenheit zu kräftigen Seitenhieben auf Regierungen und Minister. Am übelsten kommt Lord Clarendon dabei weg, weil er Schjamil und die Tscherkessen am Schlusse der Pariser Friedens-Conferenzen nicht eben so tapfer zur Sprache gebracht, als Graf Cavour die Unification Italiens. In einem Anfalle ihrer gewöhnlichen Höflichkeit sagt „Times" von Lord Clarendon: „Dieses Aufgeben Tscherkessiens wird für ewig ein Flecken auf dem Ruhm des Lords als Staatsmann sein. Sein beschränkter Verstand,

sein hartes Herz und seine feige Natur haben die ganze kaukasische Race dem erzürnten Rußland hingeopfert.“ Man kann in der That in weniger Worten kaum mehr Ansichten eines unbekannten Zeitungsschreibers über einen bekannten Staatsmann zusammendrängen, als es hier „Times“ über Lord Clarendon thut.

Wappen-Sagen.

Harling.

Als Kaiser Otto lobesam
An den Lech gezogen kam
Mit Reitern und mit Wagen,
Die Ungarn dort zu schlagen;
Da ritt an seiner linken Hand
Ein Jüngling, Herleg zubenannt,
Der kam auf weißem Pferde
Von Lüneburg'scher Erde.
Des deutschen Kaisers Banner weht,
Der Ungarn Lager drüben steht,
Dazwischen rollt im Bogen
Der Lechstrom seine Wogen.
Der edle Herleg späh't am Strand,
Bis er die Furth im Flusse fand,
Der Kaiser hat Gefallen
Am eifrigen Vasallen.
Und als der nächste Morgen graut,
Da tönten die Drommeten laut,
Zur Furth von allen Seiten
Die deutschen Helden reiten.
Der Kaiser treibt im Lech sein Roß,
Umzischt vom feindlichen Geschoß,
Und Herleg zeigt die Pfade
Im blauen Wellenbade.
Der hohe Herre zieht voran,
Die Deutschen folgen Mann an Mann,
Der Ungarn rasche Pfeile
Die treiben sie zur Eile.
Hoch ragt des Kaisers Huldgestalt —
Da faßt sein Roß des Stroms Gewalt
Und hebt's auf mächt'ger Welle —
Doch Herleg ist zur Stelle.

„Herr link, Herr link liegt der Pfad!"
Ruft er, indem er schwimmend naht,
Er hebt sich hoch im Bügel
Und faßt des Kaisers Zügel.

So hat den Kaiser mit Bedacht
Der Lüneburger treu bewacht
Und läßt ihn sicher landen,
Da wo die Ungarn standen.

Darauf Herr Otto lobesam
Die Ungarn in's Gebete nahm,
Sie waren gar zu sündlich,
D'rum geißelt er sie gründlich.

Und als geschlagen war die Schlacht,
Hat er zum Rittersmann gemacht
Den, der ihm treu zur Seiten
Durch den Lech that reiten.

Weil der gar sorgsam ihn bewacht,
Hat er's in's Wappenschild gebracht,
Die Wachsamkeit des Ahnen
Zeigt noch der Kopf des Hahnen,

Und weil der Herleg rufen that:
„Herr link, Herr link liegt der Pfad!"
Ward **Harling** nun sein Namen
Und der, die von ihm kamen.

Inserate.

J. WITTKOWER'S
neu etablirtes Magazin eleganter Herrengarderobe

empfiehlt sein auf das Reichhaltigste assortirtes Lager von neu franz., engl. und niederländer Stoffen nach den neuesten Modellen angefertigter Kleidungsstücke, für jede Saison passend, zu den allerbilligsten Preisen, besonders mache ich auf die höchst eleganten Sommer-Ueberzieher, als Lord Raglans, Pelissiers und Halbsäcke, so wie auf die bedeutende Auswahl von Beinkleidern, Westen und Schlafröcken aufmerksam, und empfehle gleichzeitig die mir von Mr. Wouth in London gegebene Niederlage von den so allgemein beliebten Pleasure Coaths als etwas ganz Vorzügliches, namentlich auf dem Lande, wie auch in der elegantesten Gesellschaft zu tragen.

Auswärtige Aufträge werden höchst reell und pünktlich besorgt.

J. Wittkower,
Markgrafenstraße 48, neben Scheible's Hotel, zwischen d. Jäger- u. Franz. Str.

EAU de LIS.
Extra feinster Schönheitssaft,

(nicht mit der sogenannten Lilionese zu verwechseln),
wird unter Garantie des Gefolges verkauft. Alle Tage einige Tropfen angewendet, macht die Haut blendend weiß, schützt und entfernt **Sommersprossen — Sommerbrand — Sonnenstich — Boutons — Pusteln — Schwinden — Kupferausschlag — Hitze — Leberflecken — bleiche und kränkliche Gesichtsfarbe,** das Gesicht bekommt und erhält durch Anwendung ein jugendliches, gesundes Ansehen und eine zarte Röthe. Nur allein in Deutschland ächt zu haben, à Flacon 20 Sgr., 3 Flacons 1 Thlr. 15 Sgr.; grand Flacon 1 Thlr. 10 Sgr., 3 Flacons 3 Thlr., in rosa und weiß, bei

LOHSE, Jägerstrasse 46 in Berlin, **Maison de Paris.**

Beipse frei, Emballage wird nicht berechnet.

Nur für die aus meinem Hause bezogenen Artikel kann ich Garantie leisten, da meine Firmasignatur „LOHSE" von Handeltreibenden nachgemacht wird, um das Publicum durch äußerliche Nachahmung zu täuschen. Niederlagen existiren nirgends in den Provinzen.

Gewicht: 16 Loth. **Surtout de France.** Preis: 5 u. 6 Thlr.

Dieser **Ueberzieher,** von rein wollenem Stoff, ist für die warme Jahreszeit das zweckmäßigste Kleidungsstück. Seine außerordentliche Leichtigkeit und gefällige Form machen ihn gleich unentbehrlich für die Reise, den Landaufenthalt und die Promenade. — Er ist während der Sommer-Saison in einer sehr glänzenden Auswahl und in den beliebtesten Farben in meinem Magazine vorräthig.

LOUIS LANDSBERGER,
am Gensd'armen-Markt.

Fr. Austern, Hummern, so wie sämmtliche **Französische, Englische** und **Ital. Delicatessen,**
namentlich alle Sorten Französ. Liqueure, Französ. Geflügel und Genueser Früchte empfiehlt

Julius Ewest, Hof-Lief. Sr. Kgl. Hoh. des Prinzen von Preußen, Friedrichsstraße 82, Ecke der Behrenstraße.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

Neuntes Capitel.

Unter den Eichen.

Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod,
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendroth.
Doch um das Verhängniß unbekümmert
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mit uns der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen!

Theodor Körner.

In einem jener grünen Felsenthäler, an dem das Gebirge, welches Böhmen von Sachsen trennt, auf der böhmischen Seite so reich ist, lag die „alte Försterei".

Die „alte Försterei" war der Wohnsitz des Oberförsters Caspar Hladik, der fast sechzig Jahre lang im Dienste der Grafen Bucquoi zu Wald und Wild, Forst und Fisch gesehen in diesen Revieren mit klarem Blick und fester Hand. Seit ein paar Jahren erst hatte er jüngern Kräften sein beschwerliches Amt übergeben, und sein Brodherr, der kaiserliche Kämmerer und Geheimerath Graf Bucquoi, die treuen Dienste ehrend, ihm die „alte Försterei" als Wohnung überwiesen.

Das war dem Hladik gerade recht gewesen, denn in der „alten Försterei" hatte er als Jäger gelernt, dort hatte er die Frau kennen gelernt, mit der er länger als vierzig Jahre in einer zufriedenen Ehe gelebt, dort hatte er die schönsten Tage der goldenen Jugend gehabt.

Der Alte hauste mit seinen Erinnerungen einsam auf der „alten Försterei", unthätig aber war er darum doch nicht, denn sein Graf hatte ihm nicht allein den Oberförstertitel verliehen, sondern ihm auch die Oberaufsicht über die nächsten Reviere übergeben, eine Stellung, welche der Alte mit eben so viel patriarchalischer Strenge als Milde bekleidete; die Förster, die unter ihm standen, hatten ja Alle bei ihm gelernt und waren in seinem Hause erzogen worden.

Die „alte Försterei“ lag wunderschön in einem engen, stillen, grünen Thale, durch welches ein klarer Bach murmelnd und plätschernd über glattes Gestein und rauhe Felsentrümmer abwärts floß. Die Bergformation trat nur an einzelnen Stellen in scharfen Umrissen klippenartig zu Tage, sonst waren die Höhen mit stattlichem Nadelholz bestanden, mit dem dunkelgrünen Waldkleide dicht bekleidet, das nur hier und da eine hellere Schattirung zeigte und die eingesprengten Buchen dem kundigen Auge verrieth.

An der Stelle aber, wo eine mächtige Fichte, quer über den Bach geworfen, als Steg diente, standen etwa zwanzig riesige Eichen, die in unregelmäßigem Halbkreise die „alte Försterei“ umgaben und ihre stattlichen Aeste über den niedern dichtbemoosten Schindeldächern der Gebäude zusammenstreckten, ein grünes Laubdach über dem grünen Moosdach bildend.

Neben der Thür des eigentlichen Forsthauses, an das sich rückwärts und seitwärts einige Ställe anschlossen, lagen zwei tüchtige Feldsteine, die einen bequemen Sitz bildeten zum Ausruhen, geschützt vor dem Nordwinde, der zuweilen gar gewaltig hereinfuhr in das Thal von Oben herab, geschützt vor dem Sonnenstrahl durch die Aeste der alten Eichen.

Auf dieser Steinbank saß an einem sonnigen October-Nachmittag des Jahres 1813 eine liebliche junge Frau, die mit hellen braunen Augen hinüberblickte auf die grüne Bergwand, die sich ihr gerade gegenüber, jenseit des Baches, hoch und steil erhob. Das schwarze Häubchen und die schwarzen Wittwengewande, welche die junge Frau trug, bildeten einen auffallenden Contrast zu der Heiterkeit, zu der kindlichen Fröhlichkeit, welche die feinen Züge des weißen Gesichtes belebte.

Die zierlichen Hände der jungen Frau, welche müßig neben dem Strickzeuge im Schooße ruheten und die vollen, leicht geöffneten Lippen, welche die reine Waldluft mit stillem Behagen schlürften, so wie die glänzenden Augen und die leise gerötheten Wangen verriethen, welchen Genuß die Frau an ihrer Umgebung fand. Mit der schönen Natur rings um sie her eben so beschäftigt, wie mit freundlichen Gedanken in ihr, hatte sie nicht bemerkt, daß ein alter Mann hinter ihr in die Thür des Forsthauses getreten war und dort stand unter dem riesigen Geweih eines ungeraden Sechszehnenders, mit welchem der Oberbalken geziert war.

Dieser alte Mann in Stulpenstiefeln, den Hirschfänger um den schlanken Leib, in einen grauen Rock mit grünem Kragen gekleidet, war der gräflich Bucquoische Oberförster Caspar Hladik. Der hohe Siebziger war noch immer ein stattlicher Mann, die würzige Waldluft hält Leib und Seele frisch und gesund; waren auch schlohweiß die dünnen Haarlocken, die unter dem grünen Sammetstreifen der kleinen grauen Schirmmütze hervorsahen, die Augen blitzten noch immer scharf hervor unter den buschigen Brauen und Wimpern; das waren echte Jäger-

augen, immer schweifend und prüfend, suchend und messend, einst mochten sie tiefblau gewesen sein, die Jahre hatten ihnen die Farbe genommen, aber nicht das Feuer und nicht jenen hinreißend hübschen naiven Ausdruck, den nur die Augen von Leuten haben, die draußen in Wald und Feld wohnen, welche die Stimmen der Vögel verstehen und die gewaltige Sprache, welche die Bäume reden im Waldesrauschen bei stiller Nachtzeit; welche das überwältigende Schweigen zu deuten wissen, das im Walde herrscht, wenn es Hochmittag ist und die Sonne scheitel-recht steht.

Der Oberförster Hladik stand eine ziemliche Weile, die junge Frau betrachtend; ein glückseliges Lächeln verklärte das alte faltige Antlitz, und zu des zufrieden lächelnden Herrn Füßen streckte sich behaglich ein alter Hund von seltener Race mit mächtigem Behänge, stumpfer Schnauze und buschiger Ruthe. Eines der letzten Exemplare jener gesuchten Hunde-Race, mit welcher die böhmischen Edeln einst laut auf der Fährte des Hirsches jagten.

„Anne!" sagte der Alte endlich und legte einen Schritt vortretend seine schwielige Hand auf die Schulter der jungen Frau.

„Ja, Großvater!" antwortete die Angeredete, langsam ihr zierlich Köpfchen seitwärts wendend und den milden Blick ihrer Augen auf den Alten richtend, „ich wußte, daß Du hinter mir standest, ich hörte Dich wohl kommen, ich hörte selbst, daß sich Hasso bei Dir niederlegte; es ist so still hier, oh! so klar und still, ich höre und sehe wieder Alles wie einst, ehe ich von hier fortging."

„Anne, mein Töchterchen!" entgegnete der Alte mit seiner tiefen klangvollen Stimme und streichelte schmeichelnd mit der verkehrten Hand die zarte Wange der jungen Frau, „was wirst Du nicht sehen und hören im Walde? Bist ja ein echtes Jägerkind, Dein Vater, Gott hab' ihn selig, war ein tüchtiger Jäger, und ich, nun man soll sich nicht selbst loben! Wollte, Du wärest nicht aus dem Walde gekommen, niemals, will nichts gegen Deinen seligen Mann sagen, war ein braver Mensch und ein gelehrter Herr und hatte Dich lieb, aber als ein blühendes, gesundes Mädchen, heiter und froh bist Du von mir gegangen vor drei Jahren und vor drei Wochen bist Du wieder gekommen eine betrübte Wittfrau, krank, schwach, bleich und jämmerlich. Arme Anne! Doch, Gott sei Dank, der Wald hat Dich wieder gesund gemacht, Dein Auge hat wieder das alte Feuer, Deine Wangen werden wieder roth; ja, ja, im Walde wohnt der große Doctor, der mehr kann als die andern Alle zusammen, und in der großen grünen Stube ist schon Mancher gesund geworden, dem kein Doctor mehr helfen konnte!"

So plauderte der Alte halb für sich, halb für sein Enkelkind; das aber senkte die langen Wimpern über die Augen, denn es war nicht der grüne Wald allein, der das Wunder der raschen Heilung vollbracht; das aber wußte der Großvater nicht und die junge Wittwe wollte es ihm auch nicht sagen.

„Anne, mein Töchterchen!“ begann der Alte wieder, „da es doch nun schon über Jahr und Tag ist, daß Du Deinen Seligen begraben, so wär' mir's wohl lieb, wenn Du den schwarzen Rock auszögest und Dich wieder putzen wolltest wie sonst; lustig grün und bunt, meine Anne, der liebe Gott hat Alles so lustig grün und bunt gekleidet auf Erden, daß sich die Menschen ein Exempel daran nehmen sollen. Thu' ab Deine schwarzen Kleider, meine Anne, Deine Trauerzeit ist um; die Heiden trauern und klagen, als solche die keinen Trost haben, Christenmenschen aber bewahren denen, die ihnen gestorben sind, ein treues Andenken, sie freuen sich des Wiedersehens über den Sternen und ihre Traurigkeit wirket eitel Freude. Darum thu' ab Deine Trauerkleider, meine liebe Anne, und sei fröhlich mit Deinem alten lustigen Großvater, daß der, wenn er einst abgeht in die himmlischen Reviere, und seine Stunde kann nicht mehr fern sein, Deinem Vater und Deiner Mutter und Deinem Manne sagen kann, daß ihr Andenken in einem fröhlichen Herzen lebt auf Erden. Das wird ihnen wohlthun, selbst in der Seligkeit, in die sie eingegangen durch Gottes Barmherzigkeit.“

Der Alte schwieg, die junge Frau faßte seine Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Großvater, Ihr sprecht wie ein Prediger von der Kanzel, was man im Walde Alles lernt! aber ich will gern mein schwarzes Kleid ausziehen, denn mir ist so froh und heiter in der Seele, daß ich mich selbst über mein Trauerkleid verwundere. Meines seligen Mannes Art war auch eine fröhliche Art, ach! Großvater, wie viel habt Ihr zusammen gesungen!“

„Ja, das ist wahr!“ rief der Oberförster munter, „was hatte er für eine prächtige Stimme! und was er für Lieder wußte, sein Vorrath ging nie zu Ende!“

„Weil er sich immer neue Lieder selbst machte!“ sagte Anne, und eine Thräne blinkte in ihrem Auge, „oh! Großvater, wie viel schöne Lieder hat Julius gedichtet! wie manches Mal habe ich seine Lieder von fremden Menschen singen hören, und er ist todt!“

„Das ist's eben, Anne,“ versetzte der Alte lebhaft, „er ist nicht todt; frohe Menschen singen die Lieder, die er gedichtet hat, seine Stimme klingt noch immer durch Flur und Wald. Anne, ich singe auch oft Lieder, die mir Dein Mann gemacht, und denke dabei seiner, wenn's auch ein wenig wehmüthig klingen mag. Freilich, damals, wenn wir uns antworteten, ihr beide dort oben am Kreuz, ich unten am Bach, das war ein Concert!“

Die junge Wittwe des Dichters schwieg, verschwundener Zeiten gedenkend, der Wiederschein vergangener fröhlicher Tage lag auf ihrem lieblichen Antlitz. Da scholl plötzlich lauter Gesang herüber von jenseits des Baches, und eine männlich schöne feste Stimme sang marschmäßig:

Und schau' ich her, so schau'st Du hin,
Das macht so trübe meinen Sinn,
Und schau' ich hin, so schau'st Du her,
Das machet mir das Herz so schwer;
Oh! schau' doch nur ein einzig, ein einzig Mal
Mitleidsvoll in meine Liebesqual.

Der Alte lauschte dem Gesange, der sich rasch näherte, eine Weile, dann sagte er: „Horch, Anne, mein Töchterchen, wenn ich nicht wüßte, wer da singt, so hätte ich gemeint, das wäre die Stimme Deines seligen Mannes, ganz so, aber auch ganz so!"

Die Wittwe nickte, leise erröthend, dann sagte sie leise: „aber er macht sich seine Lieder nicht selbst!"

„Nein," entgegnete der Oberförster, „aber er singt die Lieder Deines Seligen ganz vortrefflich und ist ein kreuzbraver Gesell, den ich recht lieb gewonnen habe in den drei Wochen schon; ich bin selten mit einem Manne in so kurzer Zeit so vertraut geworden, ist meine Art sonst nicht, aber der Herr Preuße hat mir's angethan mit seinem ganzen Wesen."

Die junge Frau sagte nichts, sie blickte aufmerksam nach dem Steg.

„Ich freue mich nur, daß er wieder singt," fuhr der redselige Alte fort, „die erste Zeit war's nichts damit, und Schmerzen muß er doch noch immer genug haben an seinem Arm. Höre, Anne, Du und der Herr Preuße, ihr habt einen Doctor gehabt!"

Die junge Wittwe sah sich nicht um nach dem Großvater, der aber sah doch, daß sie sehr roth wurde, und nickte ernsthaft hinter ihr, aber er sagte nichts weiter, denn in dem Augenblick erschien auf dem etwas erhöhten Uferrande jenseits des Baches der Sänger, er sang immer noch vor sich hin sein Lied, und marschirte im Tact der Melodie danach mit straffem Schritt.

Der Sänger war ein blasser junger Mann mit freundlichen Augen, nicht groß aber wohlgewachsen; wir erkennen in dem singend daher Marschirenden alsbald an dem grünen Collet mit kornblumenblauem Kragen einen Oberjäger von den freiwilligen Jägern des brandenburgischen Kürassier-Regiments. Der Singende, der den leeren, rechten Aermel seines Collets an die Brust geheftet trägt, ist unser alter Bekannter, Rudolph, der Vetter des Lieutenants von Krummensee und der Verlobte der schönen Waldemare, der den rechten Arm bei Kulm verlor, wie wir wissen. Die junge Wittwe vor dem Forsthause, die Enkelin des Oberförsters, ist die Schwiegertochter des Dorfschulzen in Stolnau, zu dem sich Rudolph am Abend nach der Schlacht bringen ließ. Rudolph hat drei Wochen in dem Hause des wackern Schulzen gelegen, dann hat ihn derselbe mit seiner Schwiegertochter zugleich über die Grenze nach der „alten Försterei" gefahren, um die beiden Reconvalescenten von den Schrecknissen des Kriegsschauplatzes zu entfernen.

Als Rudolph die junge Wittwe nebst ihrem Großvater gewahrt

vor der Thür, unterbricht er sich mitten im Gesang und eilt mit raschen Schritten über den Fichtenstamm, der den Steg bildet.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie habe warten lassen, lieber Herr Oberförster," rief er schon von Weitem, „aber meine Uhr geht jetzt so confuse, daß ich mich gar nicht mehr auf sie verlassen kann."

„Hat nichts zu sagen, wir haben noch Zeit!" entgegnete der Alte.

Rudolph stand vor der Försterei; er zog seine Uhr heraus und sagte lachend: „Ich wette, das ist reine Malice von diesem Scheusal von Uhr, sie ist gewohnt, alle Tage nach der Uhr der Akademie in Berlin gestellt zu werden, und seitdem sich das nicht mehr hat thun lassen, geht sie bald zu rasch, bald zu langsam."

Die Wittwe lachte leise über die Mischung von Aerger und Scherz, mit der der junge Mann das sagte.

„Aber brauchen Sie denn eine Uhr im Walde, Herr Preuße?" fragte der Alte, „ich weiß ohne Uhr immer, was es an der Zeit ist."

„Ja, Sie sind auch ein Jäger, lieber Herr Oberförster!" entgegnete Rudolph rasch.

„Nun, und sind Sie etwa keiner?" rief der Alte fröhlich lachend, „Sie sind ja sogar ein Oberjäger!"

„Pah!" versetzte Rudolph eben so heiter, „freiwilliger Oberjäger, ja, wir sind nur Jäger, um todtgeschossen zu werden," dann fügte er mit komischem Ernst hinzu: „Und wenn ich nicht todtgeschossen bin, so ist's meine Schuld nicht!"

„Ist aber doch hübsch, daß nicht Alle todtgeschossen werden," meinte der Oberförster, „nicht wahr, Anne, mein Töchterchen? Gehab' Dich wohl indessen, und mach' uns was Gutes zum Abend, wir werden hungrig heimkehren! Kommen Sie, Herr Preuße!"

Der Oberförster schwang seinen knotigen Weißdornstock, pfiff seinem Hunde und schritt davon; der Oberjäger stand vor der jungen Frau und wurde sehr roth, als er deren Blick begegnete; da er rasch seine Augen niederschlug, so bemerkte er nicht, daß Frau Anne im selben Moment dasselbe that; er wollte etwas sagen, aber er blieb stumm und streckte endlich blöde genug seine Linke, es mußte schon die Linke sein, der schmucken Wittwe hin; diese hatte sich unterdessen etwas gefaßt, sie nahm die Hand des jungen Invaliden, drückte sie leise und sagte freundlich: „Gehen Sie nicht zu weit, schonen Sie Ihre Kräfte, mein Großvater ist unermüdlich, ich erwarte Sie bald zurück, Adieu!"

Mit einer leichten Kopfneigung grüßend trat Frau Anne zurück und verschwand in dem Forsthause; der Oberjäger stand einen Augenblick wie versteinert und blickte gerade vor sich hin, darauf flog es wie Sonnenschein über sein Angesicht. „Rechts um kehrt!" rief er mit lauter jubelnder Stimme, dann marschirte er dem Oberförster nach und sang aus voller Brust:

Und schaue ich hin, so schau'st Du her,
Das machet mir das Herz so schwer!

Kaum aber hatte er die Strophe gesungen, so blieb er stehen und sagte: „Dummheit, das paßt doch nicht!"

„Herr Preuße! Herr Preuße! Huchhi!" rief die Stimme des Oberförsters.

Rudolph beeilte sich, dem Alten nachzukommen, der am nächsten aufwärtsführenden Pfad stand und seine kleine Pfeife rauchte; als der Oberjäger heran war, reichte ihm der Oberförster eine gestopfte Pfeife, legte ihm brennenden Schwamm darauf, wandte dann um und stieg schweigend den schmalen Pfad aufwärts vor ihm her.

Erst als der Rücken des Berges erreicht war und der Pfad eben fortlief, begann der Alte wieder zu sprechen, glücklicher Weise kümmerte es ihn wenig, ob Rudolph ihm wirklich zuhöre oder nicht; er hatte, wie viele alte Leute, das Bedürfniß, von seinen Erlebnissen und Erinnerungen zu sprechen, und war zufrieden, wenn er nicht unterbrochen wurde in seinen gewöhnlich ziemlich langen Erzählungen. Rudolph hörte dem Großvater zu, aber er dachte der Enkelin dabei, erst als der Name Anna in der Erzählung vorkam, wurde er aufmerksam; als er sich aber überzeugt hatte, daß nicht seine Anne, sondern deren gleichnamige Großmutter gemeint war, widmete er dem Oberförster die alte Unaufmerksamkeit.

Der Weg führte auf der Höhe des Berges hin, bald an dem Rande des Holzes, hier und dort einen Blick freilassend in die Thäler, bald sich tiefer in den Forst hineinschlängelnd. Rudolph bewunderte die schönen stolzen Bäume, die oft sehr dicht zusammenstanden; der Berliner, der nur seine märkischen Kiefernhaiden gesehen, bekam Respect vor dem Bergwalde und seiner lauschigen Stille.

Plötzlich schwenkte der Oberförster von dem Waldpfade seitwärts in's buschige Dickicht und lud, die Zweige der Haselnußstauden bei Seite schiebend, den Oberjäger mit stummer Gebärde ein, ihm zu folgen.

Rudolph trat auf einen kleinen düstern Platz, dunkelgrüne, fast schwarze Fichtenzweige hingen von oben herab nieder auf ein niedriges steinernes Kreuz, das dicht mit Moos bewachsen war, Farrenkräuter streckten ihre zierlichen Blätter hinauf bis an die Arme des Kreuzes, das im Schatten und in grünen Blättern zu versinken schien.

Es war ein feuchter, grabesstiller, dunkler Fleck, und Rudolph konnte sich eines leichten Schauers beim Betreten desselben nicht erwehren. Als er sich umgesehen, blickte er seinen greisen Führer fragend an, dessen Augen sinnend auf dem halb versunkenen steinernen Kreuze ruheten.

„Liegt hier ein Verwandter von Ihnen begraben, Herr Oberförster?" fragte Rudolph, dem das Schweigen peinlich wurde.

„Es liegt Niemand hier begraben!" antwortete der alte Mann

kurz, kehrte um und verließ, von dem Oberjäger gefolgt, den schaurigen Platz.

Etwa tausend Schritt ging der Alte schweigend vorwärts, bis er an eine Rodung kam, am Rande derselben setzte er sich auf einen Wurzelstock in den Sonnenschein und fragte den jungen Mann mit bewegter Stimme: „Soll ich Ihnen die Geschichte erzählen von dem steinernen Kreuz?"

Es klang ein so seltsam schmerzlicher Ton durch die Worte, die der Oberförster sprach, und zugleich zogen sich die zahlreichen Runzeln und Falten in fast drohender Weise zusammen in dem alten sonst immer freundlichen Gesichte, daß Rudolph, der schon durch die Art und Weise, mit welcher ihn der Alte zu dem steinernen Kreuze geführt, aufmerksam geworden war, in großer Spannung Platz neben dem Alten nahm auf dem großen Wurzelstock.

Der Oberförster nahm seine kurze Pfeife aus dem Munde, obwohl sie noch nicht ausgeraucht war, legte sie auf seine Kniee und begann zu erzählen mit leiser, eintöniger Stimme, wie folgt: „Es war an einem Octobernachmittage, die Sonne schien eben so warm und freundlich wie heute; ja, es ist heute der zwölfte October, also sind es gerade sieben und sechzig Jahre, da ging ein zehnjähriger Knabe durch dieses Revier, der pfiff auf den festen Blättern der Buche, machte die Stimmen der Vögel nach, lockte den kleinen Hund, den er bei sich hatte, und trieb allerlei Kindereien, wie's in dem Alter Schick und Brauch ist. Der Knabe, der damals zehn Jahre alt war, ist jetzt ein sieben und siebenzigjähriger Greis, aber den Nachmittag hat er noch nicht vergessen; nun, Herr, Sie werden's schon errathen haben, daß ich der Knabe war, und der Hund, den ich bei mir hatte, der war von derselben Race, wie das alte gute Thier, das hier zu meinen Füßen liegt; Hasso stammt in gerader Linie von dem Hunde, der damals mit mir lief, sind selten jetzt die Hunde! Nun, Herr, da drüben, dort sehen Sie, wo die große Birke steht, es ist die größte im ganzen Reviere, lag damals ein kleines Haus mit einem kleinen Ziegenstall dabei, jetzt finden Sie kaum noch eine Spur davon, in dem Hause bin ich geboren, denn mein Vater war Unterjäger des Grafen; wir Hladik sind alle Wald- und Forstbeamte der Grafen von Bucquoi gewesen, Jägersleute von Vater auf Sohn seit undenklichen Zeiten. Das lag im Blute. Doch ich komme auf meine Geschichte, ja, wo war ich denn? Richtig, ich ging auf diesem Pfad, es war noch nicht gerodet hier damals, da hörte ich, es muß so ziemlich an dieser Stelle gewesen sein, einen Schuß fallen. Ich horchte, im Wald ist man gar aufmerksam, und verwunderte mich sehr, nicht als ob der Knall eines Schusses etwas Seltenes gewesen wäre in diesem Revier, nein, es gab damals mehr zu schießen in diesen Bergen als jetzt, noch viel später wurde hier Raubwild genug geschossen, ganz abgesehen von dem Wildstand, den wir hatten; also ich verwunderte mich über den

Schuß, denn das war ein Knall, den ich nicht kannte, und doch kannte ich den Knall der Büchse meines Vaters und auch die Sprache der langen spanischen Vogelflinte, mit welcher der Oberförster, der da wohnte, wo ich jetzt wohne, zu schießen pflegte; auch wußte ich, daß der Oberförster mit meinem Vater und den andern Forstleuten in Geschäften weit weg nach einer andern Seite hin war. Es knallte, wie wenn einer der Leibjäger des Grafen geschossen hätte, die mit ihm von Prag zu kommen pflegten, aber der Graf war nicht hier zur Zeit und auch keiner von seinen Leibjägern. Unwillkürlich lief ich der Richtung nach, in welcher der Schuß gefallen war; mein Hund schoß mir voraus, das Thier wußte, warum es sich handelte, die Hunde sind klug, sie wissen mehr als wir Menschen, das ist Naturgabe; sehen Sie, Herr, wie der alte Hasso wedelt, wie er mich ansieht, das Thier weiß, daß ich von einem Hunde seiner Race erzähle. Dort, wo der Pfad, der von unten kommt, ein Knie macht, stand ich still damals, denn der Hund, der mir soweit voraus war, begann auf eine Weise zu heulen, wie ich damals noch keinen Hund hatte heulen hören, es ging mir durch Mark und Bein, das Geheul —"

Der Alte hielt inne, denn im selben Augenblick erhub sich sein Hund, stellte sich die Schnauze hoch in den Wind und begann zu heulen, so entsetzlich, daß Rudolph erschrocken auffuhr von seinem Sitze.

„Ja, ja, das ist's," sagte der Oberförster mit dem Kopfe nickend, „ruhig, Hasso, ruhig, altes Thier!" Der Hund schwieg endlich und legte sich wieder, die Hand seines Herrn leckend.

„Ich ging," fuhr der Alte fort, „dem Geheul des Hundes nach bis an den Fleck, wo jetzt das steinerne Kreuz steht; Jesus Maria und Joseph! was sahen meine Augen? Jetzt wußte ich, warum mein Hund so furchtbar heulte, da lag vor mir der Baron Wenzel, der junge Baron drüben vom Schloß, der so oft in unser Haus kam, der mit meinem Vater in's Holz ging, der mir immer Lebkuchen mitbrachte und meine Schwester so lieb hatte und sie heimlich küßte —"

Der Oberförster hielt eine Weile inne, zwei große Thränen flossen langsam über seine runzelige Wange, mit einer sichtlichen Anstrengung nahm er sich zusammen und erzählte weiter: „Ja, Herr, ich hatte eine Schwester, eine schöne Schwester, Herr, das Jäger-Liesel war als die schönste Dirne in diesen Bergen weit und breit bekannt; sie war so schlank gewachsen wie die Edeltanne da, ihre Augen waren so blau wie die Glockenblume hier, und ihr Mündchen so roth wie die Vogelbeere. Ja, Herr, ich hatte eine schöne Schwester, und ich liebte mein Liesel so sehr, daß ich wild wurde, als ich zum ersten Male sah, daß sie sich vom gnädigen Herrn Baron Wenzel küssen ließ. Weil sie mir aber gar so süße Worte gab und mir erzählte, daß sie den Herrn Baron von ganzem Herzen liebe und daß der Herr Baron sie eben so liebe und sie zu einer Frau Baronin machen wolle, ließ ich's mir gefallen und hörte es

gern, wenn sie mir von ihrem Liebsten erzählte, und das that sie immer, wenn wir allein waren. Ich liebte den Herrn Baron Wenzel selbst sehr; denn nicht nur brachte er mir immer was Gutes mit, sondern er versprach mir auch, daß er mich zu seinem Förster machen wollte, wenn ich groß wäre. Ja, ja, der Baron Wenzel! Förster bin ich geworden, Oberförster sogar, aber der arme Baron ist nicht Schuld daran gewesen, denn der lag vor mir, da, wo das steinerne Kreuz steht, und war bleich wie ein Schneefeld, und die rechte Hand preßte er auf sein Herz, aber das rothe Blut quoll ihm immer zwischen den Fingern durch. Ich werde das nie vergessen, und wenn ich noch ein Mal sieben und siebenzig Jahre alt werde, wie er mich ansah mit seinen großen, schwarzen Augen. Er erkannte mich noch und sprach hastig, aber leise: „Casperle, lauf, hol' mein Liesel, eh' ich sterbe!" Ich ließ ihn das nicht zwei Mal sagen, ich lief laut weinend davon und kam athemlos da unten an. Das Liesele saß auf der Bank vor dem Hause; es sah so frisch und roth aus, als ich ihm aber schon über den Zaun zurief: „Liesele, der gnädige Herr Baron liegt im Holz, er ist geschossen!" da sprang sie auf, bleich war ihr Gesicht und stier ihr Auge, einen Augenblick starrte sie mich an, dann faßte sie meine Hand und lief mit mir davon, daß mir der Athem verging. Als sie den Hund heulen hörte, begriff sie, wo ihr Liebster war, sie ließ meine Hand los und floh vorwärts, so schnell wie ein Vogel fliegt. Als ich viel später wohl wieder an die Stätte kam, saß meine arme Schwester am Boden neben dem Herrn Baron, sie hatte ihren linken Arm um seinen Hals geschlungen, sein Haupt lag an ihrer Brust, und ihre Kleider waren ganz mit Blut begossen. Da, wo das steinerne Kreuz steht, hat der Baron Wenzel seinen Geist aufgegeben und ist in den Armen meiner Schwester gestorben!"

Der alte Mann zog seine Kappe ab und betete leise. Unwillkürlich that Rudolph ein Gleiches.

Nach einer langen Pause erst nahm der Oberförster das Wort wieder und erzählte kurz: „Mein Liesel hat den Tag über und die ganze Nacht hindurch bei ihrem todten Liebsten gesessen, bis am andern Morgen unser Vater heimkehrte. Damit ist's aus, denn sie haben den Leichnam des Barons hinüber gebracht zu der alten Baronin auf's Hallreuther Schloß und ihn dort prächtig begraben in der Burgkapelle. Mein arm Liesel aber haben wir drunten begraben bei den Minoriten, am Tage vor Mariä Verkündigung, länger hat sie's nicht tragen können. Wer aber hat den gnädigen Herrn Baron Wenzel geschossen? Klar ist's nie geworden und es hat nimmer gesagt werden dürfen, aber es ist ein Jäger gewesen vom Hallreuther Schloß, und die alte Frau Mutter Baronin hat den Schuß mit Gold bezahlt, weil der Herr Baron Wenzel hat das arme Jäger-Liesel heirathen wollen. Die stolze Baronin hat noch mehr Söhne gehabt, die haben sollen den Stamm fortsetzen, sind aber Alle kinderlos gestorben, ihr Geschlecht ist erloschen

und ihr Name verklungen im Lande. Ist eine harte, stolze Frau gewesen! Es thut nie gut, Herr, hören Sie, es thut nie gut, wenn einer ein vornehmer Herr ist und ein armes Mädchen liebt, ein armes Mädchen, oder eine arme Wittwe, Herr!"

Der Oberförster sprach die letzten Worte mit starker Betonung, dann stand er auf und ging langsam fort. Erschrocken erhub sich Rudolph; er begriff jetzt erst, was der Alte mit seiner schaurigen Erzählung gewollt. Nachdenklich folgte er dem Waidmanne in den Wald.

Sie gingen ziemlich lange alle drei schweigend hinter einander her. Oberförster Hladik voran, dann der Hund Hasso, seine Schnauze dicht an der Kniekehle seines Herrn, und zuletzt der preußische Oberjäger, der sich in großer Aufregung befand, bald rascher und bald langsamer ging, sich also dem Voranschreitenden bald mehr näherte, bald weiter zurückblieb.

Es versteht sich fast von selbst, daß Rudolph in seinen Gedanken mit der schönen Wittwe unter den Eichen in der alten Försterei und mit der Erzählung des Großvaters beschäftigt war; er brannte vor Begierde, mit dem greisen Waidmanne zu reden und ihm zu sagen, daß er kein Baron, kein vornehmer Herr sei, denn offenbar hielt ihn der Alte für einen solchen, und dennoch wagte er nicht, denselben anzureden, weil er nicht vermochte, mit demselben frei und von der Leber weg von seiner Liebe zu der schönen jungen Wittwe zu sprechen. Er liebte die junge Frau herzinnig, er fühlte sich von der süßen Pein der Liebe so mächtig ergriffen, er liebte die schöne Frau Anne seit dem Moment, da er sie zum ersten Male, krank und bleich und doch so lieblich, schlafend gesehen im Hause ihres Schwiegervaters, des Schulzen zu Stolnau, und die Pflege, welche die kaum Gesundete ihm, dem schwer Verwundeten, gewidmet hatte, mußte natürlich seine Leidenschaft vermehren, die den höchsten Grad in der erquicklichen Wald-Einsamkeit erreicht hatte, in der er seit ein paar Wochen nun schon mit ihr auf der alten Försterei lebte.

Frau Anne mußte überzeugt sein von der Liebe des jungen Invaliden; Blick und Ton und hundert Kleinigkeiten hatten dem scharfen Frauen-Auge verrathen, was in der Seele Rudolph's vorging, aber Rudolph hatte noch nicht gesprochen von seiner Liebe zu ihr.

Er hatte nicht gesprochen, und die junge Wittwe hatte sich dieses Schweigens gefreut, weil sie dasselbe falsch deutete, in einer Weise deutete, welche ihr schmeichelhaft war. Sie glaubte, Rudolph wage nicht, ihr seine Liebe zu bekennen, weil er ihrer Liebe nicht sicher; sie meinte, Rudolph denke zu zart, sie um ihre Liebe anzusprechen, so lange sie noch Trauerkleider trage um ihren ersten Mann. Sie hatte wohl schon daran gedacht, diese Trauerkleider abzulegen, denn die Zeit war um, in welcher die Sitte äußere Trauerzeichen verlangt, aber sie wollte die schwarzen Gewande nicht ausziehen, ohne dazu aufgefordert worden

zu sein. — Wir haben gesehen, wie der Großvater am selbigen Tage sein Enkelkind ermahnte, das zu thun, was es längst selbst zu thun gewünscht hatte.

Darin aber irrte sich die schöne Wittwe, der junge Invalide wußte sehr gut, daß er von ihr geliebt werde. Rudolph hatte in Berlin zu lange in Frauenkreisen sich bewegt, er wußte sehr gut die Zeichen zu deuten, in denen sich die Liebe verräth, auch würden ihn die Wittwenkleider der schönen Anne schwerlich abgehalten haben, sich zu erklären, wenn nicht ein anderes Hinderniß gewesen wäre!

Wie oft hatte er neben ihr gesessen auf den Steinen unter den Eichen vor der „alten Försterei" in jenem nichtig süßen Geplauder, das liebenden Herzen so theuer ist; wie oft, wenn Annen's milder Blick warm und innig auf ihm ruhete, war ihm das Herz hoch aufgewallt im Busen und das Liebesgeständniß auf die Lippen getreten, dann aber, gerade wenn Anne lauschend und harrend, wie sein Geständniß erwartend, inne gehalten mitten in ihrer Rede, dann aber war vor Rudolph's Augen eine Gestalt aufgetaucht, eine ernste Gestalt, deren Erscheinung ihm einst so theuer und werth gewesen und die ihm jetzt nur noch ein drohendes und schreckendes Gespenst zu sein schien.

Es war das Bild seiner Cousine Waldemare, es war das liebliche Mädchenbild seiner verlobten Braut, was den Oberjäger bis jetzt zurückgehalten von einem Geständniß der Liebe.

Nicht, daß die Erinnerung an Waldemare Gewissenspein und Reue erregt im Herzen Rudolph's, nein, der junge Invalide fühlte sich vollständig in seinem Rechte, er wußte und sagte sich selbst oft genug, daß Waldemare ihn nie geliebt habe, daß sie ihm ihre Hand nur versprochen, um dem Könige und dem Vaterlande einen Kämpfer mehr in's Feld schicken zu können, daß man ihm Bedingungen gemacht, denen er sich eigentlich nur unterworfen hatte, weil er es mit seiner Ehre für unverträglich gehalten, zurückzutreten, und, was für ihn natürlich die Hauptsache war, seit er die Frau Anne wirklich liebte, war ihm klar geworden, daß ihn an seine Cousine Waldemare nur innige Hochschätzung für deren edles Wesen, alte Jugendfreundschaft und der Gewohnheit mächtiges Band fessele, nicht aber Liebe.

Und dennoch hatte er nur wegen seines Verhältnisses zu Waldemare nicht gewagt, der jungen Wittwe, für die sein Herz brannte, von deren Zuneigung er überzeugt war, seine Liebe zu bekennen?

Es war in Rudolph ein tüchtiger Kern und eine zarte Empfindung für jene Schicklichkeit, die nicht in äußeren Formen allein beruht, er war entschlossen, der Frau, der sein Herz gehörte, auch seine Hand zu bieten, er fühlte aber, daß er das erst könne und dürfe, wenn er sein Verhältniß zu Waldemare gelöst.

Vor länger als einer Woche schon hatte er deshalb an die Tante-Präsidentin geschrieben, aber natürlich noch keine Antwort erhalten, auch

keine erwarten können, da die Kriegsereignisse einen regelmäßigen Postenlauf unmöglich machten; gern hätte er seine Erklärungen aufgeschoben bis zum Eintreffen der Antwort seiner Tante, aber die Erzählung des Oberförsters hatte ihn so mächtig erschreckt, daß er sich nach einigem Schwanken und Zögern doch entschloß, gleich zu reden. Aengstlich, wie Liebende sind, die noch nicht im Besitz der Geliebten, fürchtete er allerlei Dinge, an welche der wackere Hladik gewiß nicht gedacht hatte bei seiner Erzählung.

Mit einigen raschen Schritten holte er den Alten ein und wollte neben ihm hergehend eben seine Beichte beginnen, als der Oberförster stehen bleibend freundlich sagte: „Ei! Ihre Pfeife ist ja aus, Herr Preuße, warum haben Sie das nicht schon gesagt?"

Damit nahm er dem etwas verlegenen Invaliden die Pfeife aus der Hand, klopfte die Asche aus, stopfte sie sorgfältig, schlug Feuer an und gab sie mit dem einladenden Lächeln eines Mannes zurück, der einem gern gesehenen Gaste einen guten Bissen präsentirt.

Rudolph hüllte sich in eine dichte Dampfwolke, dann sagte er hastig, als fürchte er, daß ihm sein Entschluß wieder leid werden könne: „Ich weiß, warum Sie mir die schrecklich traurige Geschichte von Ihrer armen Schwester und dem unglücklichen Edelmanne erzählt haben!"

Der Greis antwortete nicht, aber er sah Rudolph mit einem ernsten Blicke an; dieser schaute grade vor sich hin und fuhr fort: „Ich liebe Frau Anne, Ihre Enkeltochter, das hat Ihr scharfes Auge erkannt —"

Der Alte machte ein Gesicht, als meine er, ein gar so scharfes Auge habe nicht dazu gehört, das zu gewahren. Der gute Mann schmeichelte sich selbst etwas in diesem Augenblick, denn er hatte die Liebe des Oberjägers erst vor einigen Tagen bemerkt, und ganz sicher war er seiner Sache eigentlich erst am selben Tage geworden. Ein Anderer als der ehrliche Hladik hätte die Gefühle der beiden jungen Leute jedenfalls viel früher errathen.

„Uebrigens," meinte Rudolph mit einem Anstrich von leichter Heiterkeit, der ihm sehr schwer wurde, „muß ich Ihnen bemerken, lieber Herr Oberförster, daß Ihre Geschichte doch nicht auf mich paßt."

„Nicht?" sagte der alte Mann überrascht, sah seinem jungen Gefährten aber gleich darauf mit einem ungläubigen Lächeln in's Gesicht, nach dem ersten Geständniß begriff er nicht, wo dieser hinaus wolle mit seiner Ablehnung.

„Ich meine," erklärte Rudolph, der mehr Ruhe und Sicherheit gewann, nachdem er das Bekenntniß der Liebe über die Lippen hatte, „ich meine das so: Frau Anne ist allerdings die Tochter eines Jägers, wie Ihre arme Schwester, Herr Oberförster, aber ich bin kein Mann von Stande, wie der unglückliche Baron Wenzel war."

Hladik sah den Oberjäger mit leuchtenden Augen an.

„Ich bin nicht von Adel," fuhr dieser fort, „mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann, der mir allerdings Geld genug hinterlassen hat, um als Edelmann zu leben, ich habe nach Ihrem Gelde hier etwa dreitausend Gulden Conventionsmünze jährlicher Einkünfte; aber da ich keine Güter habe, so habe ich eine Anstellung im Staatsdienst gesucht und bin Assessor bei der Königlichen Seehandlung in Berlin. Das ist nun freilich vorbei, denn der Arm, an welchem meine Schreibefinger saßen, liegt bei Kulm begraben, dennoch aber reicht mein Einkommen gewiß reichlich aus, eine Frau zu ernähren, und wenn Frau Anne sich nicht scheut, mit einem Invaliden vor den Altar zu treten, so würde ich sie herzlich bitten, mein Weib zu werden und mein Glück zu machen."

Rudolph schwieg, der Alte antwortete nicht gleich, was den Oberjäger in große Verlegenheit versetzte; hätte er indessen die freundlich gerührten Blicke gesehen, mit denen ihn der Oberförster von der Seite betrachtete, so würde er sich sehr erleichtert gefühlt haben. Fast komisch war es, daß er nach Gründen suchte, dem ehrlichen Forstmanne des Grafen Bucquoi die Vermählung seiner Enkel-Tochter mit ihm in einem möglichst glänzenden Lichte erscheinen zu lassen, denn, als ob er mit einem Berliner Vater zu thun gehabt hätte, brach er plötzlich los: „Herr Oberförster, halten Sie es nicht für Uebertreibung, aber ich kann Ihnen sagen, daß ich bei meiner Entlassung aus dem Staatsdienste jedenfalls den Charakter als Rechnungsrath bekomme, vielleicht sogar als Hofrath, denn mein Dienst und besonders mein bei Kulm begrabener Arm spricht da ein großes Wort mit. Man muß doch einen Titel haben und es muß Ihnen doch auch lieb sein, wenn die Frau Anne eine Frau Hofräthin wird."

Der Eindruck, den diese stolze Mittheilung auf den alten Hladik machte, war ein ganz anderer, als der, welchen Rudolph erwartet hatte, der Oberförster lachte, helle Freude in den Augen, aber den gutmüthigsten Spott von der Welt um die Mundwinkel.

„Ei, was sind die Herren Preußen doch für wunderliche Leute!" sagte er mit leisem Lachen, dann aber, als er die Enttäuschung in Rudolph's Gesicht sah, blieb er stehen, stieß mit dem Stock in das vermorschte Holz einer stolzen Fichte und beklagte sich, daß die Fichten so oft „rothfaul" würden.

„Habe dem Herrn Grafen," fuhr er fort, „auch oft genug gerathen, mehr Kiefern anpflanzen zu lassen, die Fichten werden gar zu leicht „rothfaul."

Mit offenem Munde hörte Rudolph dem Alten zu, es war ihm völlig unerklärlich, was dieses Specimen einer Vorlesung über Waldcultur mit seinem zukünftigen Hofrathstitel zu thun hatte.

Die Bestürzung Rudolph's war so groß, daß der Alte selbst Mitleid mit ihm fühlte, er legte seine Rechte auf die Schulter des jungen Mannes und sprach, ihm ernsthaft und freundlich zugleich in's Gesicht

sehend, mit bewegter Stimme: „Zu mir ist ein tapferer Mann gekommen, der im Kampf gegen die Feinde seines Königs sein Blut vergossen und seinen rechten Arm verloren hat; ich habe ihn freundlich willkommen geheißen, denn ich liebe tapfere Männer, und die alte Gastfreundschaft ist noch heimisch unter den niederen Dächern der geringen Leute im Walde, wenn sich dieselbe auch aus den großen Städten geflüchtet haben soll. Ich kannte den tapfern Mann nicht, sein Name selbst war mir fremd, bekannt an ihm war mir sein grüner Rock allein mit dem Abzeichen der Krieger seines Vaterlandes. Dieser tapfere Mann sah in meinem Hause, oder er hatte sie schon früher gesehen, die einzige Tochter meines Sohnes, die junge Wittwe eines braven Mannes, der sich mühsam als Gelehrter sein Brod erwarb. Meine Anne ist geringer und armer Leute Kind, eines armen Mannes Wittwe, und ist ihr Geist mehr gebildet, als das sonst der Fall zu sein pflegt bei den Frauen unseres Standes, so dankt sie das der Gelehrsamkeit ihres seligen Mannes. Nun, mein tapferer Gast aus Preußen liebt mein Kind, die junge Wittwe, und die junge Wittwe liebt meinen Gast, ja, sie liebet ihn, denn daraus braucht kein Geheimniß gemacht zu werden. Als ich das bemerkte, hielt ich es für meine Pflicht, meinem tapferen Gaste die traurige Geschichte zu erzählen, um die mein arm Liesele, meine schöne Schwester, so jung sterben mußte in Gram und Schmerz, denn wäre mein tapferer Gast ein großer Edelmann gewesen, wie der gute Baron Wenzel, so hätte meine Geschichte sein Herz gerührt, er hätte mein Haus verlassen und vielleicht eine traurige Seele darin zurückgelassen, aber als Mann handelnd größeres Unglück verhütet. Nun aber ist mein Gast ein Herr bürgerlichen Standes und wirbt ehrlich um meines Sohnes Kind, das ist mir altem Manne eine Herzensfreude. Mehr kann ich nicht sagen, lieber Herr Preuße!"

Schmerzlich vermißte Rudolph in diesem Augenblick seinen rechten Arm, und seine kleine Pfeife mit den Zähnen haltend, reichte er dem Großvater der Geliebten seine Linke, die Thränen schossen ihm dabei in die Augen und der Rauch kam ihn in die unrechte Kehle, er mußte weinen und husten zugleich, aber mit spartanischem Stoicismus überwand er Alles.

Eine ganz eigenthümliche Stimmung hatte sich des jungen Mannes bemächtigt, er hätte in ein und demselben Augenblicke laut aufjauchzen mögen vor Freude, daß es in den Wäldern wiedergehallt hätte, und dann wieder hätte er sich vor Aerger vor den Kopf schlagen mögen, was freilich nicht wohl möglich war, da er keine Hand frei hatte dazu. Der Oberjäger hatte den Muth nicht, dem alten Manne zu bekennen, daß er schon verlobt sei, daß er seine Hand versprochen habe; denn er verzweifelte daran, ihm klar zu machen, daß er das bestehende Verlöbniß aufheben und dabei doch ein ehrlicher Mann bleiben könne. Gleichwohl aber kam es ihm so vor, als handle er illoyal, wenn er sein Ver-

hältniß zu Waldemare verschweige. Dieser Zwiespalt brachte den jungen Invaliden ganz außer sich, er hätte fast geweint vor Aerger, daß ihm so seine schönste Stunde verkümmert werde, es gab Momente, wo ihn der Verdruß ungerecht machte und ihn zu einem Tadel seiner Cousine Waldemare hinriß. „Ich war ein Narr," sagte er zu sich selbst, „ich bildete mir ein, sie zu lieben; aber warum mußte sie meine Hand annehmen, sie hätte verständiger sein sollen, als ich, denn sie liebte mich nicht, was sie mir auch offen genug sagte!" Im Augenblick darauf schämte er sich freilich dieser Gedanken, er bekannte sich, daß er der armen Waldemare schweres Unrecht thue, aber nun schalt er wieder auf die Tante Präsidentin, daß sie den Brief noch nicht beantwortet habe, den Brief, von dem er nicht wußte, ob er schon in Berlin angekommen sei, ob er überhaupt jemals dort ankommen werde.

In dieser höchst zwiespältigen Stimmung kehrte der Oberjäger mit dem alten Manne, der noch immer von einer freudigen Rührung beherrscht war, in die alte Försterei unter den Eichen zurück. Angesichts des Forsthauses aber waren Waldemare und Zwiespalt, Tante und Stimmung total vergessen, denn unter der Thür stand Frau Anne, nicht in den schwarzen Trauerkleidern, in denen sie bisher erschienen, sondern in einem kurzen grünen Röckchen, das den zierlichsten Fuß in grauen Strümpfen und blanken Schuhen mit silbernen Schnallen sehen ließ, und einer hellgrünen Sammtjacke darüber, welche, knapp anliegend, die Fülle und Eleganz ihres Wuchses zeigte und über der Brust mit silbernen Eicheln zugenestelt war. Um den zarten Hals schloß sich dicht der schmale Streifen einer Spitzenkrause, wie sie in den böhmischen Bergen geklöppelt werden. So, ein weißes Häubchen auf dem schwarzen Haar, sah Frau Anne ganz allerliebst aus, viel hübscher als in der ernsten Trauertracht.

„Nun, Großvater," rief sie, als sich die beiden Männer näherten, mit klingender Stimme dem Alten zu, „bin ich nicht Dein gehorsames Kind? Siehe, ich habe mich wieder angekleidet wie sonst, gefall' ich Dir so besser?"

„Du bist meine liebe Tochter, Anne!" entgegnete der Oberförster mit einer Stimme, aus welcher die junge Wittwe mit dem feinen Ohr, das alle Frauen für seelische Zustände haben, gleich heraushörte, daß ihrem Großvater etwas ganz Besonderes, aber nichts Unangenehmes begegnet sein müsse. Sie hatte eine Ahnung von dem, was geschehen, und warf einen verstohlenen Blick auf das gute, ehrliche Gesicht Rudolphs; das aber verrieth ihr gar nichts, denn auf demselben strahlte die reinste Bewunderung der Liebe für sie.

„Sie werden recht hungrig sein, Herr Oberjäger," sagte sie schelmisch lächelnd zu dem jungen Manne und legte ihre Hand auf seine Schulter, „ja, Sie sind sehr hungrig, ich sehe es Ihnen an, kommen Sie, ich habe für sie gesorgt!"

Leicht und anmuthig in ihren Bewegungen, wie ein Reh, eilte die junge Wittwe in das Haus; die Männer folgten der lächelnden Frau.

In der großen Stube, wo die Gewehre des Oberförsters hingen, wo er in dem mächtigen Eichenholzschranke seine Dienstacten nebst den Familienpapieren verwahrte, war das obere Ende des riesigen Klapptisches mit einem feinen weißen Tüchlein gedeckt, das durch einen eingewebten breiten rothen Streifen, der von dem einen Zipfel bis zum andern querlief, in zwei Dreiecke getheilt war. Der Oberförster nahm Platz in seinem großen, mit schwarzem Leder beschlagenen Lehnstuhl, der oben quer vor dem Tisch stand. Das war der Ehrenplatz des Hausherrn. Sein Gast saß rechts neben ihm auf einem hölzernen Stuhl, dessen steife Rückenlehne die Form einer Acht hatte. Außer dem Sorgenstuhl des Alten gabs nur hölzerne Stühle in der Oberförsterei unter den Eichen.

Frau Anne ging auf und ab, die Männer bedienend, denen sie nach der kräftigen Suppe eine köstlich duftende Rehleber brachte, die in ihrem Schweiß gebraten war, ein Gericht, das sich auf den feinsten Tafeln sehen lassen könnte, wenn's eben auf solchen erschiene. Die frische Rehleber ist ein Leckerbissen, der nach altem Brauch und Recht dem Jäger zukommt, den er sich auch nicht nehmen läßt, den man ihm auch nicht nehmen kann, da die Rehleber eben nur unter brechendem Schweiß köstlich ist.

Frau Anne legte dem Oberjäger vor und schnitt ihm die Bissen, wie sie es zu thun gewohnt war die ganze Zeit her, aber sie that es heute mit solcher Zierlichkeit und solcher Anmuth, daß Rudolph in diesem Augenblick sich wirklich über den Verlust seines rechten Armes freute und nur den Wunsch hegte, eine so liebliche Vorschneiderin und Wirthin für das ganze Leben sein nennen zu dürfen.

Die Männer beschlossen, ihre eben so kräftige als köstliche Mahlzeit mit einem Seidel von jenem etwas säuerlichen, sonst aber gesunden und leichten böhmischen Landwein, der unter dem Namen Melnicker bekannt und durch den „Wachtmeister“ in „Wallenstein's Lager“ unsterblich geworden ist.

Der Oberförster erhub sich, zog seine Kappe, sprach sein Tischgebet und ging dann, gesegnete Mahlzeit wünschend, hinaus, sämmtliche Hunde folgten ihm.

Der Alte dachte wohl, daß die beiden jungen Leute sich allerlei zu sagen hätten, was er gerade nicht nothwendig zu hören brauche.

Im Anfang schien es, als wenn er sich getäuscht habe in dieser Voraussetzung, denn Frau Anne ging auf und ab, den Tisch abräumend und kaum ein Wort wechselnd mit Rudolph, der sich nach dem Tischgebet wieder niedergesetzt hatte auf seinen Stuhl und dort nachdenkend sitzen geblieben war.

Als Frau Anne ihre häuslichen Geschäfte besorgt, setzte sie sich auf ein kleines Bänkchen am Fenster und zog ihr Spinnrad heran.

Golden und blaßroth floß der Abendsonne letzter Schimmer herein in das Gemach, er strahlte prächtig und mild zugleich, wie eine echte Krone, um die Stirn und das Antlitz der jungen Frau. Draußen ging der Abendwind durch die Wipfel der alten Eichen und rauschte mächtig in den Blättern.

Es war so friedlich und still unter den Eichen, und doch regte sich hörbar ringsum das geheimnißvolle Leben des Waldes.

Frau Anne hatte das Spinnrad an sich gezogen, aber sie spann nicht, ihre braunen Augen blickten in das Abendsonnengold, und träumerisch lauschte sie dem Rauschen des Windes in den Eichenwipfeln.

Da erhub sich Rudolph, er sah nicht den Abendschein, er sah nur der Geliebten goldumstrahltes Angesicht, er achtete nicht auf das Rauschen der Wälder, denn seine Seele war mit andern Gedanken beschäftigt; aber unwillkürlich war auch über ihn die feierliche Stimmung gekommen, die in der lebenvollen Stille ringsum herrschte.

Lange stand er und schaute in der Geliebten Angesicht, dann ging er und setzte sich neben sie auf die kleine niedrige Bank.

Frau Anne schien ihn nicht zu bemerken, und dem jungen Mann wurde dicht neben ihr so unendlich wohl, so leicht und frei, so selig zu Sinn, wie nie zuvor in seinem Leben.

Das Sonnengold verschwand, die blassen, lichten Farbentinten wurden dunkler und dunkler, die Nacht brach herein, und immer gewaltiger wurde das Brausen des Windes in dem Walde, sich mit dem Rauschen der Bäume zu einer gewaltigen Harmonie verschmelzend, die bald hoch aufrauschte, bald murmelnd hinsank und im grünen Dämmer der Nacht dahinwogte.

Rudolph legte seinen Arm leicht um den schlanken Hals der Geliebten, sie gab weich dem leisen Druck nach, und ihr Haupt lag an der Brust Rudolph's, der selig erbebte bei der süßen Berührung. Es war dunkel und still in dem einsamen Gemach, Rudolph hörte nichts als das leise Athmen des geliebten Weibes, das an seiner Brust lag, er sah nichts als den lichten Schimmer ihrer weißen Stirn. Jetzt beugte er sich nieder und küßte diese Stirn.

„Das war mein Brautkuß, süße Anne!" sagte er leise und doch klangen seine Worte so laut und feierlich in der tiefen Stille.

Die Wittwe litt diesen Kuß schweigend, Rudolph fühlte in seinem Arm, daß sie bebte bei seinem Kuß, langsam richtete sie sich auf, dann schlang sie schüchtern ihren Arm um Rudolph's Hals, legte ihre zarte warme Wange an die seinige und flüsterte: „Dein! Dein!"

Da umfaßte sie Rudolph mächtig mit starkem Arm, zog sie an sich und preßte sie an seine Brust mit aller Gluth der Leidenschaft, die ihn durchglühte, und küßte ihre Lippen mit heißem Feuer.

Wie war's da so selig im Waidesrauschen unter den Eichen!

Da erklang draußen die laute Stimme des Oberförsters, er begrüßte den heimkehrenden Jägerburschen, die Hunde bellten freudig durch einander, und Frau Anne eilte mit der Lampe nach der Küche, um sie dort beim Heerdfeuer mit dem langen Kienspan anzuzünden.

Eine halbe Stunde später etwa saß der Oberjäger Rudolph in dem kleinen Dachstübchen, in welchem er schlief, der Jägerbursche hatte ihm beim Ausziehen geholfen und sich mit seinem gewöhnlichen: „Ich küß' die Hand, Ew. Gnaden, gute Nacht!" zurückgezogen. Rudolph saß und schrieb mühsam mit der linken Hand einen Brief.

Der Brief lautete: „Meine Cousine, liebe Waldemare, Du denkst zu edel und großmüthig, um mir zu zürnen, daß ich einen Schritt gethan habe, den ich, wie ich wohl fühle, nicht hätte thun dürfen, ohne Deine Erlaubniß. Ich war auch fest entschlossen, Deine und der Tante Antwort auf meinen Brief vom Vierten dieses Monats abzuwarten, aber die Umstände, mein Herz, meine Leidenschaft, ich weiß nicht was, vielleicht Alles zusammen, sind mächtiger gewesen, als ich. Ich habe mich heute Abend mit der Frau, die ich liebe, die mich liebt, verlobt. Meine theuere Waidemare, ich hätte nicht den Muth, Dir das zu sagen, wenn ich nicht wüßte, daß Du zu groß denkst, um eine Kränkung darin zu finden, wenn ich Dich bitte, mir mein Wort zurückzugeben; Du wirst mir nicht zürnen, denn die Liebe, die Du für mich fühltest, war ja nie mehr, als die einer Cousine für ihren Cousin, Du versprachst mir ja Deine Hand auch nur, um dem Wunsch des Mannes zu genügen, den Du liebst. Dein Besitz, theure Waldemare, schien mir das höchste Glück, so lange ich die Seligkeit nicht kannte, die in der Liebe liegt, welche Erwiederung findet; laß mich hoffen, daß Du meine liebe Cousine und gute Freundin auch fernerhin bleiben wirst. Durch das, was ich gethan, habe ich Dir nichts genommen, davon bin ich überzeugt; aber Du kannst mir viel geben, wenn Du meine liebe Cousine bleibst. Ich rechne auf Dein großmüthiges Herz, die Hand, die ich Dir versprochen, sie liegt zu Kulm begraben auf dem Schlachtfelde; gieb mir mein Wort zurück, und meine Dankbarkeit wird bis zum Ende für Dich treue Wünsche hegen. Schreibe mir bald, meine Cousine, das Glück der Liebe, das ich gefunden, es wird erst vollkommen sein, wenn ich Deinen Segen habe. Ich küsse Deine liebe Hand und bleibe Dein getreuer Freund und Vetter Rudolph."

Es verging mancher Tag nach der Absendung dieses Briefes; Rudolph war glücklich, unendlich glücklich in seiner Liebe und in der Waldeinsamkeit unter den Eichen, aber dennoch kamen Augenblicke, in denen er zerstreut und unruhig daran dachte, daß er noch immer keine Antwort auf seine Briefe aus Berlin erhalten. Waren die Briefe verloren gegangen? Er konnte es nicht annehmen, denn sie waren auf sichere Weise befördert worden; er fürchtete das nicht, aber er fürchtete

Waldemare gekränkt und die Familie verletzt zu haben. Das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit war weit mächtiger in ihm, als er geglaubt hatte.

Mit dem Falkenblick der Liebe bemerkte Frau Anne bald genug die Zerstreutheit des geliebten Mannes; sie bemerkte, mit welcher Aengstlichkeit er fast jeden Tag nach Briefen fragte und forschte, aber sie war weit entfernt, zu ahnen, daß derselbe erst ein früheres Verhältniß lösen gemußt, um ihr anzugehören; sie glaubte, was ja auch so nahe lag, daß Rudolph besorgt sei über das Schicksal seiner Familie, deren einzelne Mitglieder er ihr geschildert und von der er überhaupt so viel erzählt.

War doch Rudolph's ganzes Leben bis zum Kriege ein Leben mit und in der zahlreichen Familie der Präsidentin gewesen; Rudolph's ganzes Denken und Trachten gehörte trotz der großen Ereignisse, die er äußerlich und innerlich durchgekämpft, so ganz dem Berliner Familienkreise an, daß er sich seine Zukunft gar nicht außerhalb desselben denken konnte und im Stillen immer mit sich überlegte, ob wohl seine liebe Anne der Tante Präsidentin, der Person, vor der er den größten Respect hatte, gefallen werde oder nicht.

Während Rudolph immer zerstreuter wurde, wurde Frau Anne immer aufmerksamer für ihn; sie litt innerlich mit ihm, ohne ein Wort zu sagen; sie fühlte dieselbe Unruhe wie er, und gerade in dieser Unruhe schlossen sich diese beiden für einander bestimmten Seelen, die poetische und etwas sentimentale Tochter des grünen Waldes, die Wittwe des Dichters und der brave, etwas nüchterne und verwöhnte Sohn der großen Stadt der Bildung, immer fester in inniger Liebe an einander.

Als die Nachricht von dem glorreichen Siege der Alliirten in der großen Völkerschlacht bei Leipzig in die stille Försterei unter den Eichen kam, wurde Rudolph recht wehmüthig zu Sinne; es fiel ein Wehmuthstropfen in seine Siegesfreude, fast machte er sich Vorwürfe, daß er nicht mit dabei gewesen, aber ein Blick auf seinen leeren Rockärmel gab ihm sein Selbstbewußtsein zurück, das stolze schöne Bewußtsein eines Mannes, der seine Pflicht gethan für König und Vaterland.

Der Novembersturm entblätterte bereits die Wälder und heulte grimmig um die großen Eichen in den alten Forsten, die Dohlen schrieen und der Winter war gekommen, schneller als es das liebende Paar gedacht; da trat eines Nachmittags der Oberförster lachend in das große Gemach, zeigte der Frau Anne einen frisch geschossenen Hasen und rief lustig: „Da hast Du einen Braten, Anne, meine Tochter, oho! der Alte kann auch noch schießen, ich fand die Spur des „Krummen" da unten beim Pfaffenbrodel, ich folgte ihr und kam bis an die Stelle, wo der „Krumme" abgehakt hatte, und richtig, keine hundert Schritt weiter sah ich ihn hinter einem Schlehdorn sitzen, oho, der Alte kann noch schießen! Lieber Gott, als ich meinen ersten Hasen schoß!"

Der Alte wurde nachdenklich, plötzlich rief er: „Ei! ei! sein Sie nicht böse, lieber Herr, da hätt' ich bald das Beste vergessen, da ist ein Brief für Sie, den mir unterwegs des Reimbergers Sohn brachte!"

Hastig griff Rudolph nach dem Brief, den ihm der Alte entgegen brachte.

In den festen, sichern Schriftzügen der Adresse erkannte er auf der Stelle die Schriftzüge seiner Cousine Waldemare. Die Aufschrift lautete: An den Königlichen Oberjäger und Ritter des eisernen Kreuzes u. s. w.

Der junge Invalide wußte noch gar nicht, daß er das eiserne Kreuz erhalten.

„Es lebe der König, hoch! hoch!" rief er mit lauter Stimme.

Der Blick der Frau Anne ruhte wie ein Sonnenstrahl auf dem Antlitz des geliebten Mannes, das in diesem Augenblick so mächtig stolz und schön war, wie sie es nie gesehen.

Rudolph öffnete den Brief, da fiel ihm zunächst ein kleiner Zettel entgegen.

In den zierlichen, flüchtigen Zeilen erkannte Rudolph die Hand seiner Tante, der Präsidentin.

Auf dem Zettel stand: „Nur einige Zeilen, mein lieber Neveu, vermag ich Dir zu schreiben, denn die Pflege unserer theuren Verwundeten nimmt mich und Waldemare fast ganz in Anspruch — welche Siege! wie gnädig ist uns Gott gewesen, wie ruhmreich steht Preußen wieder da! Und unsere Familie hat auch ihren Theil am großen Ruhme, Dich, lieber Rudolph, und Deinen Vetter Philipp von Krummensee, er ist wie Du Ritter des eisernen Kreuzes und vom russischen Sanct Georgen-Orden, auch ist er Rittmeister geworden, darin aber ist er glücklicher als Du gewesen, er ist nicht blessirt. Dein Brief an mich und Dein Brief an Waldemare sind an einem Tage hier angekommen, sonst hättest Du wohl früher die Antwort erhalten, die ich Dir jetzt gebe, dieselbe lautet: Gott segne Dich, lieber Neveu, Dich und das Weib Deiner Liebe! Du hast doch keine andere Antwort erwartet von Deiner Dich liebenden Tante Lohmeier. N. S. Oheim Hermann, Tante Niedlich, die ganze Familie und vor Allen meine Waldemare senden Dir ihre herzlichsten Glückwünsche."

Rudolph seufzte erleichtert auf, als er diese Zeilen gelesen, dann küßte er das Blatt und sprach: „Gott segne Dich, gute Tante, und verleihe Dir noch viele fröhliche Tage!"

Er wußte die Güte wohl zu schätzen, die in diesen wenigen Worten niedergelegt war.

Darauf entfaltete er den eigentlichen Brief, er war von Waldemare, in festen Zügen weitläuftig geschrieben, wenige Zeilen auf der Seite, das war ihre Art.

Rudolph las, aber er traute seinen Augen nicht. Er las: „Geehrte

Frau, liebe Frau Anna, denn lieb sind Sie uns schon, obwohl wir Sie noch nicht kennen, weil Sie die Liebe eines so wackern Mannes, wie unser Vetter Rudolph ist, gewonnen haben. Lassen Sie mich also, da Sie doch bald ein Mitglied unserer Familie sein werden, kurz sagen, liebe Anna, ich erfülle aus ganzem Herzen und mit inniger Freude den Auftrag, den mir meine Mutter und die ganze Familie Ihres Rudolph ertheilt hat; ich soll Sie herzlich willkommen heißen und Ihnen sagen daß wir Alle, Alt und Jung, Groß und Klein, uns sehnen, die Frau zu umarmen, welche unser Vetter Rudolph, den wir als einen preußischen Helden, als eine Zierde der Familie betrachten, als seine Gemahlin heimführt. In meiner Mutter werden Sie eine mütterliche Freundin finden, und wenn Ihnen Ihr Rudolph von einem etwas wunderlichen Mädchen erzählt hat, von einer Cousine, welche Waldemare heißt, so kann ich Ihnen sagen, daß Sie in derselben eine treue, schwesterliche Freundin finden werden. Rudolph schreibt in so begeisterten Ausdrücken von Ihnen, liebe Anna, daß ich, verzeihen Sie, recht mädchenhaft neugierig bin, Sie zu sehen und Sie zu umarmen. Kommen Sie recht bald nach Berlin, wo Sie sehnlichst erwartet Ihre Cousine Waldemare."

Rudolph küßte diesen Brief, er begriff die unendliche Zartheit, mit welcher die kluge Cousine in Berlin vermieden, ihm zu antworten, und die ihm doch eine Antwort gegeben, die weit gütiger war, als er hatte erwarten können.

Er mußte sich erst sammeln, dann reichte er den Brief der Frau Anne und sprach: „Diese Zeilen sind an Dich gerichtet, meine Anne, sie sind von meiner lieben Cousine Waldemare, einem trefflichen Mädchen; diesen Zettel kannst Du auch lesen, er ist von der Tante-Präsidentin. Sie ist das Haupt meiner Familie!"

Frau Anne las, man kann sich denken, mit welchem Entzücken.

Das war ein stiller, schöner Abend, unter den Eichen!

Die freie Agrar-Verfassung nach Peter Reichensperger.

I.

Eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen in dem modernen Culturleben ist die gänzliche Vernachlässigung der Agrar-Politik. Damit soll nicht gesagt sein, die moderne Staatskunst habe nicht tüchtig eingegriffen in die ländlichen Verhältnisse — im Gegentheil, hier hat sich eine wahrhaft überschwängliche Rührigkeit zu erkennen gegeben. Was aber die Praxis zu viel, das hat die Wissenschaft zu wenig geleistet. Oder vielmehr diese hat in Beziehung auf Agrar-Politik gar

nichts geleistet und sich lediglich darauf beschränkt, den aus dem städtischen Leben abgeleiteten nationalökonomischen Liberalismus ohne Weiteres auf das ländliche Leben zu übertragen, die für das bewegliche Vermögen maßgebenden Principien auf das unbewegliche Vermögen zur Anwendung zu bringen. Die Social-Politik konnte diesen Grundfehler der modernen Politik nicht ungerügt lassen, um so weniger, als in demselben die wesentliche Quelle der so vielfach hervortretenden socialen Zerrüttung sich zu erkennen gegeben. Die „Berliner Revue" hat wiederholt Anlaß genommen, auf die großen Mißstände hinzuweisen, welche in dieser fehlerhaften Behandlung der Agrar-Politik ihre Entstehung finden. Das Programm der Rechten basirt seine Reformvorschläge vorzugsweise auf eine veränderte, der Natur des Landbaues entsprechende staatliche Behandlung des ländlichen Grundvermögens, und die Häuser des Landtages haben mehrfach die Absicht zu erkennen gegeben, diesen Theil der vaterländischen Gesetzgebung der Natur und den Bedürfnissen des Landbaues, d. h. den Anforderungen der conservativen Politik, entsprechend zu reformiren.

Es konnte nicht fehlen — diese Vorgänge mußten in dem Lager des Liberalismus eine lebhafte Beunruhigung hervorrufen, und ein hervorragender Vertreter desselben, Herr Peter Franz Reichensperger, Königlicher Appellationsgerichts-Rath und vieljähriges Mitglied des preußischen Hauses der Abgeordneten, hat unter dem Titel: „Die freie Agrar-Verfassung. Regensburg bei Manz, 1856" eine Schrift erscheinen lassen, deren Zweck es ist, den agrarischen Liberalismus vom Standpunkte der Erfahrung aus zu vertheidigen. Der Verfasser hebt zur Rechtfertigung seiner Schrift die hohe Wichtigkeit der Agrarfrage in ökonomischer, politischer und socialer Beziehung hervor, und eben diese Wichtigkeit, von der auch wir aufs Lebhafteste durchdrungen sind, sowie die hervorragende Stellung, welche der Verfasser unter seinen Partei-Genossen einnimmt, macht es uns zur Pflicht, den Inhalt der vorliegenden Schrift einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Diese wird uns dadurch wesentlich erleichtert, und wir gehen um so zuversichtlicher an's Werk, als der Verfasser, abweichend von der herkömmlichen Tactik der in Freiheit machenden Politiker, zwar streng an den Doctrinen des Liberalismus festhält, zugleich aber die Beweisführung für die gedeihlichen Erfolge ihrer praktischen Durchführung aus der Erfahrung herzuleiten sich bemüht. Dadurch wird die Streitfrage auf unser Gebiet, d. h. auf das der wissenschaftlichen Empirie, hinübergeführt, und es bleibt zwischen uns und dem Verfasser nur der, allerdings überaus wichtige Gegensatz stehen, daß uns die Erfahrung Quelle der Erkenntniß ist, daß wir aus derselben die leitenden Gesichtspunkte für unsere praktische Thätigkeit abstrahiren, während der Verfasser diesen Leitfaden für alle Fälle in der Doctrin besitzt, ihm die Erfahrung nur die Waffen zur Abwehr feindlicher Angriffe bieten soll. Unser Autor hält sich des-

halb auch durchaus fern von einer wissenschaftlichen Behandlung der vorliegenden Frage. Ihm ist es nicht um Forschung, um Erkenntniß zu thun; er beschränkt sich darauf, so gut es eben gehen will, Angriffe gegen das für ihn und die Liberalen als unumstößliche Wahrheit Feststehende abzuwehren. Er hat nicht mehr und nicht weniger als eine Parteischrift componiren wollen, und dabei keinen Kunstgriff außer Acht gelassen, den die Regeln der advocatenmäßigen Defension an die Hand geben. Es werden daher die Thatsachen verschwiegen, welche seine Sache in Zweifel stellen können; anderen Thatsachen wird eine gezwungene und daher unwahre Deutung beigelegt, und wo ihm endlich das historische und statistische Material ausgeht, da wird zu der Phrase, dieser ehedem so mächtigen Waffe des Liberalismus, die Zuflucht genommen, da werden hochherzige Gesetzes-Motive als Beweisstücke aufgeführt u. s. w.

Diese Andeutungen, deren Begründung aus dem Verlauf unserer Untersuchungen sich ergeben wird, werden genügen, um den Geist der vorliegenden Schrift und die Stellung des Verfassers zu einer der wichtigsten Fragen unserer Zeit zu bezeichnen. Lassen wir denselben zunächst seine Auffassung der Agrarfrage selbst entwickeln. Er definirt den Begriff der Agrarverfassung als: „die Gesammtheit derjenigen gesetzlichen Bestimmungen, welche aus allgemeinen, der National-Oekonomie und der Politik angehörigen Gründen die Besitz- und Vertheilungs-Verhältnisse des zu landwirthschaftlichen Zwecken benutzten Grund-Eigenthums regeln."

Demnächst auf die einzelnen Systeme der Agrar-Politik übergehend, heißt es: „Es sind wesentlich zwei scharf ausgeprägte Systeme, welche sich sowohl in der Wissenschaft, als auch in den Gesetzgebungen der verschiedenen Länder Europa's gegenüberstehen, nämlich das System der rechtlichen Freiheit und das der principiellen Gebundenheit des Grundes und Bodens."

Ersteres wird nun erläutert: „Das freie Agrar-System beruht principiell auf dem im Naturrecht begründeten Fundamentalsatze, daß das Eigenthum als solches die von ihm zu erwartenden Segnungen nur unter der Bedingung zu gewähren im Stande ist, daß dasselbe nicht bloß im Gegensatze zur socialistischen Gemeinschaft der Güter als ein individuelles, sondern auch im Gegensatz zu den älteren particularistischen Formen der Gebundenheit von Rechtswegen als ein absolutes, d. h. an sich unumschränktes und ausschließliches Recht anerkannt werde; so zwar, daß jenes absolute Recht des actuellen Eigenthümers jederzeit in dem nicht minder absoluten, mithin ebenfalls unverkümmerbaren Rechte jedes zukünftigen Erwerbers seine naturgemäße Beschränkung finden müsse."

Ferner: „Das freie Agrar-System geht nicht minder von der theoretischen Voraussagung und der praktischen Behauptung aus, daß

bei voller Freiheit der Veräußerung und Erwerbung von Grund und Boden der letztere durchweg in den jederzeit geeignetsten Größenverhältnissen demjenigen Besitzer zugeführt werde und werden müsse, welcher persönlich und sachlich zu dessen wirthschaftlicher Benutzung am meisten befähigt und gewillt sei, mithin dem Boden den höchsten Ertrag abzugewinnen vermöge. Es beruft sich endlich darauf, daß die Erfahrung aller jenem Agrar-System huldigenden Staaten die größten ökonomischen und socialen Fortschritte bekunde und namentlich den Beweis liefere, daß die daran geknüpften und vom Parteigeist ausgebeuteten Besorgnisse eines Uebermaßes von Bodenzertheilung im großen Ganzen völlig unbegründet sind, und daß diejenigen localen Uebelstände, welche etwa durch Mißbrauch der Freiheit ausnahmsweise einmal herbeigeführt werden möchten, gerade innerhalb des freien Agrar-Systems und kraft seiner Principien ihre eigenen Heilmittel sofort mit sich führen."

Was zunächst die von dem Verfasser aufgestellte allgemeine Definition der Agrar-Verfassung anbetrifft, so liegt es auf der Hand, daß gesetzliche Bestimmungen über die Besitz- und Vertheilungs-Verhältnisse des Grundvermögens durchaus einseitig und fehlerhaft sein müssen, welche ihre Begründung lediglich in der National-Oekonomie und in der Politik finden, bei deren Aufstellung die höheren Zwecke des gesellschaftlichen Daseins, das in geordneter Social-Verfassung wurzelnde Culturleben unberücksichtigt geblieben sind. Gesetzes-Bestimmungen derartigen Ursprungs müssen zum Nothstande und endlich zum Verfall der Staaten führen, sobald die Lehren der National-Oekonomie und der Politik, welche die Gründe für die Agrar-Verfassung dargeboten haben, obenein einseitig und fehlerhaft sind. In dieser Lage aber befindet sich noch heute die Wissenschaft, aus der das System der freien Agrar-Verfassung hervorgegangen ist. In Beziehung auf die National-Oekonomie haben wir bereits früher nachgewiesen, daß die von den Physiokraten und von Ad. Smith ausgebildeten Lehren ihren Boden gänzlich verloren haben, und daß hiernach das gesammte System des national-ökonomischen Liberalismus in die Rumpelkammer gehört. Auch konnte eine Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, die Gesetze festzustellen, auf deren Beachtung der Volks-Wohlstand beruht, diesem Zwecke nicht förderlich sein, sie mußte im Gegentheil Verwirrung anrichten, so lange dieselbe das Volk nur in soweit in Betracht zieht, als dasselbe die Arbeitskraft repräsentirt; die es unberücksichtigt läßt, ob und wie diese Kraft ernährt, gestärkt und cultivirt, ob sie vorzeitig ausgenutzt wird u. s. w. Und doch ist es diese bankerotte National-Oekonomie, aus der die Gründe für den agrarischen Liberalismus hergeleitet werden.

Freilich mußte auch die Politik ihr Contingent an Gründen für dieses System beisteuern. Aber es handelt sich hier lediglich um die auf liberalen Doctrinen beruhende Politik, deren Bankerott nicht minder er-

wiesen, welche nicht minder in die Rumpelkammer gehört, als die National-Oekonomie. Oder hat sie nicht überall, wo sie zur practischen Geltung gelangte, das genaue Gegentheil dessen bewirkt, was die liberalen Politiker anstrebten? Und liegt ein vernünftiger Grund zu der Voraussetzung vor, daß die Uebertragung der Doctrinen des Liberalismus auf die staatliche Behandlung des Landbaues ausnahmsweise andere und bessere Früchte tragen werde? Ein System der Politik, welches dahin drängt, alle gesellschaftlichen Bestandtheile zu isoliren, welches jeder organischen Verbindung derselben entgegentritt; ein System, welches in dem Menschen nicht das gottähnliche Culturwesen, sondern nur ein Rechts- und Steuer-Object, den abstracten Staatsbürger erkennt, ist außer Stande, die Gründe für eine ihren Zwecken entsprechende Agrar-Verfassung zu bieten.

Man ersieht, daß selbst, wenn die Definition, welche unser Autor von der Agrar-Verfassung giebt, nicht einseitig und deshalb unrichtig wäre, die dermalige Lage der Wissenschaft doch keinen Anhalt für die den gesellschaftlichen Interessen entsprechende gesetzliche Bestimmung der Besitz- und Vertherlungs-Verhältnisse des ländlichen Grundvermögens gewährt.

Auch hat dies der Verfasser selbst durchgefühlt, indem er bei Entwickelung seines Systems der freien Agrar-Verfassung sich weder um Gründe der National-Oekonomie, noch um solche kümmert, die aus der Politik hergeleitet sind, dabei vielmehr ausschließlich den Standpunkt der Doctrin festhält. Er nennt sein System das der rechtlichen Freiheit; er bekennt, daß der Fundamentalsatz desselben auf dem Naturrecht beruhe; so zwar, daß dem Eigenthümer ein absolutes Recht über sein Grundvermögen zustehen müsse, welches jedoch das eben so absolute Recht seines Besitznachfolgers nicht verkümmern dürfe. Ausschließlich von dem Recht des Individuums über seine Scholle ist hier die Rede. Wie trostlos, wie bodenlos dürftig ist diese Auffassung! Während die höheren Stadien der Fruchtbarkeit sich nur vermöge einer durch eine lange Reihe von Decennien fortgesetzten systematischen Thätigkeit hervorrufen lassen, wird uns hier eine Agrar-Verfassung geboten, welche in der kurzen Besitzzeit des Individuums ihren Abschluß findet. Die Auffassung unseres Autors läßt es unbeachtet, daß das Individuum kein anderes Interesse hat, als während dieser kurzen Frist einen möglichst hohen Geldgewinn aus seinem Grundstück zu ziehen, dasselbe bis auf die Hefe auszunutzen, und daß dieses Interesse dem der Gesellschaft, welches steigende Bodenerträge erheischt, direct entgegensteht. Die auf dem Individualismus beruhende Politik lebt, gleich dem Proletarier, aus der Hand in den Mund; sie fördert die Gegenwart auf Kosten der Zukunft; sie ist obenein gezwungen, diese Tendenz rücksichtslos und auf jede Gefahr hin zu verfolgen, sobald die rechtliche Freiheit durch factische Abhängigkeit von Gläubigern rc. aufgehoben und die Gewalt dieser fremden, weder der National-

Oekonomie, noch der Politik angehörenden Mächte durch Geldkrisen, Concurs-Ordnungen ꝛc. zu krankhafter Höhe gesteigert ist.

Die Social-Politik fordert daher mit vollem Grunde, daß dem Rechte des Individuums das der Gesellschaft gegenübergestellt, daß auch das letztere gewahrt, daß die Zukunft nicht der Gegenwart geopfert werde. Sie erachtet es unzulässig, daß das Fundament der gesellschaftlichen Existenz, die heilige Mutter Erde, der absoluten Herrschaft der Privaten schutzlos preisgegeben werde, denen durch Abhängigkeit vom Geldcapital obenein jede freie Bewegung verschränkt ist; sie will vielmehr das Landgut als ein seinem Besitzer von Gott anvertrautes Fideicommiß, die Bewirthschaftung desselben als ein wichtiges gesellschaftliches Amt angesehen wissen, über dessen Verwaltung derselbe hier und jenseit Rechenschaft zu geben hat. Sie glaubt den Besitzer unabhängig von Gewalten machen zu müssen, welche ihn zwingen, die Interessen der Zukunft zu opfern, sie will ihn durch die Liebe zu seiner Familie zur Wahrung dieser Interessen anregen, indem sie ihre Agrar-Politik auf Befestigung des Grundbesitzes in den Familien baut, ohne gleichwohl das Band der Familie mit dem Grundvermögen unlösbar hinstellen, dasselbe auch bei grober Vernachlässigung der wirthschaftlichen Pflichten festhalten zu wollen. Aber eben so wenig will sie dieses Band jeden Augenblick leichtsinnig zerreißen lassen und diesen Riß durch äußere drängende Momente gewaltsam provociren.

Dies thut aber der Liberalismus, indem er durch Erbfolgegesetze, welche aus dem Naturrecht abgeleitet und nur bei beweglichem Vermögen gerechtfertigt sind, die Verschuldung und Zersplitterung des Bodens erzwingt; indem er diesen dem Individualismus, der Speculation preisgiebt; indem er denselben der Gewalt des Geld-Capitals unterwirft und den Einfluß der Geldpreisveränderungen unberücksichtigt läßt.

Unser Autor legt ein besonderes Gewicht darauf, daß das absolute Recht des künftigen Besitzers in keiner Weise verkümmert werde, offenbar in der Absicht, den Stiftungen, welche die Erhaltung des Grundvermögens in den Familien bezwecken, von vorn herein entgegen zu treten. Was soll dem Besitznachfolger die Rechtsgleichheit mit seinem Vorgänger helfen, sobald diesem die Macht verliehen ist, diese Gleichheit nach der andern Richtung hin illusorisch zu machen? sobald dieser das Grundstück mit Hypothekenschulden zu belasten vermag, welche die Wirthschaft lähmen und seine Existenz bei der ersten Mißernte oder Geldkrisis gefährden müssen? Soll die naturrechtliche Grundlage der freien Agrar-Verfassung eine Wahrheit sein, so wird man consequenter Weise zu dem Jubeljahr der mosaischen Gesetzgebung zurückkehren müssen. (3. Mose Cap. 25.). Doch auch dieser Weg ist unausführbar, und wir gelangen zu dem Resultat, daß so wenig das Naturrecht, wie die heutige National-Oekonomie und Politik die Gründe für die gesetzlichen Bestimmungen über die Besitz- und Vertheilungs-Verhältnisse des ländlichen Grund-

vermögens darzubieten geeignet sind. Vielmehr werden diese Gründe sich nur nach Regeneration der Wissenschaft bestimmen lassen, nachdem diese dahin gediehen sein wird, die in dem gesellschaftlichen Gesammt-Organismus waltenden Gesetze zu erkennen und daraus, mit Hinblick auf die großen Zwecke des Staatslebens, eine den dauernden Interessen der Gesellschaft entsprechende Agrar-Verfassung abzuleiten. So lange dieses Ziel nicht erreicht ist, wird man an der Erfahrung festhalten, die bewährten Agrar-Verfassungen der großen Culturvölker studiren und sich vor Wegen hüten müssen, welche dort den Untergang herbeiführten. Diese Erfahrungen aber verurtheilen ohne Ausnahme das System der freien Agrar-Verfassung. Auch bei dem oberflächlichsten Studium wird es offenbar, daß die gesetzliche Gleichstellung des beweglichen und des unbeweglichen Vermögens und das Naturrecht noch nie mit dauernd günstigem Erfolge die Grundlagen der Agrar-Politik gewesen sind.

Inzwischen fühlt ein Doctrinär von ächtem Schroot und Korn sich durch derartige Bedenken nie beunruhigt. Sein System ist aus naturrechtlichen und privatwirthschaftlichen Lehren bald gezimmert. Dessen Anwendbarkeit auf alle Fälle und dessen günstige Erfolge zu allen Zeiten stehen ihm a priori fest, und über jene störenden Momente wird hinweggegangen — indem man sie ignorirt. So hat bisher die Wissenschaft mit fabelhafter Unbefangenheit den Einfluß des gleichen Erbrechts, der Speculation, der Bodenverschuldung und der Geldpreisveränderungen auf die Bodenkraft und auf die Bodenerträge unbeachtet gelassen, und unser Autor kann sich einer gleichen Unbefangenheit rühmen. Das Naturrecht fordert, daß alle dem Erblasser gleich nahestehenden Familienglieder eine gleiche Quote des Grundvermögens erhalten, entweder in Natura oder durch Capital-Abfindung, und deshalb bedarf es natürlich für unsern Doctrinär einer weiteren Untersuchung nicht, ob eine derartige Rechtsgewährung etwa der Bodenkraft schädlich und der Ernährung des Volks nachtheilig werden könnte.

Der Liberalismus braucht derartige Untersuchungen um so weniger, als derselbe eine Panacee gegen alle socialen, volkswirthschaftlichen und politischen Krankheiten entdeckt hat, der er vertrauensvoll die Heilung auch der Schäden anheimgiebt, welche er selbst durch naturwidrige Behandlung der Gesellschaft hervorruft. Es ist dies die, wie in jedem Organismus, so auch in der Gesellschaft waltende natürliche Lebenskraft, die Macht der freien gesellschaftlichen Bewegungs-Principien. Und in der That ist die Heilkraft, welche in der freien Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens liegt, von ganz außerordentlicher Bedeutung. Aber es geht mit dieser gesellschaftlichen Heilkraft wie mit der des organischen Lebens überhaupt. Sie ist so lange ausreichend, bis die edleren Theile ernstlich beschädigt worden, dann aber tritt unzweifelhaft Hinsiechen, Absterben und Verwesung ein. Der Grund und Boden gehört zu den edleren und wichtigeren Theilen des Gesellschafts-Organis-

mus; die Fehler in der staatlichen Behandlung desselben müssen ernste Krisen und endlich den Untergang der Gesellschaft zur Folge haben, sofern nicht rechtzeitig Remedur eintritt.

Unser Autor aber ist fern von der Besorgniß, daß die freie Agrarverfassung ernste Beschädigungen hervorrufen könne. Voll kindlichen Vertrauens zu seiner Panacee ist er überzeugt, daß das Uebermaß der Bodenzertheilung und die localen Uebelstände, welche durch den Mißbrauch der Freiheit ausnahmsweise herbeigeführt werden möchten, kraft der Pricipien des freien Agrarsystems ihre eigenen Heilmittel sofort mit sich führen. Ihm ist es nicht zweifelhaft, daß vermöge dieser Principien die Grundstücke jederzeit den geeignetsten Besitzern zufallen müssen, die dem Boden voraussichtlich die höchsten Erträge abgewinnen werden. Aber er übersieht bei dieser theoretischen Voraussetzung und practischen Behauptung, daß unter der Aegide der freien Agrarverfassung die Zersplitterung und die Verschuldung des Bodens keinesweges ausnahmsweise aus dem Mißbrauch der Freiheit hervorgehen, daß sie vielmehr als ganz allgemeines und als ganz unvermeidliches Resultat desselben sich herausbilden. Oder ist es etwa ein Mißbrauch der Freiheit, wenn das Vormundschaftsgericht, den positiven Vorschriften des Erbrechts folgend, das Grundstück zu gleichen Theilen unter die Erben vertheilt; wenn der Hypothekenrichter zahlreiche Erbantheile ingrossirt? Nachdem das Gesetz das Landgut zu einer Waare gestempelt, ist die Speculation in dieser Waare nicht ebenso gerechtfertigt, wie die in Baumwolle und ähnlichen Artikeln, und kann es als ein Mißbrauch der Freiheit angesehen werden, wenn das Landgut seinen Besitzer alljährlich wechselt oder alljährlich höher verschuldet wird, wenn der Speculant sich bemüht, die letzten Bestandtheile der Bodenkraft zu Gelde machen?

Freilich ist die theoretische Voraussetzung nicht unberechtigt, daß sobald die Wirthschaftsfläche zu gering geworden ist, um daraus den verhältnißmäßig größten Reingewinn zu erzielen, der Besitzer bestrebt sein werde, durch Zukauf das entsprechende Flächenmaß zu gewinnen; aber es bedarf einer ganzen Fülle günstiger Voraussetzungen, damit dieses Streben Erfolg habe. Dem Besitzer müssen die erforderlichen Capitalkräfte zu Gebote stehen, ihm darf der Unternehmungsgeist nicht fehlen, das passende Grundstück muß in der Nähe vorhanden, der Besitzer desselben zum Verkauf geneigt oder dazu gezwungen sein, und wenn solcher Art die Consolidirung der Gutsfläche endlich erreicht worden, wird das mühsam errungene Resultat durch die nächste Erbregulirung wiederum in Frage gestellt. Von so mannichfachen, von so selten zusammentreffenden Bedingungen hängt bei dieser angeblich freien Agrarverfassung die Heilkraft der innern gesellschaftlichen Lebensthätigkeit ab, und die Heilung ist auch dann jedenfalls nur von kurzer Dauer. Sie erfolgt überdies unter Opfern und Schmerzen, die das Gefühl empören müssen. Oder sollte der alljährliche Verfall zahlreicher Familien, die

Haus und Hof verlassen müssen, damit die durch naturwidrige Gesetze gestörten wirthschaftlichen Verhältnisse wiederhergestellt werden, für Nichts zu rechnen sein? Und obenein erfolgen diese Ausweisungen im Namen einer in Gefühlsschwärmerei und Volksbeglückung machenden Politik! Sie stellen die Hekatomben dar, die alljährlich dem Liberalismus zum Opfer gebracht werden müssen. Ein System, welches mit krasser Herzlosigkeit, nicht als Uebergangsmaßregel sondern als principielles Correctiv die alljährliche Vertreibung eines Theiles der Besitzenden aufstellt, verurtheilt sich selbst.

Da wir nicht im Lande Utopien leben, lehrt der gesunde Menschenverstand, daß es vorzuziehen sei, die angeblich freie Agrarverfassung bei Seite zu werfen und gesetzliche Bestimmungen über die Besitz- und Vertheilungs-Verhältnisse des ländlichen Grundvermögens in Kraft treten zu lassen, welche neben der rechtlichen zugleich der factischen Freiheit der Bodenbewegung Gewähr leisten. Dies, nicht mehr und nicht weniger, ist das Ziel der conservativen Politik; dies nur hat das Programm der Rechten gewollt, dahin nur sind die Bestrebungen derselben in den Häusern des Landtages gerichtet. Man will den Grund und Boden von der erdrückenden Herrschaft des Geldcapitals erlösen, dadurch die Mehrung des Bodenreichthums ermöglichen; der Grundeigenthümer soll zu einem freien, zu einem wirklichen Besitz gelangen, nicht blos im Auftrage seiner Gläubigen administriren; ihm soll die Möglichkeit geboten sein, nicht blos für den Geldenwerb, sondern auch für die Ansammlung von Bodenreichthum, nicht blos für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft zu arbeiten; er soll weder an dem Verkauf noch an der Zersplitterung des Bodens gehindert sein, aber eben so wenig soll er durch äußere drängende Momente zu diesen Operationen gezwungen werden.

Und wenn dem Unbefangenen derartige Bestrebungen vollkommen gerechtfertigt, wenn sie ihm patriotisch, durch die höchsten Interessen der Gesellschaft geboten erscheinen, so vermag der in seinen Doctrinen verrannte liberale Parteimann sich doch zu deren Verständniß und Würdigung nicht zu erheben, ihm ist die Möglichkeit des Verständnisses abgeschnitten. Auch unser Autor und mit ihm die gesammte liberale Presse ist zu diesem Verständniß nicht gelangt; er ist der Ueberzeugung, daß „die Gegnerschaft der freien Agrarverfassung lediglich aus politischen Beweggründen hervorgehe, indem diese die reactionären Bestrebungen der Gegenwart vielfach durchkreuze."

Wir nehmen keinen Anstand, unsere politischen Beweggründe und unsere reactionären Bestrebungen zu bekennen. Wiederholt haben wir darauf hingewiesen, wie eben in den agrarischen Zuständen, die als Folge der freien Agrarverfassung sich herausgebildet haben, das Hinderniß zu suchen sei, welches dem Gemeindeleben und dem Self-Government entgegentritt; daß darin der Boden zu erkennen sei, aus welchem

Bureaukratie und Plutokratie in steigender Ueppigkeit naturgemäß emporsprießen. Wer will auch heut noch die Behauptung wagen, daß es möglich sei, zu einem gesunden, fruchtbringenden Gemeindeleben zu gelangen, so lange die Grundbesitzer der Gemeinde nur das Vermögen ihrer Gläubiger verwaltend, von Erwerbssorgen erdrückt, mit Dismembrations-, Verkaufs- und Auswanderungs-Plänen erfüllt sind? Wenn unsern rheinischen Abgeordneten, während sie nach Brod riefen, Steine dargereicht werden mußten, d. h. während sie eine Gemeinde-Ordnung forderten, nur eine Polizei-Ordnung gewährt werden konnte, so dürfen sie sich darüber nicht beklagen; es war eben unter den agrarischen, aus den Principien von 1789 hervorgebildeten Verhältnissen der Rheinlande nicht anders möglich, und sie entsagen der Aussicht auf endliche Erlösung, indem sie fort und fort mit der Energie der Einseitigkeit an dem System der freien Agrarverfassung festhalten und ihre Kräfte im Kampfe für dieselbe vergeuden.

Wir, die wir unsre Ueberzeugung aus dem Leben und nicht aus dürrer Abstraction schöpfen, wollen und dürfen nicht zugeben, daß die Freiheit und das Culturleben der künftigen Generationen dieser Einseitigkeit zum Opfer fallen. Daß diese Gefahr in der That vorliege, ist längst erkannt worden, und wir wollen hier zum Beweise dessen das Urtheil anführen, welches ein hervorragender Politiker Englands, anknüpfend an Frankreichs agrarische Zustände, bereits im Jahre 1820 über dessen Zukunft gefällt hat. Robert Malthus (Principles of Political Economy. Edition of 1820 pag. 433) äußert: „Frankreich macht jetzt ein gefährliches Experiment mit der unbeschränkten Theilung des Bodens. Die Erbfolgegesetze dieses Landes theilen alle Arten von Grund-Eigenthum unter allen Kindern gleich, ohne Recht der Primogenitur und ohne Unterschied des Geschlechts; sie gestatten die testamentarische Disposition nur über einen kleinen Theil. Dieses Gesetz ist noch nicht lange genug in Kraft, um seine Wirkungen auf den National-Reichthum zeigen zu können. Wenn für jetzt der Zustand des Grundeigenthums der Production günstig und den Bedürfnissen des Landes entsprechend zu sein scheint, so kann daraus noch nicht der Schluß gezogen werden, daß diese günstigen Verhältnisse auch in der Zukunft erhalten bleiben. Es ist allgemein anerkannt, daß die Theilung des Grundeigenthums bis zu einer gewissen Grenze wünschenswerth ist, und es sind fast über ganz Europa aus der Feudalzeit noch so viel ausgedehnte Besitzungen verblieben, daß es nur wenige Staaten giebt, in denen das Erbgesetz Frankreichs dem Nationalreichthum für eine gewisse Anzahl von Jahren nicht förderlich wäre. Aber, wenn ein solches Gesetz beständig fortdauernd den Erbfall des Grundeigenthums regelt; wenn keine Art es zu umgehen erfunden wird, und dessen Wirkungen nicht bei der Eheschließung u. s. w. durch einen außergewöhnlichen Grad kluger Vorsicht — der ein solches Gesetz gerade entgegenwirkt — abgeschwächt wird, dann

ist Grund zu glauben, daß Frankreich nach Verlauf eines Jahrhunderts eben so bemerkenswerth wegen seiner außerordentlichen Noth und Armuth, als wegen seiner Gleichheit des Grundbesitzes sein muß. Die Eigenthümer der kleinen Schollensplitter werden ohne Hülfsmittel sein, sie müssen in jedem Nothjahre in großer Zahl verkommen. Kaum wird noch irgend ein anderer wohlhabend sein, als der, welcher Gehalt vom Staat bezieht.

„Unter diesen Umständen, wenn der Grundbesitz ohne Einfluß und die Krone ohne Macht ist, die Bewegungen der Volksmassen aufzuhalten, ist es nicht denkbar, daß ein so gemischtes Gouvernement, wie Frankreich es jetzt (1820) eingerichtet hat, sich zu erhalten im Stande sein wird. Eben so wenig vermag ich anzunehmen, daß bei vorherrschender Armuth die dauernde Existenz einer Republik möglich sei. Zieht man außerdem in Betracht, wie außerordentlich schwierig es ist, eine wohlorganisirte Republik zu bilden, und wie sehr die geschichtliche Erfahrung gegen diese Staatsform spricht, so ist es nicht zu viel behauptet, wenn derselben jede Aussicht für die Zukunft abgesprochen wird.

„Dahingegen würde der hier geschilderte Zustand des Grundeigenthums in Frankreich der wahre Boden für den Militair-Despotismus sein. Sollte die Staatsgewalt nicht die Sitte des Orients annehmen und sich zum alleinigen Herrn des Grund und Bodens erklären, so möchte doch der Wink der Staatsökonomisten (Physiokraten) Beachtung verdienen, die für den Staat ein Miteigenthum des Bodens beanspruchen. Dadurch würden zwar die Grundeigenthümer noch mehr verarmen, es könnte aber die Armee zum reichsten Theil der Nation erhoben werden und ihre Macht unter diesen Umständen nichts zu zügeln im Stande sein. Der Despot mag ab und zu gewechselt werden, wie es unter den römischen Kaisern durch die prätorianische Garde geschah, allein der Despotismus selbst wird auf seiner festen Grundlage unerschüttert fortdauern."

Noch ist kaum ein Drittel der Zeit verflossen, welche Malthus seiner Voraussagung gestellt hatte. Seine Worte liefern den Beweis, daß die Zukunft der Staaten sich vorherbestimmen lasse, sobald dabei die Grundlagen der gesellschaftlichen Entwickelung und die ewigen Gesetze, auf denen diese beruht, zum Anhalt genommen werden.

Das Interventions-Recht.

England hat bekanntlich seine ganz besonderen Grundsätze des Völkerrechts. Es scheint, als ob der mit Grund gepriesene Sinn des englischen Volkes für Recht und Gesetzmäßigkeit in allen Angelegenheiten des inneren Staatsrechts in sein völliges Gegentheil umschlägt, sobald es sich um Gegenstände der auswärtigen Politik handelt. — Die neuesten

Maßregeln gegen Neapel und die Debatten im Parlamente über die Befugniß Englands, sich in die inneren Angelegenheiten jenes Königreichs zu mischen, überbieten indeß Alles, was bis dahin selbst von England nach dieser Richtung hin erhört war. — Das Interventionsrecht hing in früherer Zeit mit jenem Systeme des politischen Gleichgewichts zusammen, welches seine Einführung in das Völkerrecht Europa's den Bestrebungen Frankreichs verdankt, der immer drohender anwachsenden Hausmacht Oesterreichs und Spaniens unter Karl V. und Philipp II. eine Grenze zu setzen. Dieses System, welches auf dem westfälischen Friedenscongreß seinen Schlußstein empfing, wurde die Grundlage für die damalige Verfassung Europa's, und es galt zur Aufrechterhaltung dieser Verfassung als wesentlicher Grundsatz, daß kein Staat so mächtig werden dürfe, daß die übrigen vereint nicht im Stande wären, ihn in seinen Schranken zu erhalten. Von diesem Standpunkte aus wurde das Interventionsrecht damals vielfach in Anwendung gebracht; die Geschichte weist jedoch auch eine Anzahl von Beispielen nach daß dieses Recht in damaliger Zeit bisweilen als Maske diente, hinter welcher sich eigennützige und eroberungssüchtige Absichten einzelner Staaten verbargen. Im Ganzen aber erwies sich dieses Recht als ein wirksames Mittel zur Aufrechterhaltung der unter den Staaten Europa's begründeten Ordnung, welche auch der Entwickelung fester und allgemein anerkannter Grundsätze des Völkerrechts förderlicher sein mußte, als jener Naturzustand, in welchen die Staaten Europa's immer vollständiger zu einander traten, je mehr die Macht von Kaiser und Reich und selbst der Einfluß des Papstes im Sinken begriffen waren.

Eine andere Anwendung fand das Interventionsrecht während des 17. und 18. Jahrhunderts auch noch zu Gunsten von Glaubensgenossen. — So intervenirten Oesterreich und Spanien häufig im Interesse von Katholiken, wenn sie in England, Deutschland oder irgendwo sonst dieselben beeinträchtigt glaubten, und eben so nahmen protestantische Fürsten nicht selten Veranlassung, die Rechte und Interessen ihrer Glaubensgenossen in fremden Ländern nachdrücklich zu vertheidigen.

Das Interventionsrecht mußte unter der neuen Verfassung Europa's, welche sich aus den Trümmern dieser von Napoleon über den Haufen geworfenen älteren erhob, einen anderen Charakter gewinnen. Bis dahin hatten alle christlichen Staaten Europa's, als durch ihre Unabhängigkeit Gleichberechtigte, an dem Staaten-Gleichgewicht einen unmittelbaren Antheil, und es fehlte daher, da Kaiser und Reich zu einem Minimum von Macht herabgesunken waren, für dieses Verfassungs-System an einem Mittelpunkte. Mit diesem Umstande hängt auch die bisweilen so willkürliche, namentlich von Frankreich geübte Anwendung des Interventionsrechtes zusammen, von welcher die Geschichte damaliger Zeit uns Kunde giebt. — Das neuere politische System Europa's hat an Stelle der früheren demokratischen Verfassung

gewissermaßen eine aristokratische Republik begründet, in welcher Oesterreich, Preußen, Rußland, Frankreich und England die Hegemonie führen. Bereits seit 1813, und namentlich seit dem Vertrage von Chaumont vom 1. März 1814, standen diese Staaten mit Ausnahme Frankreichs an der Spitze von Europa, und durch den Wiener Congreß und das Aachener Protocoll vom 15. November 1818, durch welches auch Frankreich dem Vertrage von Chaumont beitrat, erhielt das neue System auch rechtlich seinen Abschluß. Das Staaten-Gleichgewicht umfaßt seitdem nur das Wechselverhältniß der fünf Hauptmächte, und sämmtliche Staaten-Relationen sind dadurch einfacher, beständiger und correcter geworden. Die so eben genannten Mächte bildeten factisch und rechtlich bisher eine Art von Areopag in Europa, vor dessen Entscheidung sämmtliche politische Fragen gehörten, welche geeignet waren, die Ruhe und Ordnung des Welttheils zu erschüttern. In den Armeen und Flotten dieser Mächte ruhte eine hinreichende Macht, um ihren Beschlüssen Nachdruck zu geben. Freilich hatte dieses System die Eintracht der Großmächte zur Voraussetzung, und diese war selten in solchem Grade vorhanden, daß dasselbe mit jener Macht und jenem Nachdruck hervortreten konnte, welche nach dem Princip, welches ihm zu Grunde lag, zu erwarten waren. Die häufig scharf einander entgegenstehenden Interessen würden auch sehr bald wohl die politischen Bande zersprengt haben, welche das Staatensystem Europa's zusammenhielten, wenn nicht die am 26. September 1815 von Rußland, Oesterreich und Preußen zu Paris gestiftete heilige Allianz, welcher die übrigen Staaten Europa's (der englische König trat aus formellen Gründen nur bedingt bei) durch besondere Verträge sich anschlossen, dem Bunde noch die höhere Weihe und zugleich die feste Grundlage der Religion gegeben hätte. Die Grundsätze des Christenthums, welche dieses von unverständigen oder übelwollenden Schreiern so vielfach verketzerte Bündniß, welches bis vor wenigen Jahren den Frieden Europa's unter den gefährlichsten Verwickelungen erhalten hat, für die von den contrahirenden Mächten zu befolgende Politik an die Spitze stellte, mußten auch für die Gestalt des Interventionsrechtes von wesentlichem Einfluß werden.

Schon am Schluß des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts sahen wir die legitimen Fürsten Europa's verbündet, um das Interventionsrecht gegen Frankreich in Anwendung zu bringen. Es galt, jene Theorieen der Gotteslästerung, des Unglaubens und der Revolution zu bekämpfen, welche sich bereits gerüstet hatten, um von Frankreich her, wo sie die Herrschaft gewonnen, über die Grenze zu brechen und das Bestehen aller gesellschaftlichen und politischen Ordnung zu erschüttern. Damals fehlte auch das königliche England nicht in dem Bunde. Freilich waren dazumal, wo Pitt regierte und Burke seine gewaltigen Reden und seine nicht minder gewaltigen Schriften auf den Kampfplatz schleu-

derte, um den Frieden mit dem „königsmörderischen" Frankreich zu hindern, andere Zeiten, als diejenigen der Palmerston und Russell. Durch die heilige Allianz gewann dieser Charakter des Interventionsrechts eine festere Gestalt. Der Fundamental-Grundsatz für das Interventionsrecht mußte auch fernerhin derselbe wie früher bleiben, nämlich der, daß jeder Souverain auch ohne Tractate, Familienverhältnisse und ohne Reclamation des betheiligten Regenten die Befugniß habe, so gut außerhalb als innerhalb seiner Grenzen denjenigen Friedensstörungen Einhalt zu thun, wodurch seine eigene Sicherheit oder seine eigene Existenz bedroht wird. Dieser Grundsatz gewann jedoch nach zwei Richtungen hin unter den besonderen Verhältnissen eine bestimmte Gestalt. Einmal konnte es nicht zweifelhaft sein, daß es für das Bestehen keines Staates einen gefährlicheren Feind gab, als jene Doctrinen, deren Gift die französische Revolution nach allen Seiten hin verbreitet hatte, und daß gegen diese daher, wo sie auch immer das Haupt erheben möchten, ein Kampf auf Leben und Tod zu führen sei. Die Grundsätze des Christenthums und des legitimen Rechts, welche die heilige Allianz proclamirte, standen zu diesen Doctrinen in völligem Gegensatz. Das Interventionsrecht mußte daher nach dieser Seite hin, sobald die Revolution in irgend einer Gestalt und in irgend einem christlichen Lande den Sieg davonzutragen schien, eine besonders ausgedehnte Anwendung finden. Außerdem aber schrieb das neue Staaten-System Europa's auch die Form vor, in welcher dieses Recht auszuüben war. Es konnte nicht mehr dem einzelnen Staate, wie früher, überlassen sein, unter dem wahren oder erheuchelten Vorgeben, daß seine Interessen oder die Interessen Europa's es verlangten, von diesem Rechte in einem besonderen Falle Gebrauch zu machen, sondern die Entscheidung, ob dasselbe zur Anwendung kommen solle, fiel den fünf Großmächten anheim, welche die richterliche und zugleich die ausführende Instanz in Europa seit dem Wiener Congresse bildeten. Diese Grundsätze wurden auch von den meisten Großmächten mit Entschiedenheit vertreten, und nur England allein nahm gleich Anfangs eine Stellung ein, welche durchaus verschieden und den eben entwickelten Grundsätzen in vieler Hinsicht entgegengesetzt war. Auf dem Congreß von Aachen traten wesentliche Meinungsverschiedenheiten in Betreff dieses Rechts noch nicht hervor; es wurde daselbst jedoch die Bestimmung getroffen, daß der Souverain des Landes, gegen welches dasselbe in Anwendung gebracht werden sollte, stets zu den Berathungen darüber hinzuzuziehen sei. — Anders war es bereits auf den Congressen von Troppau und Laibach. Es handelte sich damals um Unterdrückung der 1820 in Neapel ausgebrochenen Revolution, und England widersetzte sich dem Beitritt zu den von Oesterreich, Preußen und Rußland zu diesem Zwecke unternommenen Maßregeln auf das Entschiedenste. — Lord Castlereagh führte in seiner an sämmtliche

Gesandte Englands im Auslande gerichteten Note vom 19. Januar 1821 aus, daß der Beitritt zu diesen Grundsätzen den Fundamental-Gesetzen Englands widerstreiten würde, und daß er außerdem der Ausführung derselben sich widersetzen müsse, weil das denselben zu Grunde liegende Princip den Großmächten des Continents fortwährend einen Vorwand geben würde, sich in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten zu mischen. Der edle Lord dreht sich indeß im Kreise, da er späterhin ausführt, es könne Niemand mehr wie das englische Cabinet die Berechtigung eines jeden Staates anerkennen, sich in die nneren Angelegenheiten anderer Staaten zu mischen, sobald diese eine dringende Gefahr für ihn mit sich brächten. Er scheint dann darauf hinweisen zu wollen, daß eine solche dringende Gefahr im vorliegenden Falle nicht vorhanden sei, und dadurch die ursprüngliche quaestio juris zu einer quaestio facti zu machen. Weiterhin macht er noch die im Grunde völlig unverständliche Bemerkung, das Interventionsrecht sei eine Ausnahme von der allgemeinen Regel der Nicht-Intervention und könne deshalb nicht als ein Bestandtheil des Völkerrechts betrachtet werden. Die Consequenz dieses Grundsatzes würde aber zu dem logischen und juristischen Unsinn führen, daß eine im Rechte begründete Ausnahme von einer allgemeinen juristischen Regel Unrecht sei. Des Pudels Kern ist aber wohl nur die Thatsache, daß England eine Ausübung des Interventionsrechts zur Unterdrückung der Revolution nicht in seinem Interesse findet, weil es sich durch seine insularische Lage und seine inneren Verhältnisse gegen das Eindringen derselben gesichert glaubt, und sie dagegen als ein willkommenes Mittel betrachtet, den Continent in Schach zu erhalten. — Auch auf dem Congreß von Verona im Jahre 1822 sprach sich England in gleicher Weise aus, als die drei vorhin genannten Großmächte über Maßregeln zur Unterdrückung der spanischen Revolution Berathungen pflogen, und bekanntlich hat diese Macht bis in die neueste Zeit hinein diesen Grundsatz oder vielmehr diese Politik aufrecht erhalten. Mit dieser Richtung der englischen Politik hängt der Umstand eng zusammen, daß England nicht selten offen für die Sache der Revolution gegen die Sache des Rechts und der Legitimität während dieses Jahrhunderts intervenirt hat. Wir erinnern nur an die Intervention dieses Landes zu Gunsten der Revolution in Portugal und gegen den legitimen König Dom Miguel. England berief sich freilich damals auf alte Bündnisse mit Portugal, auf deren Grund es verpflichtet sei, dieses Land gegen einen Angriff von Seiten Spaniens zu vertheidigen, sobald die Regierung desselben seine Hülfe nachsuche. Es war aber nicht, wie England behauptete, die Regierung, sondern es war die Revolution in Portugal, welche seinen Beistand gegen Spanien nachgesucht hatte, welches keinerlei Feindseligkeiten gegen jenes Land beging, vielmehr bemüht war, die Interessen des legitimen Königs Dom Miguel zu fördern.

Man hat bisweilen dahin auch die Intervention von England, Frankreich und Rußland auf Grund des am 6. Juli 1826 zu London geschlossenen Vertrages gerechnet, welche die Unterstützung Griechenlands während seines gegen die Türkei geführten Befreiungskrieges bezweckte. Namentlich wurde von der österreichischen Regierung diese Auffassung damals geltend gemacht und besonders in einem von Gentz redigirten Memoire öffentlich ausgesprochen. Wir können uns dieser Auffassung jedoch nicht anschließen. Der griechische Befreiungskrieg wird mit Unrecht als eine Episode in den revolutionären Verwickelungen des Zeitalters betrachtet und mit den übrigen Revolutionen auf gleiche Linie gestellt, zu deren Unterdrückung die Ausübung des Interventionsrechts als eine dringende Pflicht der Selbsterhaltung von den europäischen Hauptmächten gefordert wird. Es handelte sich damals darum, christliche Unterthanen gegen die Rechtsverletzungen und empörenden Grausamkeiten eines ottomanischen Herrschers in Schutz zu nehmen, der als ein Feind des Christenthums am wenigsten in diesem Falle nach den Grundsätzen des christlichen Staats- und Völkerrechts beurtheilt werden konnte. Es konnte daher gerade vom Standpunkte der heiligen Allianz aus nur gebilligt werden, daß ein Theil des christlichen Europa's sich die Aufgabe stellte, den Unterdrückungen ein Ende zu machen, welche von dem Sultan einem unterjochten christlichen Lande zugefügt wurden. Hätten die europäischen Großmächte gleich Anfangs diesen Gesichtspunkt scharf und entschieden herausgefaßt und daran festgehalten, so würde sicherlich auch die unerfreuliche Erscheinung vermieden sein, daß die Bewegungs-Partei jene griechisch-türkischen Verwickelungen von einem ganz anderen Standpunkte aus in ihrem Interesse auszubeuten suchte. Uebrigens muß auch noch auf den Umstand aufmerksam gemacht werden, daß damals noch nicht die Anomalie bestand, welche seit der Regierung des jetzigen Sultans immer mehr durch die Schuld Europa's sich entwickelt hat, daß nämlich die ottomanische Pforte wenigstens äußerlich den Grundsätzen des europäischen Völkerrechts beigetreten ist. Bekanntlich zog im Grunde nur Rußland das Schwert für die ihm religionsverwandten Griechen. Diesen Krieg beendigte 1829 der neuerdings wieder so wichtig gewordene Frieden von Adrianopel, welchem 1833 das Freundschaftsbündniß von Unkiar-Skelessi folgte.

Im Jahre 1830 sehen wir die sämmtlichen Großmächte Europa's vereint, um der belgischen Revolution im Interesse Europa's ein Ziel zu setzen. Das Resultat war freilich nur eine Transaction mit der Revolution; Europa erkannte die „Thatsache" derselben, die Losreißung Belgiens von Holland, bekanntlich an, ohne sich auf die Rechtsfrage einzulassen. Diese Anerkennung der „Thatsachen" ist überhaupt ein beliebtes Auskunftsmittel für die legitimen Regierungen Europa's geworden, um der Unbequemlichkeit zu entgehen, in ihrer Politik strengen

Principien Rechnung zu tragen, welche doch auf die Dauer die einzige Garantie für das Bestehen geordneter Rechtszustände bieten.

Die Grundsätze, auf welche das Interventionsrecht im europäischen Völkerrechte gegründet ist, kamen wiederum sehr scharf zur Sprache im Jahre 1840, als die Großmächte mit Ausnahme Frankreichs für die Türkei gegen den rebellischen Pascha Mehemet Ali intervenirten. Die Mächte zogen nach den Vorschriften des Aachener Protocolls den Sultan zu ihren Berathungen hinzu und hoben zur Rechtfertigung ihrer beabsichtigten Intervention hervor, daß dieser Streit zwischen dem Pascha und dem Sultan den Frieden und das Gleichgewicht Europa's bedrohe, in dessen Interesse das Fortbestehen der Türkei als ein dringendes Bedürfniß betrachtet werden müsse. Bei dem siegreichen Vordringen des Paschas und dem täglich zu befürchtenden Tode des Sultans Mahmud war auch in der That das Bestehen der Türkei in jenem Augenblicke dringend gefährdet.

Es ist also bis in die neueste Zeit hinein der von uns bereits weiter oben ausgesprochene Grundsatz des Völkerrechts von den Regierungen Europa's anerkannt worden, daß nur dann ein Recht zur Intervention vorhanden sei, wenn die eigene Sicherheit und Existenz des Staates oder die Ordnung Europa's bedroht ist. — Liegt nun ein solcher Fall bei der Einmischung in die inneren Angelegenheiten Neapels vor, welche England vorläufig auf diplomatischem Wege unter dem Anschluß Frankreichs versucht hat? Diese Mächte warfen dem König Ferdinand II. vor, daß in seinem Lande die Justiz und die Verwaltung entschieden mangelhaft gehandhabt würden, und daß er seine Unterthanen unterdrücke. Selbst unter der Voraussetzung, daß diese Behauptungen in ihrem ganzen Umfange richtig wären, was bekanntlich von vielen Seiten entschieden bestritten wird, ist nicht ersichtlich, wie die Sicherheit Englands oder Frankreichs und das Bestehen des allgemeinen Friedens und der Ordnung in Europa damit zusammenhängen. Daß dies der Fall sei, ist auch von keiner der beiden Mächte behauptet worden. Gleichwohl sind an den König von Neapel von ihnen die ungebührlichsten Noten erlassen worden, und das englische Parlament drohte offen mit einer bewaffneten Intervention. Darin liegt aber ein offenbarer Bruch des Völkerrechts, und die bisherige Einmischung der genannten Mächte enthält bereits einen ganz unberechtigten Eingriff in die Souverainetäts-Rechte des Königs von Neapel. Deshalb hat König Ferdinand in seiner Beantwortungs-Note auch auf das Entschiedenste gegen diese Handlungsweise der fremden Mächte sich verwahrt. Wollte man in diesem Falle eine Intervention für berechtigt halten, so würde dadurch an alle geheiligten Majestätsrechte die Hand gelegt werden. Die Gründe, weshalb England so gewaltsam droht, liegen übrigens sehr nahe. Was auch der alte Lord Lyndhurst in der Sitzung des Oberhauses vom 15. Juli darüber sagte, daß England es nicht dulden könne,

daß der König von Neapel die Freiheit seiner Unterthanen unterdrücke, es ist das nicht minder eine leere Redensart, wie die gleichen Behauptungen der englischen und der französischen Regierung. Die bekannte russenfreundliche Gesinnung des Königs Ferdinand während des letzten Krieges mag in den Augen Englands und Frankreichs sehr wohl dazu angethan sein, diesen Monarchen einer Züchtigung zu unterwerfen, und es kommt für England noch der wichtige Umstand hinzu, daß es längst auf Neapel als ein Emporium für seinen Ostindischen Handel ein lüsternes Auge geworfen hat. Dürfen wir bei der bekannten Politik dieses Landes uns also wundern, daß es auf jede Weise dort festen Fuß zu fassen sucht?! —

Wir haben schließlich noch jener Intervention Rußlands in die inneren Angelegenheiten der Türkei Erwähnung zu thun, welche den seit Kurzem beendigten Krieg veranlaßt hat. Wir kommen dabei auf eine Seite des Interventionsrechts zu sprechen, welche wir bereits angedeutet, aber noch nicht ausdrücklich hervorgehoben haben. Das Interventionsrecht soll nach unserer Definition nur in den Fällen von dem Völkerrechte gestattet sein, wo die eigene Existenz oder die Sicherheit eines Staates durch die Vorgänge im Innern eines anderen Staates bedroht erscheint. Ein solcher Fall lag für Rußland in Folge der Rechtsverletzungen der Türkei gegen ihre christlichen Unterthanen nicht vor. Wir haben jedoch bereits hervorgehoben, daß in früherer Zeit, also vor Begründung des neueren europäischen Staatensystems, das Interventionsrecht von christlichen Fürsten häufig in Anwendung gebracht wurde, um ihren unterdrückten Confessions-Genossen in anderen christlichen Staaten Beistand zu leisten. Unter den jetzigen Verhältnissen würde eine solche Intervention einmal wohl der Regel nach überhaupt überflüssig sein, jedenfalls aber nach den völkerrechtlichen Grundsätzen, worauf die Verfassung Europa's zur Zeit gegründet ist, als überflüssig erscheinen. Es hat auch seit Begründung dieser Verfassung kein Staat das Recht für sich in Anspruch genommen, eine Intervention in solchem Falle eintreten zu lassen, obwohl bekanntlich die Verfolgung protestantischer Unterthanen in italienischen Staaten noch in neuerer Zeit dazu sehr wohl eine Veranlassung geboten hätte.

Ganz anders ist aber dies Verhältniß einem nichtchristlichen Staate gegenüber, welcher überhaupt eine Abnormität in dem christlichen Europa ist. Sobald die Regierungen Europa's das Bestehen eines solchen garantiren, so ist es sicherlich ihre heiligste Pflicht, wenigstens die Rechte der christlichen Unterthanen desselben nach allen Kräften vor Unterdrückung zu schützen. Diese Verpflichtung und die darauf gegründete Ausübung des Interventions-Rechts haben auch die sämmtlichen Großmächte bei den jüngsten Friedensverhandlungen wenigstens thatsächlich anerkannt, wenn man auch in dem Vertrage mit der Türkei davon Umgang nahm, sich darüber auszusprechen.

In gleicher Weise hatten bereits 1826 die Großmächte mit Ausnahme Frankreichs dies Princip bei ihren Unternehmungen zu Gunsten Griechenlands ausdrücklich hervorgehoben. Der Kaiser Nikolaus handelte daher, als er für seine Glaubensgenossen, die zur griechischen Kirche gehörenden Unterthanen der Pforte, in der bekannten Weise intervenirte, keineswegs im Widerspruche mit dem Völkerrechte. Sein Fehler war formeller Natur. Die Verfassung Europa's gestattete dem Kaiser nicht, einseitig in der geschehenen Weise vorzugehen, sondern es wäre seine Pflicht gewesen, mit den übrigen Großmächten sich in Einvernehmen zu setzen.

Die Begründung der so eben besprochenen Art des Interventionsrechts hängt gleichfalls mit den von der heiligen Allianz proclamirten Grundsätzen auf das Engste zusammen. Durch den letzten türkischen Krieg ist dieses auch vorher bereits wankend gewordene Bündniß freilich thatsächlich aufgelöst und seitdem auch noch nicht wieder aufgerichtet worden. Nur Rußland hat auf dem Pariser Congreß der heiligen Allianz Erwähnung gethan.

Französische Wochen- und Monatspresse.

Französischer Liberalismus im Bunde mit Napoleon III. — St. René Taillandier in der „Revue des deux Mondes" über Preußen, Oesterreich und das übrige Deutschland. — Die Junker, les hobereaux. — Das Concordat. — Ein politisches Organ für das übrige Deutschland. — Taillandier ein Agent der französischen Regierung? — Guizot. — Türkische Frauen. — „Le Correspondant". — Montalembert gegen Palmerston.

Der Liberalismus ist nicht zu kuriren, man kann ihn nur ausrotten. Wozu hat nun — für die Liberalen — Frankreich diese Reihe der Revolutionen gehabt, wozu ist es von einer Blutlache in die andere getrieben, wozu ist es durch den größten Anschein der Freiheit hindurch in den Despotismus getrieben worden, wozu hat es erlebt und erleben müssen, daß man einen unermeßlichen Apparat von Verfassungsmäßigkeit wie ein Stück Papier aufrollte und zerknitterte, daß ein Mensch über Nacht die Gestalt eines ganzen Volkes vom Kopf bis zur Zehe verändern konnte? Die Liberalen sind mit einer Stumpfheit an diesen wunderbaren Dingen vorübergegangen, die entsetzlich, die unmenschlich ist; ja wir bemerken, daß nicht wenige derselben sich in der Ueberzeugung zu befestigen suchen, es sei doch das Wesentliche des alten schönen Zustandes in den neuen hinübergerettet. Napoleon III. hat ja außerdem selbst die großen Principien von 1789 als die seinigen anerkannt. . . .

Der Liberalismus bekennt durch diese seine Haltung ausdrücklich, daß er von dem Wesen, den nothwendigen Bedingungen und dem gesunden Entwickelungsgange des Volkes und der Völker keine Ahnung

hat, daß er nicht nur nicht das Volk ist und die Sache des Volkes führt, sondern ein giftiges Unkraut im Volksleben, ein Polyp am Volkskörper. Denn das Volk ist eine wunderbare Gliederung in verschiedenster Richtung, es verlangt für sich und seine Entwickelung in dieser Gliederung die Freiheit, und es findet in dieser frei weiter wachsenden Gliederung eine wundersame Festigkeit seines Bestehens, seiner Verfassung; der Liberalismus dagegen will für die bestimmten Personen, die ihm anhangen, eine Befriedigung des Neides, der Habsucht, er will ihre Gleichstellung mit höheren Formen der Volksgliederung; ferner der Liberalismus haßt die Freiheit, denn die Freiheit würde diese künstliche Gleichheit, die er durch seine Gesetze erzeugt, sogleich wieder vernichten; endlich der Liberalismus haßt die Volksverfassung und die Verfassungen überhaupt, er widerstrebt ihnen, als den Unterpfändern und Zeugen der Freiheit, er ist der geborene Vorläufer und Diener des Despotismus.

Was hat nicht z. B. diese „Revue des deux Mondes" für Lärmen mit den Phrasen der Freiheit, der Verfassungsmäßigkeit gemacht, und doch giebt sie meist in ihren Spalten den Rädelsführern der entschiedensten Verächter der Freiheit Raum, feigen und kleinen Seelen, welche ihren liberalen Neid mit der nöthigen Portion Devotion und Kriecherei versetzt haben und jetzt in den Tuilerien wohl gelitten sind. Da liegt in der neuesten Nummer dieser Revue eine Arbeit des bekannten Vielschreibers Saint René Taillandier vor uns, überschrieben „L'Allemagne pendant le congrès de Paris. La Prusse, l'Autriche et les états secondaires en 1856" — ein ganz abscheuliches Machwerk. Einige sehr ungehörige Artikel über Berlin und Preußen hatten wir schon vor Monaten im „Journal des Débats" aus der vielgewandten Feder dieses Professors und Literarhistorikers gelesen; sie zeugten deutlich davon, daß der Edle in Berlin ausschließlich von dem Umgang einiger gothaischer Professoren profitirt hat. Dasselbe läßt sich von dem vorliegenden Aufsatze sagen, der von vornherein noch zu einer andern Bemerkung Anlaß giebt. Taillandier kann nämlich wirklich deutsches Gedrucktes verstehen, eine in Frankreich sehr seltene Erscheinung, er weiß sogar orthographisch richtig deutsch nachzuschreiben und hat sich in seinen Briefen für die „Débats" selbst im Stande gezeigt, einige Redewendungen im Berliner Dialecte zu wiederholen. Da der Mann durch und durch Franzose und aufgeblasen und leichtsinnig ist, so konnte es nicht fehlen, daß er zu seiner Fähigkeit, das Deutsche überall zu würdigen, ein unbedingtes Zutrauen erhielt, und dasselbe leuchtet denn auch in einer erschrecklichen Größe aus diesem neuesten Aufsatze für die „Revue des deux Mondes" hervor. Er spricht über alles, was ist und was nicht ist, über Junker und über die Grenze Pommerns gegen Rußland, über das Concordat und die österreichische Gewissensfreiheit, über König Max von Baiern und die Aufruhrsversuche König Ludwigs gegen seinen Sohn, über den König von Würtem-

berg, dessen Russenthum und dessen Liberalismus, über den Depeschendiebstahl nnd das Hinckeldeyduell. „Es ist ein Salat für Galeerensclaven," wie man in Frankreich sagt.

Was dieser Arbeit eine Bedeutung in unseren Augen giebt und sie zu mehr als einem bloßen unsaubern Pasquill macht, ist ihr augenfälliger Bezug zu der Politik und den Anschauungen der französischen Regierung und ihr Einklang mit derselben. Der alte Liberale ist von Napoleon im Wesentlichen befriedigt, weil dieser die Gleichheit und die Duldung aufrecht erhält, jene Gleichheit, die der Widerpart der Freiheit ist, und jene Duldung, welche alles positive Geistesleben vernichtet. — Fast will es uns scheinen, als habe er — ohne es selbst zu wissen — für den Kaiser eine Mission, halb literarisch, halb politischen Inhaltes, in Deutschland erfüllt, den Boden unserer literarischen Zustände sondirt, eine Sondirung, von der man, wenn man in Deutschland wirklich geistige Positionen fassen wollte, herrlich Gebrauch machen könnte.

Als guter Napoleonist hat Taillandier ein dreifaches Geschäft in seiner Kritik der deutschen Zustände abzuwickeln, Preußen zu begraben, Oesterreichs Auferstehung zu feiern und die deutschen Mittelstaaten zu bewundern und mit ihnen von ihrer gewaltigen Lebenskraft zu reden. Denn Preußen hat eine strafbare Hartnäckigkeit gegen Napoleon gezeigt, Oesterreich dagegen sich ihm angeschlossen, und die Mittelstaaten boten von jeher die beste Basis für einen französischen Hebel, der sich unter die Macht und Weltstellung Deutschlands schieben wollte.

Der Herr Professor löst seine Aufgabe nach Kräften. Preußen gruppirt er zwischen düstere Wolken, was sich ganz schaurig ausnimmt, und dieser Theil seines Aufsatzes ist jedenfalls der gelungenste. Vor funfzehn Jahren war Preußen nach ihm die geistige Spitze Deutschlands, jetzt ist es im Sinken; es ist „entmuthigt", während Deutschland ihm „mißtraut". „Man könnte sagen, sein gerechter Stolz verließe es (Preußen), und es sei in seiner Erschlaffung dahin gekommen, an seiner Sendung zu zweifeln. Fügen wir aber doch schnell hinzu, daß das Uebel nicht unheilbar ist." Woher kommt nun der Verfall? „Hören Sie eine ganz einzige Geschichte!... Als die Ordnung in Preußen durch zwei Männer, Wrangel und Hinckeldey, wieder hergestellt war, sah man plötzlich ein ganz seltsam zusammengesetztes Regiment auftreten, das sich am Tage der Schlacht bei Seite gehalten hatte. Das waren diese „Seigneurs" von Pommern, welche auf dem Landtage von 1847 eine so „facheuse" Rolle gespielt hatten. Man nennt sie zu Berlin die Junker, das heißt auf französisch les hobereaux." (Verzeihung, Herr Taillandier, das heißt nicht auf französisch les hobereaux, denn letzteres Wort bedeutet zuerst eine Falkenart, dann wohl Hochvogel, Nesthocker, dann Land- oder Strohjunker 2c., während das deutsche Wort Junker viel und lange in allen Ehren gebraucht ist, am Hofe, in der Armee 2c. und auch heut noch mit Dank, wenn es z. B. aus Ihrem Munde kommt, von

vielen guten und stolzen Edelleuten acceptirt wird!) „Dieser Ausdruck der Verachtung ist nur zu sehr gerechtfertigt; diese Partei glänzt weder durch politische Intelligenz, noch durch großes Vermögen. Sie ersetzt den politischen Geist durch Gewalt, die persönliche Bedeutung durch die Kühnheit ihrer Ansprüche... Genügt es nicht, um sie auf immer aus dem Sattel zu heben, diesen pommerschen Herren die ersten Elemente der preußischen Geschichte beizubringen; sie scheinen nicht zu wissen, was Preußen vor der Reformation war, man lasse ihnen doch durch einen preußischen Schüler sagen, daß Preußen im Mittelalter noch nicht eristirte und daß es ohne die religiöse Revolution, die erste Grundlage aller modernen Freiheiten, auch heut noch nicht existiren würde." Man sieht, es geht dem guten Professor mit der preußischen Geschichte, wie mit der deutschen Sprache. Die Hobereaux nun sind nach ihm gegen die Gewissensfreiheit, gegen die Freiheit überhaupt, sie haben Bunsen todtgeschlagen, sie haben es dahin gebracht, daß — „Varnhagen von Ense traurig und zornig ist" und daß — — „Adolf Stahr seine Augen nach Paris wendet"... Das sind so ungefähr die Literaturpunkte, die Taillandier kennt. Er fährt dann fort: „Die preußische Literatur ist ausgewandert, die Bewegung der Geister scheint an andere Orte zu eilen. Sie ist zu Heidelberg mit Bunsen, sie ist zu Dresden in der Mitte einer glänzenden Gesellschaft von Künstlern und Schriftstellern, sie ist zu Leipzig, wo zwei Preußen, Julian Schmidt und Gustav Freitag, die „Grenzboten" redigiren." In der That eine stattliche Garde noch in ihrer Zersprengung, diese preußische Literatur, bestehend aus einem invaliden Gesandten, einem invaliden Geheimrath in Berlin, zwei lustigen Journalisten, die wirklich nicht dafür können, daß Leipzig vier Meilen von Halle und nicht in Preußen liegt, und einem jüngsten Deutschländer, dessen Augen einem Leid thun können, der aber in Berlin lebt, übrigens eine Brille trägt und seinen gegenwärtigen Aufenthalt Cayenne und Lambessa vorzieht. Nichts für ungut, Herr Taillandier.

Diese Hobereaux, welche Preußen stürzen — wichtige Elemente der Freiheit, von der er keine Ahnung hat — findet Taillandier nun glücklicher Weise in Oesterreich nicht, wenigstens sagt er nichts davon, dagegen findet er „dort die Spuren des Fürsten Schwarzenberg, der so glänzend undankbar gegen Rußland war", und ferner Herrn v. Bruck. Dieser ist nun kurz und gut der deutsche Franklin, er hat den Lloyd gegründet, er wird die österreichischen Finanzen retten, er hat früher, als er noch in Konstantinopel war, sogar dem französischen Gesandten beigestanden. Aber auch eine große, ernsthafte Presse hat Oesterreich, bei Preußen wird davon nichts erwähnt, auch — Bücher-Kataloge (!) und — — ja, weiter weiß Herr Taillandier beim besten Willen nichts anzuführen. Dagegen hat er noch den in den Augen seiner Gläubigen unangenehmen Umstand zu beseitigen, daß in Wien neulich ein Concordat erschienen ist, das mit rechter und unrechter Dul-

bung so ziemlich reinen Tisch macht. Aber man weiß sich zu helfen: „Das Concordat" — sagt er — „ist eine unverhoffte Wohlthat für die österreichische Gesellschaft. Vor den Concessionen von 1855 war die Regierung geneigt, in allen Stücken den Forderungen der Kirche nachzugeben. Jetzt, wo ausschweifende Concessionen gemacht sind, ist der Staat auf seiner Hut." Das heißt zu Deutsch, lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende, lieber sich in den Rachen des Löwen werfen, als immerfort von diesem Rachen bedroht zu sein. Die Vertheidigung Oesterreichs ist hier nicht ganz gelungen.

Diesem schwächsten Theile der Arbeit folgt der schwächere und letzte, der, welcher die Mittelstaaten betrachtet. Zunächst werden die Herren v. Beust (sächsischer Minister) und v. d. Pfordten (baierscher Minister) kräftig gelobt, wenn auch nur so, daß für die Zukunft noch immer etwas zur Herstellung eines Comparativ und Superlativ übrig bleibt; dann wird die Figur König Maximilians von Baiern auf das Piedestal gesetzt. Er ist der König der Wissenschaft, der Duldung — denn die meisten seiner Gelehrten seien Protestanten —, er geht seinem Volke auf der Bahn geistiger Freiheit kühn voran, und was dergleichen zudringliche Redensarten, die der König vielleicht niemals vor Augen bekommen wird, mehr sind. Ja, ruft der Professor endlich am Schlusse aus, der Berliner, der mir sagte: „Sie werden mit München zufrieden sein," hatte Recht! Hannover, Baden und Gotha erhalten dann noch ein besonderes Lob, und darauf sammelt Taillandier sich zur Schlußapostrophe, welche folgendermaßen lautet:

„In Preußen gilt es, die feudale Partei zu schlagen, in Oesterreich muß man eine etwas abenteuerliche Thätigkeit zügeln, in den Mittelstaaten muß eine engere Allianz geschlossen werden, und man wird das am ehesten mit Hülfe eines politischen Organes, das alle Rechte vertheidigt und ein Wächter der Einheit ist, erreichen." Soll das eine politische Zeitung, oder ein Directorium, oder vielleicht die Uneigennützigkeit eines großen Kaisers jenseits des Rheines sein? Diese letzte Phrase des Hrn. Taillandier war unklug, sonst hat sein Aufsatz manche Stellen, die in Deutschland Wirkung haben werden, und die auch dem französischen Kaiser zweifelsohne gefallen haben. Besonders aber wird die traurige und grollende preußische Literatur seine Phantasie rege gemacht haben. Sie richtet ihr Auge nach Frankreich! — welche Hoffnungen muß nicht dieser kleine Satz allein erwecken. Herr Stahr, einer dieser Sehnsüchtigen, wird übrigens, wenn er die betreffende Stelle in der „Revue des deux mondes" liest, auch für sich die Erfahrung bestätigt finden, was es heißt, einem französischen Journalisten etwas anvertrauen.

Außer diesem Aufsatze finden wir in den „deux Mondes" diesmal nichts Auffälliges. Die bekannte Fürstin Christine Belgiojoso, die sich an der Revolution 1848 gegen Oesterreich in Italien lebhaft betheiligte,

ihrer Güter beraubt ward und bis vor Kurzem elend in Kleinasien von ihrer Händearbeit leben mußte, erzählt recht lebendig und frisch Geschichten aus dem türkischen Asien, in denen die Frauen freilich eine viel selbständigere Stellung einnehmen, als dies allgemein angenommen wird. Vielleicht hat die Fürstin sich nur geschämt, die tiefe Erniedrigung ihrer Schwestern in der Türkei zu gestehen, und darum hat sie uns diese reichen jungen Wittwen, welche so selbstwillig den Männern gegenüber verfahren und selbst von den Schlingen der türkischen Jurisprudenz ihnen gegenüber Gebrauch zu machen verstehen, gezeichnet.

Guizot hat mit einem zweiten Aufsatze in dieser Revue sein Leben Sir Robert Peel's beschlossen. Eine Charakteristik desselben gab schon unsere jüngste Englische Revue.

Der „Correspondant“ hat in seiner neuesten Nummer wieder einen Artikel vom Grafen von Montalembert, der am meisten Interesse von allen in diesem Bande enthaltenen erregt. Er ist überschrieben: „Pie IX. et Lord Palmerston.“ Man kann sich denken, daß der katholische Parteiführer den Kirchenstaat gegen die Interventionen Englands auf das Eifrigste vertheidigt, und das in geistreicher Art. Aber das Hauptargument ist doch immer, daß England im Papste den Liebling und Herrn aller katholischen Nationen, vor Allem auch Frankreichs, schonen und achten möge, sonst würde es sich auch Frankreich zum Feinde machen. Im „Correspondant“ wird diesmal auch das merkwürdige, interessante und lehrreiche Buch Le Plays über die europäischen Arbeiter besprochen, auf das die Revue schon einmal aufmerksam gemacht hat und auf das wir ausführlicher zurückkommen werden.

Tages-Ereignisse.

Seitdem englische und französische Staatsmänner mit bewundernswerthem Aplomb den Krieg der Westmächte gegen Rußland für einen Kampf der Civilisation gegen die Barbarei erklärt und die Presse beider Länder diese Phrase bis zum Ekel wiederkäute, hat es nicht an überraschenden Argumenten in parlamentarischen Debatten gefehlt, und oft genug wurde man an die beiden diplomatischen Wahrheiten Scribe's erinnert, von denen die eine nicht wahr ist. Ein schlagenderes, vollkommener erledigendes und zufriedenstellendes Argument, als Lord Clarendon, der britische Minister des Auswärtigen, in der Sitzung des Oberhauses vom 21. Juli ausgesprochen, möchte wohl kaum nachzuweisen sein. Der sehr edle Lord wurde nämlich gefragt, wie es denn eigentlich zuginge, daß die Russen Ismail und Reni als Festungen zerstört? Darauf antwortete er: „Wie ich höre, behaupten die Russen, sie hätten dasselbe

Recht, jene Festungen zu schleifen, wie die Verbündeten zur Demolirung der Werke von Sebastopol. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen diesen beiden Fällen!" Damit war die ministerielle Argumentation erschöpft, und man muß zugeben, daß es zwar interessant gewesen wäre, zu erfahren, worin dieser große Unterschied eigentlich besteht, aber das Argument ist so klar, so überzeugend, daß es fast indiscret sein würde, noch mehr zu verlangen. Die Südseite Sebastopols, erst unter dem Angriff zu einer Festung geworden, war nach dem Sturme des Malachoff-Thurms und dem unbelästigten Rückzuge der russischen Vertheidiger auf die Nordseite, von den Verbündeten besetzt worden, und die Russen hatten selbst in die Luft gesprengt, was sie an Vertheidigungswerken in den Händen der Verbündeten lassen mußten. Von Seiten der Verbündeten gingen Boten und Unterhändler (Esterhazy und Seebach) nach Petersburg, um den Frieden anzutragen, unterdessen wurden die Docks zerstört, — die Friedenspräliminarien begannen, man sprengte in Sebastopol die Kasernen in die Luft, — die Bevollmächtigten tagten in Paris, man beeilte sich auf der Südseite Sebastopols zu zerstören, was nicht von dem Feuer des Nordforts gedeckt werden konnte. Das Alles geschah während der von allen Seiten wiederholten Betheuerungen, man wolle nur den Frieden, man beabsichtige keine Demüthigung Rußlands, — man begnüge sich mit den schon erreichten Resultaten! Die Russen ihrerseits begannen, nicht etwa nach geschlossenem Frieden, sondern sofort, als der Kaiser Alexander ausgesprochen, daß er auf die Abtretung eines Theiles von Bessarabien eingehe, die Demolirung der beiden festen Punkte, deren damaliger Befestigungszustand das Werk russischer Ingenieure und russischen Geldes war, und die sie eben so wenig in die Hände der einziehenden Türken fallen lassen wollten, als die Verbündeten Docks, Kasernen und Arsenalgebäude Süd-Sebastopols in die Hände der Russen. Hätten die Russen vom Nordfort aus die Zerstörung hindern können, so würden sie es trotz der schwebenden Friedensverhandlungen gethan haben. Wären verbündete Truppen in der Nähe von Ismail oder Reni gewesen, so würden sie in ihrem vollkommenen Rechte gewesen sein, die Schleifung der Werke zu verhindern. Beides war nicht der Fall: wo aber der Unterschied, und zwar der große Unterschied liegen soll, der nach den Worten Lord Clarendon's zwischen diesen beiden Fällen besteht, ist trotz der lobenswerthen Kürze parlamentarischer Ausdrucksweise doch nicht so leicht zu erkennen, wie es der Minister vorauszusetzen schien und das Oberhaus es jedenfalls angenommen hat. Deutlicher erkennt sich dieser Unterschied freilich in der allgemeinen Annahme des Satzes, daß Alles, was Engländer thun, Recht, Alles, was Russen thun, aber entschieden Unrecht ist. Aus dieser unumstößlichen Wahrheit erklären sich mit Leichtigkeit auch die anscheinend widersprechendsten Erscheinungen des unverantwortlichen Krieges, der jetzt seine Endschaft erreicht hat, während die Erbit-

terung wächst. Lord Clarendon hat selbst anerkannt, daß Rußland alle in dem Pariser Frieden festgestellten und auch die gleich beim Beginn der Verhandlungen von ihm zugegebenen Punkte mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit gehalten und ausgeführt, und so fällt denn die Schuld dieses russischen Verfahrens in Ismail und Reni ganz allein auf die Nachlässigkeit derer, welche eine Feststellung darüber im Friedens-Instrumente vergessen, eben so wie die nicht bestimmte Feststellung der Grenze Bessarabiens der Unwissenheit derjenigen zugeschrieben werden muß, welche sie zu verlangen gesandt waren. Der ganze Vorgang ist übrigens nur ein neuer Beweis für die vollkommene Resultatlosigkeit des ganzen Krieges.

Eben hatten wir diese Zeilen niedergeschrieben, als die Times mit dem Berichte über die Sitzung vom 22. ankam. Auch hier findet sich wieder ein ministerielles Argument, wie es nicht klarer und beweisender zu wünschen ist. Am 21. hatte Lord Clarendon nämlich auf die Frage, weshalb es so lange dauere, bis ein russischer Gesandte nach London komme, da doch schon längst ein britischer in St. Petersburg sei? geantwortet: „Da die Ankunft des russischen Gesandten sich so lange verzögerte und Rußland daher bei uns unvertreten blieb, was einigermaßen einen Mangel an Ehrerbietung gegen Ihre Majestät bedeutet, so fragte ich in St. Petersburg nach der Ursache und erfuhr, daß die Säumniß ganz unabsichtlich gewesen sei!"

Danach bedeutet also die Nichtsendung eines Gesandten einigermaßen einen Mangel an Ehrerbietung für das Staats-Oberhaupt.

Am 22. sagte Lord Palmerston, als man ihn fragte, warum noch kein anderer britischer Gesandter bei den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ernannt worden sei?: „Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, daß eine Mission aus verschiedenen Gründen zeitweilig unbesetzt bleibe."

Danach bedeutet also die Nichtsendung eines Gesandten keineswegs einen Mangel an Ehrerbietung für das Staats-Oberhaupt.

Welches von diesen Argumenten ist nun richtig?

In Hannover ist der Liberalismus wieder einmal in vollster Thätigkeit an seinem nie rastenden Zerstörungswerke glücklicher und zufriedenstellender Zustände. Trotz der gerade dort gemachten Erfahrungen, trotz der Ueberzeugung jedes Ruhigdenkenden, daß Krone und Ministerium in den angeregten Streitfragen weder selbstständig nachgeben können, noch der deutsche Bund sich auf die Seite der Opposition stellen wird, häkeln sich die hannoverschen Linken an Fragen, die allerdings geeignet sind, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, die Stimmung im Lande zu reizen und eine fieberhafte Bewegung hervorzurufen, aber wahrlich keine Hoffnung auf Sieg haben. Die in Baiern erhaltene Lehre in Betreff

der Herabsetzungen des Militair-Etats haben die hannoveraner Oppositionsmänner nicht abhalten können, sich auf diesem dankbarsten aller parlamentarischen Schlachtfelder auch ihrerseits die Sporen zu verdienen, und die neueste Auflehnung gegen die Errichtung eines Staatsgerichtshofes giebt mit den dabei debitirten Phrasen der Linken ein deutliches Bild von den Verhältnissen, die sich in Hannover gestalten müssen, wenn die Regierung vor dieser anscheinend compacten Meinungsäußerung zurückweicht. In demselben Athem, in welchem die Herren von nothwendigen Ersparnissen und Reductionen im hannoverschen Militair-Etat sprechen, empfehlen sie der Regierung auf das Dringendste, sich für eine deutsche Flotte zu verwenden. Dergleichen findet natürlich begeistertes Lob in liberalen Zeitungen und belebt den täglich mehr verkommenden Muth der Liberalen, wenigstens auf Augenblicke; Niemand scheint aber daran zu denken, daß die „Gesinnungstüchtigkeit" wieder einmal mit dem Feuer spielt und systematisch die Ruhe des Landes untergräbt. Es scheint nun nachgerade Bedürfniß der Deutschen geworden zu sein, immer eine ihrer vielen, sehr vielen Kammern für à la mode zu erklären. Vor der Hand ist es die hannoversche, wenigstens bis eine andere noch liberaler wird.

Alexander v. Humboldt beklagt sich öffentlich und mit Recht über die literarische Gewissenlosigkeit eines New-Yorker Uebersetzers seiner „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent", in welcher der Heros und Nestor der Wissenschaft seine menschlich wie wissenschaftlich gerechtfertigte Ansicht über den Agricultur- und Sklavenzustand der Antillen ausspricht. Gerade diese Stellen des berühmten Buches hat J. S. Trasher, jener übersetzende Bürger der Vereinigten Staaten, weggelassen, wahrscheinlich, weil sie den Verlegern — Derby und Jackson — in den sklavenhaltenden Staaten der Union nicht verkäuflich erschienen. Mit edelster Entrüstung weist der hochbegabte und hochgestellte Autor-Greis diese speculative Behandlung der Wissenschaft zurück und fordert, daß man in den freien Staaten des Continents von Amerika auch das lesen könne, was in der spanischen Uebersetzung des Werkes seit dem ersten Jahre seines Erscheinens frei circuliren durfte. Wir freuen uns, das Recht des freien Wortes und des uneingeengten schriftstellerischen Urtheils über die wichtigsten Fragen der menschlichen Gesellschaft auch von einer solchen Autorität vertreten und aufrecht erhalten zu sehen, denn immer weiter wuchert die Unsitte literarischer Freibeuterei und bewußter, gerade zweckdienlicher Entstellung. Was sich hier auch einmal auf dem Felde positiver Wissenschaft bemerklich gemacht, florirt schon längst in ekelster Ueppigkeit zwischen den politischen Parteien, und auch an dem vorliegenden Falle zeigt sich vorzugsweise der Einfluß des politischen Kampfes. Allerdings dürfte ein Ausspruch wie der folgende den

Sklavenhaltern und Sklaverei-Vertheidigern des sogenannten freiesten Volkes der Welt nicht besonders zusagen. Eben deswegen drucken auch wir ihn mit Dank gegen den Mann ab, der ihn im Bewußtsein der Reife seines Urtheils niederschrieb: „Il appartient au voyageur, qui a vu de près ce qui tourmente et dégrade la nature humaine, de faire parvenir les plaintes de l'infortune à ceux, qui ont le devoir de les soulager. J'ai rappelé dans cet exposé, combien l'ancienne législation espagnole de l'esclavage est moins inhumaine et moins atroce que celle des Etats à esclaves dans l'Amérique continentale au nord et au sud de l'équateur.“ Die Preßfreiheit scheint demnach in dem Lande der Freiheit, Jugend und Zukunft nur so weit zu gehen, als der „Profit“ des Buchhändlers oder das Interesse des Schriftstellers reicht. Bruder Jonathan nimmt für sich die vollste Berechtigung in Anspruch, anderen Leuten die unverschämtesten Grobheiten zu sagen, geht aber der Möglichkeit vorsichtig aus dem Wege, seinerseits die Wahrheit, selbst in der gemessensten Form, hören zu müssen.

Wappen-Sagen.

Donop

Die Edeln Niedersachsens
Sie zogen zum Turnei —
Manch' stattlicher Rittersmann führte
Manch' liebliches Fräulein herbei;

Und an den Schranken blitzte
Kriegerisch Schild an Schild,
Manch' altes Ehrenzeichen
Und auch manch' neues Bild.

Der Herold prüft die Wappen
Nach allen Regeln der Kunst,
Hier hilft von keinem Makel
Selbst die höchste Gunst.

Die jungen Persevanten,
Sie stehen lauschend umher,
Erlauschend müssen sie lernen
Der Wappen geheime Lehr'.

Da tritt ein junger Kämpe
Heran mit blankem Schild,
War eine rothe Leiter
Darauf das Wappenbild.

„Der mit der rothen Leiter,
Wer ist der junge Fant?"
Fragt Wernher von der Plesse,
Der Kölner Domdechant.

„Das ist die rothe Leiter,
Auf der ich jüngst erstieg,
Dein Schloß, die hohe Plesse!"
Der Kämpe sprach's und schwieg.

Da rief der alte Degen
Zum jungen froh gewandt:
„Nahmst Du die hohe Plesse,
Da nimm auch meine Hand!"

„Du stiegst mit kühnem Muthe
Zu meinem Schloß hinan
Und hast's am hellen Tage
Recht wie ein Held gethan;"

„Dein „Do 'nup!" riefst Du lustig
„Und stiegest kühn voran,
„Und „Do 'nup!" riefen Alle
„Und folgten Mann für Mann!

„Und „Donup" sollst Du heißen,
„Nimm, Tapfrer, meine Hand,
„Die Donup's sollen blühen
„Im deutschen Vaterland!"

Der Jüngling stund bescheiden,
Und zögernd schlug er ein,
Das dünkt ihm zu viel Ehre
Für seine That zu sein.

Am Abend hat erstritten
Im Stechen er den Preis,
Der Kaiser schlug zum Ritter
Das junge Edelreis.

Doch Donup hieß im Lande
Nach ihm sein ganz Geschlecht,
Erprobt in manchem Streite
Und blutigem Gefecht.

Es trotzt' dem Sturm der Zeiten
Der Donup stolzes Haus,
Und Kaiser Karl der Fünfte,
Der machte Freiherr'n d'raus.

Noch heut im Silberschilde
Die rothe Leiter steht,
Voran die Donop immer
Wo's irgend aufwärts geht.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

Zehntes Capitel.

Des Herzogs Tochter.

„Liebst Du mich noch so hoch und sehr,
Wie Du mir sonst geschworen,
So ist uns Beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib,
Es ist nun Alles Dein eigen!
Nun Sonne gehe hinab und hinauf!
Ihr Sterne leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgestirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle springt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgesinnt,
Eins an des Andern Herzen."

(Goethe.)

„Nicht ein Bildniß, wirklich sieh'st Du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes."

(Goethe.)

Unter dem preußischen Hieb, vor dem russischen Stoß, bei dem österreichischen Schlag, war die französische Macht zusammen gebrochen in den weiten Ebenen um Leipzig, der Sieg stieß schmetternd in die eherne Tuba, und über ganz Deutschland hin hallte es im Donnerton: Victoria!

Zerbrochen, zusammengehämmert, schob sich rückwärts der riesige Eisenkeil französischen Waffenthums, mit welchem der bleichgelbe Imperator aus Corsika Preußen zu zerschmettern gedacht und in Preußen die Seele und die Stärke der Gegnerschaft seines Weltherrenthums.

Die noch immer gewaltige Fluth der Franzosenflucht wälzte ihre schweren Wogen zum Rhein durch die Gefilde Thüringens und Hessens, durch ihren Druck allein schon den eisernen Damm im ersten Anprall durchbrechend, den ihr der Feldherr des Baiernkönigs kecken Sinnes entgegengebaut bei Hanau aus bairischen und österreichischen Bajonetten.

Aber vermochte der kecke Baiernbegen auch nicht, die riesige Kaiserflucht aufzuhalten auf ihrem Gange zum Rhein, unbeiästigt und unversehrt erreichte die wandelnde Ruine darum doch nicht den französischen Boden, dafür sorgten die preußischen, russischen und österreichischen Reiter, welche ihr kampfdurstig und siegeslustig folgten, dicht auf der blutigen Spur, und Stück auf Stück absprengten mit gewichtigem Schlag von der großen Masse, daß die Splitter weit hinein flogen in das Land, rechts und links von der Heerstraße der Flucht und Verfolgung.

Flüchtige Trümmersplitter der großen französischen Kaiserarmada schweiften ziellos und planlos durch Thüringen und suchten, oft weit hinab nach Franken versprengt, muthlos und rathlos nur noch nach der Gelegenheit, sich zu ergeben als Gefangene an die Großmuth der Sieger.

Zwischen diesen Trümmern hin und her streiften die leichten Truppen der Alliirten und schoben sich vorwärts die Heersäulen, dem Rheine zu.

In dieser Zeit, im Spätherbst des großen Jahres 1813, füllten sich auch die stillen, anmuthigen thüringischen Gauen, die an der Grenze Frankens sich hinziehen, mit allerlei Kriegsvolk, und die Trompete erscholl in den Thälern, in denen der Friede so lange unbeschränkt regiert.

Es war am Nachmittag eines ziemlich hellen Octobertages, als hinter einem Fenster des Schlosses Eishausen bei Hildburghausen ein stattlicher Mann stand, welcher mit einem Fernrohr die Landstraße beobachtete, welche von der Stadt Hildburghausen her durch das Dorf Eishausen lief.

Der Herr war durch die dichte Fenstergardine versteckt, Niemand konnte ihn von Unten sehen und die Aengstlichkeit und die Spannung bemerken, mit welcher derselbe einem kleinen versprengten Corps der Franzosen folgte, welches, aus allen Waffen gemischt, ziemlich unordentlich auf der Landstraße dahin zog und sich mit jedem Schritte weiter von dem Schlosse entfernte. Der Abzug der Franzosen wurde lange und scharf beobachtet, denn erst als der letzte Nachzügler in weiter Ferne verschwand, ließ der Beobachter hinter der Fenstergardine das Fernrohr sinken, schob es mit einem leichten Seufzer zusammen und legte es in das Zimmer zurücktretend auf einen kleinen Tisch.

Der Mann mit dem Fernrohr war ein stattlicher Herr mit scharf gezeichneten und kräftig ausgeprägten Gesichtszügen und frischem bräunlichen Teint, dem die dunkel blitzenden Augen und die langen, fast bläulich schimmernden schwarzen Haare einen Anstrich von Wildheit gaben, was merkwürdig mit seinen eleganten und gemessenen Bewegungen contrastirte. Dieser Herr trug einen langen blauen Ueberrock von feinem Stoff, Weste und Unterkleider von weißem Casimir, weißseidene Strümpfe und Schuhe mit Schnallen. Die mit weißen Glacé-Handschuhen bekleideten Hände waren klein und verschwanden fast unter den dichten Spitzen, mit denen der Hemdsärmel am Handgelenk besetzt war.

Es war das eine auffallend altmodische Kleidung, es konnte sie nicht Jeder tragen, ohne sich lächerlich zu machen. Diesem Herrn stand sie gut, er trug sie mit einem Anstand, der ihre Altmodigkeit vergessen machte, sie paßte so für ihn, daß man sich ihn schwer in einer anderen Tracht denken konnte. Der graue Filzhut mit breiten Krämpen dort auf dem Tischchen an der Thür und das hohe spanische Rohr mit dem schönen geschnittenen Stein in dem goldenen Knopf gehören zu der vollständigen Kleidung.

Dieser vornehme Herr, denn ein solcher ist er, wohnt schon seit einigen Jahren in dem ziemlich abgelegenen Schlosse; man sagt, er sei ein französischer Emigrant, man sagt, er heiße Vavel de Versay; Niemand weiß es sicher, Niemand kennt seine Verhältnisse, aber Jedermann achtet die Wünsche, ja selbst die Wunderlichkeiten des Fremden, der von seinem stillen Asyl aus reiche Wohlthaten an die Armuth spendet, mit Großmuth jedes Werk der Barmherzigkeit und gemeinnütziger Thätigkeit fördert, und von dem regierenden Hause des Landes gegen jede Zudringlichkeit, ja gegen jede Frage nach seinen Verhältnissen, geschützt wird.

Man nannte den Fremden, den Niemand kannte, im Ort den Herrn Grafen, oder den gnädigen Herrn; man hatte sich nach und nach an sein Geheimniß ebenso gewöhnt, als an die Wohlthaten, welche er mit freigebiger Hand überall hin ausspendete. Von der Neugierde der Leute im Lande hatte der Fremde nichts mehr zu fürchten für sein Geheimniß; die Leute hatten sich daran gewöhnt, neben dem ungelösten Räthsel zu leben, und seine Erscheinung hatte ihnen solche Achtung eingeflößt, daß sie sich selbst die Wunderlichkeiten gern gefallen ließen.

Aber dem Geheimniß, mit welchem sich der Fremde, mit welchem sich der Graf umgeben, mußte Gefahr von Außen drohen, denn seit im Sommer die Franzosen ostwärts nach der Elbe zogen, und noch mehr seitdem sich Krieger mit den verschiedensten Fahnen westwärts dem Rhein zu bewegten, und der stille Erdwinkel oft der Schauplatz kriegerischer Durchmärsche wurde, befand sich der Graf in einer Unruhe, welche aufgefallen sein müßte, wenn der Fremde Leute um sich geduldet hätte, welche ihn hätten beobachten können.

Das aber war eben nicht der Fall, denn die tiefste Stille und die größeste Einsamkeit regierten in den weiten Räumen des alten Schlosses zu Eishausen.

Bewohnt wurde das Schloß nur von drei Personen außer dem fremden Herrn selbst. Die eine war Herr Philipp, der Kammerdiener, wie man ihn nannte; er war eben so fremd im Lande wie sein Herr, ein ernster, abgemessener, wortkarger Mensch, kräftig gebaut und breitschulterig, mit schneeweißem Haar. Man sah ihn nur in voller, reich betreßter Livrée und dem dreieckigen Hut; er ging fleißig in die Kirche, verkehrte aber selten oder fast nie mit den Leuten im Dorfe. Nie sprach er über das Geheimniß seines Herrn, Niemand hat je eine Anspielung

auch nur vernommen, daß er ein Geheimniß zu bewahren habe. Die Leute hielten große Stücke auf ihn, denn er konnte das fließende Blut stillen und wußte Witterungswechsel vorherzusagen. Neben diesem Kammerdiener diente im Schlosse eine Köchin, welche dasselbe nie verließ. Außerdem gehörte zur Dienerschaft des Grafen, wie wir den Fremden, dem Beispiele seiner Umgebungen folgend, nennen wollen, ein Deutsch-Böhme, Namens Schmidt, mit seiner Frau; diese beiden Personen wohnten aber nicht im Schlosse, ja nicht einmal im Orte selbst, sondern in Hildburghausen, und waren in der ganzen Gegend unter den Namen der „Bote" und die „Bötin" bekannt, da sie, den Verkehr des Fremden mit der Post und mit der Stadt vermittelnd, fast immer auf der Landstraße waren. Diese Landstraße konnte der Graf fast eine halbe Stunde weit mit seinem Fernrohr bestreichen, und nie sah man den Boten oder die Bötin mit andern Fußgängern gehen, oder mit Begegnenden reden, stets strebten sie mit raschen Schritten ihrem Ziele zu. Zu den kleinen Gängen und Diensten im Orte hielt der Graf noch eine Aufwärterin, welche im Dorfe wohnte und zu bestimmten Stunden am Schlosse erschien, wo sie ihre Aufträge durch ein Fenster erhielt.

Die Reinigung der bewohnten Räume besorgte die Bötin, wenn sie etwa um neun Uhr Morgens mit den Briefen und Zeitungen der Morgenpost im Schlosse eingetroffen war.

Die Hausordnung im Schloß, so wie die Ankunft und der Weggang des Boten und der Bötin, der ganze Dienst war mit einer Sorgfalt geordnet und wurde mit einer Pünktlichkeit eingehalten, die auf ein Leben im Innern schließen ließen, bei welchem man die Zeit kostbar fand.

Um 10 Uhr Vormittags hielt die Equipage des Fremden fast täglich vor dem Schloß; der Graf erschien gleich darauf mit einer tief verschleierten Dame, führte sie mit dem Hut in der Hand die Treppe hinunter an den Wagenschlag, verbeugte sich vor ihr, bot ihr den Arm zum Einsteigen und folgte ihr dann selbst, links neben ihr Platz nehmend. Dann brausten die beiden mächtigen Rappen, die den niemals zurückgeschlagenen Wagen zogen, in vollem Trabe davon. Der Kammerdiener Philipp diente als Kutscher. Der Wagen rollte stets dem kleinen koburgischen Landstädtchen Rodach zu, ein paar hundert Schritt vom Ort aber wendete er um und fuhr nach dem Schloß zurück. Die verschleierte Dame fuhr nie allein aus. Wohl aber war dieselbe oft Mittags allein in einem großen Grasgarten, der von dem Schloß nur durch einen tiefgebetteten Bach, über den eine Brücke führte, getrennt war. Diesen Garten hatte der Fremde von dem Schloßgutpachter gemiethet und mit einer acht Schuh hohen Einfassung von Brettern umgeben lassen. In diesen Garten führte der Graf die verschleierte Dame, schloß hinter ihr die Thür und kehrte in das Schloß zurück, wo er sich an einem Fenster aufstellte und die Auf- und Niederwandelnde beobachtete. Wenn die Dame in

das Schloß zurückkehren wollte, warf sie ihr Taschentuch in die Höhe, dann ging der Graf und holte sie ab.

Niemand sah das Gesicht dieser Dame; wer war sie? Warum wurde sie so ängstlich gehütet? Warum schon Jahre lang in dieser Einsamkeit gehalten? Denn im Spätherbst des Jahres **1813**, wo wir die geheimnißvollen Fremden auf dem Schlosse zu Eishausen finden, wohnten sie schon drei Jahre daselbst und hatten vorher bereits mehrere Jahre zu Hildburghausen in einer ähnlichen Einsamkeit verlebt.

Das Zimmer, von dessen Fenster aus der Fremde die abmarschirenden Franzosen beobachtet hat, ist das Wohngemach eines literarisch gebildeten Mannes, wenn nicht das eines Gelehrten. Mit Bücherborden sind die Wände versetzt, Bücher, Karten und Papiere bedecken die Tische, das Ameublement selbst aber ist kostbar, im herrschenden Pariser Geschmack zwar, aber ausgezeichnet durch gewählte Boiserie- und Marqueterie-Arbeiten. Der dicke reiche Teppich, mit welchem der Fußboden belegt ist, dämpft das Geräusch des festen, sichern Schrittes, mit welchem der Graf auf und abgeht in dem Gemach, seit er das Fernrohr hingelegt, durch welches er sich des Abmarsches der Franzosen vergewissert hat.

Der Fremde spricht halblaut mit sich selbst, aber er spricht in französischer Sprache.

„Franzosen werden schwerlich noch durchmarschiren," sagt der Einsame überlegend, „dies kann nur ein letzter weit versprengter Trupp gewesen sein — aber ist mir damit geholfen? Russen, Preußen und Oesterreicher werden kommen. Es könnten Bekannte darunter sein, unangenehme Begegnungen aller Art! Diese wären jedoch zu überwinden, aber Sie! Sie wird von Jedem errathen werden, der sie sieht, und noch ist die Gefahr nicht vorüber, sie beginnt vielleicht jetzt erst; jetzt werden die Bourbonen dem großen Usurpator ihres Thrones gefährlicher erscheinen, als bisher; je mehr der Usurpator an Kriegsruhm verliert im Auslande, desto mehr an Anhang verliert er auch im Inlande; was von ihm abfällt, wird naturgemäß dem alten Königshause zufallen, und das machtlose verbannte Königsgeschlecht wird der gefährlichste Feind sein für den neuen Cäsar, wie er sich nennen läßt. Die Hand, die den edeln Herzog von Enghien herausriß aus fremdem, neutralen Land und ihn in den Mordgraben von Vincennes schleppte, wird auch die Tochter des Herzogs nicht schonen. Man erschießt Frauen nicht, oh nein! aber man nimmt andere Dinge mit ihnen vor, die oft schlimmer sind, man verheirathet sie zum Beispiel an seine Generale —"

Der Fremde lachte gellend auf, Zorn und Grimm sprühten aus seinen Augen und flammten glühend auf in seinem leidenschaftlich erregten Antlitz.

„Das Blut des hohen Hauses Bourbon-Condé, die Tochter meines edeln Herzogs von Enghien, mesalliirt mit irgend einem plebejen bonapartischen Günstling —"

Der Graf stampfte mit dem Fuß.

„Gerade das ist ächte Emporkömmlingspolitik," fuhr er fort, „damit würde er dem Hause Bourbon einen Schlag zu versetzen suchen, und das königliche Haus würde diesen Schlag pariren, würde die rechtmäßige Geburt der Prinzessin in Abrede stellen, und mit Recht, wie die Sachen jetzt liegen. Nie war noch ein Fürstenkind in einer so traurigen Lage, wie die edle Tochter meines unvergeßlichen heldenhaften Freundes. Unglückliches, liebes, schönes Wesen! so lange jener Bonaparte in Frankreich und in Europa herrschte, mußte ich Dich verbergen vor Aller Augen, damit Dich seine Schergen nicht zum Opfer seiner Politik machten, damit das Blut Deines edeln Vaters, das Blut von Bourbon-Condé und Enghien nicht erniedrigt würde in Dir; sie konnten das Blut Deines Vaters fließen machen in Vincennes, aber sie sollen es in Dir nicht beschimpfen, Louise von Condé, wenigstens nicht, so lange ich lebe."

Der Graf schwieg und ging in großer Aufregung einige Male auf und ab in dem Gemach.

„Nun, die Stunde scheint geschlagen zu haben," fuhr der Fremde stehen bleibend nach einer Weile fort, „da Bonaparte die Herrschaft in Europa verliert; die Völker werden von ihren legitimen Fürsten gegen ihn in den Kampf geführt und der Usurpator hat ihnen nichts entgegen zu stellen als sein Genie und seine Rekruten. Er wird unterliegen, die letzte Stunde seiner Weltherrschaft hat geschlagen, auf den Ebenen bei Leipzig hat ihn der allmächtige Gott gewogen und zu leicht befunden. Mit seiner Herrschaft über Europa aber fällt auch sein französischer Kaiserthron; ich kenne Frankreichs Volk, es trägt jede Herrschaft unwillig, erträglich allein findet es die Herrschaft eines Despoten, der dem unermeßlichen Ehrgeiz, der unersättlichen Ruhmgier und Beutelust Befriedigung gewährt. Als Usurpator mußte Bonaparte ganz besonders dafür sorgen; er hat es gethan, er hat im riesigsten Maßstabe dafür gesorgt, er hat die Franzosen verwöhnt, er vermag es nicht mehr, und darum ist sein französischer Thron verloren. Er fällt und die göttliche Barmherzigkeit führt das bourbonische Königshaus zurück aus der Verbannung — was ist damit für meine geliebte Prinzessin, was ist damit für die unglückliche Tochter des ermordeten Herzogs von Enghien gewonnen? Ich fürchte, neue Besorgniß, größere Pein! Louise hat Niemanden, keinen Freund, der für sie spricht, außer mir, denn ich weiß nicht, ob der ehrliche Chevalier Jacques noch lebt! Ihr Vater ist ermordet, der seine Stimme für sie erheben könnte. Ihre Mutter hat in ein fremdes Fürstenhaus geheirathet, sie glaubt ihre Tochter vielleicht schon gestorben, sie hat es in ihrem Interesse gefunden, und mit Recht, ihre geheime Verbindung mit dem Herzoge von Enghien zu verschweigen; ich bin überzeugt, daß die stolze Tochter des Hauses Rohan ihr Kind nicht verleugnen würde, aber es wäre das doch ein schwerer Schlag für ihre Stellung in dem fürstlichen Hause, in das sie gehei-

rathet hat. Ja, ich kann durch die Documente, welche mir mein edler Herzog anvertraut in der Nacht, da er zu Ettenheim verrathen wurde, beweisen, daß seine Ehe mit der Prinzessin von Rohan eine kirchlich gültige; die eheliche Geburt der Prinzeß steht fest, sie ist eine ächte Prinzessin von Bourbon-Condé, ihr steht der Titel Mademoiselle von Condé zu, aber nur der König von Frankreich kann dieser Ehe auch bürgerliche Gültigkeit verleihen, weil sie bürgerlich ungültig ist ohne seine Einwilligung. Die Einwilligung des Königs aber hat der arme Herzog in jener blutigen, gräuelvollen Zeit, in welcher er seine Ehe schloß, nicht eingeholt. Unglückliche Louise! Du so großmüthig und stolz, so geistvoll und liebenswürdig, sollst Du hinaustreten in die schmutzige Welt und um den Namen Deines Vaters vergeblich vielleicht betteln bei Verwandten, die Dich nicht kennen, die bis jetzt auch nicht eine Ahnung von Deiner Existenz haben? Wahrlich, es wäre dann besser gewesen, ich hätte Dir das Geheimniß Deiner Geburt nimmer enthüllt, hätte meiner glühenden Leidenschaft für meine angebliche Nichte die Zügel schießen lassen und hätte Dich endlich zu dem gemacht, was Du zu sein verdienst, zu einem glücklichen Weibe."

Der Graf warf sich in einen großen Lehnstuhl.

„Soll ich denn Jahre lang wie ein Thor vergeblich diese wüthende Leidenschaft, die mich bei tausend Gelegenheiten zu übermannen drohte, bekämpft haben, um sie jetzt zu bereuen? Nein!"

Der Graf sprang auf und streckte die Hand befehlend aus.

„Nein," rief er mit blitzenden Augen, „ich habe der Versuchung widerstanden, als sie in ihrer verlockendsten Gestalt mir entgegentrat, als sie aus den himmlischen Augen des geliebten Mädchens in den süßesten Blicken mir die Erwiederung meiner Liebe bekannte, als ich ihre Hand in der meinen zittern fühlte, als ich sah, daß die Liebe zu mir ihren Busen höher hob, da habe ich widerstanden, und jetzt, jetzt, wo der Augenblick naht, in welchem ich die Frucht meiner Entsagung, meiner Mühen, meiner Leiden pflücken soll, jetzt sollte ich feige unterliegen? unterliegen, weil der letzte Schritt der schwerste ist? Nein! Trotz sei geboten! Louise liebt mich, ich liebe sie; wenn sie nur Louise hieße, sie wäre schon mein Weib, aber sie heißt auch Bourbon und heißt Condé, und solche Namen legen eine Verpflichtung auf, die nicht gelöst werden kann. Ein hochberühmter stolzer historischer Name ist ein schönes, aber schweres Erbe, ich weiß nicht, ob Louise glücklich sein wird, wenn sie einst ihren stolzen Namen auch vor der Welt trägt; aber tragen soll sie ihn, ich muß ihr denselben geben, das hat mein edler verrathener und gemordeter Herzog von mir verlangt, ich habe es ihm versprochen, und diesem Versprechen gegenüber müssen alle Rücksichten schweigen. Ja, Louise, Du sollst auch vor der Welt sein die Prinzessin aus Frankreichs königlichem Blut!"

Graf Vavel de Versay, der stolze niederländische Edelmann, dem

der unglückliche Herzog von Enghien die einzige Tochter, die er aus seiner geheimen Ehe mit der Prinzessin von Rohan hatte, anvertraut hatte, setzte sich vor einem Schreibschrank nieder; er zog mehrere Fächer auf und ordnete Briefpackete, die mit schwarzen Seidenschnuren kreuzweise zusammengebunden waren. Er schien den Inhalt genau zu kennen, doch verglich er sorglich die Nummern, mit denen die Briefpackete bezeichnet waren, mit den Nummern, die auf einem Bogen standen, hinter denen kleinere Zahlen die Daten der Briefe anzeigten, welche jedes Bündelchen enthielt.

Die Briefe waren lauter Abschriften, die er eigenhändig gemacht hatte, um sie zu benutzen, wenn die günstige Stunde gekommen, die Originale bewahrte er in einem Kistchen von Ebenholz mit silbernen Beschlägen, welches in einem Fache des Schreibschrankes vor ihm stand.

Das Auge des Grafen wurde naß, als er die Hand ausstreckte, er öffnete es mit zitternden Fingern.

„Nein, mein heldenhafter Freund, nein, edler Herzog," sagte er leise zu sich selbst, „Du hast Dein letztes Vertrauen auf Erden an keinen unwürdigen Schwächling verschwendet, keinem Verräther das Schicksal Deiner Tochter anvertraut —"

Der Graf hielt inne, sein scharfes Ohr vernahm ein leichtes Geräusch, hastig schloß er das eben geöffnete Briefkistchen. „Sie soll es jetzt nicht sehen!" murmelte er und schob es in das Fach zurück.

Er erhob sich in demselben Moment, in welchem die Thür geöffnet wurde, welche in ein Nebengemach führte.

Auf der Schwelle erschien eine Dame, die vielleicht etwas zu stark war, um für schön gelten zu können, deren Gesicht ein wenig zu breit, deren Nase ein wenig zu groß war, die aber durch ihren zarten Teint, ihr großes, schönes, seelenvolles Auge, ihr prächtiges, dunkelblondes Haar, das in offenen Locken sich auf die Schultern niederringelte, durch ihre kleine Hand und ihre anmuthig-würdevolle Haltung auch auf den oberflächlichen Beobachter einen mächtigen Eindruck machen mußte.

Die hohe freie Stirn, das glänzende Auge, die gebogene Nase, das starke Kinn, die Fülle des Wuchses mußten Jedem, der die königlichen Bourbonen auch nur flüchtig gesehen, verrathen, daß er hier eine Tochter des verdrängten Blutes, ein Kind des stolzen Geschlechtes vor sich sehe, das Jahrhunderte hindurch von den schönsten Thronen Europa's herab den Völkern seinen Willen als Gesetz vorgeschrieben.

Die Dame war Louise von Bourbon-Condé, des ritterlichen Herzogs von Enghien Tochter, die bis jetzt durch die Fürsorge und Klugheit des Grafen Vavel de Versay den Nachforschungen derer entgangen war, welche ihren edlen Vater zu Vincennes erschießen ließen.

Die Dame blieb auf der Schwelle stehen, der Graf ging ihr entgegen und verbeugte sich mit jenem höfisch-anmuthigen Wesen vor ihr,

das aus Respect und Vertraulichkeit zugleich hervorgegangen, nur noch wenigen Männern eigen jetzt, ja, fast verschwunden ist.

Es war ein schöner Mann und eine schöne Frau, die da neben einander standen, es war ein Paar, das zusammengehörte, denn Beide waren nur schön, wenn sie zusammenstanden; an ihr wie an ihm, allein, wäre Manches auszusetzen gewesen, sah man sie aber zusammen, so gewann bei Beiden das Schöne den rechten Ausdruck, und die innere Harmonie, in der sich die Seelen dieser beiden einsamen Menschen befanden, zeigte sich äußerlich in einer Art von Glanz, den sie, Jedes für sich, nicht hatten.

„Sie haben mich vergessen, mein Oheim!" sagte die Dame mit lieblichem Lächeln, und das feine weiße Antlitz röthete sich sanft.

„Verzeihung, Hoheit," entgegnete der Graf, „ich war mit Ihrer Zukunft beschäftigt, das hat mich die Stunde der Promenade vergessen lassen."

Die Prinzessin sah ihren Erzieher und Beschützer mit glänzendem Blick an und erröthete noch etwas mehr, als zuvor.

Ihr unbeschreiblich zarter Teint verrieth jede, auch die geringste Bewegung ihrer Seele durch ein helleres oder tieferes Roth.

„Wenn Sie sich mit meiner Zukunft beschäftigt haben, mein Oheim," sagte die Prinzessin mit anmuthigem Lächeln, „so wollen Sie auch mit mir darüber reden, ich kenne das schon, lassen wir also für heute die Promenade und reden wir, aber setzen wir uns!"

Jetzt erst trat die Prinzessin in das Gemach, auf dessen Schwelle sie bisher gestanden, und ließ sich auf einem kleinen Polsterbett nieder, dessen steife Rücken- und Armlehnen man vergeblich durch die weichsten Polster bequem zu machen versucht hatte.

Der Graf schob einen Stuhl heran und nahm der Prinzessin gegenüber Platz.

Mademoiselle von Condé schien vergessen zu haben, daß der Graf mit ihr reden gewollt, leicht rückwärts gelehnt saß sie da, tiefes Nachdenken auf der Stirn, feierlichen Ernst um den Mund, die Blicke in den Schooß gesenkt, die rechte Hand leicht geballt auf der Armlehne.

Wir haben noch nichts über die Kleidung der Dame gesagt; sie war reich und auch geschmackvoll nach der letzten Pariser Mode von damals. Freilich war die Mode an sich eben nicht geschmackvoll; die Robe von schwerem Lyoneser Seidenstoff war maulbeerfarben und reich mit Passements in Goldstickerei versehen, aber sie war zu eng im Schooß und die Taille war zu dicht unter der Brust, als daß sie die Schönheit des Wuchses in richtiger Weise hervortreten zu lassen vermocht hätte. Der kurze Aermel ließ den wunderschön geformten Oberarm der Dame sehen, den er nur bis zur Hälfte bedeckte, die Hand und den ganzen Unterarm verbarg ein Handschuh, der vom Handgelenk an nicht mehr glatt anschloß, sondern lose bis zum Ellenbogen heraufgezogen war.

Da das Leibchen der Robe unziemlich tief ausgeschnitten war, so verbarg ein in dichte Falten kreuzweis' übereinander gelegtes Fichu von weißem weichen Stoff den Busen; eine alte Mode, die schon unter der Königin Marie Antoinette herrschend gewesen, gleichsam ein Protest der weiblichen Schaamhaftigkeit gegen das schaamlos tief ausgeschnittene Leibchen.

So weit war die Kleidung des einsamen Fürstenkindes ganz nach der neuesten Pariser Mode, eigenthümlich aber war ein kleines Mäntelchen, welches von einer schweren, viel gegliederten Mailänder Goldkette mit einem Rubinenschloß von mittelalterlich köstlicher Arbeit um den Hals festgehalten wurde und über die Schultern so weit bis zur Taille herabfiel, daß die Dame beide Arme hineinwickeln konnte. Dieses Mäntelchen, mit weißer Seide doublirt, bestand aus den prachtvollsten und kostbarsten Spitzen, welche in mehr als zwanzig Reihen so übereinander geordnet waren, daß jede obere Reihe die untere halb bedeckte. Diese Spitzen waren ein Meisterstück von Alençonner Arbeit.

Die Blicke, mit welchen Graf Bavel de Versay das Fürstenkind betrachtete, das sinnend vor ihm saß, verriethen in diesem Augenblick weit weniger die heiße Leidenschaft, die ihn erfüllte, als die Ungeduld eines Mannes, der gern so bald als möglich gesprochen hätte, um einen peinlichen Punkt zu erledigen, der aber nicht ohne Erlaubniß zu reden wagt.

Das war ein Hauptpunkt jener strengen Etikette, die der Graf sich der Prinzessin gegenüber selbst auferlegt hatte, er sprach nie ohne die Erlaubniß der liebreizenden Herzogstochter. Er wußte ganz genau, daß nur die Aufrechterhaltung der strengsten Formen im Umgang, die ihn immer an die hohe Geburt seines Mündels erinnern mußten, ihn schützen konnte vor dem Uebermaaß der Leidenschaft, mit welcher er in unausgesetztem Kampfe lag.

Mehrere Minuten lang verharrte Mademoiselle von Condé in ihrem nachdenklichen Schweigen, dann blickte sie auf, erröthete leicht und fragte kurz, es klang fast hart und vorwurfsvoll, auch eine erbliche Bourbonische Manier: „Nun, Sie wollten ja reden, mein Oheim?"

„Eure Hoheit," begann der Graf sofort, indem er sich leicht verneigte, „wollen mir zu bemerken gestatten, daß nach den neuesten Berichten Bonaparte so total geschlagen ist, daß er Deutschland nicht länger behaupten kann, er zieht flüchtig über den Rhein nach Frankreich. Seine Feinde werden ihm folgen, ich bin der festen Ueberzeugung, daß es aus ist mit seiner Herrschaft, daß der Tag nicht mehr fern sein kann, an welchem das königliche Haus Bourbon auf's Neue den Thron des heiligen Ludwig besteigt, und dieser Tag ist zugleich derselbe, an welchem ich die Rechte Ew. Hoheit geltend machen muß, Sie auf den Platz führen muß, der Ihnen gebührt durch Ihre Geburt. Das ist der Wille des seligen Herrn Herzogs, Ihres Vaters, meine Hoheit!"

Die Blicke der Prinzessin hingen mit ängstlicher Spannung an

dem Munde des Grafen, der es in diesem Augenblicke vermied, die Dame anzusehen.

Der Blick der Prinzessin war der Blick einer Frau, einer liebenden Frau, die das Wort erwartet, welches sie von dem geliebten Manne scheiden soll, die aber dieses Wort bekämpfen will mit allen Waffen, und den Augenblick herbeisehnt, in welchem sie den Kampf eröffnen kann.

Eine Frau sieht in solchen Stunden immer schön aus, Aufregung und Erwartung des Momentes zum Angriff verleihen Reize und Leben selbst sonst gleichgültigen Zügen; Louise war hinreißend in diesem Augenblick. Das wußte der Graf, darum sah er sie nicht an.

Männer nehmen sich in gleichen Verhältnissen an sich schlechter aus, sie beherrschen ihre Aufregung mehr und länger bis zum wirklichen Ausbruch, ihre Haltung bekommt dabei immer etwas Gezwungenes, ihr Wesen etwas Scheues, und der Graf, zur Seite blickend, glich auf's Haar einem Menschen, der im Begriff ist, ein Pistol abzufeuern und sich doch vor dem Knall fürchtet. Er fürchtete in der That den Angriff Louisen's, er wagte nicht, weiter vorzugehen, er zog sich vorsichtig zurück und fragte schlau: „Ew. Hoheit sind vielleicht anderer Meinung? Ew. Hoheit glauben vielleicht, daß sich Frankreich in Masse für den Usurpator erheben werde?"

Ein halb spöttischer, halb liebevoll-mitleidiger Zug spielte um die Lippen der Dame, sie fühlte, ohne sich eben ganz klar darüber zu sein, daß der Graf nicht wage, weiter zu reden, weil er ihre Gründe fürchte, daß er ihren Angriff abwenden wollte; eine Secunde war sie vielleicht auch unzufrieden damit, dann aber lächelte sie freundlich und sprach, ihre Stimme etwas erhebend: „Nein!"

„Denn wer sein Heil in ächtes Blut getaucht,
Der findet nur ein blutig, unächt Heil.
Der Frevel wird die Herzen seines Volkes
Erkälten und den Eifer frieren machen,
Daß, wenn sich nur der kleinste Vortheil regt,
Sein Reich zu stürzen, sie ihn gern ergreifen:
Am Himmel kein natürlich Dunstgebild,
Kein Spielwerk der Natur, kein trüber Tag,
Kein leichter Windstoß, kein gewohnter Vorfall,
Die sie nicht ihrem wahren Grund entreißen
Und nennen werden Meteore, Wunder,
Vorzeichen, Mißgeburten, Himmelsstimmen,
Die den Johann mit Rache laut bedroh'n."

„Oh!" fuhr der Graf lächelnd fort:

„Die Herzen von ihm wenden wird all' sein Volk,
Des unbekannten Wechsels Lippen küssen
Und Antrieb aus den blut'gen Fingerspitzen
Johann's zur Wuth und zur Empörung zieh'n.
Mich dünkt, ich seh' den Wirrwarr schon im Gang!"

„Ja, Hoheit, so spricht der große Dichter durch den Cardinal Pandulpho!"

„Nein, Oheim," entgegnete die Prinzessin rasch, „so spricht die Tochter Herzog Enghien's durch den Mund des großen Briten!"

Der Graf verbeugte sich und wollte reden.

„Nein, mein Oheim," begann Mademoiselle von Condé mit großer Lebhaftigkeit wieder, „ich sehe es an Ihren Lippen, Sie wollen mir jetzt einige der geistreichen Bemerkungen vortragen, in denen Sie unerschöpflich sind, wenn von Shakespeare, wenn von Ihrem Lieblingsdichter die Rede ist, dazu aber war diese Stunde und dieses Gespräch nicht bestimmt. Wir werden zu anderer Zeit Gelegenheit genug finden. Es handelt sich heute nicht um den König Johann und den Cardinal Pandulpho, sondern um Napoleon Bonaparte und mich. Reden Sie, mein Oheim, ich erwarte Ihre Mittheilungen!"

„Meine theure Hoheit," sagte der Graf, die Prinzessin ernst und traurig anblickend, „theilt meine Ansicht über die Lage, in welcher sich der große Gegner des königlichen Hauses von Frankreich, der Usurpator des Thrones befindet; ich wollte Ew. Hoheit jetzt nur mittheilen, daß ich für nothwendig halte, nunmehr die ersten Schritte zu thun, um Ew. Hoheit die ihr gebührende Stellung in der königlichen Familie zu sichern. Zu diesem Zweck wollen Sie mir gestatten, mich zuerst an die Frau Prinzessin-Mutter zu wenden."

Der Graf hielt einen Augenblick inne; er bemerkte wohl, daß die Prinzessin bei der Erwähnung ihrer Mutter bleich wurde; er erwartete eine Einrede, aber da Louise schwieg, so sprach er langsam weiter.

„Wir müssen zuerst erfahren, ob die Frau Prinzessin-Mutter geneigt ist, uns zu unterstützen, ob sie den Willen hat, uns beizustehen, denn das wäre an sich schon ein großer Vortheil für uns; ist das der Fall, sind wir der Unterstützung Ihrer Frau Mutter gewiß, so dürfen wir keinen Schritt mehr ohne sie thun, da deren jetzige Stellung nach ihrer zweiten Vermählung Rücksichten erheischt, die ich nicht aus den Augen lassen werde, so weit sich dieselben mit dem Versprechen vertragen, welches ich dem seligen Herrn Herzoge geleistet habe. Ich werde mich also zunächst schriftlich an die Frau Prinzessin-Mutter wenden und dieselbe ersuchen, mir Zeit und Ort zu einer persönlichen Unterredung zu bestimmen, denn ich bin immer noch der Meinung, daß so wenig als möglich Briefe in dieser Angelegenheit geschrieben werden dürfen. Von Ew. Hoheit ganz allein wird es abhängen, ob Sie einer Unterredung mit der Frau Prinzessin-Mutter beiwohnen wollen oder nicht. Das, meine theure Hoheit, war es, was ich Ihnen mittheilen wollte, und erwarte ich Ihre weitern Befehle und Bestimmungen."

Louise hatte sich aufgerichtet, sie hatte ihre Arme in den Spitzenmantel gewickelt und auf der Brust übereinander geschlagen, ihre königlichen Augen funkelten, ein herrischer Zug thronte um die vollen, üppigen

Lippen, und mit weit geöffneten Nasenlöchern und hochgerötheten Wangen sprach sie, erst stockend, dann, immer heftiger werdend, in raschem Fluß: „Mein Oheim, mein Freund, mein Lehrer, mein Erzieher, ich nenne alle diese Titel, um mich meiner hülflosen Kindheit, die Sie behütet haben, um mich der ganzen Schuld der Dankbarkeit zu erinnern, die ich an Sie abzutragen habe, ich muß mich selbst daran erinnern, damit ich den Unwillen und den Zorn bemeistern kann, der mich durchzuckt hat bei Anhörung Ihrer Pläne und Vorschläge. Sie haben meinem Vater versprochen, mir die mir gebührende Stellung in der Welt zu verschaffen; mein Vater, der mich so unendlich liebte, wollte das, um mein Glück zu sichern; er kannte die Verhältnisse nicht, unter denen Sie einst im Stande sein würden, an die Erfüllung Ihres Versprechens zu gehen; er konnte nicht wissen, daß dieses erst zehn Jahre nach seinem Tode stattfinden würde; er konnte nicht wissen, daß das einzige Wesen, auf das ich durch die Natur hingewiesen war, daß sich meine Mutter in der Zwischenzeit einen neuen Gemahl, eine andere Familie, ein anderes Vaterland wählen würde, und daß es für dieselbe die peinlichste Verlegenheit sein werde, nach Jahre langem Schweigen vor ihrem neuen Gemahl, vor ihrer neuen Familie und vor ihrem neuen Vaterlande zu bekennen, daß sie schon ein Mal vermählt war, daß sie schon eine Tochter habe. Aber damit nicht genug, nach diesem Bekenntniß müßte meine Mutter erst noch beweisen, daß ihre Ehe mit meinem Vater eine rechte und gültige, daß ihre Tochter erster Ehe kein Bastard. Das konnte mein edler Vater nicht wissen, als er das Versprechen von Ihnen verlangte, auf dessen Erfüllung Sie jetzt so versessen sind. Ich bin eine Prinzessin vom königlichen Blute Frankreichs, ich bin die Tochter des letzten Condé, das Kind des ritterlichen Herzogs von Enghien, ich fühle, daß ich das bin, Sie wissen es, daß ich das bin, ich bedarf nichts weiter. Soll ich mir erst durch einen scandalösen Prozeß erstreiten, was ich schon habe? Nein, mein Oheim, unterbrechen Sie mich nicht, ich weiß schon Alles, was Sie mir sagen wollen, ich weiß Alles, was Sie sagen können, denn lange schon war ich auf dieses Gespräch vorbereitet. Ich habe Alles im Voraus bedacht, ich spreche das, was ich sage, wie eine gut memorirte Aufgabe. Nehmen wir an, Sie gingen an's Werk, mich auch vor der Welt zu dem zu machen, was ich bin, welches sind Ihre Mittel? Sie bedürfen dazu zuerst meiner Einwilligung, ich versage Sie Ihnen, rechnen Sie nicht auf meine Nachgiebigkeit, Sie werden meine Einwilligung nie erhalten; Sie bedürfen dazu der Einwilligung meiner Frau Mutter, Sie bedürfen von derselben noch mehr als einer bloßen Einwilligung, Sie müssen von derselben Eingeständnisse haben; Sie werden dieselben nie erhalten. Wie können Sie, ein gewiegter Diplomat, sich einbilden, daß die Frau Fürstin, welche auf die Anzeige, daß ich noch am Leben, daß ihre Tochter nicht verloren, mit nichts weiter geantwortet hat, als mit der Proposition, Sie durch eine elende Summe zur ewi-

gen Verschwiegenheit zu verpflichten, wie können Sie glauben, daß diese Prinzessin jemals darein willigen wird, Sie zu unterstützen? Meine Mutter weiß nun seit fünf Jahren fast, daß ich noch lebe, Sie hat sich trotzdem nie um mich bekümmert, das Anerbieten, das sie Ihnen gemacht, muß Ihnen bewiesen haben, wie viel ihr daran liegt, das Geheimniß ihrer ersten Ehe zu bewahren. Sie werden einwenden, daß Sie die Fürstin zum Reden zwingen können, Sie irren sich aber, ich kenne die Papiere, die Sie besitzen, ich habe sie im Kopf, Sie haben dieselben nur im Kasten. Die Briefe der Fürstin an meinen edlen Vater beweisen ein Liebesverhältniß, aber keine Verheirathung, Sie können damit meiner Mutter einen Scandal machen, ihr aber nichts abgewinnen. Der Scandal würde ihr schmerzlich sein, aber doch lieber, als die Darlegung ihrer früheren Ehe. Man wird ihr viel leichter verzeihen, daß sie ein früheres Liebesverhältniß, das sie übrigens als ziemlich bekannt voraussetzen durfte, bei ihrer zweiten Vermählung nicht berührt hat, man wird das sogar ganz in der Ordnung finden, aber man könnte ihr kaum verzeihen, daß sie über eine frühere Verheirathung geschwiegen. Bedenken Sie das, mein Oheim! Soll ich meine Mutter zwingen, mich öffentlich zu verläugnen? soll ich künftig an meine Mutter, die sich ja ohnehin nur einen geringen Anspruch auf meine kindliche Zuneigung erworben hat, als an eine Frau denken, die sich ihrer Ehe mit dem stolzen Herzog Enghien schämt, die sich meiner schämt? Doch lassen wir das Alles bei Seite, nehmen wir an, Sie versuchten mit meiner Einwilligung und mit Hülfe der Frau Fürstin vor dem Thron der Bourbonen meine eheliche Geburt zu beweisen, meinen Sie, daß der Scandal dem hohen Hause Condé und der königlichen Familie angenehm sein würde? Meinen Sie nicht, daß man Alles thun würde, um einem gerichtlichen Verfahren vorzubeugen? Und man würde die Mittel finden, sicher die Mittel finden; aber ohne ein gerichtliches Verfahren bin ich gar nicht in die Stellung einzusetzen, die mir durch meine Geburt zukommt. Nehmen Sie selbst den günstigsten Fall an, den gar nicht denkbaren Fall, daß ich meine Einwilligung gebe, daß meine Mutter eine Declaration ausstellt, daß Sie damit und mit Ihren anderen Papieren meinen Großvater den Herrn Prinzen von Condé und meinen Oheim den König von meiner ehelichen Geburt überzeugen, daß der Prinz mich ohne Weiteres für seine Enkelin und der König für eine Prinzessin von Geblüt erklärt, meinen Sie wirklich, daß die Welt daran glaubt? meinen Sie, daß die, welche sich jetzt als Erben des Hauses Condé betrachten, so gutwillig bei Seite treten und mir Platz machen werden? Sie können das nicht glauben. Haben Sie ferner auch nicht daran gedacht, welche Schwierigkeiten der königlichen Familie ein solcher Prozeß machen müßte gleich nach ihrer Wiedereinsetzung in ihre Rechte? Nein, mein Oheim, daran haben Sie nicht gedacht! Uebrigens —"

Die Prinzessin stand auf und ließ ihre Arme sinken, der Graf

erhob sich ebenfalls und stand vor ihr mit gebeugtem Haupt, denn er fühlte, daß jetzt der Hauptschlag kommen werde.

„Uebrigens," fuhr die Prinzessin langsamer, jedes einzelne Wort betonend, fort, „ist das Alles, was ich gesagt habe, müßiges Gerede; ich weiß, daß Sie mich lieben, Graf Ludwig, ich weiß es, und eben weil sie mich lieben, lange schon lieben, wollen Sie mich auch vor der Welt zur Prinzessin machen; Ihre Liebe zu mir ist groß, ich weiß und fühle es, aber Ihr Stolz ist doch noch größer, als Ihre Liebe zu mir; Sie spiegeln sich eine Unmöglichkeit als möglich vor, lediglich um Ihren Stolz vor dem albernen Vorwurf zu sichern, als hätten Sie die hülflose Lage einer Prinzessin vom königlichen Geblüt Frankreichs benützt, um dieselbe zu Ihrer Gemahlin zu machen. Heißen Sie Ihren Stolz schweigen, Graf Ludwig, lassen Sie die Liebe allein reden!"

Die Prinzessin stand mit gesenktem Auge vor dem Manne ihrer Liebe.

„Meine Hoheit," — begann der Graf, sich stolz aufrichtend und mit flammendem Blick auf die liebliche Jungfrau schauend. Er wollte reden, aber die Prinzessin richtete sich ebenfalls auf, auch ihr Auge flammte, und den Grafen fest anschauend sprach sie herrisch: „Auch in diesem Moment noch Hoheit? nichts weiter als Hoheit? Ludwig, ich hätte Sie für edler gehalten! Harter Mann, Sie zwingen mich, das Geständniß auszusprechen, das Sie längst errathen haben müssen. Wohlan! Graf, selbst wenn es eben so leicht wäre, meine Anerkennung zu erreichen, als es schwierig, unmöglich ist, selbst in dem Falle würden Sie meine Einwilligung zu keinem Schritt, dahin zweckenden Schritt erhalten, weil ich Sie liebe, weil ich Sie mehr liebe, als Sie mich lieben, weil ich mich nie von Ihnen trennen will, nie einem Andern angehören mag!"

Die Prinzessin war wunderbar stolz und schön in diesem Augenblick; sie wendete sich mit majestätischem Schritt zur Thüre; auf der Schwelle blieb sie stehen und sprach halb rückwärts gewendet: „Jetzt gehen Sie hin, opfern Sie unsere Liebe und meine Sicherheit Ihrem empfindlichen Stolz, gehen Sie hin, wenn Sie können!" Damit trat sie in's Nebenzimmer.

„Louise!" rief der Graf mit halb erstickter Stimme, und eilte seine Arme ausbreitend ihr nach. —

Während diese Scene in dem ersten Stock des fürstlichen Schlosses zu Eishausen spielte, hatten sich in dem nahen Dorfe Dinge ereignet, welche nicht nur die friedliche Stille des kleinen Ortes bereits gestört hatten, sondern auch ganz geeignet waren, das Geheimniß in dem einsamen Schlosse zu bedrohen.

Der Herbstabend wollte eben anbrechen, als zwischen Hell und Dunkel fremdartige Gestalten wie Schatten, wie Nebelstreifen über die Stoppelfelder rechts und links neben dem Dorfe hinfuhren oder hinglitten, die Zahl dieser Schatten vermehrte sich im Laufe einer halben Stunde sehr ansehnlich, Einer folgte dem Andern.

Wäre Graf Bavel de Versay beobachtend an seinem Fenster gewesen, er würde die Schatten bemerkt haben trotz der zunehmenden Dämmerung, denn sie schienen sich in seiner Nähe, oder vielmehr in der Nähe des Schlosses oberhalb des Dorfes zu sammeln; der Graf aber war in diesem Augenblicke weniger als jemals vorher oder nachher für die Sicherheit seines Geheimnisses besorgt.

Die Schatten erwiesen sich dem forschenden Auge gar bald als eine Schaar jener gefürchteten russischen Lanzenreiter aus den Steppen des Don oder der Krim; ihre Lanzenspitzen funkelten, als sie auf ihren kleinen Pferdchen so unhörbar dahintrotteten und von oben her in das Dorf einzureiten im Begriff waren, als von unten her eine Trompete erklang und lauter Trommelschlag verrieth, daß auch Infanterie in der Nähe.

Wenn Franzosen im Orte waren und vor den anrückenden Russen flüchteten, so liefen sie den Kosaken gerade in die Hände; vertheidigten sie sich, so wurden sie von den Lanzenreitern im Rücken angegriffen; die Bewegungen der Kosaken um das Dorf herum stellten eines jener einfachen Manoeuvres vor, welches sie ohne Befehl, ohne Commando, ganz von selbst und beinahe unbewußt ausführen und doch oft genug damit den Feind überraschen.

Als sich in Eishausen kein Feind zeigte, sondern nur erschrockene Gesichter staunender Landleute und ängstlicher Weiber, war der russische Major, welcher das Streifcorps, bestehend aus einer Compagnie Füsiliere von Murom, zwanzig Pferden von Großfürst Nicolaus Pawlowitsch, und einer Sotnie Kosaken, commandirte, sehr ärgerlich; offenbar hatte er darauf gerechnet, die Franzosen, deren Abmarsch der Graf am Nachmittage vom Fenster des Schlosses aus beobachtete, abzuschneiden, und war verdrießlich, mehrere Stunden zu spät gekommen zu sein.

Seine Leute waren, mit Ausnahme der Kosaken, zu ermüdet, als daß er an eine sofortige Verfolgung des Feindes hätte denken können, die überdem bei dem großen Vorsprunge, welchen derselbe hatte, ziemlich fruchtlos gewesen sein würde; der russische Stabsoffizier ließ daher Posten aussetzen und seine Leute Quartier im Dorfe nehmen.

Er stand noch mit einigen von seinen Offizieren auf dem kleinen freien Platz an der Kirche und unterredete sich geläufig in deutscher Sprache mit dem Geistlichen des Ortes, der sich nebst dem Schulzen eingefunden hatte, als er eine Meldung des Kosaken-Offiziers empfing; sofort wendete er sich zum Pfarrer und fragte: „Was ist das für ein Gebäude, Herr Prediger, dort drüben? Das Schloß der Gutsherrschaft?"

„Gewissermaßen ja, Herr Major," erwiederte der Prediger, „Eishausen ist ein herzogliches Kammergut und das Schloß gehört unserm durchlauchtigsten Herrn Herzoge!"

„Es ist nicht bewohnt?" fragte der Russe.

Der Geistliche stockte einen Augenblick, er stand, wenn auch nicht direct, so doch immerhin in einer Art von Verkehr mit dem Grafen, er konnte sich sagen, daß demselben viel an der Bewahrung seines Geheimnisses gelegen sein müsse; er war demselben dankbar für viele Wohlthaten, die derselbe den ärmeren Mitgliedern seiner Gemeinde erwiesen, aber er konnte sich auch nicht verhehlen, daß der russische Offizier von jedem Andern erfahren könne und werde, was er ihm etwa verschweige, deshalb sagte er: „Herr Major, das Schloß ist allerdings bewohnt; es ist an einen fremden Herrn vermiethet, der dort seit Jahren schon in tiefster Einsamkeit mit einer kranken Dame haust!"

„Ich verstehe," rief der Russe lächelnd, „dem fremden Herrn würde mein Besuch sehr ungelegen sein, will mich auch nicht aufdringen, habe keinen besondern Geschmack für kranke Damen, aber ich muß Sie doch bitten, Herr Prediger, mir zu sagen, wer der fremde Herr ist, danach zu fragen gebeut mir meine Pflicht."

„Leider muß ich die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben, Herr Major!" entgegnete der Geistliche.

„Wie?" rief der Russe überrascht, „ich bin nicht indiscret," setzte er hinzu, „ich will die Leute nicht stören, aber darum eben muß ich wissen, wer sie sind."

„Ich bedauere," wiederholte der Ortsgeistliche, „daß ich weiter keine Auskunft geben kann; die fremde Herrschaft wohnt mit Bewilligung des durchlauchtigsten Herzogs seit mehreren Jahren schon hier in vollkommener Zurückgezogenheit, man sieht sie kaum und Niemand betritt das Schloß, aber Jedermann ehrt das Geheimniß!"

Offenbar war der russische Offizier ungläubig, auch war ihm gewiß der Widerspruch des Geistlichen unangenehm, doch verrieth er davon nichts in seinem Wesen, er blieb vollkommen höflich und meinte nur, seine Pflicht zwinge ihn, in diesem Falle indiscret zu sein, denn er müsse nothwendig die Einsamkeit des Schlosses stören und sich persönlich überzeugen, daß im Schlosse nichts Verdächtiges sei.

„Der Krieg ist ein hartes und unbequemes Handwerk oft!" schloß er, sich gleichsam entschuldigend.

Der Prediger sah, daß er es mit einem vornehmen Russen von bester Erziehung zu thun habe, und fragte deshalb, ob er den Herrn Major bei seinem Besuch im Schlosse begleiten dürfe.

„Ihre Freundlichkeit überhebt mich einer Bitte!" entgegnete der Russe verbindlich.

Der Prediger führte den Major den kurzen Weg zum Schlosse, ein einziger Offizier folgte ihnen, der Geistliche aber bemerkte wohl, daß Kosaken alle Wege zu dem Schloß besetzt hielten und daß Einige derselben abgesessen an dem Hauptportal hielten.

Auf das erste Klopfen öffnete sich ein Fenster neben der Thür, und der alte Diener des Fremden fragte nach dem Begehr.

„Ich bin es, Philipp,“ entgegnete der Geistliche, „der Commandeur der russischen Truppen, welche das Dorf besetzt haben, wünscht Euern Herrn unverzüglich zu sprechen.“

„Sogleich, Herr Prediger!“ entgegnete der Diener, der mit dem Pfarrer, dessen Predigten er fleißig besuchte, bekannt war, und schloß das Fenster.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und der Major trat mit seinem Adjutanten und dem Geistlichen in eine geräumige, matt erhellte Flurhalle, aus deren Tiefe ihnen der Graf entgegenschritt.

„Wie!“ rief der russische Major erstaunt, „ein kaiserlicher Offizier, ein Alexander-Newsky-Ritter!“

In der That trug der Graf eine altmodische Uniform mit russischen Feldzeichen und ein breites rothes russisches Ordensband.

Es war die Uniform des Corps, welches Prinz Condé unter Kaiser Paul geworben und unter russischer Fahne in's Feld geführt.

Der Graf trat dicht an den russischen Major heran und fragte französisch: „Wollen Sie einem Manne, der einst unter dem Banner Rußlands nicht ohne Auszeichnung gefochten hat, Herr Major, einige Augenblicke Gehör bewilligen unter vier Augen?“

Der Russe, von dem Adel im Wesen und der ganzen vornehmen Erscheinung des Grafen ergriffen, wollte eben seine Einwilligung geben, da legte ihm der Graf seine Rechte auf die Schulter und sagte, ihm fest in's Auge blickend: „Fürst Iwan Iwanowitsch, die Füsiliere von Murom hatten sonst ein schärferes Auge und ein besseres Gedächtniß für ihre alten Freunde!“

Der Major stutzte, zauderte einen Moment, dann rief er im Tone hellen Jubels: „Gott ist groß! Graf Ludwig!“ und warf sich in die Arme des Fremden, der ihn mit großer Herzlichkeit an seine Brust schloß, aber, sich sofort an den Geistlichen wendend, sagte: „Sie wollen mich entschuldigen, Herr Prediger, es ist ein alter Freund, den ich finde!“

Der Geistliche faßte die Hand des Adjutanten und zog sich mit demselben aus der Flurhalle in ein Nebenzimmer zurück, dessen Thür sich hinter ihnen sofort schloß.

Der Kammerdiener Philipp hatte den Prediger und den russischen Lieutenant in ein Gemach im Rez de Chaussée treten lassen; er stellte zwei schwere silberne Armleuchter auf eine Tafel, die mit einer goldbefranzten grünen Sammetdecke belegt war, und ließ die beiden Herren allein.

Verwundert schaute sich der Geistliche um; er war zum ersten Male in dem Schlosse, seit es der fremde Graf bewohnte, denn obwohl er in sofern mit dem Schloßherrn in Verbindung stand, als ein Theil der Wohlthaten, die derselbe der Gemeinde in der Stille zukommen ließ, durch seine Hand ging, so hatte er denselben doch nie besucht. Der Graf hatte in dieser Beziehung keinen Wunsch zu erkennen gegeben, und

der Prediger hatte aus einigen Aeußerungen des Kammerdieners Philipp, der, wie schon gesagt, sein Beichtkind war, fleißig seine Predigten besuchte und im Christenthum wohl unterrichtet, überhaupt ein für seinen Stand ungewöhnlich gebildeter Mensch war, geschlossen, daß die Herrschaft katholisch sei.

Ein kostbarer Kupferstich nach einem berühmten Bilde, die Jungfrau mit dem Kinde darstellend, der in zierlicher Umrahmung eine Wand des großen Zimmers schmückte, bestärkte den Geistlichen in dieser Ansicht.

Was ihm aber noch mehr auffiel, war die Kostbarkeit der Ausstattung des Gemachs: die Meubles waren von seltenen Hölzern, die Tischplatten mit Metall ausgelegt, die Spiegel von riesenhafter Größe, die Uhren, deren mehrere aufgestellt waren, Kunstwerke von Meisterhand.

Das Alles wäre dem Prediger wohl an sich nicht aufgefallen, denn dem in der Gegend verbreiteten Gerücht zufolge war ja der Graf unermeßlich reich, und er selbst mußte, den Summen nach, die er allein von dem Fremden erhielt, denselben für sehr wohlhabend wenigstens halten; also wäre an der reichen Ausstattung des Zimmers nichts Auffallendes gewesen. Der Geistliche aber wußte, daß der Graf, als er vor vier Jahren das Schloß bezog, das Ameublement desselben in Hildburghausen gemiethet hatte, ja er wußte zufällig, daß derselbe den Miethsbetrag für die damals hierher gebrachten Meubles vor kurzer Zeit noch entrichtet hatte. Daß der Graf diese Meubles aber nicht in Hildburghausen gemiethet haben konnte, das sah er auf den ersten Blick.

Der gute Pfarrer wußte freilich nicht, daß die in Hildburghausen gemietheten Meubles schon seit mehreren Jahren eingepackt auf einem ehemaligen Kornboden des Schlosses standen, und daß der Graf die Miethsbeträge nur darum weiterzahlte, damit nicht über sein eigenes Ameublement in der Gegend gesprochen werde, damit man nicht daraus den Schluß ziehe, daß er sich für immer im Schlosse zu Eishausen niederlassen wolle.

Der Geistliche unterhielt sich mit dem russischen Lieutenant in französischer Sprache so gut es bei dem beiderseitigen Mangel an Uebung in derselben gehen wollte, als der Kammerdiener Philipp wieder erschien mit einer großen silbernen Platte, auf welcher in zahlreichen Schüsseln ein vollständiges Souper servirt war. Der Kammerdiener deckte einen kleinen Tisch, stellte Stühle und entfernte sich wieder, um sogleich mit mehreren Flaschen zurückzukehren, dann bat er die Herren, sich selbst zu bedienen, da er dem Herrn Major aufwarten müsse.

„Es ist hier wie in einem Zauberschloß!" rief der russische Lieutenant Platz nehmend und das Arrangement zufrieden musternd, „kommen Sie, Herr Prediger, ich muß Ihnen gestehen, daß ich solche Delicatessen nicht erwartet habe, als ich in Ihr Dorf einmarschirte."

Die Herren speisten zusammen und der Pfarrer machte wieder für sich die Bemerkung, daß der Graf diese theuren französischen Weine

und Liqueure und manche der ihnen vorgesetzten Delicatessen unmöglich in Hildburghausen habe kaufen lassen können. Er hatte sie also, wie die Meubles, von fernher kommen lassen. Wie das möglich, war dem Pfarrer freilich ein Räthsel; hatte er doch nie Wagen in das Schloß fahren sehen, obwohl er es von den Fenstern seines Pfarrhauses aus beobachten konnte; hatte er doch nie von den Leuten im Dorfe gehört, daß zur Nachtzeit etwa Wagen in das Schloß gefahren, und doch würde ihm das nicht verborgen geblieben sein, wenn Leute aus seiner Gemeinde etwas davon gewußt.

Nach einigen Stunden erst erschien der Major in dem Gemach, sagte, daß er für diese Nacht Quartier in dem Schlosse genommen habe, und gab seinem Adjutanten die nöthigen militairischen Befehle für die Nacht. Schließlich befahl er, daß ihn sein Reitknecht am andern Morgen zu früher Stunde am Schloßthor erwarten solle.

Danach verließen die beiden Herren das Schloß, ohne den Grafen, oder sonst einen Bewohner desselben gesehen zu haben, außer dem Kammerdiener, der sie geleitete.

Am andern Morgen in der Frühe hatten die russischen Truppen das Dorf verlassen, und gegen Mittag erhielt der Prediger von dem Grafen ein Billet mit einer Geldsumme zur Vertheilung an die ärmeren Mitglieder seiner Gemeinde, um dieselben, wie sich der Graf in dem Billet ausdrückte, für den Aufwand zu entschädigen, den ihnen die Einquartierung verursacht. Der Graf schrieb kein Wort, daß er das Stillschweigen des Geistlichen wünsche über das, was er im Schlosse gesehen, aber derselbe las diesen Wunsch zwischen den Zeilen, und der einzige Freund, mit dem er über seine an jenem Abend gemachten Wahrnehmungen sprach, hat sie erst viele Jahre später nach dem Tode des Pfarres und des Grafen, als kein Grund mehr vorlag zu fernerer Zurückhaltung, mitgetheilt.

Die freie Agrar-Verfassung nach Peter Reichensperger.

II.

Die bisherigen Erörterungen haben die Unhaltbarkeit der theoretischen Gründe ins Licht gestellt, auf denen die freie Agrarverfassung beruhet. Damit ist jedoch nicht erwiesen, daß dieselbe nicht in der praktischen Anwendung alle die günstigen Erfolge haben könne, welche deren Verfechter davon erwarten, und wir werden unsere Untersuchungen daher auf das reale Gebiet zu verlegen haben.

Die Principien von 1789 beruhen neben der Idee der Freiheit zugleich auf der der Gleichheit. In letzterer Beziehung ist die Gleich-

heit vor dem Gesetz nur ein schwacher Anfang. Gleichheit des Vermögens, der Cultur ꝛc. gehören mit zu dem Programm des reinen, durch keinerlei Concessionen abgeschwächten Liberalismus; daher Gleichheit in der Bodenvertheilung eine der ersten und wichtigsten Forderungen ist, die selbst im Jahre 1848 sich noch vielfach geltend machte. Unser Autor weiset zuvörderst darauf hin, daß schon die Gesetzgebung des alten Rom bestrebt war, durch das Princip des gleichen Erbrechts, durch ihre eingreifenden Bestimmungen über den Pflichttheil, so wie durch das positive Verbot der Familien-Fideicommisse eine möglichst gleiche Vertheilung des Besitzthums zu erhalten. Aber er bekennt sogleich in dem folgenden Satze, daß diese gesetzlichen Bestimmungen so unwirksam gewesen, daß gegen das Ende der Republik sich ungeheure Gütermassen in wenigen Händen vereinigt fanden, dergestalt, daß schon Plinius der Aeltere daraus den beginnenden Untergang Roms erkannte. Während diese Thatsache, so wie die Bildung der Latifundien Italiens im 16. und 17. Jahrhundert zu der Voraussetzung hätte führen sollen, daß das freie Agrarsystem ungeeignet sei, eine Gleichheit in der Bodenvertheilung herzustellen und zu erhalten, der Concentration des Grundvermögens entgegenzuwirken, behauptet der Verfasser hinwiederum:

Dasselbe habe „vorherrschend zur Theilung des Grundes und Bodens, d. h. zur Umwandlung der großen Gütercomplere in mittlere und kleinere Besitzungen, geführt."

Er ist zugleich überzeugt: „daß die fortschreitende Theilung des Grund-Eigenthums den wahrhaften Interessen der beiderseitigen Contrahenten entspricht, weil eben jene Operation lediglich das Resultat der freien Willensbestimmung ist."

Wäre letzteres der Fall, wären die durch die freie Agrarverfassung hervorgerufenen Bodenbewegungen in der That das Resultat der freien Willensbestimmung, so würden unsere Bedenken gegen dasselbe im Wesentlichen gehoben sein, wiewohl hier immer noch der Gegensatz der momentanen und der dauernden, der individuellen und der gesellschaftlichen Interessen entgegentritt, und das Grundvermögen, die Erhaltung und Steigerung des in demselben enthaltenen Vegetations-Capitals für die gesellschaftliche Existenz von so hervorragender Wichtigkeit ist, daß ein, wenn auch beschränktes Oberaufsichtsrecht dem Staate nicht ohne Gefahr entzogen werden darf. Aber wie bereits ausgeführt worden, liegt der Grundirrthum der liberalen Anschauung eben darin, daß nach gesetzlicher Durchführung ihrer Principien es sich nur noch ausnahmsweise um freie, der Regel nach um erzwungene Operation handelt. Durch das gleiche Erbrecht wird die Theilung oder Verschuldung des Bodens erzwungen; in Folge von Mißernten oder von Geldkrisen wird der überschuldete Grundbesitzer zum Verkauf gezwungen ꝛc., und auch die Anhäufung colossalen Grundvermögens in einzelne Hände wird nicht ausbleiben, sobald die durch Börsenspiel concentrirten ungeheuren Geld-

Capitalien in dem Grundbesitz eine rentablere oder sichrere Verwendung in Aussicht haben, als in den übrigen Verkehrswegen, oder sobald die Plutokratie dadurch ihre politische Macht zu steigern beabsichtigt ꝛc.

Inzwischen wollen wir davon Abstand nehmen, daß die freie Agrarverfassung keinerlei Garantie für Erreichung ihres Zweckes bietet, sie theilt darin nur das herkömmliche Loos aller im Liberalismus wurzelnden Institutionen. Auch ist es unserm Verfasser im Grunde weniger um eine absolut gleiche Bodentheilung zu thun, als darum, daß die größeren Gütercomplexe und selbst die Vorwerkswirthschaften verschwinden, und daß die Kleincultur möglichst weite Ausbreitung erlange. Denn nach seiner Behauptung muß „ein näheres Eingehen in die Landwirthschaft und eine unbefangene Würdigung der durch die Statistik festgestellten Thatsachen die Ueberzeugung begründen, daß die der Kleincultur eigenthümlichen Vorzüge bedeutend genug sind, um bei normalen Verhältnissen, d. h. bei zwangsloser Entwickelung der Volkswirthschaft, die Großcultur bei Weitem zu überflügeln."

Wir könnten uns die Widerlegung dieser Behauptung ersparen, da die Voraussetzung, unter der der Verfasser der Kleincultur das Uebergewicht vindicirt, d. h. die zwangslose Entwickelung der Volkswirthschaft, bei dem System der freien Agrarverfassung nicht zutreffend ist, dasselbe vielmehr vermöge des gleichen Erbrechts, der Macht des Geldcapitals, des Verbots der Familienstiftungen u. s. w. einen Zwang ausübt, der alle rechtliche Freiheit illusorisch erscheinen läßt. Dessenungeachtet beliebt es unserm Autor, bei Durchführung seines Systems eine zwangslose Volkswirthschaft zu supponiren, und er stellt eine Fülle statistischen Materials zusammen, um in den durch dasselbe beglückten Ländern die günstigsten Erfolge nachzuweisen. Entweder in der Voraussetzung oder in den Nachweisen muß hiernach ein Irrthum liegen; in der That wird sich der ohne Schwierigkeit aufklären lassen.

Von vorne herein muß die Allgemeinheit Anstoß erregen, in der das Uebergewicht der Kleincultur behauptet wird. Wäre unser Autor in der That in das Wesen der Landwirthschaft eingedrungen, so würde er erkannt haben, daß dieselbe in dem gesellschaftlichen Leben wurzelnd, von diesem durchaus abhängig und weit entfernt davon ist, sich zu selbstständigem Dasein entwickeln zu können. Wir empfehlen ihm zu seiner Belehrung v. Thümens geistvolle Schrift: „Der isolirte Staat," die ihm zugleich Aufschluß über die Schlag- und Koppelwirthschaft ertheilen wird, welche er ohne jeden Nachweis als unwirthschaftliche Culturmethoden verketzert. Möge derselbe dadurch zu der Erkenntniß gelangen, daß so wenig in der Landwirthschaft und in der Politik willkürliche Maßregeln möglich sind, als in der Technik, so lange das Reich der Vernunft noch in Anerkennung bleibt, d. h. so lange es sich darum handelt, die vorliegenden Zwecke mit den einfachsten Mitteln zu erreichen. Diesem Naturgesetz des gesellschaftlichen Lebens entsprechend, muß der

Landbau anders im nordischen und im südlichen Clima, bei reicher und bei armer Bodenkraft betrieben werden; anders bei dichter und bei dünner Bevölkerung, bei theurem und bei wohlfeilem Geldcapital; anders wo derselbe in einem reichen industriellen und städtischen Leben eine Stütze findet, oder wo derselbe isolirt besteht ohne genügende Verkehrsmittel und deshalb gezwungen ist, die gesammte Last des Staatslebens, der Erhaltung der Geldcirculation u. s. w. allein zu tragen; anders endlich wo die Bevölkerung geistig, sittlich und religiös vorgeschritten, oder wo dieselbe, in niederer Cultur verharrend, durch eine starke Staatsgewalt gezügelt werden muß u. s. w. Alle diese entscheidenden Factoren der landwirthschaftlichen Entwickelung läßt nun Herr Peter Reichensperger außer Betracht, für ihn liegt in der Kleincultur die alleinige Grundlage des wirthschaftlichen, des socialen und des politischen Vorschreitens.

Man muß gestehen, diese Panacée für jeden Fortschritt hat jedenfalls den Vorzug unendlicher Einfachheit, und man wird daher das Wesen der Kleincultur näher ins Auge zu fassen haben. Obwohl der Verfasser uns eine Definition des Begriffs derselben vorenthalten hat, glauben wir uns doch in der Voraussetzung nicht zu täuschen, daß die Klasse von Grundstücken derselben angehörend zu betrachten sei, bei deren Bewirthschaftung der Besitzer mit seinen physischen Arbeitskräften thätig sein muß, also Güter von etwa **300** pr. Morgen und darunter. Diese zerfallen wiederum in solche, die den Besitzer und seine Gespannkraft vollständig beschäftigen, und in solche von etwa **20** Morgen und darunter, die entweder einer gartenmäßigen Cultur unterliegen und dadurch dem Besitzer volle Beschäftigung gewähren, oder die nur Früchte zum Unterhalt der Familie erzeugen und den Besitzer nöthigen, noch anderweitem Arbeitsverdienst nachzugehen. Was nun die erstere, d. h. die Kategorie der selbstständigen Bauerwirthschaften betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß unter bestimmten Voraussetzungen und bei rationellem Betriebe diese eine fast gleich hohe Productivität erlangen können, als die Vorwerkswirthschaften. Deren Vorhandensein und Erhaltung ist für das gesammte Staatsleben von äußerster Wichtigkeit, da deren Besitzer jenen Mittelstand repräsentiren, der die Grundlage der Steuer- wie der Wehrkraft des Landes bildet, ohne den überdies ein geordnetes Gemeindeleben und ein fruchtbringendes Self-Government nicht möglich ist.

Gerade diese mittleren Landgüter sind aber durch das freie Agrarsystem bedroht, deren stete Minderung unvermeidlich erscheint, so lange dasselbe in Anwendung bleibt, denn diese läßt unberücksichtigt, daß nach Auflösung der organischen Bande, welche ehedem die Grundstücke jedes Dominiums solidarisch vereinten, die Concurrenz auch auf dem Gebiete des Landbaues zur Geltung gelangt ist. Wie im Gewerbsleben, so unterliegen auch hier die Wirthschaften, welche mit zu schwachen Kräften betrieben werden. Den größeren Gutsbesitzern steht das Capital

wohlfeiler, zu geringerem Zins zu Gebote, als den kleineren; die ersteren sind deshalb im Stande, einen höheren Bodenpreis zu bezahlen, als die letzteren; sie kaufen Bauerhöfe aus und schlagen sie den Vorwerks-Ländereien zu, deren Besitz ihnen wünschenswerth erscheint, sobald sie mit der Cultur der eigenen Ländereien genügend vorgeschritten sind. Das Uebergewicht der größeren Gutsbesitzer wird aber auch dadurch gesteigert, daß für Wissenschaft und höhere Bildung seit Jahrhunderten Vorsorge getroffen ist, daß den vermögenden Familien alle Hülfsmittel zur Mehrung der intellectuellen Kräfte zu Gebote stehen, während die Volksschule noch mit den Schwierigkeiten der Begründung zu kämpfen hat und nicht im Stande gewesen ist, in den Landgemeinden die intellectuellen Kräfte auszubilden, welche der rationelle Wirthschaftsbetrieb erheischt. Auch aus diesem Grunde kann der größere Grundbesitzer eine höhere Bodenrente erzielen und den Boden theurer bezahlen, als die Mitglieder der Landgemeinden. Selbst wo größere Gutsbesitzer nicht in der Nähe sind, da ist die Gefahr für die Rusticalen keineswegs ausgeschlossen, indem das Zusammenschlagen mehrerer Bauerhöfe zu einer Vorwerkswirthschaft sich in der Regel als ein rentables Geschäft erweist. Insbesondere die leichteren, den Uebergang zur Stallfütterung nicht gestattenden Bodenklassen sind dieser Gefahr ausgesetzt, weil hier für wenige Viehhäupter ein besonderer Hirte gehalten werden muß, dessen Besoldung einen unverhältnißmäßigen Theil der Bodenrente absorbirt. Der Selbsterhaltung wegen haben die Besitzer meist ihren Kindern das Hirten-Amt übertragen, was indessen nur momentane Hülfe gewähren kann, da die solcher Art in Faulheit und Verdummung heranwachsenden Generationen wegen ungenügender Cultur der Concurrenz um so sicherer erliegen müssen. Auch das ländliche Grundvermögen unterliegt hiernach einer natürlichen Centralisations-Tendenz. Derselben kann jedoch mit sicherem Erfolge entgegengewirkt werden, sobald ein inniges und dauerndes Verhältniß der Familie zu ihrem Grundvermögen wiederum hergestellt wird. Dem Familiengeiste, der Liebe des Landmannes zu seiner Scholle, darf in dieser Beziehung vertraut werden; derselbe wird auch die höchsten Kaufgebote unwirksam erscheinen lassen, sobald nicht ferner äußere Zwangsmomente zu deren Annahme bringen, d. h. sobald der Landmann von dem Unsegen der angeblich freien Agrar-Verfassung erlöst wird.

Doch auch von der entgegengesetzten Seite wird der Bestand der mittleren Ackerwirthschaften in Frage gestellt. Geht auch die Erbtheilung ohne Bodenzersplitterung vorüber und führen die Zwangsmomente nicht zum Verkauf des Hofes an einen benachbarten Gutsbesitzer, daher zur Centralisation, so ist der Besitzer doch öfter gezwungen, Theile der Wirthschaftsfläche abzuverkaufen, um Gläubiger zu befriedigen oder Betriebsmittel zu erlangen, und der Boden erhält solcher Art den Charakter der Scheidemünze. Oder die Speculation bemächtigt sich eines

Schulden oder Erbtheilung halber zum Verkauf kommenden Hofes, schlachtet denselben in viele Parcellen aus, und der Hofschlächter sieht sich gemeinhin durch einen ansehnlichen Gewinn belohnt. Wenn auch die Zahl der selbstständigen Ackernahrungen durch Consolidation und Dismembration sich nicht vermindert haben sollte, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die dem Bauernstande angehörende Bodenfläche seit der Eigenthums-Verleihung eine sehr erhebliche Verminderung erlitten hat, während die Kräftigung des Bauernstandes der ausgesprochene Zweck der agrarischen Reformen gewesen ist.

Ist nun aber die Umwandlung der mittleren Ackernahrungen in Parcellenwirthschaften nicht ein Fortschritt? In sofern die Parcellen in Gartenwirthschaften verwandelt werden, muß diese Frage bejaht werden, weil der Gartenbau entschieden productiver ist, als der Landbau; ebenso in sofern die Parcellen der Existenz von Fabrikanten und Tagelöhnern zur Basis dienen, denen im Uebrigen ein ausreichender Arbeitsverdienst zu Gebote steht. Gartenfrüchte sind indessen nur in der Nähe größerer Städte oder eines reichen Gewerbsbetriebs verkäuflich, und nur hier hat der Gartenbau einen naturwüchsigen Boden; ebenso ist nur in solchen Gegenden und in der Nähe größerer Güter der Arbeitsverdienst gesichert. Werden dagegen selbstständige Ackernahrungen in Landestheilen dismembrirt, wo diese Voraussetzungen nicht zutreffen, und werden die Parcellen von uncultivirten und daher leichtsinnigen Personen acquirirt, die demnächst neue Familien gründen, so entsteht jenes seßhafte Proletariat, welches beim Mißrathen der Kartoffeln dem bittersten Nothstande verfällt, und dessen Lage viel übler ist, als die des besitzlosen Proletariats, das dem Erwerbe doch ungehindert nachziehen kann. Die Parcellenwirthschaft ist hiernach den Interessen der Gesellschaft entsprechend, wo sie in den übrigen gesellschaftlichen Verhältnissen einen natürlichen Boden findet, sie ist ein Criterium socialer Krankheit, wo sie das Product äußerer Zwangs-Momente, daher der angeblich freien Agrar-Verfassung ist.

Unser Autor dagegen erblickt in der Parcellenwirthschaft ganz allgemein einen erheblichen Fortschritt; ihm ist dieselbe das Ziel, dem unter allen Umständen nachgestrebt werden muß. Er begründet diese Ueberzeugung wie folgt: „Das Princip der Arbeitstheilung, welchem die große Industrie ihre Uebermacht verdankt, ist bei der Landwirthschaft theils gar nicht, theils nur in untergeordnetem Maße anwendbar. Der nothwendige Wechsel der Beschäftigungen und Operationen des Landbauers macht es durchaus unmöglich, daß derselbe, wie jener Fabrikarbeiter, eine bloße Maschine oder gar ein einzelnes Rad derselben werde; der hieraus erwachsende ökonomische Verlust dürfte übrigens auch nicht einmal zu beklagen sein, da er durch den moralischen Vortheil reichlich aufgewogen wird, daß jene zahlreichste und wichtigste Klasse der menschlichen Gesellschaft gerade vermöge jener Eigenthümlichkeit immerdar ihren Menschen-

rang und ihre Menschenwürde behauptet, weil sie eben nicht bloß mechanisch arbeitet und producirt, sondern auch denkt und urtheilt."

Ganz richtig, nur muß anerkannt werden, daß die Arbeitstheilung, in dem Sinne und in dem Maße wie in der Fabrik, selbst in der größeren Landwirthschaft nicht anwendbar ist. Dessenungeachtet überragt die Großcultur die Parcellenwirthschaft bei Weitem, weil der ersteren die in dem Fruchtwechsel und in einer systematischen Organisation großer wirthschaftlicher Kräfte liegende Productivkraft zu Gebote steht, während die letztere alljährlich nur Kartoffeln u. dergl. erzeugt; weil der ersteren die Hebelkraft beiwohnt, welche durch das Zusammenwirken Mehrerer oder Vieler erzeugt wird, jene Hebelkraft, welche das Geheimniß der Macht des Geldes und des Staates offenbar werden läßt — während in der Parcellenwirthschaft selbst der Einzelne mit seiner Familie nicht ausreichende Beschäftigung findet, hier von der in dem organischen Zusammenwirken wirthschaftlicher Kräfte liegenden Productivkraft nicht die Rede sein kann. Was im Uebrigen zu Gunsten der ländlichen Bevölkerung angeführt wird, acceptiren wir mit Dank, möchten es indessen nicht auf das seßhafte Proletariat und auf die der Tyrannei des Geldcapitals unterliegenden Landbesitzer angewendet wissen.

Der Verfasser führt an, um seine Ueberzeugung auch aus der Erfahrung zu begründen: „Ueberall, wo die Kleincultur besteht, ruft sie eine verhältnißmäßig dichte Bevölkerung hervor, welche hinsichtlich der Ernährung, Bekleidung und Wohnung, überhaupt in Beziehung auf fortschreitenden Wohlstand, hinter der dünnen, meist tagelöhnernden Bevölkerung der auf Großcultur basirten Wirthschaft nicht zurücksteht. Der Viehstand und demzufolge die Düngerproduction ist erfahrungsmäßig in den zur Parcellenwirthschaft vorgeschrittenen Landestheilen stärker, als wo die größeren Güter vorherrschen, und überragt namentlich Rheinland in dieser Beziehung alle anderen Provinzen des preußischen Staates. Bei gartenmäßiger Bewirthschaftung genügen oftmals schon 2 bis 3 Morgen in der Nähe der Städte, beziehungsweise der Eisenbahnen, um eine Familie zu ernähren. Der parcelirte Boden wird besonders hoch bezahlt, und die Verschuldung ist dem kleineren Besitzer, der sich nach der Decke streckt, in kritischen Zeiten nicht so gefahrbringend, als den größeren. In den unglücklichen Kriegszeiten haben nur die größeren Gutsbesitzer in Preußen des Indults bedurft, auf die kleineren ist er nicht ausgedehnt worden. Die Zahl der Verbrechen, der unehelichen Geburten ist in der Rheinprovinz verhältnißmäßig geringer, als in den übrigen Theilen der Monarchie, die Bevölkerung intelligenter" ꝛc.

Nun sind die hier angeführten Thatsachen unbestreitbar, doch stehen sie mit der Parcellenwirthschaft in keinem unmittelbaren Zusammenhang. Denn diese hat in der Rheinprovinz überall zu einer mit Stallfütterung verbundenen Gartencultur führen müssen, indem hier der Milch-, Obst- und Gemüseverkauf in der städtischen und industriellen

Bevölkerung einen gesicherten Markt findet, und indem die zahlreichen Industrie-Arbeiter durch den Besitz einer Landparcelle ihre Existenz zu begründen bestrebt sind. Ueberdies ist das Uebergewicht der Rheinprovinz durch die Länge der Vegetationsperiode und durch die alte Bodencultur leicht erklärlich; ebenso die größere Intelligenz der dortigen Bevölkerung im Vergleich zu den erst neuerdings aus den Hörigkeitsbanden emancipirten Landbewohnern der alten Provinzen. Was jedoch den Umstand anbetrifft, daß in den unglücklichen Kriegszeiten nur den größeren Gutsbesitzern ein Indult bewilligt worden, so erklärt sich derselbe dadurch, daß die Rusticalen damals das Eigenthum ihrer Höfe noch nicht besaßen, diese demnach nicht verschuldet sein konnten. Eben so würde sich das Uebergewicht der unehelichen Geburten in den alten Provinzen leicht haben erklären lassen, wenn der Verfasser den Code Napoleon, der bekanntlich die Recherche de la paternité untersagt, in Betracht gezogen hätte, so wie die größere Intelligenz des gemeinen Mannes in Rheinland — die natürliche Folge der Verbindung von Industrie und Gartenwirthschaft. Unserm Stadtpolitiker hat offenbar die Gartencultur vorgeschwebt, als er sich für die Kleinwirthschaft enthusiasmirte; wesentlich aus diesem Grunde und weil sie der Großwirthschaft und damit dem Grundadel den Untergang verheißt, ist die freie Agrarverfassung sein Panier geworden, zumal diese sich noch nebenher des Vorzugs erfreut, der Gefühlspolitik ein weites Feld zu bieten. Sein Enthusiasmus würde sich bald abgekühlt und in Grauen vor der damit verbundenen wirthschaftlichen und socialen Misere umgewandelt haben, hätte er sich die Mühe gegeben, die Parcellenwirthschaft zu studiren, wie sie — zum Glück bis jetzt nur sporadisch — sich ausgebildet hat, wo sie von einer städtischen und gewerblichen Bevölkerung nicht getragen wird. Nicht an und für sich ist die Parcellenwirthschaft productiver, als die Großwirthschaft; sie wird dies nur, sobald sie durch ein reges Gewerbsleben ausreichend befruchtet wird, um zur Garten-Cultur vorschreiten zu können.

Aber auch in socialer Beziehung soll die Kleincultur nach der Ueberzeugung des Verfassers nur Segnungen zur Folge haben. Er äußert in dieser Beziehung: „In denjenigen Ländern, wo die Parcellirung und die Kleincultur vorherrscht, da wird zwar eine dichte, keineswegs aber jene elende, dem Zufall preisgegebene Bevölkerung angetroffen, welche die Keime des Pauperismus und des Proletariats in sich trägt, sondern vielmehr jene gesunde, tüchtige Landbevölkerung, welche den eigentlichen Kern der Staaten im Kriege wie im Frieden bildet. Es sind eben nicht bloß gut- und heimathlose Tagelöhner, sondern ächte Bürger und Eigenthümer, deren Fleiß und Energie durch die ihnen gebotene Möglichkeit weiterer Erwerbung unablässig gespornt wird, und welche einerseits in dieser Hoffnung, andererseits in der ehrenwerthen Furcht, zur Klasse der Besitzlosen hinabzusinken, jenen mächtigen moralischen Halt finden,

in welchen schon Malthus die einzige wahre Garantie gegen wirkliche Uebervölkerung erkannt hat. Der bloße Tagelöhner, welcher eben „aus der Hand in den Mund lebt“, kann nicht mehr auf eine tiefere Stufe hinab sinken, er begründet daher sorglos und rücksichtslos eine Familie und vermehrt ebenso gedankenlos die Zahl ihrer Mitglieder. In den Ländern des freien Agrarsystems beträgt die Bevölkerungszunahme einen bei Weitem geringeren, der wirklichen Zunahme des Nationalvermögens entsprechenden Procentsatz. Es kommt z. B. in Belgien eine Geburt auf 32,⁹, in Frankreich sogar nur auf 36 Lebende, während in England schon auf 28,⁹, in Preußen auf 25,⁰², in Oesterreich auf 25,⁰⁴, in Rußland schon auf 22,⁴ Lebende eine Geburt kommt. In den östlichen Regierungsbezirken Preußens z. B. von Königsberg, Gumbinnen, Marienwerder und Bromberg kommt eine Geburt schon auf 18—19 Lebende, in den rheinischen Regierungsbezirken dagegen erst auf 26—28 Lebende.“

Bei diesen Behauptungen hat uns zunächst die Mißachtung schmerzlich berührt, mit der der Stand der Tagelöhner behandelt wird; sie ist genau so berechtigt, als wollte man die Werkführer und Arbeiter, durch deren Thätigkeit unsere Großindustrie, der Bergbau, die Schifffahrt 2c. einen steigenden Aufschwung gewinnen, durchweg den Handwerksmeistern nachstellen, die unter dem Einfluß einer schrankenlosen Concurrenz nicht selten froh sind, ihr Leben durch Tagelöhnerei zu fristen. Die zu einer wohlfundirten Wirthschaft in einem festen Verhältniß stehenden Arbeiter sind öfters sehr ausgezeichnete Menschen und die Fälle nicht selten, wo Parcellenwirthe und selbst Bauern ihre Grundstücke verkauften, um sich einer größeren Wirthschaft als Gehülfen anzuschließen. Der strebsame Geist findet hier ein reicheres Thätigkeitsfeld; die Existenz ist mehr gesichert, das Leben freier von erdrückenden Sorgen als dasjenige der vom Liberalismus heimgesuchten kleinen Grundbesitzer. Im Uebrigen hat die Socialpolitik keine Vorstellung von „einer ehrenwerthen Furcht, in die Klasse der Besitzlosen hinabzusinken.“ Den Culturstaat anstrebend, ist ihr jegliche Art von Besitzthum nur Mittel, die Ausbildung der edleren Menschenkraft aber Zweck — ihr ist der Besitzlose nicht minder ehrenwerth als der Besitzende. Der Liberalismus scheint sich in die Regionen des Kastengeistes zu verirren.

Wenn hiernächst der Verfasser in der Uebervölkerung einen Uebelstand erkennt und sich bemüht, die freie Agrarverfassung gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, als provocire sie dieselbe, so sehen wir darin einen Fortschritt, zu dem der Liberalismus sich erst neuerdings erhoben hat. Die Consequenz dieses Zugeständnisses muß dahin führen, die Eheschließungen einer gesetzlichen Regelung zu unterwerfen, diejenigen Garantieen herzustellen, deren die Gesellschaft gegen den Leichtsinn und den Unverstand der roheren Bevölkerungsklassen dringend bedarf. Im Uebrigen jedoch konnte der Erstlings-Versuch in der wissenschaftlichen Benutzung von Thatsachen nicht unglücklicher ausfallen als es hier geschehen ist.

Wenn in den östlichen Regierungsbezirken auf 18, in den rheinischen auf 28 und in Frankreich auf 36 Lebende eine Geburt trifft, was in aller Welt beweiset dies für oder wider die freie Agrarverfassung, da diese allen diesen Ländern gemein ist, sie in denselben seit mindestens einem halben Jahrhundert gesetzlich bestehet? Es beweisen jene Zahlen nicht mehr und nicht weniger, als daß in Beziehung auf die Zahl der Geburten die Agrarverfassung nicht das allein bestimmende Motiv ist. Wer sich mit dieser Materie auch nur oberflächlich beschäftigt hat, dem ist es bekannt, daß die Zahl der Geburten überwiegend durch die Zahl der Sterbefälle und durch den Culturzustand der Bevölkerungsmassen bedingt ist. In der Provinz Guanarato trifft schon auf 16 Lebende ein Geburtsfall; aber die durchschnittliche Lebensdauer ist des ungesunden Klimas &c. wegen sehr gering. Die Generationen folgen rasch auf einander. Die Leichtigkeit der Geschäftsetablirung und daher der Eheschließung, auf welche die Agrarverfassung allerdings von Einfluß ist, bildet nur ein secundäres Motiv bei Bestimmung der Geburtsfälle, die bekanntlich in den gebildeten Klassen weniger zahlreich vorkommen als in den uncultivirten. Der Socialpolitiker würde aus jenen statistischen Gegensätzen gefolgert haben, daß in Rheinland, und noch mehr in Frankreich die durchschnittliche Lebensdauer und die Cultur der Bevölkerungsmassen größer sei als in Ostpreußen, während hier zugleich die Parcellirungen noch ein bereiteres Feld finden, als im Westen, wo die Atomisirung des Bodens bereits auf die Spitze getrieben ist.

Unserm Autor haben bei Beurtheilung der Parcellenwirthschaft offenbar die günstigen Verhältnisse des Rheinlandes vorgeschwebt, wo dieselbe, getragen von einer reichen Industrie, und in derselben ihre naturgemäße Entstehung findend, sich zu einer gartenmäßigen Bodencultur zu erheben vermocht hat; ihm sind die entgegengesetzten Zustände in den lediglich auf Landbau angewiesenen Landestheilen, wo die Bodenzersplitterung in äußern, zwingenden Momenten und niederer Volkscultur ihre Entstehung findet, gänzlich unbekannt geblieben. Er hat sich auch nicht die Mühe gegeben, von dem Urtheil gründlicher Beobachter, selbst von dem der Parteigenossen Kenntniß zu nehmen, die, der Macht der Thatsachen sich beugend, sich gezwungen sahen, mindestens in Beziehung auf Agrarpolitik ihre Doctrin aufzugeben. Wir wollen demselben deshalb in Erinnerung bringen, wie v. Rotteck, den Niemand reactionärer Bestrebungen verdächtig erachten wird, sich*) über die freie Agrarverfassung ausspricht: „In moralisch-politischer Hinsicht erscheint die Untheilbarkeit darum empfehlenswerth, weil nur Güter von einer gewissen Größe und einem bestimmten Ertrag ihrem Bebauer dasjenige sichern, was Möser für einen tüchtigen Bauernstand forderte: Das Nothwendige

*) Vergl. v. Rotteck und Welcker Staatslexicon Th. II. S. 264.

in seiner hinlänglichen Vollkommenheit und die Möglichkeit, etwas für Zeiten der Noth und für Versorgung der Kinder zu ersparen. Nur Bauerngüter solcher Art, nicht aber bis zu unbedeutenden Läppchen vertheilte oder ausgesogene, verarmte und schlecht bebaute Güter, werden die Grundlage für einen gesunden, tüchtigen, achtbaren, für einen zuverlässigen und selbständigen, für einen an Sitte, Recht und Freiheit, an Vaterland und Verfassung haltenden, für einen nicht ökonomisch und moralisch verlumpten Bauernstand, kurz für einen solchen, wie man ihn mit Freuden noch in manchen Gegenden Deutschlands z. B. des Schwarzwaldes und des Odenwaldes, von Hannover und Westphalen sieht; da wo völlig gleiche Beerbung aller Kinder und gleiche Vertheilung der Güter stattfindet, da nehmen zuweilen die vielen aus Büschen und Gräben bestehenden Grenzzeichen einen großen Raum des zerstückelten Landes ein. Da findet man häufig statt stattlicher Bauerhöfe elende, schmuzige Hütten, bei welchen man sich hüten muß, Nachts nicht mit dem Kopf oder Schultern an die Dächer zu stoßen. Da sieht man eine unverhältnißmäßig anwachsende, ungesunde, arme Bevölkerung, welche, auf jeden möglichen Nebenverdienst und Gewinn angewiesen, immer mehr Ehrlichkeit, Sitte, Selbstständigkeit und die wahre bäuerliche und bürgerliche Tugend verliert."

Zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kriegsmarine.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, machte die genialen Schöpfungsversuche zur Bildung einer Kriegs-Marine, wie er gleichzeitig das Kriegsheer erst geschaffen hat, welches seitdem der Kern des preußischen Volks wie der Kern des preußischen Staats geblieben ist. Mit jugendlicher Frische und aller Energie seines reichen Geistes verfolgte er die Lieblingsidee zur Hebung des Handels und der Cultur, zur Vermehrung der Einkünfte, zur Entfaltung der steigenden politischen Macht zunächst in Deutschland, weiter in Europa, eine Seemacht zu gründen und zu befestigen. Seine genialen Pläne waren indessen, als er starb, nicht einmal zur Hälfte durchgeführt, sondern nur eingeleitet und bedurften zur Fortführung eines eben so kühnen und klarsehenden Meisters, wie der Erfinder gewesen. Die Geschichte der lebensfrischen That, des der That entgegeneilenden Strebens war beendet: sein zeitweises Erwachen gleicht dem eines Sterbenden, dessen letzte Muskelspannungen mit krampfhafter Gewalt die Hand des Todes abschütteln wollen; es folgt die Epoche des passiven Elends. König Friedrich I. war schon nichts weniger als begeistert für das mühevolle Werk der Gründung einer Seemacht, deren dringende Nothwendigkeit er nicht anerkannt, wenn auch

nie bestimmt geleugnet hatte. War ihm die Zukunft jener gleichgültig gewesen, weil er keine augenblicklichen Vortheile dadurch gewinnen konnte, hatte er nur, so zu sagen, aus Pietät die Lieblingsidee seines großen Vaters nicht fallen lassen, so hielt dessen Enkel, der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., die Schöpfung einer Kriegsmacht zur See für ein kostspieliges Werkzeug. Die weiland berühmte und gefürchtete brandenburgische Flagge verschwand auf dem Weltmeere. Es folgt eine lange Zeit der Ruhe, während welcher die letzten Reste des Materials der kurbrandenburgischen Kriegsmacht zur See verfaulten. Selbst als Friedrich der Große den preußischen Thron bestieg und mit jugendlicher Frische, mit hellem, stolzem Geiste für das Recht und für die Hoffnungen seines Vaterlandes gegen halb Europa zu kämpfen wagte, selbst in jener hohen, geistig durchdrungenen Epoche durfte auf die Wiederbelebung der Schöpfung seines großen Lehrmeisters nicht gehofft werden: denn inmitten einer gegen ihn in Waffen stehenden Welt bedurfte er der Sammlung aller Kräfte, um sich gegen diese zu vertheidigen und die sich selbst gestellte Aufgabe zu vollbringen. Es blieb dem großen Manne weder Raum noch Gelegenheit, wiederum aus Nichts eine Kriegsflotte erstehen zu lassen.

Zur Geschichte der neuesten Zeit fehlt der Uebergang ganz. Es ist eine nicht auszufüllende Kluft, an deren diesseitigen Grenzen eine neue Schöpfung sich zu entwickeln strebt. Preußen war wie in allen Zweigen des geistigen und materiellen Fortschritts wieder in der Errichtung einer seinen politischen Verhältnissen entsprechenden Seemacht dem übrigen Deutschland vorangegangen. — Die Kriegs-Corvette „Amazone" konnte im Jahre 1845 ihre erste Uebungsfahrt unternehmen, seit der Zeit des großen Churfürsten das erste (brandenburgische) preußische Kriegsschiff. Preußen war auch bestrebt, die nationale Aufgabe durchzuführen, den deutschen Handel unter eine gemeinsame Handelspolitik und unter den Schutz einer Flotte zu stellen, nachdem es als leitende Macht des Zollvereins die Bedeutung der Anforderungen an denselben begriffen, welche von den Nachbarstaaten für den Fall ihres Anschlusses gestellt werden mußten. Wiederholt schlug Preußen im Jahre 1847 den Seestaaten vor, sich durch Annahme „einer deutschen Flagge gleiche Behandlung und Berechtigung der diesem Staatenvereine angehörigen Schiffe und Ladungen, durch Anstellung gemeinschaftlicher Consuln und gemeinschaftlicher Abschließung von Handels- und Schifffahrtsverträgen" mit ihm zu einigen. Die Politik der Kleinstaaten legte den Hemmschuh an und es geschah nichts.

Die schnellere Entwickelung der preußischen Marine seit dem Jahre 1848 ward herbeigeführt durch Um- und Zustände, welche die deutsche Marine, oder besser die nicht über den Embryo-Zustand hinausgelangte Reichsflotte begleiteten. Als unter dem Hammer des Auctionators das übereiferte Werk der „deutschen Flotte" in Stücken gegangen,

dem die Hauptfactoren der Existenz entzogen waren: Geld und Zeit — hatte man Anfangs Geld, so hatte man doch niemals Zeit! — hat wiederum durch Preußen, nachdem dieses mittelst Erwerbung des Jahdebusens in die Reihe der Nordseestaaten eingetreten und der Kern der deutschen Flotte in den Boden preußischen Ernstes und preußischer Kraft gelegt ist, der Schutz des deutschen Handels seine nationale Organisation erhalten.

Das sind die großen Conturen und festen Grundzüge zu dem Bilde, welches eine eben so geschickte wie emsige Hand so eben von der preußischen Marine entworfen hat. A. Jordan, Hauptmann à la suite des See-Bataillons, hat eine Geschichte der

brandenburgisch-preußischen Kriegs-Marine in ihren Entwickelungsstufen mit Benutzung archivalischer Quellen und ungedruckter Manuscripte dargestellt. Motto: Vom Fels zum Meer. Berlin. Druck und Verlag von F. Heinicke. 1856. gr. 8. S. 248.

Das Buch, welches auf jeder Seite nicht nur die genaue Kenntniß des Gegenstandes, sondern auch die ernste Begeisterung für denselben darlegt, ist aus dem im ersten Bande des vortrefflichen Archivs für Landeskunde im Königreich Preußen (S. 106 ff.) enthaltenen Abrisse der Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kriegs-Marine erwachsen. Jene Abhandlung enthält den weitläufig entwickelten Plan der vorliegenden Arbeit, den wir deshalb mit des Verfassers eigenen Worten oben angeben konnten. Das genaue Detail wollen und dürfen wir nun aber nicht weiter aus dem in Papier und Druck löblich ausgestatteten Buche entlehnen; die interessanten Persönlichkeiten und charakteristischen Begebenheiten, welche der Verfasser uns aus seiner weiten und scharf spähenden Umschau vorführt, müssen eben wegen der frischen Darstellung auch unmittelbar vor Seele und Auge treten, damit über diesen altneuen Ruhm des Vaterlandes die noch unsichere und mangelhafte Kenntniß zu einer richtigen Würdigung seiner Bedeutung sich heranbilde, und die Größe des Ruhmes nicht bloß ihre materiellen Interessen trage, sondern zugleich die höheren in der Belebung des National-Gefühls.

Ausländische Poesie.

Runen finnischer Volkspoesie, gesammelt und übersetzt von Dr. Julius Altmann. Leipzig, 1856. Falcke und Rößler und desselben: Die Wüstenharfe. Eine Sammlung arabischer Volkslieder, ebendaselbst.

Die Bereitwilligkeit, mit welcher in Deutschland fremdes Verdienst, hier insbesondere literarisches Verdienst, anerkannt wird, ist sie eine Tugend oder ist sie ein Fehler?

Die Bezeichnung „Fehler" wird ihre zahlreichen mit schweren Ar-

gumenten bewaffneten Vertheidiger finden, und der „Tugend" wird es ebenfalls an wohlgerüsteten Champions nicht fehlen; wir schließen uns Klopstock an, wenn er sagt:

„Nie war gegen fremdes Verdienst
Ein andres Volk gerecht wie Du,
Sei nicht allzugerecht, sie denken nicht edel genug,
Zu seh'n, wie schön Dein Fehler ist."

Ja, unsere Gerechtigkeit gegen fremdes Verdienst ist zuweilen ein Fehler gewesen, aber es war immer ein schöner Fehler, natürlich abgesehen von den Zeiten, wo unsere Gerechtigkeit in fratzenhafte Nachäffung und knechtische Bewunderung fremden Flitters überschlug, oder sich in der Lobpreisung fremder Erbärmlichkeit gefiel. Mit Recht haben so viele unserer besten Dichter gegen die Bewunderung des Fremden geeifert, Klopstock's Warnung vor dem „schönen Fehler" sollte oft mehr beherzigt werden, und Goethe sagt nicht umsonst: „Das Vaterland verleiht die besten Gaben" und „das Gute liegt so nah!"

Das traurigste, aber wohlbegründete Sprüchwort lautet: Es ist nicht weit her! und wir sollten nicht vergessen, daß lange vorher, ehe dieses Sprüchwort aufkam, unsere Väter sagten: er geht ins Elend, wenn Einer ins Ausland ging, daß sie alle Ausländer „Alilendi" Elende nannten, eben so stolz wie die Griechen alle Nichtgriechen Barbaren zu betiteln pflegten.

Aber der Mißbrauch soll uns nicht am Gebrauch hindern, und was wir wirklich Bedeutendes aus dem literarischen Auslande uns geholt, was wir uns zu eigen gemacht, das soll uns werth und theuer sein trotz alledem, soll uns theuer bleiben, nicht um seines Werthes an sich allein, sondern auch als Frucht des deutschen Sammlerfleißes, der deutschen Gerechtigkeit und der deutschen Treue, mit der wir es zusammengebracht, gewürdigt und übertragen haben.

Wir haben große Eroberungen auf dem Gebiet ausländischer Literatur gemacht, die größte und glänzendste allein wollen wir nennen: Shakespeare, ihn haben wir so vollständig erobert, daß er jetzt mehr für einen deutschen als für einen englischen Dichter gelten kann.

Doch auch auf engern Gebieten, wo die Erfolge nicht so glänzend, die Ernten nicht so massenhaft sein konnten, haben wir so manche schöne Frucht geheimset. Herder hat uns den Weg dahin gezeigt in seinen „Stimmen der Völker". Viele sind nach ihm diesen Weg gewandelt, nicht Alle mit gleichem Glück und gleich seinem Verständniß.

Zu denen, welche ihn in neuester Zeit mit ganz besonderem Glück gewandelt sind, rechnen wir den Dr. Julius Altmann, welcher der literarischen Welt unter Anderm auch durch seine meisterhafte Uebersetzung der russischen Ode von Derschawin: Gott, bekannt ist. Er zeigt in seinen Runen finnischer Volkspoesie ein wahrhaft poetisches Verständniß für den dichtenden Volksgeist, das aber ist die Eigenschaft, welche der Ueber-

setzung fremder Poesie eigentlich Werth verleiht, ohne welche sie nichts ist. Es klingt aus der Altmann'schen Uebersetzung der Ton wieder, treu und echt, in welchem jene Runen gesprochen werden zwischen den Felsenbergen Finnlands, jenes nordischen Schweizerlandes.

Der Uebersetzer theilt die von ihm gesammelten Runen in verschiedene Abtheilungen. Zuerst epische Runen, oder Runen, die sich auf die nordische Götter- und Heldensage beziehen. Man wird in dieser Abtheilung Manches finden, was nur durch die beigefügten Anmerkungen ganz verständlich wird, Vieles aber ist an sich so einfach schön und so ursprünglich, daß es Anklang finden muß überall. Z. B.:

Sind auch lang des Königs Hände,
Jumala bleibt ungegriffen.
Stände doch ein Gott verlassen,
Wenn die Welt sich von ihm kehrte.
Heilig selber ist dem Bösen
Mädchenunschuld, Mädchenehre,
Hiisi selbst geht einer Jungfrau
Mit gesenktem Blick vorüber.

Die zweite Abtheilung hat Herr Altmann lyrische Runen genannt; sie beziehen sich auf Liebe, Ehre, Sang, Jugend und verwandte Dinge. Diese Abtheilung enthält die schönsten Perlen der Sammlung. Man urtheile selbst:

Jugend ist ein Kahn im Sunde,
In dem schönen Felsensunde,
Liebe ist des Kahnes Segel,
Ist das schöne weiße Segel.
Liebender Gedanken reden
Laut, wenn auch die Lippen schweigen.
Liebenden scheint eine Blume
Selbst das Gras, betrübten Augen
Gilt als Gras doch nur die Blume.

Frisch aus dem Leben heißt es:

„Wer ein gar verlaß'nes Mädchen,
Eine überseh'ne Dirne,
Eine übergang'ne Jungfrau
Nimmt zu seiner Eh'genossin:
Der hat eine auserwählte,
Eine auserles'ne Gattin,
Eine wack're Eh'genossin."

Es wird immer auf die Dankbarkeit der Frau in der Ehe gerechnet:

Kauf' ein Pferd aus reichem Hause,
Freie doch aus einem armen.

Oder:

„Werther ist die sanfte Dirne
In dem schlichten flachs'nen Hemde,
Als das eigenwill'ge Fräulein
In dem schmucken seid'nen Rocke.

Wer die Wahl hat, freie jene,
Freie jene, meide diese.

Sorgen viel hat der Beweibte,
Sorgen mehr der Ehelose.

Fest wie eine Eisenkette
Ist der Ledergurt des Mägdleins
Für den ungeliebten Freier,
Der ihn sprenget nicht mit Fäusten.
Lose wie ein seidnes Bändchen
Wäre selbst ein Eisengürtel
Für den Freier, den Geliebten,
Der ihn lös't mit einem Finger.

Einsam fährt im Kahn der Alte,
Mit der Liebsten fährt der Junge.

Freude ist der Jugend Tochter,
Küsse sind der Freude Brüder,
Sorge ist des Alters Tochter,
Thränen sind der Sorge Schwestern.

Greift der Junge nach dem Stabe,
Dienet er ihm wohl zum Sprunge;
Greift der Alte nach dem Stabe,
Dienet er ihm nur als Stütze.

Reich an Listen sind die Schlangen,
Wandelbar des Meeres Wellen,
Listenreicher sind die Mädchen,
Wandelbarer sind die Weiber.

Die dritte Abtheilung bringt „didactische Runen", welche meist ganz allgemeine moralische Sinn- und Gedenksprüche enthalten. Z. B.:

Jeder Taube lebt ein Stößer,
Jedem Stößer lebt ein Jäger,
Jedem Jäger lebt ein Schicksal,
Und das Schicksal ist der Meister.

Ist der alte Wolf gestorben,
Wird das Schaf des jungen Beute.

Auch den falschen Weiser lobet,
Wer den rechten Weg getroffen.

Es liegt oft, meist, ein tiefer Sinn in diesen einfachen Sprüchen.

Speit der König auf die Tanne,
Königstanne nennt sie gleich sich.

Angeritten kommt die Krankheit,
Aber ab geht sie zu Fuße.

Nieder hab' ich mich geleget,
Sprach die Tanne, die der Sturmwind
Mit den Wurzeln ausgerissen.

Herrschaft übt der Mann am Biere,
Herrschaft übt der Wein am Manne.

In des Unzufried'nen Augen,
In des Unverschämten Blicken
Gilt das Meer, das riesengroße,
Selbst nur als ein kleines Wasser.

Aus dem Hause vor der Katze
Floh die Maus zum grünen Walde;
Nicht die Katze konnte fangen
Sie, die Eule aber fing sie.

Laut vom Kriege prahlt der Feige,
Still im Streite kämpft der Tapf're.

Wem Du übel willst, der sündigt,
Liegt er betend auf den Knieen.

Wen Du liebst, den wirst Du loben,
Wer Dir werth, den wirst Du preisen.
Ruhmlos bleibt der Ungeliebte,
Keiner spricht von dem Verhaßten.

Rufe Schimmel auch den Rappen,
Hast Du nur das Heu in Händen,
Traun, es hört den Ruf der Rappe.

Dieser reichen Sammlung aus dem Gebiete finnischer Volkspoesie hat derselbe fleißige Sammler eine Sammlung arabischer Volkslieder folgen lassen, die er „die Wüstenharfe" betitelt hat. Er hat diese arabischen Volkslieder nach in Rußland befindlichen, zum Theil slavisirten, zum Theil latinisirten Codices zum ersten Male in's „geliebte Deutsch" übertragen. Es haben uns die letzten Jahre viele poetische Perlen aus dem Orient gebracht, uns aber auch so viel werthlosen Sand der Wüste in die Augen gestreut, daß wir mit Recht etwas mißtrauisch geworden sind gegen die Gaben des Orients. Diese in der Wüstenharfe mitgetheilten Poesieen sind nun zwar auch nicht, wie sich von selbst versteht, von gleichem Werthe, aber es ist so viel Schönes dabei, und selbst das, was weniger ansehnlich ist auf den ersten Blick, hat seine literarische Bedeutung und volle Berechtigung.

Die „Wüstenharfe" enthält in zehn Büchern 111 Liebeslieder, 84 Scherze, 36 Sprüche der feinen Sitte, 13 Gast- und Ehrenlieder, 21 Schlachtgesänge, 23 Todtenklagen, 44 Spott-, Schmäh- und Rügelieder, 77 Weiberschmähungen, 3 Beschreibungen und 9 Reiselieder. Einige Beispiele werden beweisen, welchen Schatz uns Herr Altmann in dieser Sammlung übergeben.

Aus dem Buch der Liebeslieder:

Zwar wollt ich sie still umfangen,
Lind an ihrem Busen hangen,
Dämpfen meiner Lust Verlangen;

Als aus Blicken doch und Worten
Süß und heimlich aller Orten
Sprangen auf der Liebe Pforten.

Daß der Sehnsucht wilde Flammen
Ueber meinem Haupt zusammen
Schlugen — wer will mich verdammen?

Laß mich knüpfen dir Schleifen und Band los!
Holde, erscheine den Blicken gewandlos!
Siehe, der Lenz auch kettet, der Kühne,
Lächelnd des Hages Dornenverband los,
Voll aufblätternd die Ros' und gürtend
Ihren Duftkelch mit schmeichelnder Hand los.

Wie schüchtern einst war Rejjs Gekos,
Drauf mich umfing sie lodernd heiß.
Auf geht die Sonne strahlenlos,
Die Flammen bald zu senden weiß.

Ueber mich bückt sie sich,
An ihr Herz drückt sie mich.
Seele, so ruf' ich still,
O, wie entzückt sie dich!

Die Welle sinkt, die Welle steigt —
Erst war ich sanft auf sie geneigt,
Nun hob ich jauchzend sie empor —
Die Welle sinkt, die Welle steigt.

Noch steht die Sonne klar
Am Himmel voller Pracht:
Und Leila's Aug' und Haar
Verkünden doch die Nacht!

Es war uns nicht leicht, diese Proben auszuwählen, denn wir wollten möglichst charakteristische Lieder, und mußten doch, aus leicht begreiflichen Gründen, diejenigen übergehen, die das feiern, was der Araber in der Liebe am höchsten schätzt, den geschlechtlichen Genuß. Bemerken aber wollen wir doch, daß die Nacktheit, in welcher derselbe geschildert wird, nichts gemein hat mit dem brutalen Raffinement anderer Orientalen, z. B. der Türken, und daß die arabische Liebe immer noch einen Abglanz saracenischen Ritterthums trägt.

Aus dem Buche der Scherze wählen wir folgende treffliche Schilderung einer Kokette:

Sie schmiegte, beugt' und neigte sich,
Sie bog und zog und zeigte sich
Und drehte, wand und kehrte sich,
Und schob und hob und wehrte sich,
Und that, als wär' sie angegriffen,
Und Keiner hat nach ihr gepfiffen.

Erst wehrte sie ab mich mit schelmischer Kunst,
Als ich mir erflehte die kleinste Vergunst.
Doch als ich umspannt sie mit kühnerer Hand,
Da löste sie selber den Gurt vom Gewand.

Von den Sprüchen feiner Sitte:

Ihr möget fort und fort
Mich schmäh'n, mir gilt es gleich;
Euch lästert nicht mein Wort,
Mein Schweigen lästert Euch.

Aus den Gast- und Ehrenliedern:

Ich bin's, der Antwort giebt dem Rufer in der Nacht,
Ich bin's, der auf die Thür vor jedem Pocher macht,
Ich bin's, der Freund und Feind mit Speis' und Trank erquickt,
Und der, entschlief der Gast, sanft seinen Schlaf bewacht.

Aus den Schlacht- und Heldengesängen:

Ein syrisch Schwert zur Seite
Trägt mein Gemahl,
Was hell im Glanze funkelt,
Wie Sonnenstrahl.
Ein Grau'n ist er den Feinden,
Sprengt in den Troß
Heran mit seinen Waffen
Er hoch zu Roß.
Er spannt den Nababogen
Mit sich'rer Hand,
Er führt die rohrne Lanze
Kunstreich gewandt.
Sie heißen ihn den Tödter
Und fliehen fern —
Ich, die er sanft umfasset,
Ersehn' ihn gern.

Wenn Verrath der Stammfeind spinnt,
Wer denkt da an Weib und Kind?
Erst den Feind erwürgt, alsdann
Zu den Seinen kehrt der Mann.

Weiber ducken sich im Zelt,
Männerschwert bekämpft die Welt.

Zum Schluß noch einige Proben aus den Spott- und Schmähliedern:

Hittân sprach: um mich bluten
Soll Alles in der Rund, —
Da hört er den Kata *) tuten
Zur ungewohnten Stund' —
Um fiel er zwischen den Stuten
Und schlug das Haupt sich wund.

Eines Elephanten Kopf hast Du,
Eine Maus ist Dein Verstand darinnen,
Dir das Beste hab' ich nun genannt,
Was ich kann zu Deinem Ruhm ersinnen.

---

*) Kata, der Kuckuck!

Eine kurze Spanne Zeit
Küßte Sad die schöne Maid!
Fast schon eine längre Weile
Küßte Sad die schöne Leile;
Einen ganzen Tag sogar
Wird Sad lieben Dich, Navar'.

Geh', Hala, Dich Geschied'ne mag ich nicht.
Schuh', die ein Andrer auszog, trag' ich nicht.

Wenn einst Lubna dem Geschick erlegen,
Eh' ihr eilet, sie in's Grab zu legen,
Schlagt ihr noch entzwei den Mund den bösen,
Daß ihr wißt: er kann sich nicht mehr regen.

Mit ihren glotzenden Augen
Hat Dich eine Eule gesehn,
Da sprach sie: meine Schwester
Sah ich vorübergehn.

Plump erschien mir erst das Dromedar,
Plump das Nashorn, doch nun seh ich klar,
Stell' ich Dich, o Mädchen, neben sie,
Daß es giebt Liebreize wunderbar.

Unsere Leser werden sich überzeugt haben, daß der Sammler und Uebersetzer dieser fremden Poesieen auch der deutschen poetischen Formen in seltener Weise Herr ist. Sowohl die finnischen, als auch diese arabische Dichtungen haben gewonnen unter seiner veredelnden Hand in der deutschen Uebersetzung. Möchte sein Streben volle Anerkennung finden in der größten Theilnahme des lesenden Publicums. Die äußere Ausstattung beider Bücher ist sehr anständig.

Tages-Ereignisse.

In Folge der Berichte und Gesuche mehrerer Landräthe im Bereiche des II. Armee-Corps war — wie es hieß — die Abhaltung der großen Herbst-Manöver des Corps abermals einige Zeit in Frage gestellt, bis Seine Majestät der König, auf das anderweitige Gutachten militairischer Sachverständiger, befahl, daß diesen Berichten und Gesuchen der Landräthe keine Folge zu geben und das Manöver abzuhalten sei. Gewiß hat jeder Landrath Recht, wenn er durch die Truppen-Uebungen in größerem Maßstabe mannichfache Kosten, Behinderung und Belästigung für seinen Kreis im Ganzen, wie im Einzelnen voraussieht. Gewiß läßt sich für viele Landwehrmänner und Pferdebesitzer Zeit- und Geldverlust nachweisen. Gewiß kommt Unruhe und Unbequemlichkeit in manche städtische wie ländliche Commune, und in mancher Hinsicht

thun die Civilbehörden nur ihre Pflicht, wenn sie darauf aufmerksam machen; die militairischen Behörden thun aber auch nur ihre Pflicht, wenn sie nicht die geringste Notiz von dergleichen Vorstellungen nehmen und, so viel ihnen Macht gegeben ist, darauf dringen, daß die Truppen in größerem und wo möglich größtem Maßstabe geübt werden. In der That hat der Staat mehr, wie erweislich jemals früher, auf augenblickliche Nothstände in den Provinzen Rücksicht genommen, so daß sogar Jahre lang die allernöthigsten Landwehr-Uebungen ausgefallen sind; Seuchen, Mißernte, allgemeine Calamitäten, endlich die wiederholten Einberufungen in den Jahren 1848 — 1851, haben ein Nachlassen der Landwehr-Uebungen herbeigeführt, wie es früher nicht nachzuweisen ist, und es ist in der That die höchste Zeit, daß man zu den gesunden und nothwendigen Maximen früherer Jahre zurückkehrt. Wir dächten, die letzten Jahre wären reich genug an Lehren gewesen, um das Schwert nicht rosten zu lassen! So wenig die Armeen sich sonst im Allgemeinen einer besonderen Gunst bei den Volksvertretungen erfreuen, so wird doch Niemand weder unseren früheren Kammern, noch den jetzigen beiden Häusern des Landtages nachsagen können, daß sie gegeizt, wo es darauf ankam, die Armee in ihrer achtunggebietenden Zahl und Rüstung zu erhalten, oder gezögert, etwas zu bewilligen, was die Wehrkraft des Landes zu stärken oder zu erhalten bestimmt war. Wenn aber irgend Etwas, so gehören die größeren Uebungen ganzer Corps zu den Nothwendigkeiten und Lebensbedingungen der preußischen Armee, und sie auf irgend eine Weise hindern oder erschweren, scheint uns ein schwer zu verantwortendes Beginnen. Es ist schon schlimm genug, daß Cultur-Verhältnisse, z. B. der Anbau der Runkelrübe in der Provinz Sachsen, das Zusammenziehen und Manövriren größerer Truppenmassen erschweren, es ist nicht weniger schlimm, daß wirklich durch die gesetzliche Verpflichtung zum Landwehrdienst ein großer Theil der producirenden Volkskraft in Anspruch genommen wird; das ist so unbestreitbar wahr, als daß die Armee überhaupt Geld kostet; — aber wehe dem Lande, welches sich durch solche Rücksichten bestimmen lassen wollte, die Armee zu schonen, die Interessen der Privaten zu berücksichtigen, oder der Bequemlichkeit einzelner Communen Rechnung zu tragen. Wahrlich, nach dem 7jährigen Kriege war das Land gewiß in einem Grade erschöpft, für welchen gegenwärtig sogar der Maßstab fehlt. Dessenungeachtet fand 1764 die Königs-Revue in Schlesien und nach den Befreiungskriegen die großen Uebungen in verschiedenen Provinzen mit der kaum entlassenen Landwehr statt. Und jetzt sollten die Communen weniger im Stande sein, die allerdings und immerhin bedeutenden Unbequemlichkeiten eines Herbstmanövers zu tragen? — Jetzt, wo auf allen Seiten Millionen für Eisenbahnen und industrielle Unternehmungen vorhanden sind, wo sich theils Ueberfluß, theils Gier auf Schwindelgeschäfte wirft, wo ein Wohlstand im Lande herrscht, wie nie zuvor, wo dem Lande

ein Krieg oder eine Betheiligung am Kriege Anderer, durch die Weisheit des Königs erspart worden ist, sollten ein Paar Kreise nicht die Kraft haben, Truppendurchmärsche und Concentrationen zu ertragen! Wenn das so wahr und begründet wäre, wie es, Gott sei Dank! nicht wahr und nicht begründet ist, so müßte Preußen vor allen Dingen aufhören eine europäische Großmacht sein zu wollen, so müßte es sich im Fall des Gebrauches seine Soldaten bei Andern miethen wollen, wie England. Aber auch England hat lange Jahre keine Truppenübungen gehabt und fängt nun nach den gemachten Erfahrungen an, dergleichen jährlich und regelmäßig machen zu wollen. Will Preußen diese Erfahrungen auch erst machen, ehe seine Landräthe sich zu der Praxis bekennen, die seine Könige von Friedrich Wilhelm I. an für ersprießlich gehalten? —

Die studentischen Vorgänge in Heidelberg liegen gegenwärtig wohl ziemlich spruchreif vor. Der sonst die akademischen Bürger unserer Universitätsstädte so kleidsame Sinn jugendlicher Ungebundenheit hat jedenfalls in dem Benehmen derselben zu Ladenburg einige so häßliche Flecken gezeigt, daß auch anderseits ein Zuweitgehen wenigstens entschuldigt erscheint. Es wäre daher ein großer Uebelstand, wenn, nach kaum bewiesener Energie, die Regierung durch Zurücknahme des vorläufigen Verbots der Corpsverbindungen ihre eben so entschiedene, als in jeder Beziehung anerkennenswerthe Handlungsweise gewissermaßen bereute, denn es geht die Rede, als sollten die Corps demnächst doch wieder erlaubt, oder vielmehr ihr stillschweigendes Wiederaufleben geduldet werden. In der kühl, höhnend und liberalisirend gehaltenen Denkschrift der Heidelberger Corpsstudenten würden wir für die Regierung nur die Veranlassung finden, fest bei dem einmal Verfügten stehen zu bleiben, wenn wir auch gewünscht hätten, daß nach Abnahme des „Paukzeuges" durch das Militair, nach erzwungener Ablegung der Farben und Unterscheidungszeichen, ein längerer Zeitraum bis zum definitiven Verbot der Corpsverbindungen überhaupt verstrichen, und daß mit dem Radicalmittel so lange gewartet worden wäre, bis dasselbe jedem Unbefangenen als das Ergebniß einer Untersuchung und genauen Abwägung aller einwirkenden Umstände und Verhältnisse hätte erscheinen können. Mit der sofortigen Requisition des Militairs und durch das widerstandslose Fügen der Corpsstudenten in die über sie verhängte Entwaffnung und Entkleidung von den ihnen lieb gewordenen äußeren Unterscheidungszeichen, waren der Regierungsgewalt zwei so vollständige Garantieen für den Erfolg gegeben, daß nun wohl noch Zeit für eine längere Prüfung übrig geblieben war, ohne daß dadurch irgend ein Theil des allerdings und vor allem Andern nothwendigen Erfolges gefährdet wurde. Daß die badische Regierung, oder deren einzelne dazu befugte Behörde, überhaupt sofort Militair requirirte und sich über die sonst und früher

bei dergleichen üblichen Bedenken mit raschem Entschlusse hinwegsetzte, ist aus allgemeinerem staatlichen Standpunkte nicht genug anzuerkennen. Die Berufenden müssen ihres Erfolges übrigens sehr sicher gewesen sein, weil sonst das Erscheinen nur einer Compagnie, gegenüber einer doch jedenfalls aufgeregten und leidenschaftlich handelnden Studentenschaft, fast gewagt erscheint, und möglicherweise Anlaß zu sehr unangenehmen Erfahrungen hätte geben können. Der Erfolg hat indessen gelehrt, daß die requirirende Behörde Recht gehabt, nur eine geringe Zahl von Militair zu verwenden; wir sind mit unsern Bedenken in diesem speciellen Falle also entschieden im Unrecht, können aber doch nicht umhin, davor zu warnen, daß man den Erfolg in Heidelberg als ein Beispiel und eine Regel für künftig doch immerhin mögliche Fälle annehme! Wir dächten, gerade die badische Regierung hätte reichliche Erfahrung darüber gemacht, daß man militairische Kraft nie der Möglichkeit eines Nicht-Erfolges aussetzen soll. Da keine, auch nicht die geringste Klage von Seiten der Studenten gegen das Benehmen des Militairs bei seinem immerhin peinlichen Auftrage laut geworden ist, so scheint es vor allen Dingen Pflicht, dem gegenwärtigen Zustande der badischen Truppen die unbedingteste Anerkennung auszusprechen. Wie leicht hätte ein Conflict, eine Reminiscenz früherer Vorgänge entstehen können! Auffallend genug ist diese Seite der Heidelberger Vorgänge in der Presse bisher ganz unbeachtet geblieben. Eben deswegen halten wir es aber für Pflicht, besonders darauf hinzuweisen. Die Frage, ob überhaupt Corpsverbindungen oder nicht? liegt, nach unserer Ansicht, vor der Hand ganz außerhalb der Erörterung. Wir haben nichts gegen die Corps, aber wir haben sehr viel gegen deren Ausschreitungen. Die Umstände haben sich nun einmal — und wahrlich nicht von der Regierung irgendwie veranlaßt, — so gestaltet, daß sie aufgelöst werden mußten. Gleiches oder Aehnliches wird wieder erstehen, aber hoffentlich nicht jetzt und nicht gleich. Dem Geiste, der aus jener Denkschrift spricht, eine Concession zu machen, würde uns wie ein schwerer Fehler erscheinen.

Die für den Friedensschluß in Paris versammelt gewesenen Staatsmänner scheinen in Allem, was sie positiv ordnen und neu schaffen wollten, eine besonders unglückliche Hand gehabt zu haben. Es mißglückt überall, wo man das ausführen will, was sie berathen und beschlossen, auch schon beschworen und urkundlich festgestellt. Die Commission, welche nach den in Paris gemachten Vorschriften die neue russische Grenze in Bessarabien reguliren soll, steht verlegen vor der Aufgabe und erinnert sich des sarkastischen Lächelns, mit welchem Graf Orloff im Hotel Walewski den geographischen Studien seiner westmächtlichen und sogar seiner österreichischen Collegen zuhörte. Alle Special- und Flurkarten, Aussagen Sachverständiger und Ortskundiger und die eigene Anschauung der Commission ergeben, daß die in Paris vorgeschriebene Grenzflucht

gar nicht im Terrain vorhanden ist, und wenn sie dessenungeachtet gezogen wird, dem eigentlichen Zwecke, der Entfernung Rußlands von der Donau, geradezu widersprechen würde. Die zweite Commission — zur Regulirung der Donau-Schiffsahrt, geht noch viel säumiger und ahnender an ihr Werk, denn schon die Vorstudien haben jedes einzelne Mitglied belehrt, daß sich eine Schiffahrt nicht durch Tractate schaffen und regeln läßt. Noch weniger weiß man, was denn endlich mit den Donau-Fürstenthümern angefangen werden soll? — Die drei Nachbaren, also jedenfalls zunächst Sachverständige, erklären eine Vereinigung der Moldau und Walachei in ein Reich für unzweckmäßig und der Ruhe Europa's gefährlich. Noch neuerdings hat die Pforte ein Memorandum übergeben lassen, welches auf der Fortdauer der bisherigen getrennten Regierung beider Fürstenthümer besteht und von dem Groß-Vezier Ali Pascha abgefaßt ist. Gegen die Pforte, Rußland und Oesterreich behaupten aber die Mächte England, Frankreich und vermuthlich auch Sardinien, daß eine Vereinigung beider besonders wünschenswerth sei, und werden darin von beabsichtigten Sturm-Petitionen Moldau-Walachischer Jünglinge unterstützt. — Je länger je mehr entfaltet auch der Hat Humayum seine segensreiche Wirksamkeit und macht den Zustand der Christen in der Türkei zu einem absolut beneidenswerthen! Die Befestigung Ismail's und Reni's hat man in der Eile übersehen, die Schlangen-Inseln vergessen, die Lappländischen Finnmarken unbeachtet gelassen, und mit jedem Tage fast tauchen neue Schwierigkeiten, neuer Zunder für Mißhelligkeiten auf. Kaum war der Friede unterzeichnet, so hallten alle englischen und französischen Zeitungen von der peremptorischen Forderung wieder: Oesterreich müsse nun sofort seine Truppen aus den Donau-Fürstenthümern zurückziehen! Sie stehen noch darin, und doch wundert man sich nicht, daß die Russen Kars schon geräumt haben. Wohin man sieht, Widersprüche und Unausführbarkeiten, die, um der Verwirrung die Krone aufzusetzen, Rußland zugeschoben werden sollen, und in dieser Voraussetzung den liberalen Zeitungen ein willkommener Stoff sind. Von dem, was an und für sich unausführbar ist, sprechen sie freilich nicht gern, und wenn es sich doch nicht umgehen läßt, möglichst vermittelnd. So z. B. über die Rekrutirung der türkischen Armee durch christliche Unterthanen. Was wir schon beim ersten Auftauchen dieses Planes gesagt, bestätigt sich jetzt auf das Unzweifelhafteste. Die Christen wollen lieber den Charadsch fortbezahlen, ja ihn gern erhöhen, aber nicht unter türkischen Offizieren und mit Türken in Reihe und Glied, noch viel weniger aber in einer und derselben Kaserne mit ihnen dienen. Vergebens sucht die Pforte dem klaren Wortlaut des Hat-Humayan gegenüber, — welcher alle türkische Unterthanen für gleichberechtigt zur Erlangung aller Staats-Aemter, also doch auch des Offizier-Ranges, erklärt, — nach einem Auswege. Daß die Christen sich sehr bald den Offizier-Rang erwerben

werden, wenn der Hat wirklich ausgeführt wird, darüber herrscht bei den Türken selbst nicht der geringste Zweifel, eben so wenig aber auch darüber, daß dann keine türkische Armee, wenigstens keine für türkische Zwecke, mehr existiren würde. Neuerdings hat man den Plan eines Loskaufungsrechtes für die begüterten Christen vorgeschlagen und den Preis pro Kopf auf 5000 Piaster gesetzt, weil man hofft, dadurch die gebildeteren Christen, also die natürlichen Offizier-Candidaten, los zu werden. Das wäre zwar eine offenbare Umgehung der feierlichen Zusagen des Hat, aber es wäre doch wenigstens ein Mittel, welches den Eintritt der Christen in die Armee nur als gemeine Soldaten ermöglichte und sicherte. Ob es der im Pariser Friedensschlusse aufgestellten Annahme der Westmächte entspricht, ist freilich eine andere Frage. Vielleicht wird auch dafür eine Commission ernannt, um die Sache an Ort und Stelle zu prüfen. Geschähe es, so dürften eine solche Commission ähnliche Enttäuschungen erwarten, wie sie die bessarabische Grenz-Regulirungs- und die Donau-Schifffahrts-Commission bereits erfahren.

Die Ernennung des Marschalls Pelissier zum Herzoge ohne demonstrativen Titel, etwa von Malakoff oder von Sebastopol, ist ein neuer Beweis von dem Tacte, den der gegenwärtige Wahl-Kaiser der Franzosen seit seiner Erlangung der Macht gezeigt. Nur zweimal hat dieser Takt ihn verlassen; bei der Errichtung des Denkmals für den Marschall Ney und bei der Verkündigung im Lager von Boulogne, daß die französische Fahne bereits auf den Thürmen von Sebastopol wehe. Hoffentlich werden diese Siegestitel mit der Zeit ganz verschwinden, denn sie bereiten später nur Verlegenheiten, etwa wie die Waterloo-Halle in Windsor bei Besuchen aus Frankreich. Rußland würde nur in seinem Rechte sein, wenn es durch die Verleihung von Titeln, die auf Sinope, den Redan, den abgeschlagenen Sturm vom 18. Juni, Sweaborg, oder Petropawlowsk Bezug haben, antwortete, England aber bei der Auswahl von dergleichen entschieden am ungünstigsten bedacht sein! Man wundert sich in dem gloire- und victoire-durstigen Frankreich, daß Louis Napoleon sich mit Ertheilung eines einfachen Herzogstitels begnügt, und ärgert sich in England, daß man Kars, das von den Russen eroberte Kars, zu einem Baronettitel gemacht. Wir wiederholen aber, daß wir eben darin einen Beweis großen Taktes und ein richtiges Erkennen wie Schätzen der Verhältnisse gefunden haben. Um doch wenigstens Etwas zu erwiedern, commentiren die englischen Zeitungen mit ihrem gewohnten Gefühl für Schicklichkeit den Gesundheitszustand des ihnen immer unbequemer werdenden kaiserlichen Verbündeten und weisen auf die Zeit hin, wo er einmal nicht mehr an der Spitze der Regierung stehen wird. Aber auch damit werden sie nichts weiter erreichen, als sich den Nachbar nur noch unbequemer zu machen.

Die Vertagungs-Rede für das englische Parlament enthält sehr wenig von dem, was man in ihr zu hören gehofft, dagegen aber eine Stelle, die angesichts der wirklichen politischen Lage mehr dem rhetorischen Schmucke, als der Realität angehört. Lord Palmerston läßt Ihre Majestät die Königin von Großbritannien nämlich sagen:

„Ihre Majestät hegt die Zuversicht, daß die aus dem Pariser Frieden entspringenden Wohlthaten weittragend und dauernd sein werden, und während die Verhältnisse der Freundschaft und Bundesgenossenschaft, die im Laufe des Kampfes durch gemeinsame Anstrengungen fester geknüpft wurden, durch die gegenseitigen Interessen an Stärke gewinnen werden, jene Unannehmlichkeiten, die jeder Kampf mit sich bringt, dem Vertrauen und Wohlwollen weichen werden, welches die, welche einander als Gegner achten lernten, in Folge der getreuen Ausführung der übernommenen Verbindlichkeiten erfüllen wird."

Weder die eine, noch die andere Zuversicht des Lord Palmerston im Munde der Königin dürfte sich in dem hier ausgesprochenen Maße erfüllen. Schwerlich wird die russische Nation jene „Unannehmlichkeiten" so leicht vergessen, welche England ihr bereitet hat, und nach dem, was wir von dort und von durchreisenden Russen hören, scheint von Vertrauen und Wohlwollen zwischen Russen und Engländern vor der Hand noch keine Rede zu sein, ja, je gewissenhafter die übernommenen Verbindlichkeiten ausgeführt werden, je weniger dürften sich diese in der Vertagungs-Rede gewünschten Annehmlichkeiten künftigen Verkehrs gestalten. Als erklärte und zur Vernichtung ihres Gegners entschlossene Feinde gingen die Engländer in den Kampf, als erbitterte und unbefriedigte Feinde gaben sie ihn auf, haben aber in Rußland durch die Art ihres Kampfes eine Feindschaft wachgerufen, die ungleich weitertragend und dauernder sein wird, als die Wohlthaten, welche aus dem Pariser Frieden für Europa entsprungen sind. Alles, was England gegen Rußland gethan, trug so wenig den Charakter einer ritterlichen Gegnerschaft, war so wenig geeignet, die angeblich jetzt vorhandene Achtung vor dem Gegner zu erzeugen, daß man nur mit Besorgniß in die Zukunft sehen kann, wo dieser jetzt in Rußland instinctiv gewordene Zusammenstoß beider Mächte, dann aber freilich bei anderer Gruppirung der Allianzen, erfolgen muß. England hat eben gethan, was es thun wollte, vielleicht, durch das Gefühl seiner militairischen Kraftlosigkeit gezwungen, thun mußte; aber Vertrauen und Wohlwollen dadurch bei seinem Gegner erworben zu haben, das sollte eigentlich wohl nicht in einem officiellen Documente ausgesprochen werden. Statt Rußland zu demüthigen, hat England ihm nur gelehrt, wo es seine Schwächen zu verbessern, wo es seine Stärke zu suchen hat. So ist denn die Vertagungs-Rede eine Rede, die eben nur geredet wurde. Concipient wie Hörer werden sehr wohl wissen, was sie davon zu halten haben.

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von Domhardt.

Alfred Gustav Friedrich von D., des 1814 verstorbenen bekannten Kammer-Präsidenten von D. einziger Sohn, wurde am 20. August 1792 zu Worienen bei Landsberg in Preußen geboren und bezog 1811, mit glänzenden Naturgaben ausgestattet und im älterlichen Hause auf's Sorgfältigste vorbereitet, die Universität Königsberg, um sich cameralistischen Studien zu widmen.

Im Jahre 1813 war der feurige junge Mann einer der Ersten, welche sich nach dem Aufruf des Königs freiwillig zum Waffendienst für das Vaterland meldeten. Er trat in das Jäger-Detachement des ersten Leib-Husaren-Regiments, kam mit demselben am 2. Mai 1813 vor Halle an der Saale zum Regiment und wenige Stunden nachher am selben Tage noch, bei Erstürmung der genannten Stadt, zum ersten Male in's Feuer. Am 28. Mai focht er mit Auszeichnung bei Hoyerswerda und am 4. Juni bei Luckau. Während des Waffenstillstandes trat v. D. vom Jäger-Detachement zum ersten Leib-Husaren-Regimente selbst über; er kam zur ersten Escadron und focht mit dieser in den Schlachten bei Groß-Beeren, Dennewitz, Leipzig, Lier und Hochstraten, sowie in den Gefechten bei Zütphen, Drosten, Condé und Compiegne. Vor der Leipziger Schlacht avancirte er zum Porteepée-Fähnrich, im März 1814 zum Lieutenant, und erhielt durch Wahl das eiserne Kreuz. Von 1815 — 1817 stand er zu Posen in Garnison, wo er um seinen Abschied einkam, aber als inactiver Offizier zur Disposition gestellt wurde.

Herr von D. nahm nun seine Studien wieder auf und hatte bereits seine Prüfung als Auscultator bestanden, als der Wunsch seiner Familie ihn bewog, den eben wieder mit glücklichstem Erfolg betretenen Lebensweg zu verlassen. Um die Familie im Besitz der Worienen'schen Güter zu erhalten, mußte v. Domhardt die Verwaltung derselben in den allerungünstigsten Verhältnissen selbst übernehmen. Jahre lang kämpfte er hier einen harten Kampf mit dem widrigen Glück, und als er endlich unterlag und die Güter dennoch verkaufen mußte, da konnte er wenigstens sagen, daß er als Mann seine volle Pflicht gethan und daß er allen übernommenen Verpflichtungen im weitesten Umfange gerecht geworden. Nach Verlust seiner eigenen Güter pachtete v. D. 1831 das kleine Gut Egdeln bei Landsberg und begann nun ein neues Leben mit den alten Anstrengungen und alten Entsagungen; mit eigener Hand, im eigentlichen Sinne des Wortes, arbeitete er hart und schwer, bis

sein hochbetagter Oheim, der Königl. Major und Landstallmeister v. D., Besitzer der Gr. Bestendorfer Güter, der mit dem Neffen lange wegen des Verlustes der Worienen'schen Güter zürnte, dessen achtungswerthes Streben anerkannte und ihm zu Hülfe kam. Im Jahre 1837 trat v. D. in Besitz der großen Güter seines Oheims, die er nach fast 19jährigem Wirken seinem Nachfolger im vorzüglichsten Zustande überlassen konnte.

Am 11. Mai 1840 vermählte sich v. D. mit Fräulein Franziska von Rosenberg-Gruszinska, welche Ehe mit Kindern gesegnet war.

Herr v. D. war ein eifriger Patriot, und seine energische Thätigkeit im Jahre 1848 hat ihm in den weitesten Kreisen Anerkennung erworben; das mußte ihn trösten für mannichfachen Undank, den er, wie Viele, in jenem Jahre erfuhr. Wie geachtet übrigens v. D. bei seinen Nachbarn war, davon mag als ein charakteristisches Zeichen erwähnt werden, daß die Bürger der Stadt Mohrungen bewaffnet nach Gr. Bestendorf zogen und sich Herrn v. D. zur Disposition stellten, weil es den Demokraten gelungen war, die Gutsleute gegen ihn aufzuwiegeln. Bei jeder patriotischen Regung in jenen Gegenden war v. D. thätig, er war die Seele des dort so wichtigen oberländischen Vereins, er betheiligte sich auf's Lebhafteste bei den Wahlen, half Zeitungen begründen, stellte Cautionen für conservative Blätter und entfaltete eine Thätigkeit für die Königliche Sache, die kein Opfer scheute und stets bereit war, mit Gut und Blut einzustehen.

In Anerkennung seines fruchtbaren Wirkens verliehen ihm S. M. der König 1851 das St. Johanniterkreuz; Herr von D. schloß sich bei Wiederaufrichtung der evangelischen Balley Brandenburg der preußischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens an und betheiligte sich lebhaft an der Thätigkeit derselben.

Der ächt preußische Patriot verschied am 23. Mai 1856, beweint von den Seinen, betrauert von Allen, die ihn kannten. Das Majorat geht auf seinen ältesten Sohn Alfred v. D. über.

Wappen-Sagen.

Zglinicki.*)

Von dem alten Fürstenstamme,
Der im Preußenlande herrschte,
Wandten sich drei edle Brüder
Christi Lehr' und Glauben zu;

*) Diese Wappensage ist die auszugsweise Bearbeitung und Uebersetzung eines alten polnischen Gedichtes, welches, auf Pergament geschrieben und mit den Medaillon-Bildern der drei Brüder „Pruß" verziert, noch in der Familie Zglinicki vorhanden ist. Die Red.

Ließen Thron und Land und Leute,
Die im Heidenthum verharrten
Und die jungen Christen haßten;
Ließen ihrer Väter Erbe,
Denn der Glaube macht' sie stark.
Kamen zu dem Polenkönig,
Zu dem König Casimir,
Welcher die drei Fürstensöhne
Froh in sein Gefolge nahm;
Und zu Krakau's Woiewoden
Ward der ält'ste „Pruß“ bestellt,
Der durch weisen Rath und Rede
Bald Vertrauen sich gewann.
Durch Gelahrtheit in den Schriften
Ausgezeichnet, ward der Zweite
Mit Bewilligung vom Papste
Erzbischof von Gniezno.
Pruß, der Jüngste, war ein Ritter,
Der in ritterlichen Künsten
Und in Tapferkeit im Streite
Und im Adel seines Wesens
Selten seines Gleichen fand;
Diesen hielt der Polenkönig
Ganz besonders hoch in Ehren.

Als nun Casimir von Polen
Gegen Miezyslaw gezogen,
Den Empörer Miezyslaw,
Als er siegreich ihn bekämpfte,
Und Masovien überzog,
Floh Masovien's falscher Herzog
Zu den Preußen, die als Heiden
Feindlich gegen Polen standen,
Wo das Kreuz von hundert Kirchen
Siegreich ob den Landen strahlte.
Aber auch am Heerd der Preußen
War der falsche Fürst nicht sicher,
Und mit ihren blanken Schwertern
Folgten ihm drei hundert Ritter,
Die drei hundert führte Pruß.
Auf der Feste Zglinice,
Auf der hohen Felsenfeste
Saß mit seiner Tochter Anna,
Saß der falsche Miezyslaw.

Glaubte sich da oben sicher,
Denn gewaltig war die Burg.
Doch die Polen stürmten muthig,
Denn die Polen führte Pruß,
Der, wie überall der Erste,
Auch der Erste auf der Leiter,
Sich mit einem kühnen Sprunge
Auf die hohe Zinne schwang.
In der Feinde Reihen stürzte
Er sich grimmig mit dem Schwerte,
Und der Tod ging vor ihm her;
Bis in's Innerste des Schlosses
Zog sich Miezyslaw zurück.
Doch die Preußen, die im Sieger
Ihrer Fürsten Sohn erkannten,
Wollten Pruß nicht mehr bekämpfen,
Ihrer alten Fürsten Sohn.
So verlassen wollte flüchten
Miezyslaw, doch seine Leute
Knüpften ihn am Thor des Thurmes
An der eig'nen Schärpe auf.
Heftig zürnte Pruß den Frechen,
Als er diese Unthat sah,
Ließ dem Leichnam des Empörers
Ehrenvoll ein Grab bereiten;
Das gebührte wohl dem Fürsten,
Der ein großer Held gewesen,
Bis er in Empörung fiel.

Da trat vor den jungen Helden,
Der den todten Fürsten ehrte,
In der Jugend erster Blüthe,
In der Schönheit vollem Zauber
Des Empörers holde Tochter;
Anna von Masovien
Fleht, sich auf die Kniee werfend,
Bang des Siegers Gnade an.
Pruß, der Held, kennt feine Sitte,
Hebt die Dame zierlich auf,
Fühlt im Herzen süße Schmerzen,
Fühlt im Herzen Liebespein.
Flüstert, daß sie hier befehlen,
Daß sie ihm gebieten solle,
Daß er stolz sei, ihr zu dienen.

Mit der Stimme süßem Klange
Bat die holde Fürstenjungfrau,
Sie zu Casimir zu führen,
Zu dem König Casimir,
Der die Tochter nicht des Vaters
Fehler werd' entgelten lassen.
Durch die Wildniß und die Wälder
Führt der edle Pruß die Dame,
Die durch ihre selt'nen Reize
Ihren Sieger hat besiegt.
Wie sie so zu Hofe ritten
Fühlten Beide Aug' in Auge,
Hand in Hand die süße Liebe —
Und mit manchem heißen Kusse
Schlossen sie der Herzen Bund.
Eines Tages auf der Reise
Stutzten plötzlich Beider Rosse,
Stürmten dann im vollen Rennen
Vorwärts, von der Angst gejagt.
Wölfe sind es, grimme Wölfe,
Die mit heisern Hungerlauten
Auf der Spur der Rosse jagen
Und im schnellen Laufe nah'n.
Schrecken peitscht die edeln Rosse,
Bleicher wird der Dame Wange.
Da gewahrt ihr treuer Ritter
Plötzlich eins der Ungeheuer,
Das mit weitgeholtem Ansatz
Auf das Roß der Dame springt. —
Gierig schlägt der Wolf die Fänge
In den Bug des edeln Rappen,
Welcher bäumend abzuschütteln
Diese grimm'ge Last versucht.
Da mit einem kräft'gen Hiebe
Haut Held Pruß den Wolf in Stücke,
Daß des Wolfes Kopf und Fänge
Noch am Bug des Rosses hängen,
Als der Rumpf schon längst die Beute
Und der Fraß der andern Wölfe.

So sind der Gefahr entronnen
Pruß und seine edle Dame.
An dem Thron des Polenkönigs,
An dem Throne Casimir's,

Stand Held Pruß, der Krieger Erster;
Gab im Kreise der Magnaten
Seinem König Rechenschaft.
Als er den Bericht beendet
Und der König ihn belobte
Ob des kühn erstritt'nen Sieges,
Neigte sich der tapf're Held.
„Eine Gnade, Herr, gewähre,"
Sprach er und erröthete,
„Diese Dame will als Christin,
Wenn der Erzbischof, mein Bruder,
Sie belehret und getauft,
Mir zum Altar als Gemahlin
Folgen, Herr, verstatte dies!"

Darauf sprach der Polenkönig
Lächelnd: „Pruß, mein edler Held,
Ich gewähre Deine Bitte,
Ich will selber, als ein Vater
Der Verwaisten, Eure Hände
Segnend in einander legen,
Wenn Dein Bruder sie getauft.
Und die Feste Zglinice
Geb' ich Dir auf ew'ge Zeiten
Als ein freies Eigenthum.
Führe nun, Held Zglinicki,
Jenes Wolfes grimme Fänge
Um das Kreuz im Wappen Pruß,
Und den Arm drauf, der so kräftig
Kopf und Rumpf des Wolfs getrennt!"

Dankend kniet der Ritter nieder,
Küßt die königliche Rechte
Und gelobt aufs Neu' dem König,
Arm und Schwert ihm stets zu weihn.

Und von Pruß von Zglinicki
Und von Anna von Masovien
Stammt ein ritterlich Geschlecht,
Dessen Söhne stets mit Treue
Ihrem Herrscher angehangen
Und ihm Arm und Schwert geweiht.

Inserate.

EAU de LIS.

Extra feinster Schönheitssaft,

(nicht mit der sogenannten Lilionese zu verwechseln),
wird unter Garantie des Erfolges verkauft. Alle Tage einige Tropfen angewendet, macht die Haut blendend weiß, schützt und entfernt **Sommersprossen — Sommerbrand — Sonnenstich — Boutons — Pusteln — Schwinden — Kupferausschlag — Hitze — Leberflecken — bleiche und kränkliche Gesichtsfarbe,** das Gesicht bekommt und erhält durch Anwendung ein jugendliches, gesundes Aussehen und eine zarte Röthe. Nur allein in Deutschland ächt zu haben, à Flacon 20 Sgr., 3 Flacons 1 Thlr. 15 Sgr.; grand Flacon 1 Thlr. 10 Sgr., 3 Flacons 3 Thlr., in rosa und weiß, bei

LOHSE, Jägerstrasse 46 in Berlin, **Maison de Paris.**

Briefe frei, Emballage wird nicht berechnet.

Nur für die aus meinem Hause bezogenen Artikel kann ich Garantie leisten, da meine Firmasignatur „LOHSE" von Handeltreibenden nachgemacht wird, um das Publicum durch äußerliche Nachahmung zu täuschen. Niederlagen existiren nirgends in den Provinzen.

Das reisende Publicum
findet in dem

LOUIS LANDSBERGER'schen Magazin

(am Gensd'armen-Markt)
ein reiches Lager
folgender Gegenstände:

1) **Reise-Anzüge** von **einem** Stoff.
2) Die verschiedensten **Ueberzieher.**
3) **Durchaus wasserdichte** Gutta-percha-Fabrikate, in **Mänteln, Röcken, Fuß-** und **Kopfbedeckungen** bestehend.
4) **Reisedecken** und **Châles.**
5) Die beliebten **Surtout de France** (nur 16 Loth schwere Ueberzieher).
6) **Mützen** und **Gamaschen.**

☛ Die **Preiswürdigkeit** und **Vortrefflichkeit** der Artikel des **LOUIS LANDSBERGER'schen Magazins** ist eine so anerkannte, daß darauf besonders hinzuweisen überflüssig ist.



G. Noack,

Berlin, Breite Straße Nr. 7,

empfiehlt in größter Auswahl und unter Garantie:

Jagdgewehre, Jagdgeräthschaften, Pistolen, Terzerole
und
Revolver-Pistolen.

Die Preise stehen fest.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.
Eine Abendröthe im Osten.

Eilftes Capitel.
Kaiser und Capitain.

„Kugelsaat regnete herab an mir,
Wie Erbsen auf eiserne Panzer geschleudert.
Die Blitze der Schlacht schlängelten sich
Kraftlos um meine Lenden.
Wie um des Zackenfelsen Hüften,
Der in Wolken sich birgt."
Chr. Fr. D. Schubart.

„Fare thee well, and if for ever,
Still for ever fare thee well."
Byron.

Am neunten November **1813** war der Kaiser Napoleon in seine Hauptstadt zurückgekehrt; die riesige Tricolore mit den perpendicularen Streifen, welche von der Platform der Tuilerieen wehete, verkündete den Parisern die Anwesenheit ihres Gebieters in dem verhängnißvollen Königsbau der mediçäischen Catharine — aber die seidenen Falten der Tricolore flatterten im Wintersturm zum zweiten Male über einem besiegten Imperator.

Wie im December des Jahres vorher war Napoleon abermals besiegt heimgekehrt; in dem Schlosse, aus welchem so viele Wege in den Kerker oder in die Verbannung führen, zählte er die ungeheuren Verluste, die er in diesem Jahre erlitten.

Er hatte die Weichsel-Linie verloren, die Oder, die Elbe, selbst die Rheinlinie und Frankreichs Grenzen waren schwer bedroht; ganz Deutschland war verloren für ihn, nicht nur verloren, es stand in Waffen gegen ihn mit Preußen, mit Oesterreich, mit Rußland, mit England, Schweden, Spanien, Portugal, Niederland und Italien.

Ganz Europa gegen ihn, den Einen; Gott hatte die ganze Erde wider ihn erweckt, die Hand Aller war wider ihn, weil seine Hand, wie die Hand Kain's des Brudermörders, wider Alle gewesen. Und dennoch ist die selbststolze Furchtbarkeit dieses Mannes noch nicht gebrochen, es ist ein Stück in ihm von der Gewaltigkeit des gefallenen Engels, der

sich in Empörung wider den allmächtigen Gott befindet, er hat kein Gefühl von Furcht, er kennt keine Niedergeschlagenheit; die Niederlagen reizen nur seinen Grimm, die Verluste stacheln ihn, neue Hülfsquellen zu suchen, sein Geist wächst mit der Gefahr, die ihn von allen Seiten umdonnert. Wo er nachgiebt, wo er die Zügel weniger straff anzieht als sonst, da geschieht es nicht aus einem Gefühl des Mitleids für des Volkes Wohl, dessen Blut er fließen läßt ohne jeden Scrupel für sich allein, nicht aus einer Regung von Recht und Billigkeit in seiner Seele, es geschieht lediglich aus kluger Berechnung, in der Absicht, einen Vortheil zu erringen, er giebt nichts ohne den festen Willen, es bei der nächsten günstigen Gelegenheit wieder zu nehmen und auf gut korsisch Rache zu nehmen für den Zwang, den er seinem riesenhaften Hochmuth anthun muß, selbst wenn er aus Berechnung etwas aufgiebt.

Mit einem solchen Manne war kein Frieden möglich; jeder Frieden, auch der allerungünstigste, hätte dem gewaltigen Genius Napoleons nur Gelegenheit gegeben, sich zu einer neuen Invasion Europa's zu rüsten, auf's Neue den Versuch zu einer Knechtung der Fürsten und Völker zu machen. Daran ging Napoleon zu Grunde, daß Gott in die Herzen der Fürsten und Völker die Ahnung gelegt von der gänzlichen Unvereinbarkeit dieses Mannes mit dem Frieden der Zukunft; diese Ahnung, die in verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten bald stärker, bald schwächer sich zeigte, war eine Gewißheit im preußischen Volksbewußtsein geworden, darum lag in Preußen die Stärke der Gegnerschaft gegen Napoleon, die zwar zuweilen zurücktreten mußte vor den politischen und diplomatischen Erwägungen und Bedenken der anderen Mächte, die aber in letzter Stelle noch immer im Stande war, einen Frieden zu hindern, wenn es Napoleon auch gelungen war, die bösen Ahnungen der andern Diplomaten zum Schweigen zu bringen.

Nicht England, nicht Rußland, Preußen war der Todfeind Napoleon's; an dem eisernen Kreuz, dem Sinnbild des Geistes, in welchem Preußen Napoleon bestritt, ist der große Eroberer zu Grunde gegangen, und das „Vive l'Empereur!" ist verstummt vor unserm: „Mit Gott, für König und Vaterland!"

Napoleon verstand sich sehr wohl auf diesen Haß Preußens gegen ihn; er erwiederte ihn herzlich, aber er wußte ihn doch nicht in seiner ganzen Bedeutung als einen sittlichen Gegensatz gegen seine unsittliche Größe zu würdigen; sein ganzes Wesen ließ ihn nicht zu dieser Auffassung gelangen, und darum hielt er es bis zuletzt für möglich, Preußens Einfluß im Kriegsrath, den die verbündeten Fürsten und Völker hielten, durch den Einfluß Rußlands oder Oesterreichs zu neutralisiren. Er machte nie einen Versuch, Preußen zu gewinnen, er wußte, daß das unmöglich war, aber immer wieder klopfte der corsische Schwiegersohn an das Herz des österreichischen Schwiegervaters, immer wieder versuchte er, in Alexander die romantischen Träume von Erfurt wachzurufen. Er

rechnete vortrefflich, der große Egoist; zu dem ritterlichen Alexander sendete er stets einen ritterlichen Mann, seinen Caulaincourt, seinen Herzog von Vicenza, ein loyales Herz, das innig von der Friedensliebe Napoleon's überzeugt war und die Sprache der Ueberzeugung redete vor dem Czaren. Der kluge Corse hatte dafür gesorgt, daß der arme Caulaincourt die Sprache der Ueberzeugung reden konnte. Alexander von Rußland war nicht taub für die Sprache, die Caulaincourt redete; das siegreiche Rußland konnte, auch über den Aschenhaufen von Moskau, über die Beresina hin, dem besiegten Napoleon die Hand reichen; verführerisch lockte der Strahlenkranz solcher Großmuth den nordischen Kaiser; Alexander hatte manch schweren Kampf zu kämpfen damals, aber wenn die Versuchung am größesten, dann war Preußen auch am nächsten. Preußen blickte aus den ernsten Augen König Friedrich Wilhelm's, Preußen sprach in seines geliebten Herrn kurzen, schmucklosen Worten, aber die Worte waren lauter, wie pures Gold, und fielen gewichtig wie das preußische Schwert in die Waage.

Noch mehr als um Rußland mühete sich Napoleon um Oesterreich; nicht den Schwiegervater allein bestürmte er mit Vorstellungen, er suchte auch Oesterreichs Staatsmänner und Feldherren zu schrecken mit dem Drohbilde von Rußlands Uebergewicht, Oesterreichs alte Eifersucht gegen Preußen wachzurufen und es zu locken mit Anbietung von Ländern in Deutschland und Italien.

Der Monarch Oesterreichs hegte keinen persönlichen Groll gegen den Gemahl seiner hohen Tochter, aber der letzte deutsche Kaiser mußte abrechnen mit dem Protector des Rheinbundes; Oesterreichs Staatsmänner waren nicht unempfindlich gegen die Drohung mit Rußlands Uebermacht, nicht unempfänglich für das Anerbieten weiter Länder-Abtretungen, aber Preußen war da und Metternich, der den Gegensatz zwischen Preußen und Napoleon begriffen hatte, Metternich, der mit hellem Blick erkannt hatte, daß der preußische Geist seine Fahne aufgepflanzt hatte in ganz Deutschland, der den preußischen Geist des Gegensatzes gegen Napoleon mächtig walten sah im Herzen Oesterreichs, ja selbst in der Hofburg zu Wien.

Auf Preußen stützte sich Metternich, wenn in der Seele seines Herrn der Vater mächtiger wurde, als der Kaiser; Preußen sprach aus Metternich's Munde, wenn Oesterreichs Staatsmänner auf die Vortheile eines Friedens mit Napoleon hinwiesen; es war Preußen, überall Preußen, das an der Spitze des Widerstandes gegen den großen Emporkömmling stand.

Immerhin wäre Fürst Metternich ein großer Diplomat gewesen, zu einem Staatsmann ersten Ranges hat ihn Preußen gemacht, der preußische Geist, den er begriff, auf den er sich zu stützen verstand. Und das hat Metternich erkannt und nie vergessen, er hat sein langes Leben hindurch sich stets bemüht, den Gegensatz zwischen Preußen und Oester-

reich, der in gewisser Beziehung berechtigt und sogar nothwendig ist, in die mildesten und freundlichsten Formen zu kleiden. Das wird Keinem entgehen, der tiefer forscht; freilich muß man dabei nie vergessen, daß Fürst Metternich österreichischer und nicht preußischer Staatskanzler war.

Napoleon oder Preußen? Das war die große Frage.

In dem weiten Cabinet, das der Kaiser im Schloß der Tuilerieen bewohnte, saß der Fürst Alexander Berthier allein an der großen Tafel, der Fürst von Wagram und Neufchatel, des Kaisers berühmter Generalstabschef; ängstlich folgte sein Auge dem Manne, der ihn zum Fürsten gemacht, der ihm eine deutsche Prinzessin zur Gemahlin gegeben. Alexander Berthier sann nicht Verrath, er war nicht undankbar, tausend Erinnerungen fesselten ihn an seinen Herrn, aber es war ein Grauen, ein unbesiegliches Grauen in seiner Seele vor dem Manne, dem er Alles verdankte.

„Man kann nicht behaupten, daß ich die Weichsellinie verloren habe," sagte Napoleon barsch und blieb vor einer großen Wandkarte stehen, „Rapp in Danzig hält sie am Kopf, in Modlin halten wir sie an den Schultern. Die Oder ist unser, denn wir haben Stettin und die Elbe, ha! ich bin noch immer Herr der Elbe, der Prinz von Eckmühl in Hamburg, Gouvion Saint Cyr in Dresden mit dreißigtausend Mann und dazwischen Lapoype in Wittenberg und Narbonne in Torgau! Narbonne!" wiederholte Napoleon in einem ganz andern Tone und leiser als er die bramarbasirende Phrase ausgestoßen hatte.

Berthier schwieg, seine lange Kenntniß von Napoleon's Wesen sagte ihm, daß derselbe die Absicht habe, durch die Aufzählung der in Deutschland abgeschnittenen Garnisonen, die für ihn verloren waren, vorweg dem militairisch ungebildeten, das heißt also dem größten Theile des französischen Volkes zu imponiren, und daß er damit anfange, sich selbst vorzureden, daß er wirklich durch jene Festungen noch Herr der deutschen Ströme sei.

Napoleon aber dachte in diesem Augenblick an den Edelsten seiner Anhänger, an den Grafen Narbonne, den er nach dessen Rückkehr von dem unglücklichen Prager Congreß zum Commandanten der Festung Torgau gemacht und dort mit funfzehntausend Mann vergessen hatte.

Napoleon vermißte den Grafen Narbonne in diesem Augenblick, er vermißte ihn schmerzlich, und er hatte Grund, den Mann zu vermissen, der es verstand, die ganze Wahrheit so schonend zu sagen. Narbonne wußte den Rand und selbst den Bodensatz des bittersten Leidenskelches noch zu versüßen, und eines solchen Mannes bedurfte Napoleon jetzt mehr als je.

Er hatte eine gewaltige Thätigkeit entfaltet, der gewaltige Mensch! er hatte durch den Senat neue Truppenaushebungen decretiren lassen; der Senat hatte ohne Murren gehorcht, aber das französische Volk, das im Frühjahr desselben Jahres mit leisem Murren gehorcht hatte, es

machte jetzt seinem Grimm, seinem Schmerz, seiner Enttäuschung durch laute Klagen, ja, selbst durch laute Verwünschungen Luft; aber es gehorchte noch immer und zahlte die lebendige Steuer. Damit war der Kaiser zufrieden für den Augenblick; für die Klagen und die Verwünschungen Rache zu nehmen, behielt er sich vor. Napoleon hatte einen Theil der ungeheuren Summen, die der Sohn des verarmten Advocaten seinen Privatschatz zu nennen beliebte, in die Staatskasse geschickt, er reichte nicht hin, um die Bedürfnisse des Augenblicks zu decken, und die Pariser moquirten sich über die Ostentation, mit welcher er das gethan. Aber Napoleon war auch ein Finanzgenie, er erklärte die Gemeindegüter kurzweg für Staatseigenthum und ließ eine ungeheure Anzahl derselben im Aufstreich verkaufen. So gewann er die nöthigen Summen zu seinen Kriegen, was kümmerten ihn die beraubten Gemeinden? er ahnete nicht, daß die besitzlos gemachten Gemeinden die Burgen des Pauperismus werden mußten, er ahnete nicht, daß er durch diesen einen Federzug den Theorien des Gracchus Babeuf das weiteste Feld eröffnet und die Massenarmuth dem französischen Staate eingelmpft hatte.

Napoleon hatte Soldaten und Geld, aber er begriff, daß er damit allein seine Gegner nicht zurückschlagen könne; die gegen ihn verbündeten Fürsten hatten ihre Völker in die Waffen gerufen, an der Spitze ihrer Völker marschirten die Fürsten gegen ihn; er mußte ein Gleiches thun, den andern Völkern mußte er das französische Volk entgegenstellen, das kriegerische Volk Frankreichs. Er mußte den Geist der Nation wecken, den er bisher durch alle Waffen des Despotismus niedergehalten, durch alle Künste des Despotismus eingeschläfert hatte. Er mußte sich entschließen, vor dem Schatten von Volksrepräsentation, den er den Franzosen gelassen, seine Niederlagen zu bekennen, er entschloß sich knirschend dazu und hörte voll dumpfer Wuth den ersten furchtsamen Schrei des allgemeinen Leidens, jenen schwachen Schrei, der doch so gewaltig war dem durch Niederlagen erschütterten Throne des Glückssoldaten gegenüber.

Doch alle diese Anstrengungen seiner mächtigen Thätigkeit, diese Acte der Klugheit, die hier und da gläubigen Gemüthern als Acte weiser Sühne erschienen, konnten das Verhängniß nicht aufhalten. Es brandete ein eisernes Meer von Bajonetten rings um Frankreich, es wogte herein riesengewaltig hier und da schon über die Grenzen, und der wachgerufene Volksgeist erhub sich finster grollend mehr gegen den kaiserlichen Despoten selbst, als gegen die Völkerwanderung, die sich gegen Frankreich in Bewegung gesetzt hatte.

Alle dem gegenüber verzagte Napoleon nicht; welch' ein Mann!

Jeder Tag, ja, jede Stunde brachte ihm eine Unglücksbotschaft, er hielt sie Alle aus.

Da öffnet sich die Thür wieder, es wird dem Kaiser eine De-

pesche überreicht; er erbricht sie hastig, überfliegt sie und schleudert sie Berthier zu, dann setzt er seinen Gang durch das Gemach fort.

Der Fürst von Wagram liest die Depesche, er wird weiß wie das Blatt, das er in der Hand hält, denn der Marschall Gouvion Saint-Cyr hat in Dresden mit drei und dreißig Tausend Mann französischer Kerntruppen capitulirt, das Gewehr gestreckt vor den allirten Waffen.

„Oh, mein Gott!" flüstert der erschrockene Fürst.

So leise sein Ausruf, der Kaiser hat ihn doch vernommen, er hält ein, bleibt vor dem Tische stehen und fragt: „Nun, was ist's weiter? die Phrase von der Elb-Linie hat ein Loch, es wird sich eine andere finden lassen!"

Mit einem heisern kurzen Lachen geht er weiter.

Berthier wagt nicht mehr aufzusehen; seitdem sein Schwiegervater, der König Maximilian Joseph von Baiern, sich losgesagt von Napoleon und seine Truppen gegen denselben geschickt hat, ist eine Verwirrung über seinen sonst so methodisch ordentlichen Geist gekommen, der er nicht mehr Herr zu werden vermag. Er glaubt, daß ihn Napoleon für einen Verräther hält, und vielleicht fühlt der ängstliche gewissenhafte Mann sich selbst als Verräther, weil er nicht mehr die alte Zuversicht hat zu Napoleon's Stern.

Das ist der Fluch des Usurpators, daß die Treue seiner Anhänger in ihrem Glauben an sein Glück beruht, daß der Zweifel an seinem Glück seine Anhänger zu Verräthern macht. Der Thätigkeit des Usurpators stehen eine Menge von Hülfsmitteln zu Gebot, an die ein legitimer Herrscher gar nicht denken kann, der Usurpator kann sich viel mehr erlauben, er darf Alles, nur unglücklich darf er nicht sein.

Schlag auf Schlag fallen die Festungen an den deutschen Strömen, unerschüttert rüstet Napoleon weiter, unerschüttert unterhandelt er weiter. Er will seinen neuen Feldzug nicht als Kaiser, sondern als General machen, Frankreich ist selbst bedroht, die Franzosen müssen fechten, und sein Feldherrn-Genius wird dem Kriegsglück die letzten Lorbeeren abtrotzen.

Noch steht das napoleonische Kaiserthum, der alte Glanz leuchtet um den Thron, aber schon liegt es wie ein Schatten auf all der strahlenden Herrlichkeit; es ist unheimlich um den geschlagenen Welteroberer, das: vive l'empereur! seiner Bataillone verhallt in dem riesengroßen Schweigen der Volksmassen, die sonst nur flüsternden Marschälle und Minister, sie wagen halblaut zu reden schon, und der Kaiser selbst will nur als Capitain zu Felde ziehen. —

Noch war es dunkel draußen, ein übelriechender Nebel, der so dick war, daß er sich mit einem Londoner Nebel hätte messen können, erfüllte die Straßen von Paris, die mit jenem zähen Schmutz überzogen waren, dem die Pariserinnen ihren zierlichen Gang verdanken, weil er sie gewissermaßen zwingt, als Kinder schon vorsichtig und sicher zugleich

gehen zu lernen auf diesem schlüpfrigen Boden; ist die Sicherheit einmal erworben, so kommt die Zierlichkeit mit den mannbaren Jahren von selbst, während Fremde nicht zierlich gehen können, weil sie eben nicht sicher gehen. Die Temperatur des nebeligen Morgens war naßkalt, aber so empfindlich, daß sich die Wenigen, welche sich schon auf den Straßen zeigten, schauernd in ihre Kragenmäntel und Carricks hüllten.

Es war, wie gesagt, noch dunkel, in einem stillen Zimmer aber, das im Rez de Chaussée eines kleinen Hauses in der alten Augustinerstraße belegen war, prasselte schon ein tüchtiges Kohlenfeuer in dem kleinen eisernen Ofen und erwärmte behaglich den ziemlich beschränkten Raum.

Mit dem Rücken gegen den Ofen auf einem niedrigen Sessel ohne Lehne saß ein alter stattlicher Bursche, der eine saubere weiße baumwollene Mütze, deren Zipfel mit einem feuerrothen Bande abgebunden war, auf dem Kopf über dem dicken, guten, leichtgerötheten Gesichte trug, und in einen weiten und langen Schlafrock von weißem Damast also gehüllt war, daß von seiner weitern Bekleidung oben nur das weiche Mousselin-Halstuch und der Rand einer rothen Flanellweste, unten aber der graue Strumpfstiefel zu sehen war.

Dieser Mann, in welchem der aufmerksame Leser alsbald den Sieur Gaspard Corbin, ehemals in Diensten des hohen Hauses Condé, gegenwärtig verheirathet mit Frau Honorine Gaspard, geborenen La Grange, erkannt haben wird, saß vor einem Tisch, der mit einer chinesisch bunt lackirten Blechplatte belegt war, und zerdrückte in einem kleinen hölzernen Mörser, dessen glänzende dunkelbraune Farbe von langem Gebrauch zeugte, mit einem hölzernen Stößel und großer Vorsicht eine Partie leicht gebräunter Kaffeebohnen, deren würzigen Duft er mit großem Behagen einzusaugen schien.

Das ist die verständige Art, in welcher man in den Häusern von Paris, in welchem noch die gute Tradition herrscht, den Kaffee behandelt, anstatt erst, wie in Deutschland leider geschieht, das Aroma durch zu starkes Brennen herauszuquälen aus der Bohne und dieselbe dann durch die Mühle in ein brenzlich bitter schmeckendes Mehl zu verwandeln. Diese alten Pariser Holzmörser zum Kaffeebohnen-Zerquetschen erben in den Familien von Mutter auf Tochter, denn je länger sie im Gebrauch sind, desto köstlicher und kostbarer sind sie, weil das Holz, schon ganz von dem Arom des Kaffees durchdrungen und gesättigt, den Bohnen zuletzt nichts mehr zu entziehen vermag, sondern ihnen mittheilt.

Das Kaffeegeschirr steht in einem Körbchen vor dem eifrig beschäftigten Sieur Gaspard, der sich zuweilen mit dem Ausdruck vollster Behaglichkeit umschaut.

Die Räume, welche sein zufriedener Blick mustert, sind ziemlich beschränkt, namentlich durch den großen Schrank von Nußbaumholz mit blanken Schlössern von Messing daran und durch das breite Ehebette

mit dem hohen Betthimmel, dessen Federbusch bis zur Decke reicht, während die weiten Falten des Behangs von schwerem buntbeblümten Wollenstoffe bis zur Erde niederfallen. Unter dem einzigen, jetzt noch dicht geschlossenen Fenster steht ein kleiner Toilettetisch mit einem Sessel davor, auf dem Teppich vor dem kleinen Ofen, der Frühstückstisch nebst dem Sessel, den gegenwärtig Herr Gaspard Corbin einnimmt, und einem großen Lehnstuhl, der noch leer ist.

Das war die einfache, aber bequeme Ausstattung von Corbin's Schlafzimmer, das trotz der frühen Morgenstunde, wie schon bemerkt, behaglich erwärmt und von dem würzigen Aroma des Kaffees durchduftet ist.

Während Corbin die Kaffeebohnen zerquetschte, hatte er mehrmals forschende Blicke auf das Himmelbett geworfen, dessen dicht zugezogene Vorhänge sich zuweilen zu bewegen schienen; es war aber Alles still geblieben, bis er mit seinem Geschäfte zu Ende war und den hölzernen Mörser niedersetzte. In demselben Augenblick fast vernahm man ein leises Lachen, die Vorhänge des Himmelbettes wurden etwas auseinander gezogen, und zwischen den bunten Falten erschien ein zierliches Schlafmützchen und ein lockiges Köpfchen mit einem frischen, weißen Gesichte darunter, das mit hellen Augen ausschaute, sich umblickte rings und dann lachend rief: „Guten Morgen, kleiner Papa, guten Morgen, ich komme gleich, um den Kaffee zu machen!"

Dann wurde das Köpfchen zurückgezogen, und die breiten Falten fielen wieder übereinander.

Gaspard Corbin aber nickte vergnügt nach dem Bett hin und sprach: „Guten Morgen, mein Kind, guten Morgen, Honorine, Sie sind gerade zur rechten Zeit aufgewacht, um den Kaffee zu machen! sie wacht immer gerade zur selben Minute auf, wenn das Wasser auf den Kaffee muß!" setzte er halb für sich hinzu. „Das ist eine Gabe, es kann sie nicht jede Frau haben, aber es ist hübsch, daß Honorine sie hat!"

Hinter den Bettvorhängen erklang wieder ein leises Lachen; jeden Morgen fast belustigte sich Honorine über die Verwunderung, die Gaspard darüber hegte, daß sie stets in dem Moment aufwachte, wo er mit dem Zerquetschen der Kaffeebohnen fertig war; es war aber gar nichts Wunderbares dabei, denn sie erwachte schon, wenn Gaspard das Bett verließ, blieb aber still und beobachtete ihn, während er die Kohlen in Brand setzte und die Vorbereitungen zum Frühstück machte. Sie regte sich nicht eher, als bis sie sah, daß er fertig war, und sie befand sich ungemein behaglich bei diesen Beobachtungen vom Bett aus, wie denn auch die kleine Schelmerei, mit welcher sie dem guten Gaspard ihr Erwachen verhehlte, nicht wenig zur Erhöhung ihrer guten Laune beitrug.

Nach einer kleinen Weile rasselten die kupfernen Ringe, an welchen die Vorhänge des Betthimmels befestigt waren, und Honorine trat aus

der dunkeln Nische hervor in das milde Licht der Kerzen, die auf dem Frühstückstisch standen.

Ihr Gesichtchen war so lieblich geröthet vom Schlaf, daß es der rothen Kohlen-Gluth nicht bedurfte, die von dem eisernen Ofen ausstrahlte und die zierliche Gestalt der in ein weißes Negligée gekleideten Frau mit einem röthlichen Schimmer übergoß.

Honorine eilte zuerst zu ihrem Toilettetisch, tauchte einen Zipfel der Handquele zierlich in das Becken, spritzte lachend ihrem Eheherrn, der sich ihr näherte, einige Wassertropfen in's Gesicht, gab ihm darauf einen herzlichen Kuß und eilte nun, den Kaffee zu bereiten.

Sie verstand das, beinahe bewundernd sah ihr der ehrliche Gaspard, der guten Kaffee sehr schätzte, bei ihrem Werke zu; er schmunzelte, als er sah, wie vorsichtig sie das Wasser langsam, Tropfen für Tropfen fast, auf den Kaffee fallen ließ, um ihn nicht zu verbrühen und sein Aroma zu gefährden.

So vorsichtig und besonnen machte die kleine Frau Alles das, und doch wurde sie so schnell damit fertig — wie das zuging, war ihr Geheimniß, Gaspard begriff's nie, er hielt es für ein halbes Wunder wenigstens und pries es laut; Honorine aber lächelte, sie wußte, daß eine hübsche Frau ihre Anordnungen nur zierlich zu machen braucht, um die Aufmerksamkeit der Männer zu gewinnen, zu fesseln und sie so zu hindern, die Zeit lang zu finden.

Sehr behaglich genoß das etwas seltsame Ehepaar, das äußerlich auch so gar nicht zusammen paßte, den duftigen und erwärmenden Trank, bis endlich Honorine, ihre Tasse leicht zurückschiebend, fragte: „Werden Sie heute ausgehen, Papa?"

„Ja, ich denke heute Vormittag auszugehen, und wenn mir meine liebe Honorine einen Auftrag zu geben hat, so bin ich zu allen möglichen Besorgungen bereit!" lautete die Antwort.

Gaspard Corbin streichelte die Wange Honorinen's.

„Nach welcher Gegend gehen Sie, Gaspard?" fragte die junge Frau.

„Lassen Sie sehen," entgegnete dieser überlegend und an seinen etwas wohlgenährten Fingern zählend, „erste Station bei dem guten Magnan an der Ecke, um ein kleines Gläschen Zimmetwasser zu trinken und ein Pastetchen zu essen; Sie wissen, Madame, es ist unsere Pflicht, den Mann zu unterstützen, denn Magnan war ja valet de pied bei unserm Prinzen, und sein Sohn, der Militair ist, macht ihm viel Sorge; dann muß ich nach dem boulevard du temple, um dort bei einem Winkelbuchhändler ein Buch anzusehen für den Herrn Abbé Masnier, der die Gicht hat und nicht ausgehen kann. Sie erinnern sich des freundlichen Priesters, Honorine, dem wir am Tage nach unserer Hochzeit unsern Besuch machten?"

„Gewiß erinnere ich mich," entgegnete die Dame vom Hause und

nickte lächelnd, „der freundliche Alte, bei dem wir so viele Bücher sahen, nichts als Bücher, er hat mir ja auch ein altes Gebetbuch geschenkt, alt, braun, vergelbt — ich hätte es ihm gern gelassen, denn er schien sich so schwer von diesem Buch zu trennen und gab es mir, als wäre es der kostbarste Schatz, obgleich es so alt ist, daß ich es kaum lesen kann."

„Es ist auch ein Schatz, liebe Honorine, für den Bücherliebhaber nämlich," erwiederte Gaspard Corbin, indem er seinem Gesicht einen gelehrten Ausdruck zu geben versuchte, „denn auf der siebenten Seite, Zeile drei von oben, findet sich das verkehrte Y, durch welchen Druckfehler der Beweis geliefert ist, daß das Gebetbuch ich weiß nicht gleich von welchem berühmten Buchdrucker in Venedig gedruckt worden ist."

Die junge Frau lachte hell auf, schaukelte sich lustig in ihrem großen Stuhle hin und her, indem sie sich mit beiden Händen auf die Seitenlehnen stützte und sich emporhob, dann rief sie: „Ach, diese närrischen Männer! und mein kleiner Papa spricht auch schon mit einer Miene von einem Druckfehler, als wenn es ein Diamant wäre! Gaspard Corbin, mein ehrlicher Mann, seid Ihr denn auch schon ein solcher Narr geworden?"

Gaspard hatte längst sein breites Gesicht in die krausesten Falten gezogen und lachte zwar nicht lieblicher, dafür aber viel lauter, als seine heitere Gemahlin. „Ja, ja," sagte er, „Honorinette, meine Kleine, Sie haben wohl Ursache, zu lachen, denn ich bin nun einmal ein solcher Thor, daß ich alle Thorheiten mitmache, die Einer macht, den ich lieb habe. Den Abbé Masnier aber habe ich lieb, der ist noch ein Freund meines Vaters gewesen, hören Sie doch, Kind, für ihn gehe ich heute zu dem Buchhändler, bei welchem Besuch ich folgende Vorsichtsmaßregeln zu beobachten habe. Ich kann mich nicht irren, denn der gute Abbé hat sie mir wenigstens zehn Mal vorgepredigt. Also passen Sie auf, Honorine, zuerst trete ich in die Boutique und betrachte zerstreut die alten Scarteken auf der Auslage, ich kümmere mich um nichts, denn anscheinend komme ich ganz zufällig in den Laden —"

„Oh! er kommt ganz zufällig!" unterbrach Honorine wieder laut lachend.

„Ja, ganz zufällig," fuhr Gaspard lachend fort, „dann frage ich beiläufig: Haben Sie auch alte Drucke römischer Klassiker?"

„Köstlich! eine förmliche Comödie!" rief die junge Frau.

„Der Buchhändler bringt mir nun jedenfalls das Buch, welches ich für den Herrn Abbé suche, und sagt: Hier ist ein seltener Persius, mein Herr! Ich nehme das Buch ziemlich gleichgültig und glätte mit dem Daumennagel ein Eselsohr, vorher aber habe ich den Finger schon naß gemacht, um zu sehen, ob das Buch auf Schreib- oder Druckpapier gedruckt ist. Dann messe ich den weißen Rand um das Gedruckte, er muß wenigstens so breit sein, wie mein kleiner Finger, sonst kann der Herr Abbé das Buch nicht brauchen. Erst, wenn ich das erkundet,

schlage ich den Titel auf und sehe nach dem Ort und dem Jahr des Druckes, stimmt das Alles, so suche ich, anscheinend absichtslos blätternd, die hundertste Seite, wo ich nach dem ersten Wort auf der ersten Zeile ein Komma finden muß. Das ist ein Fehler, wie mir der Herr Abbé sagte, aber dieser Fehler ist es, welcher der Ausgabe ihren Werth verleiht. Nun also, ich habe den Fehler gefunden, jetzt, merken Sie wohl auf, lege ich das Buch wieder hin und sage, nach einem andern Buch fassend, ganz gleichgültig: Der Persius ist hübsch, ich habe dieselbe Ausgabe, doch wenn Sie mir ihn billig lassen können, so würde ich ihn für einen Bekannten nehmen! Nun geht das Handeln los, denn der Buchhändler ist gewiß auch ein feiner Kunde, der sich durch die herkömmlichen Grimacen der Bücherliebhaber nicht wird hinter's Licht führen lassen, endlich aber bekomme ich das Buch, wie es denn nicht anders sein kann, da ich den Auftrag habe, es für jeden Preis an mich zu bringen. Denken Sie sich, Honorine, der Herr Abbé hat mir für alle Fälle gleich fünfzig Francs gegeben!"

„Fünfzig Francs für ein Buch, das nur durch einen Fehler seinen Werth hat!" rief Honorine erstaunt, „und der ehrliche Gaspar Corbin," fuhr sie lachend fort, „mein eigner Mann als Bücherhändler und gelehrter Bücherliebhaber, oh! Gaspard, wie Schade, daß ich Sie nicht in der Rolle sehen kann. Nein, was sind die Männer doch komisch mit ihren Liebhabereien! Ich verstehe es, wenn sie junge Frauen lieben, aber alte Bücher, alte falsche Bücher!"

Gaspard lachte mit seiner Frau um die Wette, dann fuhr er fort: „Uebrigens, kleine Dame, ist das nicht der erste Bücherhandel, den ich mache, ich bin für den Herrn Abbé schon oft zu Markte gewesen, und vor vielen Jahren habe ich sogar einmal einen Bücherankauf im Großen gemacht. Das war so, der Prinz stattete eine Tochter des alten Jouffroy aus, der dreißig Jahre in Chantilly Silberverwalter gewesen; das hübsche Kind, die Manon, heirathete einen Gelehrten, einen Lehrer am College Louis le Grand, und der Chevalier Jacques meinte, die hübsche Manon müsse ihrem Mann, dem Gelehrten, auch eine Bibliothek in's Haus bringen. Seine Hoheit ließen, auf diesen Gedanken eingehend, sechs große, schöne Bücherschränke machen, dann, als sie fertig waren, mußte ich. Maß nehmen und danach bei einem Buchhändler bestellen: siebzehn Fuß französische Klassiker, zwanzig Fuß französische Historiker, zwanzig Fuß alte Schriftsteller, fünf Fuß englische Gedichte, zehn Fuß italienische Novellen ꝛc. Was lachen Sie denn, Madame? Die Bücher nahmen sich, hübsch eingebunden, sehr gut aus in den neuen Schränken!"

Als Honorine genug gelacht, wurde sie plötzlich wieder ernsthaft, und ihr frisches Gesichtchen zeigte einen beinahe traurigen Ausdruck, den der ehrliche Corbin sehr wohl bemerkte; er machte aber keine Bemerkung, obwohl das die junge Frau eigentlich zu erwarten schien; da

er nichts sagte, so fragte sie rasch: „Und wenn Ihr Bücherhandel beendet ist, Gaspard, wo gehen Sie dann hin?"

„Zu Madame Honorine!" antwortete der Alte.

„Könnten Sie nicht noch einen Weg für mich machen?

„Nicht gerne!" lautete die wenig verbindliche Antwort.

„Wie, nicht gerne? Habe ich recht gehört? Sie Ungeheuer!" rief Honorine, „und warum nicht gerne? wenn ich fragen darf, mein Herr?"

„Weil ich dann später zu Ihnen zurückkomme, kleine Frau!"

„Diese Galanterie ist nicht an ihrem Platz, Gaspard, sagen Sie, warum Sie heute nicht gerne einen Gang für mich thun wollen?"

Ein Ton der Ungeduld klang aus Honorinen's Rede heraus.

„Weil ich weiß, daß Sie mich zu Ihrer Schwester Septimanie schicken wollen, liebes Kind," entgegnete Corbin gelassen, „und ich es nicht angenehm finde, eine Rolle bei den albernen Trauerspielen zu übernehmen, die bei ihr täglich aufgeführt werden."

„Sie sind hart, mein Freund," erwiederte Honorine, „Sie stellen sich nämlich hart, denn eigentlich ist's doch ein tiefer Schmerz für Sie, daß Septimanie so unglücklich mit Sainte-Pallaie lebt."

„Ja, es ist ein tiefer Schmerz für mich," nickte der brave Mann, „aber ich kann dabei nichts thun, ich kann Septimanie nicht Recht geben, denn sie ist es, welche ihren Mann unglücklich macht, und gegen sie mag ich nicht auftreten!"

„Sie geben also meiner Schwester ganz Unrecht, Gaspard?" fragte Honorine traurig.

„Was soll ich Ihnen antworten?" entgegnete Corbin mit wirklicher Bekümmerniß, „ich halte wenig von diesem Sainte-Pallaie, es ist ein schwacher, armseliger Patron, nie in meinem Leben habe ich mir träumen lassen, daß ein Mann, und noch dazu ein Kriegsmann, ein Offizier, der mit solcher Auszeichnung gefochten hat, daß der in allen übrigen Dingen so jämmerlich schwach und haltlos sein könnte; das aber entschuldigt Septimanie nicht, sie mußte sich ganz anders benehmen, das ewige Weinen und Klagen, die täglichen Scenen, die fortwährenden Eifersüchteleien —"

„Nun, sie hat doch auch Grund, eifersüchtig zu sein!" vertheidigte Honorine ihre Schwester schüchtern.

„Vielleicht!" erwiederte Gaspard, „ich weiß, Sie meinen die Besuche Sainte-Pallaie's bei der kleinen Schauspielerin, aber mir ist es noch gar nicht klar, ob Septimanie Grund hat, bei diesem Verhältniß wirklich eifersüchtig zu sein. Sainte-Pallaie ist ein jämmerlicher Liebhaber für eine Schauspielerin, er ist timide und hat kein Geld, und so weit ich das Theater kenne, hat nur ein kecker Patron mit einer Tasche voll Geld Aussicht auf Erfolg bei einer von diesen superben Bretter-Prinzessinnen. Ich gebe zu, daß Sainte-Pallaie Unrecht thut, diese

Person zu besuchen, er sieht es selbst ein, er hat auch versprochen, sie nicht wieder zu sehen, aber er ist nun einmal jämmerlich schwach und geht immer wieder zu ihr, weil ihn seine Kameraden necken und behaupten, seine Frau halte ihn unter ihrem Regiment und habe ihm verboten, die Schauspielerin zu besuchen. Das ist aber eben das Unglück bei solchen schwachen Männern, daß sie nichts mehr scheuen, als das Ansehen, den leisesten Schein einer Abhängigkeit. Die Furcht, nicht ganz selbstständig zu erscheinen, macht sie dann brutal. Septimanie, die so schön ist und so liebenswürdig sein kann, würde mit leichter Mühe Sainte-Pallaie an sich fesseln, würde das Bild jeder anderen Frau so leicht in seinem Herzen überstrahlen, würde diesen schwachen Mann so vollständig beherrschen, wenn sie ihn nur mit gleichmäßiger Freundlichkeit behandeln wollte; da aber liegt eben der Fehler. Der arme Mensch, denn ich beklage ihn weit mehr, als ich ihn tadele, ist immer in Angst vor seiner Frau; bald überschüttet sie ihn mit Thränen und Zärtlichkeit, bald badet sie ihn in Zorn und Thränen; Sainte-Pallaie klagte mir neulich, er sei ganz betäubt, und ich begreife das, denn er taumelt eigentlich von einer häuslichen Scene zur andern. Ich weiß, was Sie sagen wollen, liebe Honorine, es ist jämmerlich, daß ein Mann so schwach ist, ja, ja, aber er ist nun einmal so schwach, und die liebe Septimanie treibt es zuweilen doch auch gar zu weit. Erinnern Sie sich, als wir am letzten Sonntag zu Tisch dort waren, da fiel es Septimanie ein, mir allerlei Schmeicheleien zu sagen, mir den Hof zu machen, wir hielten das Alle für einen Scherz, Sainte-Pallaie ging darauf ganz harmlos ein und beeiferte sich, Ihnen in derselben Weise scherzhaft den Hof zu machen, wie seine Frau mir. Können Sie sich vorstellen, daß Alles das von Septimanie kein Scherz war, daß sie in allem Ernst durch ihre Zärtlichkeiten gegen mich den armen Sainte-Pallaie hat eifersüchtig machen und ihn dadurch zu sich zurückführen wollen? daß sie unglücklich gewesen ist über das Fehlschlagen ihres Planes, daß sie die ganze Nacht geweint und dem armen Manne Vorwürfe gemacht hat, weil er in guter Laune und gutem Glauben auf seiner Frau Scherz eingehend, bei Ihnen, mein Kind, den Anbeter gespielt? Erst die ganze Nacht geweint, dann den ganzen Tag geschmollt und endlich am Abend außer sich, daß Sainte-Pallaie, dieses Treibens überdrüssig, ausgeht und in Gesellschaft seiner Kameraden, wahrscheinlich bei der Schauspielerin, sein häusliches Elend zu vergessen sucht. Wahrlich, meine liebe kleine Frau, ich entschuldige Sainte-Pallaie nicht, aber das unkluge Benehmen Ihrer Frau Schwester macht mir sein Betragen sehr erklärlich. Ich werde natürlich heute hingehen und ihnen einen Besuch machen, um Ihren Wunsch zu erfüllen, liebe Honorine, daß ich es aber nicht gern thue, werden Sie gewiß gerechtfertigt finden."

Honorine reichte dem guten Manne ihre hübsche runde Hand hin und sagte herzlich: „Gehen Sie noch ein Mal hin, Gaspard, versuchen

Sie dieser unglückseligen Septimanie richtigere Begriffe zu geben; es wäre doch gar zu traurig, wenn meine einzige Schwester nun auch als Frau mit Grund weinen müßte, nachdem sie als Mädchen beständig Thränen vergossen, ohne eine triftige Ursache dazu zu haben."

„Ich werde gehen, das versteht sich von selbst!" versicherte Gaspard eifrig und die Hand seiner Frau drückend.

In dem Augenblick donnerte Trommelschlag in die Straße herein und klopfte an die noch immer fest geschlossenen Fensterläden, rauschende Militairmusik wechselte mit dem dumpfen Dröhnen der Trommelwirbel ab.

Es waren Bataillone der Garde, welche in der nächsten großen Straße hinaufzogen und die Bewohner der Querstraßen rechts und links also begrüßten am Morgen.

Gaspard Corbin, der brave Mann, schloß die Laden auf, das fahle blasse Wintertageslicht fiel nüchtern und farblos in die Poesie des traulichen Schlafzimmers, der Tag war angebrochen.

Einige Stunden später an diesem Tage, etwa um die Mittagszeit, klingelte Corbin eine ziemliche Weile vergebens an einer Gitterthür in dem zweiten Stockwerk eines etwas vernachlässigten Hauses in der Honorinsstraße; erst als seine Geduld fast vollständig erschöpft war, wurde die Thür geöffnet, und ein mäßig unsauberes Dienstmädchen war eben im Begriff, dem Klingelnden Vorwürfe über seine starke Benutzung der Klingel zu machen, als sie noch zur rechten Zeit Corbin erkannte. Nun erschöpfte sich die Person in Entschuldigungen, daß sie ihn habe warten lassen, aber sie wisse nicht mehr, was sie zuerst machen solle, denn seitdem Monsieur fort sei, befinde sich Madame so unwohl, und gleichwohl dürfe sie nicht gehen und den Arzt holen, denn Madame fürchte sich, allein zu bleiben in der großen einsamen Wohnung.

Corbin hörte wenig auf das Geschwätz der Dirne, sondern ging ruhig durch mehrere Gemächer, welche alle die Spuren höchster Vernachlässigung zeigten, nach dem Schlafzimmer Septimanien's.

Septimanie lag zu Bette und weinte heftiger noch als gewöhnlich.

Der brave Mann setzte sich an das Kopfende des Bettes und sagte kein Wort; er wußte schon aus Erfahrung, daß es unmöglich war, unter diesen Umständen zu reden, Septimanie mußte sich ausweinen.

Es sah jämmerlich aus in dem Gemach; nicht eine Spur von der ordnenden weiblichen Hand, die sonst selbst die ärmlichsten Räume noch zu schmücken versteht, nicht einmal überall die nöthige Reinlichkeit; ein trübseliger Anblick, dieses Schlafzimmer.

Septimanie hatte seit einiger Zeit versucht, mit ihrem schon halbnassen Taschentuch ihre Thränenfluth zu stillen; nach und nach schienen ihre Versuche von Erfolg gekrönt zu werden. Die junge Frau sah leidend aus, ihre Wangen waren eingefallen, ihre verweinten Augen lagen tief in den Höhlen; weder die Mütze, noch das Busentuch Sep-

timanien's waren so sauber und frisch, wie das Gaspard bei Honorine gewöhnt war.

Er machte seine Bemerkungen im Stillen und fand das Benehmen seines Schwagers Sainte-Pallaie immer mehr erklärlich.

Endlich begann Septimanie, die bis dahin still geweint hatte, ihrem Schmerz Worte zu geben und laut zu jammern: „Kommen Sie nur, um mit mir zu klagen, mein alter Freund? Oder haben Sie einen Auftrag für mich von diesem Ungeheuer, welches ich leider nur noch viel zu sehr liebe! Oh, mein Freund, sein Benehmen heute hat mir das Herz gebrochen. Ich kann nicht mehr, es ist vorüber; eine solche Härte, eine solche Grausamkeit hätte ich nie in dem Herzen eines Mannes, am allerwenigsten in dem seinen, vermuthet. Ich habe auf den Knieen vor ihm gelegen, ich habe ihn bei unserer Liebe beschworen, nicht von mir zu gehen, bei dem Leben des Kindes, seines Kindes, das ich unter dem Herzen trage; es war Alles umsonst bei dem harten Menschen! Er vergoß einige gleichgültige Thränen bei meinem Schmerz, er ist gegangen, um nie wieder zu mir zurückzukehren, zu mir, die ich ihn so unendlich liebe, keinen andern Gedanken habe, als ihn. So hat er mich verlassen, mich und sein Kind, und ich Thörichte, die ich an die Liebe eines Mannes glauben konnte! Er hat mir das Herz gebrochen!"

Hier erst fand Corbin die Möglichkeit, den Redestrom der Frau von Sainte-Pallaie zu unterbrechen, der, von zahlreichen Thränen begleitet, bis jetzt unaufhaltsam dahingerauscht war.

„Warum hat Sie denn Sainte-Pallaie verlassen, liebe Septimanie?" fragte Corbin ganz freundlich, „sprechen Sie, liebes Kind; wahrscheinlich sind Sie wieder eifersüchtig gewesen und haben dem armen Teufel den Kopf gehörig warm gemacht. Uebrigens beruhigen Sie sich nur, er wird schon wiederkommen!"

Septimanie begann heftiger zu weinen. „Nein, nein!" rief sie, „er kehrt nicht zurück. Ich hörte ihn „lebe wohl!" flüstern; das war ein Lebewohl für immer! Oh, ich kenne diesen Ton, er schnitt mir tief in's Herz, und seine Lippen waren eisig kalt, als er mich zum letzten Male küßte. Nein, ich werde ihn nicht wiedersehen!"

Jetzt fing selbst Corbin an, ungeduldig zu werden. „Septimanie," sagte er ärgerlich, „soll ich in einer Stunde wiederkommen? Sie scheinen jetzt nicht in der Lage zu sein, ein vernünftiges Gespräch zu führen."

„Zu verwundern wäre das wahrlich nicht!" entgegnete die junge Frau matt und schmerzlich unter Thränen lächelnd.

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, liebe Septimanie," fuhr Corbin, sich zusammennehmend, fort, „weßhalb sich Sainte-Pallaie entfernt hat? Haben Sie einen Auftritt mit ihm gehabt? Hat er sich geärgert?"

„Nein, nein!" rief Septimanie, „wir haben uns gestern Abend versöhnt, er ist heute Morgen ausgegangen nach einem freundlichen,

zärtlichen Abschied von mir; er ist dann eine Stunde weg gewesen, als er zurückkommt mit dem Fremont, dem alten abscheulichen Maréchal de Logis; ich hatte ihn so oft gebeten, den Menschen nicht mit in unsere Wohnung zu bringen! Aber ich hatte ihm darüber noch keinen Vorwurf gemacht, als er mir schon entgegenrief: „Liebe Septimanie, Sie müssen mich entschuldigen, aber in einer Stunde muß ich unterweges nach Mainz sein!“ Sie können denken, daß mich das wie ein Donnerschlag traf. Er sah meine Leiden, er sah meine Thränen, aber Thränen, Bitten und Beschwörungen, Alles war umsonst. Ich fiel in Ohnmacht, er legte mich auf's Bette und schnitt mir die Schnürbrust auf; er rief mein Mädchen und zeigte anscheinend viel Theilnahme für mich; in der Hauptsache aber blieb er unerbittlich, und so ist er abgereist, mich mit meinem noch ungeborenen Kinde hier in der Einsamkeit verlassend.“

Corbin hatte den leidenschaftlichen Mittheilungen der aufgeregten jungen Frau mit ziemlicher Geduld zugehört; aber als sie geendet, schüttelte er bedenklich den Kopf, er kannte den schwankenden, energielosen Charakter seines Schwagers zu gut, um sich nicht auf der Stelle sagen zu können, daß derselbe zu einem solchen Entschluß, zu dem Entschluß, sein Weib kurz vor der Geburt eines Kindes zu verlassen, nicht die Kraft gehabt haben könne, daß er also durch irgend einen Umstand äußerlich dazu genöthigt sein müsse.

„Liebe Septimanie,“ begann er darum wieder, „sollten Sie sich in Ihrer Bestürzung nicht getäuscht haben —?“

„Mein Herz täuscht mich nie!“ unterbrach die thränenreiche Frau emphatisch.

Corbin war wirklich gutmüthig genug, diese Versicherung zu überhören und fuhr doch etwas entschiedener als bisher fort: „Könnte nicht Sainte-Pallaie im Dienste seines Kaisers verschickt worden sein?“

„Oh ja!“ entgegnete Septimanie bitter, „man kann den Dienst des Kaisers vorschützen, um den Leuten zu verbergen, daß ich eine unglückliche und verlassene Frau bin! Er ist unterwegs nach Mainz, hören Sie, Corbin, nach Mainz, wo er schon diesen Sommer war, wo er gewiß eine Dame zurückgelassen hat, die ihn in ein Liebesverhältniß verstrickt, er ist nach Mainz — was sagen Sie dazu, Corbin?“

„Daß Sie eine Närrin sind, eine vollständige Närrin!“ fuhr nun der wackere Mann heraus, dessen Geduld zu Ende war.

„Eine verlassene Frau muß jede Beleidigung hinnehmen!“ schrie Septimanie, auf's Neue in Thränen ausbrechend.

„Entschuldigung!“ murmelte Corbin und stand auf; er war in dem Augenblick so außer sich, so mürbe gemacht durch Septimanien's Thränen und Klagen, daß er sich nicht zu fassen vermochte und im Stillen nur schaudernd daran dachte, daß er einst im Begriff gewesen, diese Frau zu heirathen.

Nach Fassung ringend, ging Corbin im Zimmer auf und ab, da fiel sein Blick auf ein Papier, welches auf einer zerbrochenen Marmor-Console unter dem verstaubten Spiegel lag, halb gedankenlos nahm er es auf und las: „Der Hauptmann von Sainte-Pallaie hat sich Angesichts dieses zu dem Herrn General Bretineau, Rue Notre-Dame Nro. 4, zu verfügen und sich in Begleitung desselben nach Mainz zu begeben. Für den Generalstabs-Chef des Herzogs von Ragusa. Vely, Adjutant-Major."

„Das ist doch zu toll!" rief Corbin, jetzt im Ernst wüthend, „Madame, Sie sind eine Närrin, eine doppelte Närrin, eine dreifache Närrin; wenn ich Ihr Mann wäre, ich ließe Sie wirklich im Stich, denn Ihre Albernheiten sind unerträglich. Da ist ja die formelle Marschordre für Sainte-Pallaie, da," er warf ihr das Papier auf das Bette, „da lesen Sie und schämen Sie sich Ihres Betragens; wenn Sie verständiger geworden sind, dann kommen Sie und besuchen Sie Ihre Schwester, dann will ich weiter mit Ihnen reden, jetzt ist mein Unwille über Ihr kindisches Benehmen zu groß! Adieu!"

Corbin ging, aber er warf in steigendem Zorne die Thüren heftig hinter sich zu, denn er hörte, wie Septimanie weinend rief: „Oh! diese harten, grausamen Männer, eine arme, verlassene Frau muß jede Beleidigung hinnehmen!"

In höchster Aufregung kam der gute Corbin in seiner Wohnung an, aber es wurde der klugen, heitern Honorine nicht schwer, den Zorn ihres Mannes zu beschwichtigen, und seine Schwiegermutter versicherte ihm sehr freundlich, daß die Frau Herzogin ganz mit ihr einverstanden sei.

Worüber die Frau Herzogin mit der guten Frau einverstanden, das blieb ein tiefes Geheimniß, denn weder Corbin noch Honorine bemühten sich, es der höchst discreten Maman abzufragen.

Die Armee der Zukunft,
oder: Ein Feldzug gegen die sociale Noth,
von Melchior Schauber.

Der Vorschlag zur sofortigen Hebung aller socialen Noth geht einfach dahin, die stehenden Heere zu öffentlichen Arbeiten zu verwenden, und ihre Leibeskräfte nutzbar und zinstragend zu machen. Herr Melchior Schauber scheint von all den Vorschlägen und Ideen, welche vor ihm diesen Gegenstand behandelt und mit Achselzucken bei Seite gelegt worden sind, keine Ahnung zu haben, denn seine Broschüre gerirt sich, „als ob er zuerst diesen sublimen Gedanken gehabt." Nach einem langathmigen Ansatz von 19 Seiten, spricht er endlich das große

Wort gelassen, aber äußerst fett gedruckt, aus, daß er die stehende Armee, weil sie die Summe der jugendlichen, besten und fähigsten Arbeitskräfte in sich vereinigt, für geeignet hält, die sociale Noth durch Graben, Pflügen, Harken und Eggen zu lindern. Was Andere vor ihm über diese schon oft und am häufigsten in den dreißiger Jahren behandelte Idee gesagt, hat Herr Melchior Schauber offenbar nicht gelesen, weil er sonst nicht jetzt noch mit Plänen zum Vorschein kommen würde, deren vollkommene Unausführbarkeit längst durch tiefeingehende Untersuchungen dargethan ist.

Offenbar wird der Verfasser von wohlwollenden, humanen Absichten geleitet. Hätte er sich aber die Mühe gegeben, nur ganz oberflächlich über die Folgen seines Vorschlages nachzudenken, so würde er kaum den Muth gehabt haben, sein Werk zu veröffentlichen. Hätte der Verfasser nur mit einem Sachverständigen gesprochen, hätte er nur einige der Consequenzen seines Vorschlages selbst gezogen, so könnte er für Preußen ein solches System nicht empfohlen haben. Hat Herr Melchior Schauber denn gar nicht daran gedacht, daß in Preußen jeder Unterthan dienstpflichtig ist, daß der Staat wohl von jedem Einzelnen einige Jahre seines Lebens verlangen kann, um sich zur Vertheidigung des Vaterlandes geschickt zu machen, aber kein Recht hat, die Arbeitskräfte eines Menschen für sich — in dem Verhältniß eines Fabrikherrn und eines Arbeits-Unternehmers — in Anspruch zu nehmen? Was allenfalls — allerdings auch immer nur theilweise und zu ganz besonderen vorübergehenden Zwecken, — von geworbenen und lebenslang dienenden Soldaten verlangt werden könnte, darf der preußische Staat seinen Unterthanen denn doch wahrlich nicht für die Dauer auferlegen.

Wir wollen das Widersinnige gar nicht besonders hervorheben, was für die Offizier-Corps, die Verpflegung, die Sanität, die Artillerie und tausend Anderes aus einer Umwandlung des stehenden Heeres in Handwerker- und Arbeiter-Compagnien hervorgehen würde. Für dergleichen Kleinigkeiten würde jeder Philanthrop doch die bequeme Antwort bereit haben: die Artilleriepferde könnten ja Möbelfuhren und Frachtfuhrwerk übernehmen, die Cavalleristen ihre Pferde vor den Pflug spannen, die Compagnie-Kammer zugleich Kleiderhandlungen anlegen, die Offiziere etwa Wirthschafts-Inspectoren werden! Das geht ja Alles und würde einem Philanthropen auch in der ersten Ausführung durchaus keine Schwierigkeiten machen. Aber das Eine müssen wir den Verfasser fragen, ehe wir weiter auf seine Ideen eingehen: Mit welchem Rechte will er den Staat zu einem großen Arbeits-Unternehmer machen? Mit welchem Rechte will er von einem Militair-Dienstpflichtigen Anderes als Ausbildung in der Waffenpflicht und Waffenfertigkeit verlangen? Wer kann einen freien Mann zwingen, Tagelöhner-Arbeit zu thun, deren Product nicht ihm und den Seinen, sondern Andern zu Gute kommen soll?

Obgleich wir mit dieser einen Frage, dem Verfasser gegenüber, eigentlich unsere Aufgabe bereits gelöst haben, so ist es doch immerhin interessant, auch einmal dem Ideengange einer großen Zahl von Leuten zu folgen, die gar zu gern die Armeen utilisiren und zinstragend machen möchten. Wir haben es mit einem sehr decidirten Manne des Gedankens in Herrn Melchior Schauber zu thun. Das spricht sein Vorwort deutlich genug aus:

„Der Verfasser übergiebt die nachfolgenden Blätter der Oeffentlichkeit, ohne sich rechts und links zu befragen. (Das ist eben der Fehler, und besser wäre es jedenfalls gewesen, er hätte sich nach rückwärts befragt, was Andere schon vor ihm darüber gesagt.) Er weiß allein, was sie enthalten, und das genügt ihm. (Doch wohl nicht ganz richtig; denn wenn es ihm genügt hätte, würde er diese nachfolgenden Blätter eben nicht haben drucken lassen.) Ob die heutige Welt gerade kritisch genug ist, um sich an den etwanigen Fehlschlüssen derselben müde zu zerren, und gerade muthlos genug, um, wenn es sein müßte, ihren goldenen (?) Kern zu vertuschen, kann den Verfasser seinem Zwecke nicht entfremden. (Schade!)

„Zum Glück haben derartige Bedenken über seine Handlungsweise auch in erheblicheren Fällen nicht entschieden, und sollen es, so Gott will, niemals! Wollte auch die Publicistik erst anfangen, sich in ihren Schritten durch Rücksichten bestimmen zu lassen, so wäre uns das Zeitalter der Barbarei nahe und gewiß genug, jene heimliche geistige Barbarei, die auch die höchsten und heiligsten Interessen an die Vorurtheile der Welt verschachert. Also nicht muthlos übergebe ich meine Arbeit dem Publicum. Die Vorsehung hat gewollt, daß ich vor allen Dingen menschlich empfinde, (ja, wer empfindet denn anders?) und mein Geschick hat mir mehr als eine Gelegenheit eröffnet, über die heutigen Noth-Zustände, über das innere Räderwerk der volkswirthschaftlichen und commerciellen Interessen als Cameralbeamter in ausgedehnten Herrschaften, als Kaufmann und als Präsident eines Vereins zur Begründung des besseren materiellen Wohlstandes einer ganzen Bevölkerung nachzudenken, und ich schmeichle mir, daß ich erkannt worden bin. (Nun, wer Herrn Melchior Schauber bis jetzt noch nicht erkannt haben sollte, hat jetzt die beste Gelegenheit dazu.) In den folgenden Blättern übergebe ich nun eine erste Frucht dieses Nachdenkens. (Hoffentlich werden doch nicht noch mehr dergleichen kommen?) Ich kann versichern, daß die Schrift weder geschrieben wurde, das Institut der stehenden Armee populär zu machen (das ist wahr!), noch zu discreditiren (das würde Herr Melchior Schauber auch kaum erreichen), es kommt ihr lediglich auf die Linderung der menschlichen und der gesellschaftlichen Noth an. Mag sie denn hingehen und andere bessere Früchte zeitigen. Die neuen Gedanken und Impulse, deren sie nicht wenige enthält (nicht einen, der nicht schon längst ausgesprochen und widerlegt worden wäre), geben

ihr den Beruf und die Fähigkeit dazu. Hiermit Gott befohlen! Der Verfasser."

Das ist stolz und selbstbewußt gesprochen, ganz des Trägers einer so neuen Idee würdig, und wir gestehen, daß wir nach so zuversichtlichen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit zu lesen begannen. Auf den schon erwähnten 19 Seiten finden wir nun zum tausend und zweiten Male auseinandergesetzt, daß die armen Leute kein Geld haben, — daß es selbst dem Arbeitslustigen oft schwer wird, Arbeit zu bekommen, — daß viel Elend in der Welt herrscht — und daß bisher noch keines der dagegen empfohlenen Mittel etwas geholfen hat. Dann kommt auf Seite 13 der ebenfalls groß gedruckte Vorschlag: Das Ackerbauwesen muß reformirt werden, um eine größere Production zu erzwingen, und auf die Frage: wie? die noch größer gedruckte Antwort: durch die stehenden Armeen. Damit ist der Verfasser und damit sind wir beim Kern des Pudels angelangt. Das Raisonnement des Verfassers ist nun etwa folgendes:

Die Armee kostet der Gesellschaft ein unverhältnißmäßig großes Capital, ein Viertheil, ein Drittheil der ganzen Staatseinnahme. Wozu dient sie aber im Frieden? Der Verfasser verschmäht hier das sonst so geläufige „Paradespielen" und giebt zu, daß, so lange die Streitigkeiten zwischen europäischen Staaten noch nicht durch Schiedsrichterspruch geschlichtet werden, stehende Heere eine Nothwendigkeit sind. Daß dergleichen Schiedsgerichte aber möglichst bald eingeführt werden, dafür spricht der Verfasser seine ganz bestimmte Hoffnung aus, und zwar um so zuversichtlicher, weil — risum teneatis! — „Napoleon III." von der Höhe des kriegerischesten Volkes herab verkündet hat: L'empire, c'est la paix! Ueberhaupt geht aus mehreren Stellen der Broschüre hervor, daß Hr. Melchior Schauber begeisterte Hoffnungen an den gegenwärtigen Beherrscher der Franzosen knüpft. So Seite 7, wo es heißt: „Scheint doch dieser große Monarch berufen, überhaupt jene Initiative zu ergreifen, auf die das alternde Europa nach mehr als einer Richtung hin ausblickt. Fahren wir indeß fort!" Das wollen wir uns gesagt sein lassen und ebenfalls fortfahren. Das Capital nun, welches in der Armee ruht, soll demnächst zur wahren inneren Cultivirung und sittlichen Wiedergeburt Europa's verwendet werden und beide Zwecke dem Staate nichts kosten. Das Wie? ist auch hier wieder ganz einfach: die Armee soll nämlich eine größere Erzeugungskraft des Bodens erzwingen (ipsissima verba), soll geebnete Landstraßen und Wege anlegen, schützende Dämme und Deiche aufführen, Thalgründe entwässern, Sümpfe trocken legen, Bergabhänge und Steilufer von Waldseen anbauen, Wildnisse lichten, allgemein cultiviren, bald ackerbaulich, bald gärtnerisch mit dem Spaten und der Schaufel in der Hand auf den Feldmarken, Wiesen und Wäldern verwendet werden. Dadurch wird erstens die Gesundheit befördert, die Jugend gekräftigt, an Wind und Wetter gewöhnt und

jedes junge Soldatenleben mit einem wirklichen, effectiven Arbeitsinhalte erfüllt, und da die Armee, so wie so, doch nun einmal bestehen muß, werden durchaus keine Kosten dadurch verursacht. Von dem, was für die Armeen an körperlichem und geistigem Capitale zu gewinnen wäre, will der Verfasser gar nicht reden, wahrscheinlich weil er glaubt, daß sich das von selbst versteht. Wir bedauern aber gerade, daß davon nicht geredet werden soll, denn wir hätten gern auch etwas davon erfahren, inwiefern das Kaiser-Franz-Grenadier-Regiment beim Entwässern von Thalgründen, das Kürassier-Regiment Kaiser Nicolaus bei Gärtner-Arbeit, oder die reitende Garde-Artillerie beim Lichten von Wildnissen an körperlichem und **geistigem** Capital gewinnen sollte? — Nach der Ansicht des Verfassers wirkt die Handthierung mit Beil und Spaten höchst fördernd auf die Waffenübung mit Säbel und Bajonnet. Vorzüglich erfreulich ist aber das Zugeständniß, daß die Armeen Oesterreichs, Frankreichs und Preußens, so wie der deutschen Mächte überhaupt, längst auf einem solchen Standpunkte intellectueller Verfassung stehen, daß jeder Infanterie-Offizier eine tüchtige dirigirende Thätigkeit bei diesen Entwässerungen, Dammbauten, Steilufer-Anbauungen u. s. w. entwickeln, also einen guten Arbeits-Inspector, Conducteur, Vogt oder Aufseher abgeben **könnte**. Das ist gewiß die schmeichelhafteste Anerkennung, welche Offiziere je erhalten haben, und sie werden dem Verfasser zuverlässig aufrichtig dankbar dafür sein. Für die höchste leitende Macht — wir bestreben uns möglichst mit dem eigenen Worte des Verfassers zu sprechen — werden freilich Infanterie-Offiziere nicht ausreichen, da müßte dann das Ingenieur-Corps verwendet werden, dem vielleicht einige Civil-Architekten und Techniker zu adjungiren wären. Eine solche Armee wäre eine Ingenieur-Armee in toto zu nennen. Wir meinen, daß es auch an andern Namen für eine solche Armee nicht fehlen würde! —

Nachdem somit das Wesentlichste geordnet und die Sache damit eigentlich abgemacht ist, wird der Verfasser dithyrambisch, indem er zur Apostrophe greift und ausruft:

„Leser, wer Du auch sei'st, ob Grundherr oder Tagelöhner, ob Fürst oder Arbeiter, vergegenwärtige Dir einmal den Einmarsch dieser Armee in Deine Provinz! Sie erscheint, überall auf ihrem Wege die Freude vor sich hersendend und von den Segnungen einer dankbaren Bevölkerung empfangen. Sie kommt nicht, um über Menschenleben hinzuschreiten, muntere Dörfer in Einöden, prächtige Wohnplätze in Asche zu verwandeln, die bestellten und blühenden Fluren des Landes nieder zu stampfen, Jammer und Wehgeschrei zu verbreiten. Zwar kommt auch sie wohl gewaffnet, aber diese Waffen führt sie nur für die Feinde Deines Glückes; für Dich selbst bringt sie noch andere Waffen mit, die des Friedens, der Arbeit, der menschlichen Kunst und Betriebsamkeit. Sie wird sich nicht darauf beschränken, Dich in dem Genusse Deines Besitzes bloß zu schützen, sie wird auf diesem Besitze selbst neue

Eroberungen für Dich machen. Sie bringt den Spaten, die Schaufel, das Beil, die Hacke mit sich. Erst jetzt wirst Du diese Armee ehren lernen; mit Empfindungen, die aus der Seele kommen, wirst Du sie und ihre herrlichen Offiziere lieben, und wenn sie dann allwöchentlich ein- oder zweimal den Spaten aus der Hand legt, um ihres kriegerischen Berufes zu gedenken, dann wirst Du diesen kriegerischen Spielen mit wahrhaftiger innerer Lust zuschauen, und stolz auf den Beistand solcher Streiter, wirst Du jetzt den tieferen Sinn und den höheren Zweck auch in ihren Waffenübungen erkennen; kurz, die Armee wird Dir von nun an ehrwürdig sein und Dein ganzes Leben mit dem kostbaren Gefühle des Glücks und der Sicherheit durchdringen."

Giebt es etwas Reizenderes, Idyllischeres, Pastoraleres als dieses Bild einer Armee, die mit Handwerkszeug in eine Provinz einmarschirt? — Kannst Du kalt bleiben, Tagelöhner! den das kostbare Gefühl des Glücks durchdringt? Kannst Du noch gleichgültig sein, Grundherr! der Du den kriegerischen Spielen — wöchentlich einmal, höchstens zweimal zuschauest? Kannst Du widerstehen, munteres Dorf? — Siehst Du jetzt ein, Fürst! nicht allein den tieferen Sinn, sondern auch den höheren Zweck Deiner toto Ingenieur-Armee? Begreifst Du, herrlicher Offizier, daß Du erst Entwässerungsdienste thun mußt, um dem Tagelöhner ehrwürdig zu sein? —

Die Apostrophe des Herrn Melchior Schauber nimmt aber einen noch höheren Aufschwung. Sie wird fast sublim, indem sie etwas Krim und Sebastopol mit in die Frage mischt. Da sich dergleichen nicht nachahmen läßt, so müssen wir den Verfasser noch einmal selbst reden lassen:

„Und Ihr, Schatten der orientalischen Armee! Ich rufe Euch aus den Gräbern. Ihr hochherzigen Sieger, die Ihr als Eroberer oder als Vertheidiger den Dank Eures Volkes und den Ruhm der Nachwelt mit Eurem Blut erkauftet, sammelt Euch zu der Rede dieses Schriftchens und gebt Zeugniß über dasselbe! Ihr wandelt heute im Lichte, Ihr wißt es, daß der der größere, der wahre Held ist, der ein Menschenleben erhält, nicht der, der es erlöscht."

Und so geht es noch eine Seite lang fort, um zu beweisen, daß eine ackerbauende und Kartoffeln pflanzende Armee sehr viel vorzüglicher ist, als eine siegende. „Pflügt und oculirt sie erst" — des Entwässerns noch gar nicht einmal zu gedenken, — „so wird ein Geschlecht entstehen, das nicht mehr hungert und lungert, denn es handelt sich dabei — um es ganz zu sagen — um die Wiedergeburt der Gesellschaft aus dem Geiste! —"

Mitten in den Unsinn hinein kommen auch ganz vernünftige Stellen, wo von dem stehenden Heere als einer schon vortrefflichen Bildungs-Anstalt für das ganze Volk gesprochen wird, wo der Verfasser zugesteht, daß sie ein Läuterungsproceß für mannichfache sociale Uebel-

stände ist; dann geht es aber gleich wieder kopfüber in die Hirngespinnste einer Arbeiter-, einer Handwerker-, einer erwerbenden Armee hinein. Sie wird wiederholt eine Armee der Zukunft genannt, und wir fügen hinzu, einer sehr fernen Zukunft, wenn nicht etwa Hr. Elihu Burrit bald an die Stelle des Lord Palmerston tritt. Es ist ein so buntes Gemisch von ganz vernünftigen, hausbackenen und dann wieder phantastischen und irrlichterirenden Ansichten in dieser Broschüre, daß man sich vergebens den eigentlichen Standpunkt des Verfassers zu vergegenwärtigen sucht. Bald klingt sein Raisonnement wie oppositionell, bald bis zur Hingebung gouvernemental; bald conservativ quand même, bald umstürzend bis in die letzten Consequenzen. Selbst das große Wort der Vorrede: „Weder rechts, noch links zu fragen," so wie das noch größere: „Ich weiß allein, was diese Blätter enthalten, und das genügt mir!" erklärt seine eigentliche Absicht und Anschauung noch nicht. Leider können wir ihm nicht eben so schmeicheln, wie er sich selbst schmeichelt, daß er „erkannt" ist. Denn es tritt bei ihm der eigenthümliche Fall ein, daß er wirklich die Armee weder populär machen, noch discreditiren will, Beides aber thut. Wir kommen hiermit zu demjenigen Theil der Broschüre, der uns am meisten mißfallen hat, weil er eben wie gewöhnliches Bierhausgespräch klingt und sich zum Ausdruck der allerbeschränktesten Bourgeoisie-Meinungen macht. Indem der Verfasser nämlich verspricht, daß nicht allein das Land durch Erzwingung einer größeren Erzeugungskraft des Bodens bei seinem Vorschlage gewinnen muß, sondern auch die Armee selbst, kommt er zu folgenden Phrasen:

„Man kann nicht leugnen, daß die Gegner der stehenden Armee, diejenigen, welche bei ihrer dermaligen Verfassung in derselben nur einen unfruchtbaren, einen eigentlichen Zehrstand erkennen, der mit dem Volke und dem Volkswohlstande nirgend in Harmonie sei, sondern eine abgesonderte, ganz unproductive Existenz führe, halb und halb im Rechte sind. Es ist wahr, die Kriegskunst ist kein eigentlicher Erwerbszweig, sie ist durchaus unproductiv. Auch ist, was man hier und dort von einer militairischen Cultur gesprochen hat, nur sehr uneigentlich Cultur genannt worden. — Nur der verhältnißmäßig kleinere Theil der Armeen besteht aus Technikern im höheren Sinne des Wortes, die große Masse bleibt Maschine in der Hand dieser Techniker. Der gemeine Soldat ist auf die Einübung in Handgriffen und Bewegungen, in künstlichen Auf- und Abmärschen eingeschränkt, von denen er sonst nirgends in seinem Leben in einem bürgerlichen Gewerbe Gebrauch machen kann. Sogar die militairische Tactik des gemeinen Soldaten ist nur ein kümmerlicher Zweig der Gymnastik, viel zu einseitig und viel zu einförmig, um ihr einen Inhalt, der des Menschen würdig wäre, geben zu können, für ächte Menschenbildung, für Intelligenz und Thätigkeit, welche die Grundpfeiler aller menschlichen Glückseligkeit und der gesellschaft-

lichen Cultur sind, wird nur in wenigen Armeen etwas Nachhaltiges gethan."

Auch diese liberalen Stichworte beweisen nur, daß Herr Melchior Schauber gerade in dem Stande und Berufe ein vollkommener Laie ist, den er beglücken, dem er einen anderen Inhalt geben, dem er zu einer glückselig machenden Cultur durch Spatenarbeit verhelfen will, — sonst würde das Wort Unproductiv keine so große Rolle darin spielen. Wie schlagend hat der Colonel Joachim Ambert in seinem berühmten Artikel: Improductiv! die nichtsnutzige Bedeutung dieses Wortes für die Soldaten abgewiesen! Man kann es allerdings weder von einem Cameral-Beamten ausgedehnter Herrschaften, noch einem Kaufmann oder materiellen Wohlstands-Vereins-Präsidenten verlangen, daß er militairische Schriften liest. Wenn dieser Cameral-Beamte aber die Armee reformiren will, so hätte man allerdings das Recht, vorauszusetzen, daß er sich um das bekümmert, was Andere und namentlich Sachverständige über diesen Stand und von diesem Stande gesagt. Aber freilich haben derartige Bedenken nie über die Handlungsweise des Verfassers entschieden, und er verheißt auch in seinem Vorworte, daß das — so Gott will — niemals geschehen soll. Wir glauben indessen doch, daß die Aufnahme, welche seine Broschüre finden wird, allerlei Bedenken bei ihm hervorrufen wird.

Unproductiv? In der That! — Antworten wir ihm im Geiste des Colonel Ambert: Auch der Steindamm, der die steigenden Fluten von den Getreidefeldern abhält, ist unproductiv, denn es wachsen wirklich weder Hafer noch Runkelrüben darauf.

Feuerspritzen sind auch unproductiv und kosten noch obenein viel Geld. Nur selten werden sie gebraucht, ja es mag wohl viele geben, die noch nie, außer bei den Sonntags-Uebungen, in wirklichen Gebrauch gekommen sind. Der kleinste Brunnen giebt dauernd mehr Wasser, als alle Feuerspritzen einer großen Stadt zusammengenommen. Jahre lang stehen die Feuerspritzen vielleicht unthätig da, wenn aber die Feuersbrunst kommt, und sie sind dann nicht da, oder sind auch nur verrostet, wie dann?

Das Eisen, welches zu einer Scheere, zu einem Messer, zu einer Pflugschaar verarbeitet wird, ist productiver als Eisen in einem Blitzableiter. Wenn aber das Gewitter kommt. Wie dann? —

Wir wollen uns nicht mit fremden Federn schmücken, sonst könnten wir dem Herrn Verfasser auf dieses einzige Wort: unproductiv mit sehr viel mehr Seiten antworten, als seine Broschüre zählt.

Wie immer, wenn der Vordersatz falsch ist, die daraus gezogenen Folgerungen ebenfalls falsch werden müssen, so auch hier. Da nun die Armee nur ein eigentlicher Zehrstand ist, so würde es besser mit ihr werden, wenn die Vorschläge des Verfassers angenommen und ausgeführt würden. Das soll wenigstens in seinen weiteren Argumenten lie-

gen. Die Armee soll auf die angegebene Weise mit dem Volke gemeinsame Sache zur Erstrebung des Staatszweckes machen, dann wird sie thatsächlich aufhören, ein fremdartiges, zehrendes Element im Staate zu sein, und jeder einzelne Soldat seinen Antheil an der Vorbereitung zu einem bürgerlichen Lebensberufe empfangen. Die Armee würde dann aufhören, dem Lande bloße Tagelöhner zurückzusenden, und in die Dörfer würden Jünglinge heimkehren, welche die Gedanken und das künstlerische Geschick zu ackerbaulichen Meliorationen mitbringen. Ja, sogar die Ackerbauschulen werden dann unnütz, weil die Armee selbst eine große Ackerbauschule ist. Nun kommt es aber: „Mit diesem innern Umschwunge tritt dann aber auch zugleich ein günstigerer in der äußeren Stellung der Armee ein. Die im Volke, ja in der Richtung unserer Zeit begründeten Finanz-Bedenken über das militairische Budget werden dann von selbst wegfallen, und das ganze Institut wird populärer werden als je, denn der so organisirten Armee werden alle Kräfte als der besten Lebensschule zuellen, ja, bald wird es ein Makel heißen, ihr nicht angehört zu haben. Die Erweiterung des militairischen Budgets dagegen — wird in dem Grade eine Lieblingsaufgabe unsrer Finanzmänner werden, wie es dermals die Beschränkung desselben ist."

Damit ist Herr Melchior Schauber an das Ende seines Vorschlages gelangt, und er widmet nur noch zwei Seiten der allerdings etwas schwierigen Frage: auf welche Weise die neue Reform eingeleitet und bewirkt werden soll? — Er hat bewiesen, daß es besser wäre, den Boden zu einer größeren Erzeugungsfähigkeit zu zwingen, — bewiesen, daß noch genug Boden vorhanden ist, der des besseren Anbaus oder der gänzlichen Urbarmachung bedarf, — bewiesen endlich, daß das Betriebs-Capital in den Arbeitskräften der stehenden Armee gegeben und leicht zu verwenden ist. Nun wird auch bewiesen, daß die Regierung die Sache in die Hand nehmen müsse, weil es dem kleinen Ackerwirthe erfahrungsmäßig an Beweglichkeit fehlt und weil es den großen Grundbesitzern gegenwärtig eigentlich zu gut geht. Man weiß bei solchen Deductionen wirklich nicht, was man sagen, ob man das Ganze nicht lieber für eine geschickte Parodie utopischer Vorschläge überhaupt halten soll? — Wie denkt sich denn der Vorschlagende die Möglichkeit, daß die Verwendung der Armee für Meliorations-Zwecke vom kleinen Ackerwirth oder vom großen Grundbesitzer ausgehen sollte? — Als wenn hier ein anderer Weg überhaupt denkbar wäre, als der durch die Regiernng, wenn es sich um eine Bestimmung über die Armee handelt! Der Verfasser vindicirt das Recht der Initiative bei Einführung einer militairischen Boden-Cultur auch keinesweges deswegen der Regierung, weil nur der Kriegsherr, nur der Souverain, über die Armee etwas zu befehlen hat, sondern weil sie Domainen besitzt, auf denen mit dem Ackerbau und der Entwässerung nach Commando der Anfang gemacht werden könnte, denn „die Forstgebiete dieser Staatsdomainen,

welche der Ueberwachung und Leitung der Regierung anvertraut sind (!), bieten unserer reformatorischen Behandlung die meisten Flächen dar!"

Demnach sollen die höchsten Behörden von den Provinzial- und örtlichen Behörden Berichte einfordern über Dasein und Beschaffenheit solcher der Cultur noch fähiger Forst- und Feldmarken, so wie über die Probabilität neuer Cultur-Angriffe. Dann soll eine General-Meliorations-Commission und in den verschiedenen Provinzen Special-Meliorations-Commissionen etablirt werden. Auch über das ministerielle Ressort der General-Meliorations-Commission ist Hr. Melchior Schauber ganz mit sich einig. Sie soll ihren angemessenen Sitz „im Schooße des Kriegs-Ministeriums finden," diesem als eine neue Abtheilung subordinirt werden, aber natürlich auch vom Ackerbau-Ministerium ressortiren. Die Special-Commissionen begutachten und empfehlen und die General-Commission entscheidet im Auftrage des Kriegs- und des Ackerbau-Ministers über den Modus der Ausführung. Anstellung der Beamten und Techniker verbleibt den Special-Commissionen. Man sieht, daß für Alles Rath und Auskunft vorhanden und für alle Schwierigkeiten im Voraus gesorgt ist. Ist dann die Regierung mit gutem Beispiele vorangegangen, so wird die Sache bald anfangen, sich auch in Privat- und Communalkreisen zu rühren, wobei sich dann von selbst versteht, daß die Privaten, welche den Beistand des Staats ansprechen, mit zur Tragung der Kosten herbeigezogen werden. Den Maßstab für dies und anderes würde aber — so schließt das Opusculum — die Erfahrung an die Hand geben! Das glauben wir auch!

Wir sind am Ende und stehen vor einem Luftschloß, das in blendenden Farben schillert, jedes Fundaments in der Realität unserer Verhältnisse entbehrt, vor jedem schärferen Hinblick sich gleich einer Fata morgana zurückzieht und wie diese alles Gegebene und Vorhandene grade umkehrt, auf die Spitze stellt und verkehrt zeigt. Gern wollen wir dem Verfasser das Wohlwollen der Absicht lassen. Er spricht mehr in den Worten eines gutmüthigen Schwärmers, der „vor allen Dingen rein menschlich empfindet," als mit der Schärfe eines Regirenden, eines Radicalen, obgleich das, was er spricht, wirklich negirt und radical umstürzt. Er hat einmal von der Verwendung der römischen Legionen zum Straßen- und Städtebau gelesen und ist auf die Idee gekommen, ob man das nicht auch so machen könnte, etwa wie jener Landschullehrer, der bei der Artillerie-Prüfungs-Commission im Jahre 1833 seine Erfindung einer hohlen Kanonenkugel einreichte, welche mit Pulver gefüllt werden könnte, damit sie, am Ziele angekommen, springt. Man mußte ihm antworten, daß Bomben schon seit einiger Zeit erfunden wären, man also leider von seiner Erfindung keinen Gebrauch machen könne.

Die Idee einer industriellen Verwendung der Armee liegt unserer

Zeit eben so nahe, als sie ihrer würdig ist. Sie scheint indessen selbst der Opposition zu liberal, als daß sie von dieser Seite noch angeregt würde. Nur die Schule der Olivenblätter, — seit zwei Jahren etwas kleinlaut geworden, — könnte sie wieder einmal für das steuerzahlende Publicum als trostreiche Zukunft auftischen. Ernsthaft darf man wohl eigentlich auf die Sache nicht eingehen, namentlich in diesen Blättern nicht. Es genügt, wenn man den Verfasser theils selbst reden läßt, theils seinen vollen Gedanken wiederzugeben versucht.

Jam satis!

Geschichtliche Ueberschau.

Das Studium unserer älteren Geschichte und Literatur erhielt den mächtigsten Aufschwung zu der Zeit, als auch das deutsche Nationalgefühl nach langem Druck wieder auflebte und die Beschäftigung mit der geschichtlichen Vergangenheit als ein Hauptmittel zur Belebung des Selbstgefühls den Deutschen erscheinen mußte. Es war eine frische, fröhliche Zeit, als durch den siegreichen Krieg gegen Napoleon wieder Deutschland in Deutschland erobert wurde — durch die Wünschelruthe der Vaterlandsliebe kamen unbekannte Schätze zu Tage. Dann folgte eine Zeit, welche zur frischen Lust die strenge Besonnenheit fügte und das Stückwerk zur Wissenschaft vervollständigte. Jacob Grimm trug Bausteine der mächtigsten Art zusammen zu der durch ihn geschaffenen Wissenschaft vom Glauben, dem Rechte, der Sprache und den Sitten unserer Altvorderen — namentlich erhielten alle Theile der germanischen Rechtsgeschichte durch seine Untersuchungen eine ganz neue Grundlage; sie kamen selbst C. Fr. Eichhorn nach dessen eigenem Geständnisse noch zu Gute, nachdem dieser bereits die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte in ihrer organischen Einheit gegründet hatte. Daher stammen die überraschende Thätigkeit und die großen Erfolge auf dem Gebiete des Rechts- und Staatslebens der Deutschen schließlich aus zwei getrennten Quellen. Ein Sprachforscher und ein Rechtsgelehrter wurden die Ausgangspunkte und Stützen der neuen Wissenschaft. Aus der Verbindung beider Richtungen zog die Wissenschaft den hauptsächlichsten Nutzen. Die Jüngeren waren in der glücklichen Lage, auf diesen Grundpfeilern weiter zu bauen, und noch lange ist der doppelte Schacht nicht ausgebeutet.

Diese Wahrheit, sowohl nach ihrer bereits erfüllten, wie nach ihrer noch so hoffnungsreichen Seite, wird uns recht anschaulich gemacht durch die drei nachfolgend verzeichneten Werke. Zunächst ist der Anfang gemacht zu einer Bildungsgeschichte der deutschen Gebiete durch:

Die Territorien in Bezug auf ihre Bildung und ihre Entwickelung, von Dr. Georg Landau. Hamburg und Gotha, bei Friedrich und Andreas Perthes. 1854. gr. 8. S. 391.

Die nächste Anregung zu diesen Ausführungen wurde dem Verfasser durch Untersuchungen gegeben, welche er über die territorialen Verhältnisse seines engeren Vaterlandes (Kurhessen) vorgenommen hatte — er ist Archivar in Kassel. Er fand hierbei mehrfach eine Uebereinstimmung zwischen dem Ehemals und dem Jetzt, welche ihn überraschte und anspornte, weiter zu gehen. Da er bei anderweitigem Vorschreiten immer wieder auf dieselben Thatsachen stieß, so befestigte sich mehr und mehr die Ueberzeugung, daß in Bezug auf diese Verhältnisse nicht von Willkür die Rede sein könne, vielmehr ein organisches, auf bestimmten Gesetzen beruhendes Leben vorhanden sein müsse. Dieses Leben zu erkennen und die demselben zu Grunde liegenden Gesetze aufzufinden, stellte er sich nun zur Aufgabe, die er mit eben so umfangreicher Gelehrsamkeit wie historischem Tacte gelöset hat. Gewissermaßen stromaufwärts wandernd, gleich einem Reisenden, der die unbekannten Quellen eines Flusses aufzusuchen beabsichtigt, entwickelt er im ersten Buche die Bildung der weltlichen Territorien von der Flurverfassung an bis zur Hofverfassung und den Marken, erörtert die Theilung des Volkes in Stämme und die Vorstände des Volkes (des Volkes Herzog, Gefolge, Königthum, den Königlichen Herzog, Nobilität); das zweite Buch behandelt die Bildung und Entwickelung der kirchlichen Territorien. Die Untersuchungen haben sich über die alten Verfassungs-Zustände nur so weit erstreckt, als dieselben mit dem Grund und Boden zusammenhingen, da gerade die Territorial-Verhältnisse die eigentliche Grundlage bilden, auf welcher das gesammte Volksleben ruht. Bei diesem dankenswerthen Anfang zu einer Entwickelung, welche bis zur letzten Vollendung der Trennung und Selbstständigkeit der Territorien geht, ist der Verfasser nicht stehen geblieben, hat vielmehr bereits eine deutsche Gau-Geographie in viel umfassenderem Sinne, als bisher üblich war, begonnen:

Dr. G. Landau, Beschreibung der deutschen Gauen. Herausgegeben durch den Gesammt-Verein der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine. 1. Band: Beschreibung des Gaues Wettereiba. Kassel, 1855.

Nach Landau's Auffassung soll jede Gaubeschreibung zugleich eine Territorialgeschichte sein, welche den Wechsel des Besitzes bis zur Bildung der heutigen Staaten zeigt. Zu einer Probe für derartige Arbeiten eignete sich vornehmlich der Gau Wettereiba — die ältere urkundliche Form für Wetterau —, weil er, in zahlreiche kleine Herrschaften zersplittert, eben durch seine bunte Mannichfaltigkeit im Kleinen ein Bild von dem viel zerspaltenen deutschen Reiche gewährt und erst seit dem

Pariser Frieden unter vier Landesherren vertheilt worden ist. Für das Werk ist nicht nur das gedruckte Material mit großer Vollständigkeit benutzt worden, sondern auch viele ungedruckte Urkunden aus den Archiven von Hanau und Darmstadt. Die Beschreibung des gesammten Gaues, seiner Berge, Flüsse und Grenzen, des ihn durchziehenden Pfahlgrabens, geht der geographisch-historischen Erörterung der einzelnen Theile voraus, eine Uebersicht seiner wechselnden Geschicke aber bildet den Schluß, weil hierbei die Summe aus den einzelnen Entwickelungen gezogen werden mußte. Die Gliederung des Gaues verfolgte der Verfasser in absteigender Linie nach Hundreden oder Untergauen, nach Zehntschaften, nach Marken und deren Unterabtheilungen, denen erst die einzelnen Ortschaften untergeordnet werden. Zum Zweck der beabsichtigten Territorialgeschichte sucht der Verfasser bei jeder Mark, die er beschreibt, die Fragen zu beantworten, wer dort zuerst Gerichtsherr gewesen und das Märkerding gehegt hatte, und welche Wandelungen in der Mark- und Gerichtsverfassung von den Zeiten der Karolinger bis auf die heutigen Landesherren vorgegangen seien. Viele innere Umgestaltungen, welche das gesammte deutsche Reich betroffen haben, treten uns hier in einem engen Raume anschaulich vor die Augen.

Diese Markgenossenschaften, denen der Verfasser sinnig und scharf nachgeht, hängen mit der ersten Cultivirung des Landes zusammen. Sie reichen daher bis zu den ersten Ansiedelungen in Deutschland, großentheils bereits in vorhistorische Zeiten hinauf, und sie waren sehr wahrscheinlich über ganz Deutschland verbreitet. Eine öffentliche Gewalt ist erst später entstanden und der Markenverfassung in mehrfacher Beziehung nachgebildet. Beide Gewalten waren daher von jeher von einander verschieden. Die alten gemeinen Marken waren meistentheils sehr groß; durch die mit den meisten Dorf-Anlagen verbundene Ausscheidung von Sonder-Dorfmarken wurden sie aber fortwährend verkleinert, und so waren sie schon vor dem 15. und 16. Jahrhundert gänzlich verschwunden oder zu Dorf- und Stadtmarken herabgesunken, abgesehen von jenen Territorien, in welchen sie unter dem Einflusse der weiter und weiter sich ausbreitenden Grund- und Landes-Herrschaft in Hofmarken zersplittert und sodann in Staats-Domainen übergegangen sind. Nur in Westphalen, Nieder-Sachsen und am Rhein, in der Wetterau und in den Gegenden zwischen dem Main und dem Neckar, wo ihnen die Auflösung der alten Herzogthümer günstiger war, haben sich auch in späteren Zeiten noch größere gemeine Marken in ziemlich erheblicher Anzahl erhalten. Indessen sind sie auch in jenen Territorien nur etwas größere Splitter jener alten großen Marken gewesen mit ihrer alten Verfassung, wie sich diese unter dem Einflusse der Grund-Gerichts- und Landes-Herrschaft oder der Reichsunmittelbarkeit erhalten und weiter ausgebildet hat.

Zu solchen Resultaten gelangt Maurer in einem größeren Werke:

Geschichte der Marken-Verfassung in Deutschland, von Georg Ludwig von Maurer, Staats- und Reichsrath, Mitglied der Akademien der Wissenschaften in München und Berlin &c. — Erlangen, Verlag von Ferdinand Enke. 1856. gr. 8. S. XX. u. 494.

Die Geschichte, so wie die äußere und innere Verfassung der größeren Marken wird unter gründlicher und umsichtiger Benutzung des reichen Materials dargestellt; die Schrift ist als erste Fortsetzung der vor zwei Jahren erschienenen Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof- und Stadtverfassung und der „öffentlichen Gewalt" zu betrachten, bildet aber auch ein ganz selbstständiges Werk. Besonders interessant ist, was der Verfasser über die Markgenossenschaften in den schweizer wie in den tyroler Alpen und deren Fortbestehen bis auf den heutigen Tag mittheilt. Die Gerichtsverfassung, das gerichtliche Verfahren, Urtheil-Schelten, die Strafen, die öffentliche Gewalt in den Marken sind besonders eingehend behandelt.

Die Erforschung der neueren Zeit ist jedoch solchen rühmlichen aus dem Alterthume und Mittelalter gewonnenen Vorbildern nicht nachgeblieben, namentlich hat die Special-Geschichte einzelner bedeutender Städte eine reiche mannichfach aufklärende Ausbeute auch für die Reformationszeit geliefert.

Wir erwähnen in solcher Anerkennung ein größeres Werk über eine Revolutions-Epoche in dem ehrwürdigen „Oberhaupt der Hansa".

Lübeck unter Jürgen Wullenwewer und die europäische Politik von Georg Waitz. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung, 1855. 3 Bde. (XXVI. 424. — X., 432. — X., 585). gr. 8.

Jürgen Wullenwewer, seines Berufes ein Kaufmann, doch nicht zu den „großen Hansen und Junkern" gehörig, ward 1533 zum Bürgermeister von Lübeck erwählt. Als Einem der 64 verordneten Bürger war ihm bereits im Jahre 1530 ein Schauplatz eröffnet, auf dem sich die Lebendigkeit des Geistes, die Kühnheit des Sinnes, welche ihn auszeichneten, in glänzendem Lichte zeigen, wo die Gabe populärer Beredtsamkeit sich entwickeln und ihm größeren Einfluß verschaffen konnte. Immer voller Hoffnung und dem Glück vertrauend, das ihn erheben konnte, gelangte er auch zu der höchsten Staffel der Macht, welche er in der Stadt erreichen konnte. Von getreuen Anhängern umgeben, saß er im Rathe, an dessen Leitung er als Bürgermeister Theil hatte. Und noch war er seines Ursprungs sich bewußt: in entscheidenden Augenblicken appellirte er an die Gemeinde, die ihn gehoben hatte und die in ihm fortwährend ihren Führer anerkannte. So schickte er sich an, die Pläne, die ihn erfüllten, zur Ausführung zu bringen. Der Kampf mit den Holländern war sein und seiner Freunde Streben und Trachten. Allein die Ereignisse waren gewaltiger, als alle Pläne des Einzelnen, und es vollzog sich in diesen Jahren eine Umwandelung, die auch ein

mächtigerer Wille, eine stärkere Kraft als die jenes Mannes nicht hätte aufhalten können. Es ist der Kampf des deutschen Lübeck, des Hauptes der Hansa, um die Herrschaft auf der Ostsee gegen die Nebenbuhler in den westlichen Staaten Europa's und gegen die selbstständig sich emporhebenden Reiche des Nordens, welcher in einem Augenblick gekämpft werden mußte, da die Reformation zu einer Umgestaltung alter Verhältnisse auch des politischen und socialen Lebens im Norden führte.

Die Verwickelung dieser Dinge, die Katastrophe, welche die einzelne Persönlichkeit und ein ganzes Gemeinwesen betraf, der Zusammenhang mit den allgemeinen Fragen der europäischen Politik sind der Gegenstand des obigen Werks. Der Verfasser bemerkt bereits in der Vorrede, daß diese in die Verhältnisse näher eingehende Forschung der Auffassung nicht günstig geworden ist, welche sich in neuerer Zeit zu Gunsten des Burgemeisters Wullenwewer, als eines Helden und Martyrers zugleich, geltend gemacht.

„Wullenwewer," sagt Waitz, indem er das Ergebniß seiner Arbeit zusammenfaßt, „hat dem rollenden Rade der Geschichte in die Speichen greifen wollen; aber gewaltsam ist es über ihn dahin gefahren, hat ihn und seine Pläne zerschmettert. Kein Staatsmann trat auf, der die Zeit wirklich begriffen, die neuen Aufgaben richtig erkannt und ihre Lösung angebahnt hätte, nicht in den Städten der Hansa, nicht im übrigen Deutschland. So war Lübecks Sinken zugleich ein Sinken deutscher Macht, deutschen Einflusses in der Heimath wie in der Fremde. Die Läuterung und Stärkung des religiösen Lebens, die Förderung von Unterricht und Bildung, die Lösung des Geistes von den Fesseln todter Formen, in denen er gelegen hatte, mußten als Ersatz genommen werden für Vieles, was die Nation verlor. Indem die Kämpfe, welche sonst unglücklich enden, dem Norden Deutschlands und Europa's die Güter der Reformation sichern, verlieren sie wenigstens einen Theil des Wehmüthigen, das ihnen in so vieler Beziehung beiwohnt."

Durch eine mit seltener Umsicht und treuer Ausdauer angestellte Forschung in allen nur irgend zugänglichen Archiven Deutschlands und Belgiens, durch Benutzung der in Paris und London befindlichen handschriftlichen Sammlungen ist es dem Verfasser möglich geworden, die Begebenheiten der acht bis zehn Jahre, um die es sich hier handelt, in großer Vollständigkeit und Genauigkeit zur Anschauung bringen. Vielleicht werden Manchem die mehr als 1400 Seiten über einen so speciellen Gegenstand zu viel erscheinen, wer aber erst den Entschluß zum Lesen gefaßt, wird nach dem Studium schon der ersten Seiten dem Verfasser gerne folgen; denn seine Darstellung ist eben so einfach klar wie spannend, überdies befriedigend durch das verwendete Maß der Gerechtigkeit. Das erste Buch schildert die Verwickelung, das zweite den Kampf, das dritte den Ausgang. Aus diesem dritten Bande er-

wähnen wir nur noch, daß der Verfasser das peinliche Verfahren gegen Wullenwewer mit gutem Grund als ungerecht verurtheilt: — ein fremder Fürst in einem fremden Lande hat ihm durch die veralteten Formen eines deutschen Gau-Gerichts den Tod zuerkennen lassen. Eben dort erschienen die alten in ihre Stellung zurückgekehrten Lübecker Magistrate, aber mit Klagen nicht etwa über die wirklichen Thaten, sondern über das, was der gestürzte Burgemeister in den letzten verzweifelten Tagen seiner Macht beabsichtigt haben mochte. In den Martern während eines schrecklich peinlichen Verhörs hat er freilich auf mehrere Punkte der Anklage zugestanden, daß er den Tod verdient habe — dennoch „fiel er hauptsächlich der Rache unversöhnlicher Feinde" zum Opfer, und darin ruht das Tragische seines Endes, welches daher auch vielfach in neuerer Zeit Gegenstand belletristischer und theatralischer Behandlung wurde.

In die neueste verhängnißvolle Zeit unserer Geschichte führt uns der dritte Theil eines Werks, dessen zwei erste Bände bereits in der „Berliner Revue" besprochen wurden. (V. Bd., S. 339 ff.)

Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, von Ludwig Häusser. Dritter Theil. Bis zu Napoleons Flucht aus Rußland 1812. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1856. S. 676.

Der dritte Band sollte nach dem ursprünglichen Plane das Werk schließen; er führt jetzt die Ereignisse nur bis zur Katastrophe von 1812. Der Verfasser, beim Beginn des Werks von dem Gedanken geleitet, die bedeutungsvollen dreißig Jahre unserer Geschichte aus deutschem Gesichtspunkte zu schildern, — gegenüber der eben so unpatriotischen wie ungerechten Gewohnheit, die Erzählung jener Ereignisse aus den Quellen des Auslandes zu schöpfen, oder, von ihren Vorurtheilen gefärbt, in uns aufzunehmen, — durfte sich zur Erreichung dieses Zwecks nicht auf ein gedrängtes Resumiren beschränken, sondern mußte die ganze Fülle der Thatsachen im Detail vorführen. Auch vermehrte sich während der Ausarbeitung der urkundliche Quellenstoff, so daß in dem vorliegenden Theile, gleichwie in den früheren, von einzelnen Partieen unserer Geschichte aus den ungedruckten Quellen ein vollständigeres und richtigeres Bild gegeben werden konnte. In vier Abschnitte gliedert sich der Stoff: Der Friede zu Tilsit, die Reform in Preußen, der Krieg von 1809, Napoleon's Höhepunkt und Katastrophe — die Zeit zwar der bittersten Prüfungen, aber auch des ersten Erwachens eines nationalen Widerstandes. Je unverantwortlicher die Schwäche der Einen die Reste des erschütterten Staates dem Feinde preisgab, desto glänzender hebt sich der Muth und die Entschlossenheit der Anderen auf diesem trüben Hintergrunde hervor. Blücher's tapferer, ausdauernder Widerstand, Lestocq's Kampf bei Eylau, Gneisenau's Vertheidigung von Kolberg, diese ächten Züge alten preußischen Ruhmes übten

eine doppelt erhebende Wirkung inmitten der traurigen Abwechselung. von Flucht und Desertion, von übereilten Rückzügen und Capitulationen Das ganze Unglück von Tilsit ward erst der Anfang besserer Tage. An Stein und Scharnhorst knüpft sich dann die Epoche innerer Umgestaltung Preußens, deren erster und höchster Zweck sein sollte, die Kraft zum Widerstand gegen den Unterdrücker zu gewinnen und Preußen zum Kern und Mittelpunkt einer Erhebung der deutschen Nation zu machen. Die dreimalige Befreiung von Tirol und der Tag von Aspern zogen den Muth des Widerstandes groß, dem mit der Zeit auch sein bleibender Sieg werden sollte. An den Persönlichkeiten des Kampfes von 1809, dessen Helden zum Theil die ersten Märtyrer der deutschen Sache wurden, erhob und nährte sich mit allem Recht die Begeisterung des überlebenden Geschlechts. Während dann, nach dem Bruch mit Rußland, die riesige Heeressäule den Niemen überschritt und der Imperator mit den gewohnten Siegesbotschaften die Welt in Betäubung zu halten suchte, erörterten unsere Stein und Gneisenau schon die künftige Gestaltung Deutschlands, wie sie nach dem nun unzweifelhaften Umsturz des westlichen Kaiserthums erfolgen müsse." Die Katastrophe, von der die Wiedergeburt der Welt abhing, trat ein, nicht, wie der gewöhnliche Umsturz einer rasch und glücklich aufgeblühten menschlichen Macht, sondern eine Katastrophe, so groß und gewaltig, wie der Mann, dessen Schöpfung von ihr getroffen war, ein Gottesgericht auf Erden, wie die Geschichte kein zweites aufzuweisen hat. Darum soll auch diese Epoche unserer Geschichte nicht blos belehren, sondern auch erbauen und erziehen — ein Ziel, dem Häusser scharf und würdevoll entgegen arbeitete durch die sittliche Weihe, welche er seinen Gestalten verleiht. In unseren Augen würde freilich auch dieser Band gewonnen haben, wenn seine Neigung zum politischen Liberalismus sich weniger geltend gemacht hätte, der Verfasser mehr kritisirender Historiker als politischer Kritiker geblieben wäre.

Zum Schlusse erwähnen wir noch eine nach Form und Inhalt zierliche Biographie, welche ein um die Erforschung Italienischer Geschichte hochverdienter preußischer Diplomat kürzlich in zweiter Auflage herausgegeben hat:

Die Jugend Caterina's de' Medici. Von Alfred v. Reumont. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, 1856. Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei. 12. S. 300.

Dieses kleine historische Gemälde, welches bereits in der ersten Auflage einer beifälligen Beurtheilung in und außerhalb Deutschlands sich zu erfreuen hatte, erhielt in dem neuen Abdruck eine größere Vollendung und Rundung. Materialien, theils handschriftliche theils gedruckte, auf die der Verfasser neuerdings aufmerksam geworden, setzten ihn in den Stand, manche Einzelheit schärfer und genauer zu bestimmen. Der Rahmen ist unverändert geblieben. Er mußte derselbe bleiben, da

es hauptsächlich Zweck der Arbeit war, durch die Schilderung der Verhältnisse, unter denen die Tochter der Mediceer, die Letzte vom Stamme Cosmus', des alten und des erlauchten Lorenzo, aufwuchs, einen Beitrag zur Erklärung des Charakters und der Wirksamkeit von Frankreichs Königin zu liefern. Ein geist- und kenntnißreicher französischer Schriftsteller hat dies anerkannt und ausgesprochen: „pour la bien comprendre au Louvre, il faut l'avoir vue au palais Riccardi.“ Die Schrift, in der es sich nicht um Bürgerkrieg, Ligue und Bartholomäusnacht handelt, zeichnet sich wie alle Bücher des Verfassers durch gewissenhafte, auf unbekannte oder unbenutzte Urkunden gestützte Forschung, klare Darstellung und fließende Sprache, so wie durch eine wohldurchdachte Architectonik in Anwendung des Materials aus. Der vorsichtige Verfasser enthält sich aller Hypothesen und psychologischer Combinationen, überläßt es vielmehr dem Leser in der oft schwer bedrohten Jugend der Waise Caterina und ihrer Erziehung die ersten Keime der Sinnesweise jener, durch Intriguen und zahlreiche Blutthaten befleckten Florentinerin auf dem Throne Frankreichs zu entdecken.

Englischer Literaturbrief.

Parlamentsschluß. — Die Presse über das Parlament. — Ist sie frei? — D'Israeli, die „Preß“ und die Principien der Conservativen. — Froude's „History of England.“ — „Times“.

Die Thore des Parlaments sind wieder einmal geschlossen. Die Zeitungen, die Wochenblätter, die Revuen beginnen, über die Sitzung eine Rückschau zu halten und, behindert durch diese oder jene Rücksicht, der Gerechtigkeit aus den Augen zu gehen. Nur hier und da, in einem der kleinen Volkswochenblätter, auch wohl in einem der wenigen Organe der Jungtories, trifft man auf ein offenes und angemessenes Wort, aber es verhallt nur leider zu sehr und zu schnell in dem tausendstimmigen Chor der englischen Oeffentlichkeit. Wenn man dies sieht, so kommt man dahin, sich eigene Gedanken über die Oeffentlichkeit und die freie Presse in England zu machen. Es ist mit der freien Presse, wie mit jeder Freiheit. Die Freiheit kann nur begrenzt gedacht werden, sie wird jedenfalls falsch gedacht, wo man sie als etwas Allgemeines fassen will. Von einer Freiheit der Presse kann man nirgend reden; es kann eine Freiheit der Torypresse geben gegenüber den Whigs, gegenüber dem Hofe; es kann eine Freiheit der Presse geben gegenüber der Regierung, der Kirche, aber das ist immer eine beschränkte Freiheit. Wehe dem Toryblatte, das eine Rede dieses oder jenes Tory's unter der Kritik ände; wehe dem Blatte, das seine Angriffe gegen die Regierung so weit

triebe, um dahin zu stoßen, wo der Schaden hier überhaupt sitzt, d. h. die Corruption, die Durchstecherei, die Bestechungen bei den Persönlichkeiten aufzusuchen und zu züchtigen. Da haben Sie jetzt den Sadleir-case. Der eine der Gebrüder Sadleir hat im privy council gesessen, war ein großes Thier, Attaché und Freund Palmerston's. Er betrügt durch lange Jahre Volk und Land schauderhaft. Endlich legt er in der Verzweiflung Hand an sich. Doch sein Bruder, der auf das Innigste mit des Todten Speculationen verknüpft ist, bleibt übrig; alle Welt meint, daß er am nächsten Tage festgemacht werden würde, aber er darf ganz ruhig zunächst seine Angelegenheiten ordnen, seine Güter, Häuser, Möbel, Pferde verkaufen, sich auf's Schiff setzen, nach Norwegen oder sonst wohin entwischen, und dann kommen im Unterhause, dessen Mitglied er war, einige lahme Anfragen, die Palmerston zur rechten Zeit abweist. Die Presse thut bei dieser Gelegenheit einige Schwadronshiebe in's Blaue, dann geht sie zur Tagesordnung über. Ist das die vielgerühmte freie englische Presse?

Wie tief wahr das Wort eines berühmten preußischen Unterhausredners ist, daß der nur frei ist, der recht beeinflußt wird, sieht man bei dieser Gelegenheit recht deutlich. Allerdings die englische Presse darf manches schreiben, was auf dem Continent nicht gestattet ist, wie sie auch wiederum manches nicht schreiben darf, was man in jedem Localblatte des Continents finden kann, — aber ihre Freiheit beruht in jedem einzelnen Falle in der bestimmten Art ihrer Beeinflussung. Wo die Partei diese Beeinflussung übt, wie in den Toryblättern dies am edelsten geschieht, da ist auch die Freiheit am schönsten gesichert, denn eine moralische Organisation, wie solch eine Partei es ist, kann auch nur moralisch wirken, und so konnte wirklich z. B. „The Preß" in den letzten beiden Jahren zuweilen es wagen, den russisch-westmächtlichen Conflict treu und richtig zu beurtheilen. „Times" durfte das nicht länger thun, als das große Publicum, dessen Einfluß dies Blatt sich statt dessen einer bestimmten Partei gefallen lassen muß, sich gegen Rußland hatte wegreißen lassen; sie mußte längere Zeit dabei jeder Freiheit entsagen und dem confusen Drang der großen Masse geduldig nachgeben. Ihr Witz rettete ihr höchstens die Allüren und den Anschein der Freiheit. Solch eine Freiheit der Presse aber ist der ärgste Hohn auf die Freiheit, ist die schlimmste und gefährlichste Sclaverei. Ich will nun freilich zugeben, daß zwischen Publicum und Zeitung stets eine innere Wechselwirkung besteht, daß sich beide gewissen Ergebnissen gesunden Urtheils und Nachdenkens nicht werden entziehen können, daß ferner jeder Regierung Alles darauf ankommen muß, ein recht klares Bild des Volksmeinens zu jeder Stunde zu haben, aber, was das letztere anbetrifft, so wird der Regierung in solch einer Presse nicht blos ein Bild, sondern auch ein zwingender Arm hingehalten, und was das erstere anbetrifft, so ist gesundes Urtheil niemals Sache der Masse und Er-

gebniß der Masse gewesen, ja in jüngster Zeit hat das Urtheil dieser Masse England in einen Krieg gestoßen, der seine Interessen und alle wirklichen Interessen der Freiheit ins Gesicht geschlagen hat. Die Folge wird es zeigen, oder glaubt dies schwachköpfige Geschlecht von heute, mit dem Friedensschlusse vom 30. März hätte jede Nachwirkung des Krieges ein Ende?

Die englische Presse zeigt sich dem Parlament gegenüber von Neuem äußerst unfrei. Die „Times" darf es nicht wagen, an der Unfehlbarkeit des „volksthümlichen" Unterhauses zu rütteln, sie hat darum sogar die Anstrengungen der Administrativ-Reform-Association lächerlich gemacht, die Whigpresse kann doch unmöglich gegen das hundertfältig tragende Feld ihrer Patrone auftreten, die Radicalen können umgekehrt unmöglich etwas Gutes an diesem ältesten Verfechter freiheitlicher Grundsätze in Europa finden, sie dürfen es nicht, des unzufriedenen Höfers und Cabmans wegen, der ihre Wochenblätter liest. Die Frage des Pilatus ist eine ächtenglische Frage. Was Wahrheit ist, wird nicht näher bestimmt, aber was die Wahrheit des „Quarterly Review", des „Edinburgh Review", des „Westminster Review" ist, das kann man schwarz auf weiß bewundernd und kopfschüttelnd lesen.

So haben wir denn auch eine ganze Reihe von Beurtheilungen der letzten Sitzung des Parlaments vor uns liegen, aber ohne eine nennenswerthe Ausnahme loben und tadeln sie die Partei, und auf einen wirklichen geschichtlichen Standpunkt mag sich keine stellen. Und doch, wie nahe liegt die Frage: Wo steht denn eigentlich das Parlament? Wie steht es mit dieser mächtigen, ungeschriebenen Verfassung von England? Mit diesen Trägern und Ordnern und „Findern" des Gesetzes?

Schlecht genug! würde ein Mann, der eben frei schreiben könnte, der eben nur von den Lehren der Geschichte, von den Forderungen des Rechtes selbst beeinflußt wäre, ohne Weiteres erklären. Denn was Anderes bedeutet es, wenn dies mächtige Unterhaus zusammen mit dem Oberhause in hundertsechs Sitzungstagen, vom 31. Januar bis zum 29. Juli, nichts zu Stande gebracht und in vielen Punkten gestanden haben, als daß — unsere Zeit keinen Beruf zur Gesetzgebung hat. Alle bedeutenderen Gesetze, welche eingebracht waren, wurden verworfen, aber auch alle. Wir fragen nach den Gründen für diese merkwürdige Thatsache, und wir finden sie in einer der besten Reden, welche Disraeli je gehalten hat, und die in der neuesten Nummer der „Preß" nebst ihren Commentaren ausführlich vor uns liegt.

Man hat in England begonnen, zu leugnen, daß noch Parteien vorhanden sind, und Lord Palmerston hat praktisch genug dies Leugnen dahin angewendet und ausgeführt, daß er sich an die Spitze einer durchaus gemischten Verwaltung, wie sie England wirklich noch niemals gesehen hat, stellte. Von dieser Verwaltung gingen die verschiedensten Gesetze, Angriffe auf die wichtigsten Theile der Landesverfassung, z. B.

auf die alte freie Magistratur, auf das Eigenthum der Corporationen, auf den Court of appeal im Oberhause 2c. aus, Angriffe, denen Palmerston bei seiner ganzen Richtung entgegenstehen mußte und die die Majorität des Hauses verwarf. Palmerston sah indeß darin keine Veranlassung, sich zurückzuziehen und der Majorität des Hauses die Bildung eines neuen Ministeriums zu überlassen, da er in dieser Majorität keine Partei mehr erblicken will, sondern nur einen Zufall, wie es die Majoritäten des Continents sind. Palmerston, und nicht er allein, hält dafür, daß eine neue Art von Ministerien dem Lande Noth thut. „Um die Zeit des Parlamentszusammentritts" — erzählt Disraeli in seiner Rede (ich erinnere mich nicht, diese Stelle in einer deutschen Zeitung gelesen zu haben) — „kündigte eine hohe, aber anonyme Autorität (?Prinz Albert?) an, daß eine neue Aera in der Geschichte des englischen Parlamentes begonnen habe; die Kämpfe um Amt und Macht hätten nun ein Ende, und wir würden einen Körper von Ministern haben, die reinpraktische Männer wären, Geschäftsmänner, welche die Fragen, welche alle früheren Ministerien gesammelt hätten, zu lösen wissen würden. „Maßregeln, nicht Männer" .. das sollte künftig das Princip unseres politischen Lebens sein."

Man erkennt in dieser neuen Minister-Theorie sogleich die Hand der matter-of-fact-men, auf deren Einfluß in England ich schon so oft hinweisen mußte.

Man kann sich nichts Trostloseres denken, als solch eine Minister-Composition. Die heiligsten Angelegenheiten des Landes werden in ihr als Geschäfte, als ein business betrachtet, eben so gut wie Seide-Import und Baumwollen-Production.

Disraeli wendet sich mit Schärfe gegen diese unwürdige, und eben so leichtsinnige als philiströse Auffassung des Staatslebens und stellt fest, daß England allerdings noch Parteien habe, große und mächtige Parteien, die Conservativen und die Liberalen. Das ist zunächst ein Geständniß davon, daß es mit den alten Parteien, Tories und Whigs, zu Ende ist, daß eine Reorganisation der englischen Parteien stattgefunden hat und noch stattfindet, und zwar auf dem Grunde allgemeiner, großer Principien. Disraeli zählt die charakteristischen Merkmale seiner, der conservativen Partei, alsdann auf: Verbindung zwischen Kirche und Staat; innere Freiheit der Kirche; Einfluß des Grundeigenthums auf die Wahlen; Begünstigung und Beschützung aller erblichen Einflüsse, „weil sie einer rohen Centralisation entgegengesetzt und die Quelle einer eben so wohlthätigen als ökonomischen Macht sind"; Achtung ehrwürdiger Corporationen; Achtung des Eigenthums der Corporationen.

Das Gelächter mehrerer Minister, die gegen alle diese Grundsätze sind, antwortete ihm, und die liberale und im Herzen radicale Presse, welche die „Geschäftsmänner" als Minister herzlich billigt, weil sie mit

ihrer Hülfe mit allem dem alten Plunder, der die Verfassung Englands ausmacht, reinen Tisch zu machen gedenkt, diese Presse („Times“ diesmal eingeschlossen) findet die Rede Disraeli's albern, verworren, unbedeutend. Die lithographirte Londoner Correspondenz, aus der fast alle deutschen Zeitungen ihre Weisheit über England schöpfen, wiederholte dies Urtheil, und so scheint für Deutschland eine der wichtigsten Eröffnungen über eine der neuesten Phasen der englischen Entwickelung verloren gehen zu sollen.

Es ist aber in dieser Rede Disraeli's angedeutet, daß eine neue Opposition sich in England und in seinem Parlamente bildet, eine Opposition auf principieller Grundlage, zunächst gegen jedes principienlose Ministerium, dann auch gegen alle alten Parteivorurtheile und Partei-Schlechtigkeiten. Wünschen wir ihr guten Verlauf, dann wird es auch mit der englischen Preßfreiheit besser werden.

Ich bin etwas weit in die Politik hineingerathen, aber in England ist ja alle Literatur mehr oder weniger politisch, ich kehre aber, obgleich im Zusammenhang mit dem eben Gesagten, auf mein eigentliches Feld zurück, um eines schon früher von mir erwähnten Buches noch einmal zu gedenken, das den größten Ernst zeigt, solch einen principiellen Standpunkt, wie ihn Disraeli fordert, zur Geltung zu bringen.

Es ist dies Froude's „History of England“, die gegenwärtig in den Revuen und Blättern viel besprochen wird und ihrer ausgezeichneten, M a c a u l a y o f t ü b e r t r e f f e n d e n, Darstellungsweise wegen selbst von Feinden etliches Lob zu erzwingen weiß.

Es war nach und nach auch unter den Tories gäng und gäbe geworden, in dem mittelalterlichen England ein verrottetes Feld zu sehen. Die Tories waren immer mehr auch gute praktische Neuengländer geworden, ihre alten Familien auch vielfach oder meist ausgestorben, kurz, es fehlte ihnen häufig an einer wirklich principiellen, conservativen Grundlage. Gegen die Geschichtsbetrachtung dieser Art von Tories tritt Froude mit einer Meisterschaft der Darstellung, einer Tiefe des Wissens, einem Enthusiasmus und einem Muthe auf, der seinem Buche die Bedeutung eines Ereignisses giebt. In diesem praktischen, von Maschinenlärm erschütterten, von Fabrikschornsteinen bewölkten England tritt ein Mann auf, der die socialen Constructionen des Mittelalters aus dem Staube und Schutte ihrer Vergessenheit hervorgräbt, auf das Postament stellt, lobpreist und — dieser erleuchteten Zeit als Tugendspiegel vorsetzt. Das Mittelalter war auf Principien gebaut, es war ein Ganzes, sein Staat hatte Ideen und Grundsätze, wie seine Gesellschaft, und indem Froude dies offen und kernig ausspricht, predigt er durch die That dem Nützlichkeitsgeschlechte unserer Tage und der Zerfahrenheit und Engherzigkeit desselben Moral. „Der Typus,“ sagt Froude, „in dem das alte England erwuchs, war von dem des heutigen ganz verschieden. Während das Feudalsystem nur eine militairische Vereinigung zu sein scheint,

ist es in der That doch die Vereinigung der ganzen englischen Gesellschaft zu einer majestätischen Organisation, deren bewegendes Princip öffentliche und private Pflichttreue war. Der feudale Geist, dessen Wesen Ehrliebe und Treue in allen Verhältnissen war, drang tief in das Herz der Nation und belebte alle Männer in ihren gegenseitigen Beziehungen und hielt den Geist der Selbstsucht nieder, welcher der Krebs der modernen Gesellschaft ist. So bildete sich eine Allgemeinheit (common wealth), in welcher man von des Nachbars Rechte eben so dachte, wie von dem eigenen. Die Krone bedurfte keiner stehenden Heere, sie besaß die unbezahlte Loyalität der Feudalmiliz, die Feudal-Lords konnten ihren Unterthanen nicht über Gebühr nahe treten; und eine beständige Dazwischenkunft des Staates regulirte die Löhne, die mindestens zweimal so hoch waren, wie heute . . Es war eine Gesellschaft, in der die Gesetze des Angebots und der Lieferung (laws of demand and supply, für den praktischen Engländer die höchsten!) von einem höheren Gesetzbuche absorbirt oder beherrscht waren . . ."

Wir haben mit diesen wenigen Zeilen die Quintessenz seines vortrefflichen, begeisterten Buches gegeben, und die Leser werden sich besonders aus dem letzten Satze der Anführung überzeugt haben, daß ein Engländer von 1856 auf einmal es wagt, der obersten Wissenschaft Englands, seiner Laissez-aller-National-Oekonomie mit „einem höheren Gesetzbuche" entgegenzutreten. Eben wie wir diesen Brief schließen wollen, kommt uns die „Times" in die Hände (d. d. 3. August), und sie citirt auch diese letzte Phrase. Sie scheint den Mann, der sie schrieb, für einen Irren zu halten, aber für einen unschädlichen. Die Zeit wird auch für England kommen, wo man solche „Geistesstörungen" sehr ernsthaft beachten wird; die Rede, mit der D'Israeli die Parlaments-Session schloß, zeugt uns davon. „Die Nationen sterben, welche nichts kennen und suchen, als ihr materielles Prosperiren."

Literatur.

Holländische Kinderlieder von Hieronymus van Alphen. Uebersetzt von Dr. Carl Abel. Berlin, 1856. F. Heinicke.

Unter den Sprachen und Sprechweisen, die mit dem großen Strom der deutschen Sprache eine gemeinsame Quelle haben, oder aus ihm abgeleitet sind, nimmt die holländische Sprache eine vorzügliche Stelle ein, und dennoch steht dieselbe, obwohl ganz mit Unrecht, in einer Art von Verruf, wenigstens bei den hochdeutsch redenden gebildeten Ständen. Obwohl diese Sprache eine reiche und schöne Literatur aufzuweisen vermag, ist sie fast ganz unbekannt unter uns, und unsere Gelehrten ver-

kümmern sich weit lieber um Sanskrit als um Holländisch. Glaubten sie doch sogar im Sanskrit die eigentliche Quelle der deutschen Sprache entdeckt zu haben und bewiesen das mit Gründen, die denn richtig einen ehrgeizigen Märker verführt haben, den unumstößlichen Beweis zu liefern, daß das Paradies ursprünglich in der Gegend von Königsberg in der Neumark sich befunden habe.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, woher es kommt, daß sich die Gesichter unserer Hochweisen sofort zu einem geringschätzigen Lächeln verziehen, wenn von der Sprache und der Literatur der Hochmögenden die Rede ist, daß Jeder sofort eine ärmliche Redensart aufzutischen weiß, einen kahlen, tausendmal abgenagten Wortknochen, den er mit dem Anstande eines Theater-Imperators hinwirft, während er mit den Manieren eines Gelehrten aus der Schenke ruft: seht, wie lächerlich diese holländische Sprache ist! Allgemeines Gelächter! Niemand denkt daran, daß man auf diese Weise jede Sprache lächerlich machen kann. Es giebt z. B. eine französische Uebersetzung des Erlkönigs von Goethe, die ganz unwiderstehlich zum Lachen reizt, und man hat keinen Mangel an deutschen Uebersetzungen französischer Werke, die lächerlich sind von Anfang bis zu Ende.

Wir glauben, daß das Publicum dem Herrn Dr. Carl Abel ganz außerordentlich zu Dank für die vorliegende Uebersetzung holländischer Kinderlieder verpflichtet ist. Er hat damit einen Beweis mehr geliefert, daß die holländische Literatur so manches in Fülle hat, was wir in der deutschen noch vergeblich suchen, und wenn auch die mauvaise plaisanterie nicht verstummen wird, denn der schlechte Witz ist nun ein Mal unsterblich, so haben doch diejenigen, die sich gern etwas genauer umthun, ein Buch mehr, aus dem sie den Geist und den Werth der holländischen Sprache und Literatur kennen lernen können.

Die vorliegenden Kinderlieder werden sich wahrscheinlich schnell einbürgern bei uns, sie werden nicht nur den Kindern willkommen sein, sondern auch den Aeltern, Erziehern und Lehrern, die mit Entzücken ein Buch begrüßen müssen, das ihnen Kinderlieder giebt, die nicht nach Sentimentalität stinken, wie die Mehrzahl derer, die wir haben. Kinder sind nicht sentimental, Gott sei Dank, daß sie es nicht sind! Die Sentimentalität wird ihnen erst eingeflößt und eingetrichtert, hier löffel- nnd dort kannenweise; die Jungen sträuben sich, wenn sie sonst gesunde Jungen sind, mit Händen und Füßen dagegen, und bei ihnen ist die Gefahr auch zumeist nicht sehr groß, die Fäuste der kleinen Kameraden liefern das nöthige Gegengift, und später pflegt das Leben selbst, oft wenigstens, die Fäuste der Kameraden zu ersetzen. Viel schlimmer daran sind die kleinen Mädchen, die mit besonderer Sorgfalt in der sentimentalen Brühe gebadet und oft in derselben ersäuft werden, da die rauhe Hand des Lebens ihnen selten so nahe kommt, wie den Knaben. Und die Mädchen haben von Natur eigentlich noch weniger Anlage zur Senti-

mentalität, als die Knaben; wer das nicht glaubt, der trete in die mittlere Klasse irgend einer Mädchenschule und sehe sich die Gesichter der Kinder an, wenn ein sentimentales Gedichtchen oder Geschichtchen vorgetragen wird, und dann sehe er dieselben Kinder an bei der Vorlesung z. B. einer Schlachtscene aus der Ilias. Er kann da sonderbare Erfahrungen machen.

Wir geben zunächst einige Proben aus den holländischen Kinderliedern, um den Lesern zu zeigen, in welcher Weise der Holländer gedichtet und wie glücklich der Deutsche übersetzt hat:

Ich bin ein Kind,
Wir Kinder sind
Von Gott zum Glück erschaffen.
Sein Lieb ist groß,
Ich habe Spielzeug, Rock und Hos',
Ein Bettlein, drin zu schlafen.

Ich lerne gut,
Leb wohlgemuth
Und weiß von keinen Sorgen.
Vom Spielen müd,
Schließ Abends ich mein Augenlied
Und schlaf bis an den Morgen.

Ich danke dir,
Gott, daß du mir
So vieles willst erweisen.
Mein Herz und Mund
Soll dich in jeder Morgenstund
Und jeden Abend preisen.

Ich will stets die Mutter ehren,
Wie viel thut sie nicht für mich!
Nützlich läßt sie mich belehren,
Bin ich heiter, freut sie sich.

Bin ich krank, hör ich sie klagen.
Einmal saß sie Abends spät
Mit den Augen hochgeschlagen
Und ich glaube, im Gebet.

Sie saß neben mir, ich glühte,
Denn ich war so fieberkrank,
Und sie bat zu Gottes Güte,
Und sie bat so bang und lang!

Immer will ich Mutter lieben,
Alles thun, was ihr behagt.
Nimmer will ich sie betrüben,
Daß die liebe Mutter klagt.

Guter Gott! laß Mutter leben
Mir zum Glücke, mir zu Nutz!
Lieber's kannst du mir nicht geben,
Mutter's ist der liebste Schutz!

Wie dankbar ist mein kleiner Hund,
Werf ich ihm Knochen vor,
Er wedelt, dreht sich rund und rund,
Und springt an mir empor.
Mir giebt man Fleisch zu jeder Frist
Und manchmal süßen Wein —
Wenn schon ein Thier so dankbar ist,
Wie sehr muß ich es sein.

Des Morgens lange gähnen,
Sich recken und sich dehnen,
Steht einem Kinde schlecht.
Wer immer hat zu klappern,
Zu schwatzen und zu plappern,
Der heißt ein fauler Knecht.
Soll ich die Zeit verbringen
Mit lauter dummen Dingen?
Was geht mich Dummes an?
Nach Kenntniß will ich trachten,
Den Lehrer will ich achten,
Dann werd ich bald ein Mann.

Mein Spielen ist Lernen, mein Lernen ist Spiel,
Weiß selber nicht. was mir am besten gefiel,
Die Bücher, oder der Drachen.
Nein, Drachen, die Bücher thun's doch mehr als du,
Weil sie mir Vergnügen und weil sie dazu
Mich weise machen.
Lebt wohl, Herr Drachen!

Der arme, schwache Mann, der beinah nackend geht
Und mich, vor Kälte starr, um eine Gabe fleht,
Ist ganz so gut wie ich; bloß Gott hat ihm gegeben
Nicht ganz so viel, wie mir, d'rum gebe ich's ihm eben.
Ein rechter Ehrenmann steckt oft in schlechtem Kleide,
Ich ehr' den Ehrenmann in Lumpen und in Seide.

Es sind zu diesen Proben nicht von den besten, sondern von den kürzesten Liedern ausgewählt worden, sie werden aber zur Charakteristik genügen. Sollen wir an der in vieler Beziehung musterhaften Uebersetzung etwas tadeln, so sind es einzelne Berlinismen, die der Hr. Uebersetzer mit Absicht genommen zu haben scheint; vielleicht kamen sie ihm im Ausdruck kindlicher vor, und das mag auch für Berlin richtig sein, aber es wäre dann nöthig, in anderen Orten für den Berlinismus den entsprechenden Provincialismus zu setzen, was seine Schwierigkeiten haben dürfte. „Liebes Clärchen, komme oben", „Darf ich wohl Vatern kränken," Um Sträußchen von zu binden", „Und erkältete mich bei", und einige ähnliche Berlinismen wünschten wir bei einer zweiten Auflage gern entfernt zu sehen. Sonst haben wir nur noch an dem Ausdruck „hochgeschlagen" Anstoß genommen, „mit den Augen hochgeschlagen", es ist zwar verständlich, aber es ist entschieden unschön, nicht der

Ausdruck allein, sondern die ganze Wendung. Doch das sind Kleinigkeiten; wir können im Ganzen den trefflichen Liedern und ihrer trefflichen Uebertragung nur den besten Erfolg in recht weiter Verbreitung wünschen.

Tages-Ereignisse.

Französische Blätter schreiben dem gegenwärtigen spanischen Machthaber die Absicht zu, eine große National-Partei zu organisiren, welche eben so weit von revolutionären Träumereien, als von einer ungeschickten und gefährlichen Reaction entfernt stehe. Nun, was die Träumereien der Revolutionärs betrifft, so haben sie in Spanien, seit dem Tode Ferdinands VII., ziemlich deutliches Leben und Gestalt gewonnen, und selbst O'Donnell hat vor kaum 2 Jahren sehr lebhaft von der Zweckmäßigkeit einer Rebellion geträumt; hinsichtlich der ungeschickten und gefährlichen Reaction aber, welche allerdings dem augenblicklichen Staatsretter am unbequemsten sein würde, erlauben wir uns der „Patrie", — welche diese Absicht O'Donnells erkannt haben will, bemerklich zu machen, daß eine ungeschickte Reaction allerdings gefährlich, eine geschickte aber nur denen gefährlich ist, welche die traurigen Zustände in Spanien herbeigeführt. Es ist sehr natürlich, daß die schiffbrüchigen spanischen Liberalen nach jedem Strohhalm greifen, um ihren erniedrigenden Einfluß auf die überwiegende Mehrzahl Ruhigdenkender, monarchisch Gesinnter ihrer Landsleute noch länger auszuüben, und sie sträuben sich gegen nichts so sehr, als die Anerkennung ihrer eigenen Träumereien, Ungeschicklichkeiten und Gefährlichkeit. Die Revolutionäre jagen weder Träumereien nach, noch sind sie ungeschickt, also wirklich gefährlich! Die Reaction ist aber noch nirgend gefährlich gewesen, wo sie eben nicht ungeschickt war. O'Donnell hätte allerdings keine Berechtigung zur Reaction gehabt, weil er selbst nicht vorwurfsfrei ist, aber er hätte sie herbeiführen können, denn geschickt ist er dazu. Von dem Augenblicke an, wo er die Moderados, die entschiedenen Progessisten, Negros, Polaccos und nicht aufs Aeußerste compromittirte Demokraten ohne Unterschied zu gewinnen sucht, wo er die vollkommen nichtsnutzige Nationalgarde nicht auflöst, sondern sie nur regeneriren will, wo er absolut handelt, liberal spricht und ehrgeizig intriguirt, verfällt er dem Loose des Liberalismus überhaupt und wird in kurzer Zeit so abgenutzt sein wie dieser. Als ob sich solchen Zuständen gegenüber, wie sie in Spanien durch das unbeschränkte Walten der liberalen Ideen werden mußten, — versöhnen, vermitteln, verschmelzen ließe! Als ob ein augenblicklicher Sieger über den Parteien stehen könnte! oder als ob eine Partei sich so rasch bilden ließe, die keine Träumereien, kein Unge-

schick und keine Gefahr hat! — Es ist dies die gewöhnliche, immer noch wiederholte Phrase des Liberalismus, sobald er irgendwo zur Herrschaft gelangte, und wir finden es ganz natürlich, daß sie auch gegenwärtig in Spanien und für Spanien wieder auftaucht. Ein Ende in diesem Kreislaufe längst erfahrner und längst abgeurtheilter Dinge läßt sich aber nicht eher absehen, als bis ein starker, berechtigter und vorwurfsfreier Arm den unerklärlichen Zauber der Mäßigungs- und Vermittellungsphrasen durchbricht und die Frage eben so einfach als muthig hinstellt: Will das Land Gesetz, Ordnung und Ruhe, oder will es die Revolution in irgend einer ihrer Abstufungen? — Das thut O'Donnell nicht, und deshalb wird sein Sieg auch keine Dauer, am wenigsten aber einen guten Erfolg für Spanien haben.

Was nicht fehlen konnte und was wir gleich von Anfang an vorausgesehen, als eine Commission die Grenz-Regulirung zwischen Bessarabien und der Moldau reguliren sollte, erfüllt sich in glänzendster Weise. Die Herren Commissäre stehen rathlos vor ihrer Aufgabe und wissen weder aus noch ein. So wie es der Pariser Friedensvertrag vorschreibt, ist eine Regulirung unmöglich. Behält Rußland Bolgrad, so ist es nicht von der Donau abgeschlossen. Muß es Bolgrad abtreten, so wird nachträglich mehr von ihm verlangt, als das halbe Europa feierlichst stipulirt hat. Vielleicht hat die angeblich in das Schwarze Meer zurückcommandirte englische Flotte den Auftrag, Truppen auszuschiffen und Bolgrad wie Südsebastopol zu behandeln, um die Schlichtung des Streites zu vermitteln. Bei allen Verträgen gilt es als völkerrechtliche wie privatrechtliche Regel, daß bei entstehenden Zwistigkeiten über die Ausführung derselben der leidende, leistende und gezwungene Theil auch derjenige ist, zu dessen Gunsten die Entscheidung ausfällt. Rußland ist in diesem Theile des Friedensvertrages offenbar der leidende und leistende Theil. Wenn es sich stricte an das in Paris Zugestandene hält, ist es in seinem vollkommensten Rechte und wird es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aufgeben. Eine nachträgliche, aber nicht weniger beweisende Illustration zu der Unverantwortlichkeit dieses Krieges.

Wenn derjenige Staat, wie diejenige Ehe am glücklichsten ist, von deren inneren Verhältnissen man am wenigsten spricht, — so ist Frankreich gegenwärtig nahezu der glücklichste unter den europäischen Staaten. Nur ganz zufällig hört man hin und wieder von Zuständen, die auf beginnende Schwierigkeiten, auf schwere Folgen in nächster oder späterer Zukunft hindeuten. Zu keiner Zeit haben der Staat, ebenso wie die Provinzial- und Städte-Verwaltungen, so mit dem Gelde gehaust, als seitdem Frankreich eine Wahl-Monarchie geworden ist. Die immensen Bauten in Paris, die versuchte Fixirung der Brodpreise, die speculativen

Crédits, die Anleihen der Städte — seit dem 1. Januar 1856 haben allein 72 Städte und Departements zusammen gegen 25 Millionen Anleihen mit staatlicher Genehmigung gemacht, — das Alles sind Dinge, die — neben der wahrhaft überwältigenden Steigerung der Staatsschuld — wohl geeignet sind, zum Nachdenken über Zustände anzuregen, welche in die Ferne hinein glänzen und überraschen. Und das Alles steht — selbst von den umsichtigsten Franzosen anerkannt — auf nur zwei Augen! Alle Welt kommt überein, dem Manne, welcher gegenwärtig an der Spitze steht, Talent, Ruhe, Staatsklugheit, Tact und Mäßigung zuzugestehen, ja durch ihn an ein unbedingtes Halten der von ihm herbeigeführten Zustände zu glauben. Immer wieder ist der Refrain dieses Glaubens und Zugestehens aber die Frage: Was nach ihm? —

Wie es in Spanien nicht fehlen konnte, daß die liberale Presse auf die erste Nachricht von den blutigen Vorgängen in Madrid und Barcelona die Partei der Carlisten anschuldigte, das Feuer angeschürt zu haben, so durfte die gleiche Anschuldigung gegen österreichische Polizei-Agenten mit Bezug auf den letzten verunglückten Putsch der Mazzinisten gegen Carara auch nicht ausbleiben. Beschämt schweigt sie zwar den offenkundigen Beweisen des Gegentheils gegenüber. Das wird sie aber nicht hindern, bei nächster Veranlassung dasselbe Manöver zu machen, um ihre täglich mehr zweifelnden und täglich scheuer werdenden Leser über die nothwendigen Wirkungen des Liberalismus zu beruhigen. Man nennt die mit bewaffneter Hand erscheinenden Rebellen zwar nothgedrungen Tollkühne, junge Brauseköpfe, Tollhäusler, schildert sie aber als von Carlisten, Priestern oder österreichischen Polizei-Agenten verführt. Man tadelt zwar die Unzeitigkeit, den Unverstand und die zerstörenden Tendenzen der Schilderhebung, aber man beweist, daß die Reaction daran schuld sei. Doch verwildern die sonst so gläubigen Bourgeois immer mehr, doch schüttelt man selbst in Bierhäusern immer bedenklicher die Köpfe darüber, daß die Liberalen denn doch auch so gar nichts Haltbares zu Stande bringen, daß die Ordnung mit der Freiheit sich noch immer nicht vertragen will, und daß Ruhe nur da zu finden ist, wo die Liberalen nicht regieren. So sind denn die verzweifelten Anstrengungen erklärlich, welche wir neuerdings die leitenden Artikel und Privat-Mittheilungen der Bourgeoisie-Presse machen sehen.

Es regt und bewegt sich in dem Lager der Orleanisten, das heißt der bei Seite geschobenen und nach und nach ungeduldig werdenden Liberalen. Reisen werden gemacht, Huldigungen dargebracht, Fragen erwogen, die gar nicht zu erwägen sind, — Hoffnungen ausgesprochen und Vermittelungen vorgeschlagen, von denen die Herren Thiers und Gesinnungsgenossen denn doch endlich wissen müßten, daß sie nicht zu

erfüllen sind. Vor der Hand sind diese Demonstrationen noch ziemlich harmlos, und Herr Thiers scheint nur begierig, eine Märtyrer-Krone erringen zu wollen, denn bei dem sonst ziemlich zwanglosen Verfahren der französischen Polizei wäre es möglich, daß seine Rückkehr nach Frankreich Hindernisse fände und die Colonie der unzufriedenen Schriftsteller in Brüssel vermehrt würde. Eben so möglich ist es aber auch, daß Herr Pietri gar keine Notiz von ihm nimmt und ihn dann freilich am bittersten strafen würde. Man erzählte sich in den dreißiger Jahren eine hübsche Anekdote von einem damals berühmten Professor der Berliner Universität, der außerordentlich liberal war und demgemäß liberal docirte. Er reiste nach Wien, machte dort, kurz vor seiner Rückkehr nach Berlin, die Bekanntschaft des Chefs der Polizei, wurde von diesem zum Diner eingeladen und äußerte hier, daß er gestehen müsse, Vieles in Wien anders gefunden zu haben, als er erwartet und als man es wohl in Norddeutschland schildere. So z. B. die geheime Polizei, von welcher er nicht das Geringste bemerkt, obgleich er doch in dem Rufe stehe, einer der bedeutendsten Stützen des Liberalismus in Preußen zu sein. Man erwiederte ihm, daß man allerdings von diesem Rufe gehört und er auch wohl beobachtet gewesen sein dürfte. Der Professor wollte das nicht glauben. Endlich ließ der freundliche Wirth den Carton bringen, in welchem die Peregrinationen der Wien besuchenden Fremden aufbewahrt wurden, und unter dem Buchstaben G. fand man das Curriculum vitae des Gastes. Zu seinem Erstaunen überzeugte sich der liberale Professor, daß von dem Augenblick seines Eintritts in die kaiserlich österreichischen Staaten, Tag für Tag und Stunde für Stunde, sein Gehen, Kommen, Reden und Verkehren genau verzeichnet war. Am Schlusse des 9. Tages fand sich aber von der Hand des Wirthes decretirt: „Ein unschädlicher Schreier! Nicht weiter zu beobachten!“

Sollte Herr Pietri nicht wissen, was im orleanistischen Lager vorgeht? Oder sollte Herr Thiers gar mit ehemaligen Berliner Professoren rangirt werden?

Seit langer Zeit zum ersten Male ist eine englische Zeitung wegen grober Beleidigung eines Privatmannes von den Gerichten zu 400 Pfd. Sterling Strafe verurtheilt worden, und die ganze englische Presse ist darüber in einem unbeschreiblichen Aufruhr, denn dieser Urtheilsspruch nimmt ihr einen sehr bedeutenden Theil ihrer Thätigkeit, namentlich aber die bekanntlich wirksamste Form derselben. Die Sachlage ist einfach folgende: Black, der Verleger des Scotsman, bewarb sich nach dem Rücktritte Mac-Aulay's um die Wahl in's Parlament und fand an einem Herrn Duncan Mac Laren einen gefährlichen Mitbewerber. Sofort griff die Zeitung des Herrn Black den Oppositions-Candidaten persönlich, heftig und unbeschreiblich, oder vielmehr britisch grob an. Wir

haben diese Angriffe nicht gelesen, sie müssen aber in der That ausnehmend beleidigend und ehrenkränkend gewesen sein, da sich Hr. Duncan Mac Laven zu dem in England fast ganz außer Gebrauch gekommenen Mittel einer Klage entschloß. Der Erfolg war ein unerwarteter und die Geschworenen verurtheilten den schimpfenden Parlaments-Candidaten in seiner Eigenschaft als Verleger zu einer Strafe von 400 Pfund. Damit ist das Eis gebrochen, und entweder werden andere englische Zeitungen vorsichtiger in ihrer maßlosen Grobheit, oder Hr. Duncan Mac Laven findet Nachfolger, die Edinburger Geschworenen aber Nachahmer. Die allgemeine Aufregung der ganzen englischen Presse über diesen gar nicht mehr für möglich gehaltenen Ausspruch eines Geschworenen-Gerichtes zeigt deutlich, daß sie sich ernstlich bedroht fühlt, wenn dergleichen Klagen Gekränkter „fashion" werden sollten. Schon von der nordamerikanischen Presse in der Grobheit überboten, von der übrigen europäischen Presse zurechtgewiesen, muß ihr diese Erfahrung sehr ungelegen kommen. Würde nun gar erst das Beispiel befolgt, welches in diesem Augenblick Vely Pascha in seiner Diffamationsklage gegen das Journal „le Nord" in Brüssel giebt, — wollten auch Nicht-Engländer ihr Glück bei den englischen Gerichten gegen englische Zeitungen versuchen, sollten wohl gar ähnliche Verurtheilungen zu erlangen sein, so würde man vielleicht das Wunder erleben, auch die englische Presse höflich, und wenigstens nicht schreiend und stets beleidigend ungerecht werden zu sehen.

Nach der Darstellung des „Journal de Bruxelles" hat der Oberst der Nationalgarde, Mr. Grosfils, dem Herzoge von Brabant auf die anerkennende Bemerkung des Prinzen, daß er sich über die glänzende und freudige Aufnahme freue, welche er und seine Gemahlin in Verviers gefunden, — geantwortet: „Legen Sie nicht zu viel Gewicht auf derartige Demonstrationen; der Prinz von Oranien wurde seiner Zeit mit derselben Begeisterung aufgenommen und doch einige Monate später vom Throne gestürzt!" Nach allen belgischen Zeitungen und sogar nach der Kölnischen Zeitung ist man allgemein empört über diese Aeußerung des Hrn. Grosfils; seine Freunde dringen in ihn, er möge die Angaben des „Journal des Bruxelles" widerlegen, Hr. Grosfils will aber nicht. Daß Hr. Grosfils das gesagt, ist unschicklich, wie er es gesagt, ist wahrscheinlich besonders beleidigend gewesen, aber was er gesagt, ist buchstäblich wahr und ein Oberst der Nationalgarde der competenteste Richter in dergleichen. Nach Allem, was dieses unglaublichste aller Institute überall geleistet, wo Untreue, Verrath und Empörung es entstehen ließen, scheint uns die endliche Aufrichtigkeit eines ihrer Obersten eher verdienstlich, als tadelnswerth. Das Tadelnswerthe liegt in der Gelegenheit, bei welcher er die Wahrheit gesagt, und die Unschicklichkeit darin, daß er es einer erlauchten Person gesagt, die ihrer

Stellung nach nichts an dem Dinge ändern kann. Allerdings jubeln dieselben Nationalgarden heute, welche morgen dem Gouvernement durch irgend eine Widersetzlichkeit „eine Lehre" geben. Allerdings schießt die Nationalgarde nach sehr verschiedenen Zielen; allerdings ist sie unter allem Widersinn des Jahrhunderts das Widersinnigste, und allerdings ist sie die dummste unter den befruchtenden Ideen von 1789. Höchst drollig ist es, daß die belgischen Journale, dann das noch von den Jubiläums-Festlichkeiten berauschte Publicum, und endlich einige Offiziere der Nationalgarde von Verviers die Aeußerung des Obersten Grosfils übel genommen haben; die Letzteren sogar sollen so entrüstet darüber sein, daß sie dem Könige ihre Entlassung eingereicht haben. Und Oberst Grosfils hat doch in diesen Worten nur eine historische Wahrheit ausgesprochen und gesagt, was Jedermann weiß und was sich sogar in diesem Augenblicke noch vor Aller Augen in Spanien begiebt. So sieht sich der Liberalismus sogar in seinen Kindern absterben, und zwar bei der Nationalgarde in einem seiner liebsten und verzogensten Kinder. Wenn die geborene Lüge anfängt, aufrichtig zu werden und zur Abwechselung auch einmal die Wahrheit verräth, dann kann ihr Tod nicht mehr weit sein!

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von Arnim.

Leopold von Arnim, Sohn des Königl. Majors von Arnim und der Frau Johanna, geborenen von Wattendorf, war am 29. October 1794 zu Preußisch Minden geboren; seine Erziehung, so wie seine erste militairische Ausbildung erhielt derselbe im Königlichen Cadettenhause, bis er am 26. October 1811 als Portepéefähndrich zum Brandenburgischen Kürassier-Regiment kam; am 24. November 1812 erfolgte seine Ernennung zum Seconde-Lieutenant, in welcher Charge er die Feldzüge der drei großen Jahre mitmachte, sich durch vorzügliche Bravour auszeichnete und bei Groß-Görschen blessirt wurde. Nach dem Feldzuge avancirte er im Regimente: am 5. October 1816 zum Premier-Lieutenant und am 21. Mai 1824 zum Rittmeister und Escadronchef. Am 5. April 1839 wurde v. A. als Major und etatsmäßiger Stabsoffizier in's 7. Kürassier-Regiment versetzt, und am 18. October 1845 erhielt er interimistisch das Commando des ersten Garde-Ulanen-Regimentes, ein Commando, welches ihm am 15. Mai 1846 definitiv übertragen wurde. Obrist-Lieutenant wurde v. A. am 8. Mai 1849,

Obrist am 18. Januar 1851, Commandeur der 14. Cavallerie-Brigade am 15. April 1852, General-Major am 13. Juli 1854.

Dieser ausgezeichnete Offizier, welcher am 1. Juni 1856 als General-Lieutenant verabschiedet wurde, erhielt während seiner langen Dienstzeit von über 44 Jahren die Kaiserlich Russischen Orden von St. Wladimir, St. Stanislaus und St. Anna (zuletzt zweiter Klasse in Brillanten) und den Königlich Bairischen Verdienst-Orden vom heil. Michael. Vom Königlichen Rothen Adler-Orden hatte v. A. zuletzt die 3. Klasse mit der Schleife, auch besaß er das Dienstauszeichnungs-Kreuz.

Der St. Johanniter-Orden wurde dem Verewigten im Jahre 1847 verliehen; bei Wiederaufrichtung der evangelischen Balley Brandenburg schloß er sich der rheinischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens an.

Der Ehrenritter von Arnim, der nie verheirathet war, dessen ganzes Leben ausschließlich dem Dienste für König und Vaterland geweiht war, starb bedeutungsvoll an dem ersten Tage, an welchem er nicht mehr im activen Dienst war, am 1. Juni 1856, dem Tage, wo er als General-Lieutenant verabschiedet wurde.

Wappen-Sagen.

Below

Es sind als christliche Ritter
Die Below lange bekannt,
Im Kampfe wider die Heiden
Mit hohem Ruhme genannt.

Als zwischen Weser und Elbe
Noch Hunnen und Wenden gehaus't,
Sie sahen mit Schrecken nur blitzen
Das Schwert in der Belowe Faust;

Die trugen den Muth in der Seele,
Der von dem Kreuze entstammt,
Das in der Gläubigen Herzen
Mit mächtigem Leuchten geflammt.

Sie schützten die heilige Kirche,
Wie freudige Liebe thut,
Und manch' Verächter Gottes
Sank fluchend in sein Blut.

Sie fochten auch nimmer um Silber
Im Wald, auf grüner Au,
Sie standen für den Glauben,
So weit der Himmel blau.

Drei Heidenköpfe von Silber
Auf himmelblauem Schild
Sind drum seit alten Tagen
Der Belowe Wappenbild.

Drei Heidenköpfe von Silber
Mit langem Lippenbart
Und langer silberner Mütze,
Gezipfelt nach Hunnenart.

Das ist ein Wappengebilde,
Das hat einen tiefen Sinn,
Die Belowe sollen es führen
In alle Zeiten hin.

Als König Heinrich der Finkler
Sanct Michael's Banner einst trug,
Die heidnischen Hunnen-Geschwader
In Merseburgs Ebenen schlug,

Da waren die Ahnen der Below
Dabei mit gewaltigem Schwert
Und schlugen sich gegen die Heiden,
Des christlichen Namens werth.

Drauf hat der freudige König
Gestattet ihnen mild,
Den Aar im Schilde zu führen,
Des Reiches Wappenbild.

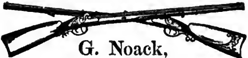
Doch hielt am alten Zeichen
Vom Stamme die Mehrzahl fest,
Weil sich ein Wappen wohl mehren,
Doch schwer vertauschen läßt.

Es sind die Zeichen nun beide
Jahrhunderte schon im Gebrauch,
Das neue mit dem Adler
Ist längst ein altes auch.

Doch welches sie auch führten,
Ob Köpf', ob Adler darin,
Die Träger haben bewahret
Den alten Rittersinn;

Sie fochten nimmer um Silber
Im Wald, auf grüner Au,
Sie standen als christliche Ritter,
So weit der Himmel blau!

Inserate.



G. Noack,

Berlin, Breite Straße Nr. 7,

empfiehlt in größter Auswahl und unter Garantie:

Jagdgewehre, Jagdgeräthschaften, Pistolen, Terzerole

und

Revolver-Pistolen.

Die Preise stehen fest.

Das reisende Publicum

findet in dem

LOUIS LANDSBERGER'schen Magazin

(am Gensd'armen-Markt)

ein reiches Lager

folgender Gegenstände:

1) **Reise-Anzüge** von **einem** Stoff.
2) Die verschiedensten **Ueberzieher.**
3) **Durchaus wasserdichte** Gutta-percha-Fabrikate, in **Mänteln, Röcken, Fuß-** und **Kopfbedeckungen** bestehend.
4) **Reisedecken** und **Châles.**
5) Die beliebten **Surtout de France** (nur 16 Loth schwere Ueberzieher).
6) **Mützen** und **Gamaschen.**

Die **Preiswürdigkeit** und **Vortrefflichkeit** der Artikel des **LOUIS LANDSBERGER'schen Magazins** ist eine so anerkannte, daß darauf besonders hinzuweisen überflüssig ist.

Ganz neu aus London.

Gestickte Victoria-Patent-Sammete, namentlich für Damen zu Promenaden- und Theater-Talma's, so wie zu Kinder-Anzügen, Elle 1⅓ Thlr.

2 Modells liegen den geehrten Damen zur Ansicht bereit.

Gestickte Victoria-Velvets für Damen zu Kleidern, Robe 14 Thlr.

Schwere Seiden-Sammete, so wie Engl. Patent-Sammete, Moirée Antique, glatte und bedruckte Sammet-Manchester sind stets in großer Auswahl zu außergewöhnlich billigen Preisen auf Lager.

Türkische Velvets

in wunderschönen Mustern für Herren zu Haus- und Schlafröcken, Elle 22½ Sgr.

Preise unbedingt fest.

J. Wolle j., Gertraudtenstr. 26.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

Zwölftes Capitel.

Stilles Heldenthum.

„Da haben ernst gestritten
Die Frauen, wie sonst nie,
Wir haben's All' erstritten
Mit ihnen und für sie."
(Lamotte-Fouqué.)

„Wir wollen auch der Brüder denken,
Die starben in Gefangenschaft,
Und eine Thräne denen schenken,
Die Krankheit hat dahingerafft;
Die nicht die Kugel hat getroffen
Im Waffengang bei Fahnenweh'n,
Die nicht den Siegeshimmel offen
Auf blut'gem Schlachtgefild geseh'n;
Die sich in dunkeln Regennächten,
Auf heißen Märschen mattgekämpft,
Bis von des Fiebers finstern Mächten
Die ganze Lebenskraft gedämpft;
Laßt uns der tapfern Brüder denken,
Sie starben ruhmvoll auch im Bett,
Und eine Thräne laßt uns schenken
Den Helden in dem Lazareth!"
(Hesekiel.)

Die Räume, in welche uns unsere Erzählung jetzt führt, sind den Lesern bereits bekannt; es ist die Wohnung der Präsidentin von Lohmeier unter den Linden in Berlin.

Die Mittagszeit ist nahe, und Oncle Hermann, der ein Buch in der Hand auf dem Sopha dicht am Ofen sitzt, hat schon ein paar Mal nach der Uhr gesehen.

Der mit grünem Sammet bezogene Sessel mit der eirunden Rückenlehne und der Fußbank, der gewöhnliche Platz der Präsidentin, steht leer auf der Fenster-Estrade, und die drei oder vier Stühle, die im Halbkreise vor der Estrade paradiren und sonst stets von fleißigen Verwandtinnen des Hauses besetzt sind, sind ebenfalls ledig.

Die Stühle scheinen vor der Estrade, auf welcher der Lehnsessel

der Präsidentin thront, eben so respectvoll wie ihre gewöhnlichen Inhaberinnen vor dem Haupte der Familie.

Auf dem Nähtischchen vor dem Sessel auf der Estrade, über welchem ein Bild des seligen Präsidenten hängt, steht ein zierliches Körbchen von schwarzem englischen Wedgewood, in welchem drei oder vier versiegelte Briefe liegen. Das war das sicherste Zeichen, daß die Präsidentin schon längere Zeit abwesend war, denn in diesen Korb wurden die an sie eingehenden Briefe gelegt.

Vor dem andern Fenster, das mit Blumentöpfen mit einfachen Geranien — den jetzigen Luxus mit exotischen Pflanzen kannte man damals noch nicht — versetzt war, saß die Tochter des Hauses, die Cousine Waldemare, emsig mit einer Arbeit beschäftigt; sie hatte vor sich einen großen Wäschkorb, rechts neben sich einen kleinern Korb.

Es war das nicht der gewöhnliche Platz der Cousine Waldemare, welche den größesten Theil des Tages einsam in ihrem kleinen Zimmer zubrachte und sich nur Abends mit einem Buch oder einer Handarbeit in dem Gemach ihrer Mutter einfand, wo sie einen kleinen Feldstuhl einzunehmen pflegte, den sie an die Sopha-Ecke stellte, in welcher die Präsidentin vor dem großen Tische saß.

Waldemare war wie gewöhnlich schwarz gekleidet, das seine Gesicht etwas vorwärts gebeugt war sie emsig mit ihrer Arbeit und zugleich wahrscheinlich auch mit ihren Gedanken beschäftigt.

„Oncle Hermann, Sie sind entsetzlich schweigsam heute!“ sagte Waldemare, sich plötzlich aufrichtend, mit ihrer klangvollen metallhellen Stimme.

„Nun, ich dächte,“ entgegnete der Oheim, „Du wärest nicht gesprächiger; aber ich wundere mich nicht, da bei Dir am Fenster muß es bitter kalt sein, ich friere hier am Ofen!“

Er knöpfte sich seinen Rock bis an den Hals zu.

Waldemare warf ein Stück Wäsche in den großen Korb, dann wendete sie sich halb um, lächelte den Oheim an mit ihren großen grauen Augen, die, wenn sie lächelten, bezaubernd waren, und sprach, leichten Spott um die feinen Lippen: „Sie frieren, Oheim, wahrscheinlich, weil Sie hungrig sind; gehen Sie doch zum Essen, ich fürchte, daß meine Mutter ziemlich spät erst zurückkehren wird von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzeß Wilhelm!“

„Ich glaube, Du spottest über Deinen alten Oheim, Waldemare?“ entgegnete der gute Alte mit einem Anflug von Aerger, „Du weißt sehr gut, daß ich jetzt nicht gehen kann, es würde mir kein Bissen munden.“

„Und warum können Sie nicht gehen? warum würde Ihnen kein Bissen munden, Oncle Hermann?“ fragte Waldemare mit gleichgültigem Ton, ihr schalkhaft lächelndes Gesicht auf ihre Arbeit senkend.

„Oh! Du quälst mich, Waldemare,“ rief dieser ungeduldig, „unter den Briefen da in Deiner Mutter Körbchen sind zwei, die mich nicht

fortlassen, einer von unserm Vetter Philipp von Krummensee und ein anderer von der jungen Frau unseres andern Vetters Rudolph; Du kannst wirklich nicht verlangen, daß ich zum Essen gehen soll, ohne etwas von ihrem Inhalt erfahren zu haben."

Waldemare lachte leise.

„Ja, Du lachst, liebe Waldemare, aber es wäre viel hübscher von Dir, wenn Du so gefällig wärest, diese beiden Briefe zu öffnen, die gewiß eben so wohl an Dich gerichtet sind, wie an Deine Mutter, vielleicht noch mehr an Dich!"

„Das ist möglich, lieber Oncle," entgegnete Waldemare ernst, „aber ich pflege niemals Briefe zu öffnen, die nicht an mich addressirt sind!"

Der Oheim ärgerte sich über den leichten Vorwurf, der aus den Worten seiner Nichte herausklang, aber er war so neugierig, daß er es noch nicht aufgab, Waldemare zu bewegen, obwohl er das ernste, feste Mädchen hinlänglich kannte, um sich selbst sagen zu können, daß er seine Worte verschwende.

„Philipp's Brief könntest Du ohne Bedenken öffnen, vielleicht wichtige Nachrichten von der Armee — es könnte sein, daß Gefahr im Verzuge wäre!" meinte er.

Jetzt lachte Waldemare ohne allen Respect für den Oheim und sagte: „Lieber Oncle, ich öffne keine Briefe, die nicht an mich adressirt sind, das habe ich Ihnen gesagt, dabei bleibt es; aber wenn Sie wirklich fürchten, daß es gefährlich ist, diesen Brief unseres Cousins Philipp länger uneröffnet zu lassen, so werde ich mich nicht widersetzen, wenn Sie ihn selbst öffnen wollen!"

Förmlich erschrocken blickte der alte Mann nach seiner Nichte hinüber, dann warf er einen furchtsamen Blick auf den Tisch im Fenster, wo die Briefe lagen, und schwieg stille.

Der Respect, den die ganze Familie vor der Präsidentin, und der Oncle Hermann vielleicht in noch höherem Grade, als alle Andern, hegte, ließ ihm den Vorschlag, den ihm Waldemare machte, wie ein Verbrechen erscheinen. — Das wußte das kluge Mädchen sehr gut.

In dem Augenblick ertönte die Klingel.

„Deine Mutter kommt," flüsterte Oncle Hermann hastig und ängstlich, „sage ihr nichts, Waldemare, Du kennst sie mit ihrem Spott über die Neugierde der Männer!"

Waldemare, welche stets großmüthig dachte und handelte, würde der Präsidentin auch ohne des Oheims Bitte nichts gesagt haben, jetzt spottete sie nicht einmal über die komische Angst, in welcher sich der Neugierige befand, sondern sagte nur mit ihrer gewöhnlichen Sicherheit: „Es ist nicht meine Mutter, welche kommt, meiner Mutter Klingelzug ist schärfer und ihr Gang leichter!"

Die Thür öffnete sich und die Aeltere der beiden verheiratheten

Schwestern Waldemare's trat ein, eine kleine, hübsche, runde Dame, der die pure Gutmüthigkeit aus den Augen lachte.

„Guten Morgen, Oncle!" rief sie heiter, „guten Morgen, liebe Waldemare; störe Dich nicht in Deiner Arbeit, Mutter wird gleich hier sein, sie begegnete uns und ist nur mit meinen kleinen Mädchen noch einen Weg gegangen; sie hat uns zu Tafel befohlen, denn mein Mann ist heute Mittag in der Loge."

Waldemare hatte ihrer Schwester Gruß erwiedert und war bei ihrer Arbeit geblieben, diese dagegen, die Mantel und Ueberschuhe schon im Vorgemach abgelegt, nahm ihren Hut ab und wärmte sich die Finger an dem Ofen, denn es war wirklich ein bitter kalter Decembertag.

„Da liegen Briefe von Vetter Philipp und Vetter Rudolph's Frau für Deine Mutter!" sagte Oncle Hermann, der in seiner Neugierde immer wieder auf diesen Gegenstand zurückkam.

Ei!" rief die runde, freundliche Frau heiter, „das freut mich, da werden wir Neuigkeiten erfahren, wenn Mama kommt; ich bin sehr neugierig auf Rudolph's Frau, Du nicht auch, Waldemare? ich bilde mir ein, daß sie eine etwas wilde Schönheit ist."

Damit trat die gute Hofräthin an ihre Schwester heran und blickte auf deren Arbeit. Kaum aber hatte sie gesehen, was Waldemare arbeitete, so wurde ihr freundliches Gesicht aufgeregt und ängstlich in auffallender Weise, und, Waldemare's Arm festhaltend, rief sie: „Waldemare, liebe Waldemare, was machst Du, um Gottes willen!"

„Spitzbuben-Arbeit, meine liebe Agnes!" antwortete Waldemare lächelnd.

„Mein Gott, Du trennst den Spitzenbesatz von Deinen Hemden und —"

„Und die Anfangsbuchstaben des Namens heraus," unterbrach Waldemare; „ja, liebe Agnes, darum sagte ich, daß ich Spitzbuben-Arbeit mache, denn wenn Wäsche gestohlen wird, so ist es die erste Beschäftigung der Spitzbuben, die Zeichen herauszutrennen!"

„Aber es ist ja Deine eigene Wäsche," rief die Hofräthin außer sich, „Deine eigenen Hemden!"

„Gewiß, liebe Schwester," entgegnete Waldemare lachend, „oder glaubtest Du wirklich, daß ich die Zeichen austrenne, weil ich Wäsche gestohlen?"

„Waldemare, ich bitte Dich, sage mir" — die gute Frau war ganz verwirrt — „ich selbst habe diese Spitzen annähen helfen, oh! sie sahen so reizend aus an Deinem weißen Hälschen, Kind, warum trennst Du sie ab?"

„Liebe Agnes," entgegnete Waldemare, „verzeihe mir, daß ich Deine Arbeit nicht schonen darf, aber man verlangt in den fliegenden Lazarethen Leinwand zum Verbinden, es ist großer Mangel daran!"

„Aber Waldemare, Du hättest ja Leinwand kaufen können!"

Die Frau Hofräthin war unwillig, sie hielt eines der feinen Hemden in der Hand und prüfte mit kundigem Auge den zierlichen Spitzenbesatz; sie glaubte ihre Arbeit zu erkennen, und der Gedanke, daß dieselbe ohne Gnade zerstört werde, machte sie sehr unglücklich.

Waldemare nahm ihr das Hemd ruhig aus der Hand und sprach ernst: „Liebe Agnes, ich kann keine Leinwand kaufen, denn das Geld, über welches ich verfügen kann, ist längst für andere Zwecke in Anspruch genommen, aber auch wenn ich Schulden machen wollte, oder wenn ich Geld hätte, ich könnte immer nur neue Leinwand kaufen, welche zum Verbinden nicht zu gebrauchen ist; Du siehst, diese hübschen Hemden sind nicht zu retten, aber ich will eins aufheben zur Erinnerung an Deine Mühe, an Deine Arbeit, und mich, wenn ich es ansehe, Deiner schwesterlichen Liebe dankbar erinnern!"

Die kleine runde Frau zog lebhaft die ernste Schwester auf von ihrem Sitz, drückte sie an ihr Herz und rief, halb weinend vor Rührung, halb lachend: „Verzeihe mir, liebe, liebe Waldemare, Du liebe edle Seele, Du bist viel besser als ich, Du denkst immer an unser Vaterland, an unsere Helden! ich, ach! ich!"

„Meine gute Agnes," entgegnete Waldemare, „Du hast andere Pflichten zu erfüllen, die Deine Thätigkeit in Anspruch nehmen, Du hast für Deinen Mann zu sorgen und für Deine lieben, kleinen Mädchen; wer so wie Du immer thätig ist, hat sich nichts vorzuwerfen; gönne mir meine kleine Thätigkeit, neide mir die Sorge für unsere kranken und wunden Helden in den Lazarethen nicht; ich habe sonst für Niemand zu sorgen, und es ist mein Stolz, daß auch ich etwas für das Vaterland und den König thun kann."

Die Schwestern umarmten sich, Oncle Hermann wischte sich eine Thräne aus den Augen, als es abermals klingelte und gleich darauf die Präsidentin mit ihren beiden Enkelinnen, zwei kleinen Mädchen von zehn und zwölf Jahren, eintrat.

Die Präsidentin reichte dem Oncle Hermann die Hand, die dieser respectvoll küßte, dann schritt sie, ihrer Waldemare mit zärtlichem Lächeln zunickend, dem Fenster zu, wo sie mit dem Falkenblick ihrer Augen, dieselben waren groß und grau, wie die ihrer jüngsten Tochter, sofort die Briefe in dem Körbchen bemerkte.

„Ihre Königliche Hoheit waren sehr gnädig," sagte die Frau Präsidentin, indem sie sich niederließ und eine Scheere ergriff, um die Couverts der Briefe zu öffnen, „sie hat sich sehr freundlich nach Dir erkundigt, Waldemare, liebes Kind; ah! ein Brief von meinem Philipp!" unterbrach sich die Dame und schnitt diesen zunächst auf.

Oncle Hermann hatte sich dem Fenster genähert und stand wie auf Kohlen an einem der Stühle vor der Estrade.

„Er ist doch immer der Alte," sagte die Präsidentin lächelnd und las weiter, „der Junge ist toll, Oncle Hermann, Sie sollen Agnes in

seinem Namen einen Kuß geben, denn auf Sie ganz allein wäre der Hofrath nicht eifersüchtig —"

Die Frauen lachten.

„Oh! liebe Agnes," meinte der Oncle, seine runde Nichte herzlich küssend, „sehr verbindlich ist der Cousin Philipp nicht, aber er hat mir doch eine Freude machen wollen, denn er weiß, daß Du mir immer die liebste von allen meinen Nichten gewesen bist!"

„Oncle Hermann!" riefen die beiden Töchter der Hofräthin aus einem Munde, „Oncle Hermann, das ist nicht wahr, Sie haben erst gestern der Tante Auguste gesagt, daß sie Ihre liebste Nichte wäre, und das war auch nicht wahr, denn Tante Waldemare ist in der ganzen Familie Allen die liebste Tante und Nichte!"

„Diese Kinder sind fürchterlich, nicht, Oncle Hermann?" fragte die Hofräthin, den guten Alten, der ohnehin in peinlichster Verlegenheit war, durch ihre Frage zur Verzweiflung bringend.

„Was schreibt Vetter Krummensee noch?" fragte er plötzlich ganz barsch und stürzte sich, um seiner Verlegenheit zu entgehen, Hals über Kopf in den Zorn der Präsidentin.

Die gefürchtete Dame schaute auf von ihrem Brief bei der unerwarteten Anrede, und ihre Lippen zogen sich in seltsamer Weise zusammen, während ihre großen grauen Augen mit stechendem Blick auf dem armen Oncle ruheten. Die Präsidentin war indessen eine kluge Frau, sie bemerkte das jämmerlich verlegene und ängstliche Gesicht dessen, der so barsch gefragt, ein mitleidiges Lächeln spielte um ihren feinen Mund, sie wendete die Augen ab und las weiter, ohne ein Wort zu sagen.

Während dieser kleinen Scenen hatten sich die beiden Töchter der Hofräthin ihrer Tante Waldemare, die von den beiden Mädchen schwärmerisch geliebt wurde, zu nähern versucht; das wurde ihnen nicht leicht, denn Waldemare liebte allzu vertrauliche Annäherungen nicht und wußte ihre Nichten und Neffen eben so in Respect zu halten wie die Schaar der Cousins und der Cousinen. Die jüngere Nichte, die sich stürmisch an Waldemare's Herz werfen und sie nach ihrem heftigen Charakter heftig umarmen wollte, fing Waldemare mit großer Geschicklichkeit im Anlauf ab, zog mit der Rechten die beiden Hände des wilden Mädchens empor und ließ sie so bald nach rechts, bald nach links hin chassiren, was die Nichte jubelnd ausführte; während Waldemare so mit der rechten Hand agirte, hatte sie die Linke auf den Kopf der älteren Tochter ihrer Schwester gelegt, hatte dem lieben, stillen Kinde, das schüchtern einen Schritt von der Tante stehen geblieben war, das weiche Haar und die heiße Wange gestreichelt und deren Herz durch diese Liebkosungen entzückt.

Das war ganz in der Weise dieses klugen Mädchens, das nun die beiden Kinder glücklich gemacht und sie doch von sich fern gehalten hatte.

„Diese Zeilen sind nur für Dich, liebe Waldemare," sprach die

Präsidentin und reichte ihrer Tochter den Brief Philipp's, „ich werde gern thun, was er verlangt, ich weiß aber nicht, ob Du Dich entschließen kannst, das Haus zu besuchen! Oncle Hermann, mein Neffe schreibt mir, daß er fest überzeugt sei, in diesen Tagen die Marschordre zum Vorrücken über den Rhein zu erhalten. Es zweifelt bei der Armee kein Mensch mehr an der Fortsetzung des Krieges. Wollen Sie heute Mittag bei uns essen?"

Die letzte Frage war eine doppelte Bosheit der Präsidentin, denn ein Mal speiste der alte Herr niemals bei der Tante, bei welcher für zwei einzelne Damen höchst einfach gekocht und ein sehr mäßiger Tisch geführt wurde, während der etwas leckere Junggesell mit einigen Altersgenossen zusammen in einer Pension ziemlich delicat zu speisen gewohnt war; dann aber würde er heute, wo er aus dem Briefe seines Neffen die wichtige Nachricht vom bevorstehenden Uebergang der verbündeten Armeen über den Rhein erfahren, um keinen Preis weggeblieben sein aus der Gesellschaft seiner Freunde, bei denen er sich durch seine Neuigkeit große Airs zu geben gedachte. Dennoch wagte er nicht „nein" zu sagen, indessen erlöste ihn die Präsidentin aus seiner Verlegenheit, indem sie lächelnd sagte: „Gehen Sie nur, Oncle Hermann, ich weiß schon, bei Madame Theerbusch finden Sie drei Gerichte und bei mir nichts weiter als eine Reissuppe, gehen Sie nur!"

Sobald der Alte sicher war, nicht bleiben zu müssen, spielte er den Diplomaten und wagte einige anerkennende Worte in Bezug auf die Reissuppen im Allgemeinen zu äußern, und wollte eben auf die Reissuppen der Präsidentin im Besonderen kommen, als ihm die Dame halb belustigt, halb ärgerlich sagte: „Gehen Sie doch, Oncle Hermann, die Nachricht vom baldigen Uebergang unserer Truppen über den Rhein wird Ihre Freunde sehr interessiren, wenn ich mich nicht irre!"

Also entlassen, empfahl sich der gute Alte mit vieler Förmlichkeit den Damen, sagte den kleinen Mädchen Adieu und entfernte sich sehr zufrieden.

Während dieses an dem einen Fenster geschah, hatte Waldemare an dem andern den Brief ihres Cousins gelesen; sie fand in demselben den wärmsten Ausdruck einer eben so zärtlichen als achtungsvollen Verehrung für sich, und las mit geheimem Entzücken die Aeußerungen des Offiziers, den sie so unendlich liebte; aber nichts in ihren Zügen, nichts in ihrer Haltung verrieth ihre innere Glückseligkeit. Ihr ernst-freundliches Gesicht, ihre stolze, etwas kühle Haltung blieben unverändert. Nachdem sie den Brief gelesen, brach sie ihn sorgfältig wieder in dieselben Falten, in die ihn der Schreiber gebrochen, und legte ihn auf das Tischchen vor der Präsidentin.

„Nun, liebe Waldemare," fragte diese aufsehend, „wirst Du in das Haus gehen?"

„Warum nicht? da Philipp es sehr zu wünschen scheint," lautete

die einfache Antwort, „ich begreife auch, daß dem Bräutigam viel daran liegen muß, eine Gewißheit zu erhalten. Ich werde heute Nachmittag gehen."

Die Präsidentin nickte ihrer Tochter freundlich zu, als hätte sie sagen wollen: „Ich erwartete das von Dir."

Die kluge Frau war unbeschreiblich stolz auf ihre Tochter.

„Wir werden jetzt viel zu thun bekommen," nahm die Präsidentin das Wort, als sie den zweiten Brief gelesen, „mein Neveu Rudolph und seine junge Frau werden im nächsten Monat hier eintreffen; die jungen Leute bitten mich, eine Wohnung hier in der Nähe für sie zu nehmen und dieselbe ganz nach meinem Geschmack auszustatten. Die Frau Anna schreibt sehr verständig, daß sie Alles mir überlasse, und ist so freundlich, zu bemerken, daß ich ihr auch äußerlich die neue Heimath gewiß den Verhältnissen gemäß einrichten werde. Das ist ein Stück von der Diplomatie meines Neffen Rudolph," sagte die Präsidentin lächelnd, „ich sehe ihn neben der schreibenden Frau stehen und ihr sagen: „Ueberlasse nur Alles der Tante, das schmeichelt ihr, denn sie arrangirt gern!" Oh! diese klugen Männer, aber getäuscht soll er sich denn doch nicht haben; ja, die Tante arrangirt gern, aber sie arrangirt auch so, wie es sich schickt, und versteht sich auf dergleichen Dinge, weil sie über Alles nachdenkt und nach und nach etwas Erfahrung gesammelt hat. Liebe Agnes, Du hilfst uns wohl eine Wohnung für Rudolph suchen, Unter den Linden braucht es grade nicht zu sein, aber in der Nähe möchte ich die jungen Leute allerdings auch haben. Uebrigens geht es mit dem Arm des guten Rudolph nicht gut, er leidet viele Schmerzen; ich habe es vorausgesehen, die Heilung kam mir gleich etwas rasch vor; an liebender Pflege fehlt es ihm dort in der Waldeinsamkeit allerdings nicht, aber er hofft hier doch besseren ärztlichen Beistand zu finden. Der arme Rudolph hat da nur zwei Zeilen für Dich hingeschrieben, liebe Waldemare, aber man sieht es diesen Zügen an, daß sie ihm sehr schwer geworden sein müssen. — Sein letzter Brief war viel besser geschrieben. Dein Mann, liebe Agnes, sagte mir neulich schon, daß eine Verwundung des rechten Armes immer auch Einfluß auf den linken habe; ich sehe es an dieser Schrift."

Sie reichte den Brief aus den böhmischen Bergen ihrer Tochter Waldemare. —

Einige Stunden nach Mittag — man speis'te damals in Berlin selbst in bessern Häusern noch zwischen zwölf und ein Uhr — und zwar in jener Nachmittagsstunde, in welcher plötzlich ein lautes Leben gewisse Straßen und Plätze überschwemmt, wo sich der alte Junggesell, der eben noch einsam in stiller Unzufriedenheit dahin wandelte, plötzlich von übermüthigen Kinderschaaren umschwärmt sieht, in jener Stunde des Nachmittags, in der man, ohne nach der Uhr zu sehen, ganz genau weiß, daß es eben vier Uhr geschlagen haben muß — um diese Zeit also sehen

wir die Präsidentin von Lohmeier mit ihrer Tochter Waldemare ihre Wohnung verlassen und sich nach der Friedrichsstraße bewegen.

Es ist kalt, und nur wenige Personen bemerken die beiden Damen, die sonst nicht verfehlen konnten, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen, denn obwohl einfach schwarz gekleidet, so zeugen doch Stoff und Schnitt oder Form ihrer Kleider und Mäntel, noch mehr aber die vornehme Haltung der Präsidentin und das ganze höchst distinguirte Wesen ihrer Tochter, daß sie nicht zu der dienenden Klasse gehören. Gleichwohl trägt jede der beiden Damen ein Paquet unter dem Arm, groß genug, um ihnen lästig zu fallen und ihre im Tragen ungeübten Kräfte völlig in Anspruch zu nehmen und schneller zu erschöpfen, als sie vorher sich gedacht haben mochten.

„Ich habe doch kaum gedacht, daß ein Brod so schwer sei, meine liebe Waldemare!" sagte die Präsidentin, an der Ecke der Französischen Straße stehen bleibend und Athem schöpfend.

„Wollen wir tauschen, Maman?" fragte Waldemare die Präsidentin, mit einem resignirten Lächeln ihr Bündel darbietend.

„Ich fürchte dabei schlecht wegzukommen, liebes Kind," entgegnete die Präsidentin verdrießlich, Deine romantischen Ideen kommen mir oft theuer zu stehen! Es ist in der That ärgerlich, daß ich mich hier Dir zu Liebe mit einem schweren Brod schleppen muß."

Waldemare sah ihre Mutter einen Augenblick an, dann nahm sie, ohne ein Wort zu sagen, das in ein sauberes Linnentuch geschlagene Brod aus dem Arm ihrer Mutter und belud sich damit. Die Präsidentin litt das, denn ihr Arm, solcher Lasten ungewohnt, war fast erlahmt.

„Nun gieb mir Dein Paquet!" sagte sie.

Waldemare aber schüttelte leise lächelnd ihr Haupt und ging, unter jedem Arm ein Bündel, weiter.

„Nein, Waldemare, das ist Unrecht, ich will das nicht leiden!" erklärte die Präsidentin eifrig.

„Lassen Sie mich, Maman," entgegnete Waldemare lächelnd, „es wird mir so leichter, eine Last auf jeder Seite; kennen Sie die Lehre vom Gleichgewicht nicht?"

Die Präsidentin begriff sehr wohl die großmüthige Absicht ihrer Tochter; sie sah besorgt, wie sich das zarte Antlitz Waldemare's bei der ungewohnten Anstrengung röthete, aber sie kannte auch ihr Kind gut genug, um zu wissen, daß jetzt keine Bitte mehr sie zu einer Theilung der Last vermögen würde.

Leise scheltend ging sie neben ihrer Tochter her, bis sie durch einen engen Hausflur einen kleinen Hofraum betraten, wo Waldemare völlig erschöpft, kaum vermögend, die Last noch zu halten, stehen blieb und sich ohne Widerstreben das Brod wieder abnehmen ließ.

„Ich werde das gewiß nicht wieder leiden!" erklärte die Präsidentin.

„Sie denken doch nicht daran, der guten Julie durch das Mädchen Brod zu schicken?" fragte Waldemare leise, indem sie auf der untern Stufe der Treppe, die sie eben ersteigen wollte, fast erschrocken stehen blieb.

„Kennt mich mein Kind so wenig?" entgegnete die Präsidentin, „Julie ist die Frau eines Königlichen Beamten, der sich so eben auf dem Schlachtfelde das Portépée erkämpft, wie könnte ich eine solche Unzartheit begehen!"

„Liebe Maman!" sagte Waldemare leise und stieg die Treppe empor.

Die Präsidentin folgte ihrer Tochter, der Ton, in welchem ihre Tochter das „liebe Maman" gesprochen, gab ihr Muth und Kraft, sie war stolz auf den Lobspruch aus dem Munde Waldemare's.

Eine halbe Stunde später kamen die Damen wieder über den Hof zurück; in Waldemare's Auge glänzte eine Thräne.

„Wir werden künftig kleinere Brode nehmen, liebe Waldemare," sagte die Präsidentin, als sie die Straße wieder erreicht hatten, „wir müssen dann einen Tag um den andern gehen!"

Waldemare nickte ihrer Mutter freundlich zu.

„Diese Julie ist eine treffliche Frau," fuhr die Präsidentin fort, „wie sauber ist Alles bei ihr, trotz der Noth, wie sorgsam sind die Kinderchen gekleidet."

Die beiden Damen bogen wieder in die Friedrichsstraße ein, dort blieben sie vor einem Kaufladen stehen, über dessen Thür die Firma „Rost und Pillersberg" in großen Buchstaben prangte.

„Wenn es Dir irgend unangenehm ist, liebe Waldemare," sagte die Präsidentin, „der Frau zu begegnen, so laß mich hinaufgehen!"

„Ich weiß noch gar nicht, ob ich der Frau begegnen werde, liebe Maman," antwortete Waldemare, „jedenfalls wäre Dir ein Zusammentreffen mit derselben weit unangenehmer als mir, also — adieu!"

Mit entschlossenem Schritt trat Waldemare in die Hausthür neben dem Geschäftslocal, während die Präsidentin weiter ging.

Das augenblickliche Zögern Waldemare's beim Eintreten war nicht unbemerkt geblieben, Herr Alexander Pillersberg hatte es vom Fenster aus bemerkt, die elegante Dame hatte seine Aufmerksamkeit gleich in Anspruch genommen, und da er sie auf die Hausthür zugehen sah, eilte er, ihr zu begegnen. Wie ein Pfeil schoß er durch die Thür hinaus, welche aus dem Comptoirstübchen in den Hausflur führte; fast erschrocken sah ihm sein Vater nach.

„Was hat denn da der Narr?" fragte Herr Rost, der Chef des Hauses. Von den beiden alten Herren hatte natürlich keiner die elegante Dame eintreten sehen, die Herrn Alexander's rasche Entfernung bewirkt hatte.

Als Waldemare in den Flur trat, kam ihr der Sohn des Com-

pagnons bereits entgegen, er verneigte sich in seiner gezierten Weise vor ihr und wollte nach ihrem Begehr fragen, die junge Dame aber sah ihn mit einem so kühlen und gleichgültigen Blick an, daß ihm das Wort auf der Lippe erstarb und er ihr mit dem einfältigsten Gesicht von der Welt und halb offenem Munde nachstarrte, als sie an ihm vorüber ging, und das Dienstmädchen, das eben die Treppe herabkam, in sehr freundlicher Weise fragte, ob Fräulein Antonie zu Hause sei.

Das Dienstmädchen beeiferte sich, die fremde Dame nach dem kleinen Stübchen zu geleiten, welches die verlobte Braut des Herrn Wilhelm Scheffer drei Treppen hoch in dem großen Hause ihres reichen Oheims bewohnte.

Herr Alexander Pillersberg hatte noch eine Weile ganz bestürzt dagestanden; erst als Waldemare die zweite Treppe erstiegen hatte, kam er wieder zu sich und, die Hand an die Stirn legend, sagte er zu sich selbst: „Was war denn das? Wie hat mich die denn eigentlich angesehen? Wahrhaftig, sie sah mich an, als wäre ich ein Ding, was anzusehen sich eigentlich nicht der Mühe verlohnt."

Herr Alexander kehrte viel langsamer in das Comtoirzimmer zurück, als er es verlassen, und als ihn sein Vater mit einiger Schärfe, denn nach der Meinung des alten Zählbretts mußte man sich immer nur zögernd und schmerzlich bewegt aus dem Comtoir entfernen, fragte, warum er so eilig hinausgelaufen, antwortete er zerstreut: „Wo habe ich denn dieses hochmüthige Gesicht mit den großen grauen Augen schon gesehen?"

Diese Antwort war so gänzlich uncomtoirmäßig, daß der alte Pillersberg zornig wurde und selbst Herr Rost, verwundert aufschauend, fragte: „Sind Sie verliebt, lieber Alexander?"

„Mein Sohn ist nie verliebt!" entgegnete der alte Compagnon so giftig, als wenn er seinen Sohn gegen die schwerste Beschuldigung zu vertheidigen hätte.

„Nun, Vater," antwortete indessen der Sohn, der sich vollständig von der väterlichen Autorität emancipirt hatte und stets ein mehr boshaftes als kindliches Vergnügen daran fand, das Ansehen, das sich sein Vater zuweilen zu geben versuchte, zu verspotten, „nun, Herr Rost hat einen schärferen Blick, als Sie. Dort auf der Straße sah ich zwei Damen, die Jüngere, seine Figur, kam auf das Haus zu, ihr Anstand, ihre Manieren reizten meine Neugier. Da, ich schoß hinaus und begegnete der Dame, wie ich richtig berechnet hatte, im Hausflur — keine Schönheit, aber höchst interessant! weißes, feines Gesicht, große, graue Augen, Manieren wie eine Prinzessin! ich mache ihr mein Compliment, sie aber sieht mich an, ich versichere Sie, Herr Rost, der Blick war superb, ich habe noch nie solch stolzen Blick gesehen, ich sage Ihnen, sie sah mich an, wie, wie wenn ich gar nicht da wäre. Denken Sie, Herr Rost, ich war so bestürzt, daß ich gar nichts zu sagen wußte, ich blieb

wie angenagelt da stehen, wo ich stand, und sah stumm zu, wie sich diese Dame von dem Mädchen zu Fräulein Antonie führen ließ!"

„So werden Sie ja erfahren, lieber Alexander, wer diese stolze Schönheit ist!" bemerkte Antonien's Oheim lächelnd.

„Irgend eine arme Edelmannstochter, die einen reichen Kaufmannssohn heirathen will!" brummte der alte Pillersberg grimmig, der stets um seinen Sohn besorgt war.

„Sie sah weder wie arm aus," entgegnete Alexander, „noch wie Eine, die einen reichen Kaufmannssohn sucht; aber ich habe dieses Gesicht schon gesehen!" setzte er nachdenklich hinzu.

„Armes Fräulein, blutarmes Fräulein!" wiederholte der Alte grimmig und giftig, der seinen Sohn durchaus von jedem Gedanken an dieses Mädchen, das ihn nach seiner Meinung schon viel zu viel beschäftigte, abschrecken wollte und dazu, wie er fest überzeugt war, kein besseres Mittel wählen konnte, als sie für arm zu erklären."

Da er aber gar nicht aufhörte, „armes Fräulein!" vor sich hin zu brummen, so sagte ihm sein Compagnon, ohne die mindeste Rücksicht auf die väterlichen Gefühle zu nehmen: „Sie sind unausstehlich mit Ihrem armen Fräulein, Pillersberg, manch' eine reiche Kaufmannstochter hat einen armen Edelmann geheirathet, und ich sehe gar nicht ein, warum nicht auch einmal ein armes Fräulein einen reichen Kaufmannssohn glücklich machen soll?"

„Herr Rost!" schrie der Alte entsetzt und fuhr auf von seinem Pulte, so hoch, daß Lineal und Papierscheere klappernd und klirrend zu tanzen begannen.

Er setzte sich aber sofort wieder nieder, denn das laute Gelächter, in das Compagnon und Sohn ausbrachen, beruhigte ihn etwas, er murrte nur noch leise darüber, daß das Comtoir nicht der Ort sei, Scherze zu treiben, namentlich in dieser Zeit nicht.

Waldemare hatte keine Ahnung davon, daß sie dem alten Pillersberg solche Schmerzen bereitete und den jungen Herrn Alexander so lebhaft beschäftigte; hätte sie eine Ahnung davon gehabt, so würde sie vermuthlich mit einigen Worten die Befürchtungen des Alten gehoben, aber wahrscheinlich die Verwirrung Alexander's vollständig gemacht haben.

Waldemare war in das kleine, fast ärmliche Mansarde-Zimmer getreten, in welchem ihr die Nichte des reichen Kaufmannes, die gute Antonie, mit einiger Verwunderung entgegenkam.

„Sie bei mir, Fräulein von Lohmeier?" rief die Braut des Auscultators Wilhelm Scheffer mit froher Miene, „seien Sie mir herzlich willkommen!"

„Da Sie mich kennen, so brauche ich mich nicht erst vorzustellen!" entgegnete Waldemare freundlich, aber kalt, wie ihre Weise war; sie nahm auch den angebotenen Stuhl erst an, als sich Antonie selbst setzte, doch schien ihre Höflichkeit einen peinlichen Eindruck auf das warmher-

zige Mädchen zu machen, und schüchtern sagte sie: „Ich habe Sie bei der Generalin von Lestocq im Frauen-Verein gesehen!"

„Ah! dort also," entgegnete Waldemare; sie sagte nicht, daß sie sich Antonien's erinnere, sie kam gar nicht darauf, daß sie durch eine kleine Unwahrheit eine kleine Freundlichkeit zeigen könne, aber sie that mehr, sie ergriff Antonien's Hand, faßte sie mit dem festen entschiedenen Druck, der dem armen Mädchen ihre innige Theilnahme besser zeigte, als es die freundlichsten Worte vermocht hätten, und sagte ihr, in das bleiche, abgehärmte Gesicht, von dessen voller Rundung keine Spur mehr zu bemerken war, blickend: „Mein liebes Fräulein, ich komme zu Ihnen, mich eines Auftrages zu entledigen, der mir von fernher geworden ist. Sie sind in Sorge um Ihren Verlobten, Herrn Scheffer —" Waldemare hielt einen Augenblick inne, da sie aber die angstvolle Erwartung sah, die sich in den Zügen Antonien's aussprach, so beeilte sie sich, hinzuzusetzen — „nein, keine Angst, Ihr Verlobter lebt, er befindet sich gegenwärtig sehr gut, der Arzt hat nur noch nicht leiden wollen, daß er selbst schrieb, aber auf mein Wort, er ist so entschieden in der Besserung, daß er bald ganz hergestellt sein wird."

Ohne ein Wort zu sprechen, erhob sich Antonie, kniete nieder, faltete die Hände und legte ihr Gesicht darauf.

Sie betete eine ziemliche Weile still, auch Waldemare hatte ihre Hände leise gefaltet und betete.

Endlich erhob Antonie ihr bethräntes Angesicht, verklärte Blicke heftete sie auf Waldemare.

„Sie sind wie ein Engel in meine Angst gekommen!" flüsterte sie leise.

Waldemare erhob sich und umarmte das mächtig bewegte Mädchen herzlich, dann aber sagte sie: „Liebes Fräulein, Ihr Verlobter hat Ihnen am Tage nach der großen Siegesschlacht bei Leipzig geschrieben und dann nicht wieder!"

„Ich habe seit länger als zwei Monaten keinen Brief von ihm gehabt!" Es klang aus dieser einfachen Aeußerung die ganze Fülle von Schmerz und Liebe, von Angst und Zärtlichkeit heraus, die das Herz Antonien's während dieser Zeit wechselsweise bewegt hatten.

„Herr Scheffer," fuhr Antonie fort, „hat sich bei der Verfolgung des Feindes sehr hervorgethan, aber auch wahrscheinlich über seine Kräfte angestrengt, er hat in ein Lazareth gebracht werden müssen, dort hat er eine schwere Krankheit überstanden, aber er hat sie glücklich überstanden, und Einer meiner Cousins, der Rittmeister von Krummensee, fand ihn in voriger Woche auf dem Wege der Genesung. Da Ihr Verlobter meinen Cousin hier früher zuweilen gesehen, so hat er denselben gebeten, Ihnen und seinen Eltern Nachricht zu geben. Mein Cousin hat an den Herrn Kriegsrath Scheffer geschrieben, und meine Mutter ist so eben gegangen, den Brief selbst abzugeben, ich aber bin hierher gekommen, liebes Fräu-

lein, Ihnen die erste Nachricht zu bringen. Wollen Sie nun mehr hören, so kommen Sie mit mir, ich will meine Mutter abholen!"

An diese Einladung an Antonie, sie zu dem alten Kriegsrath zu begleiten, hatte Waldemare vorher nicht gedacht; sie war lediglich das Ergebniß eines von jenen lichtvollen Einfällen, welche die Noth des Augenblicks gebietet; Waldemare fühlte nämlich, daß sie noch nicht von Antonie scheiden, das aufgeregte junge Mädchen noch nicht verlassen dürfe, und war doch kaum noch im Stande, die scharfe Kälte zu ertragen, welche in dem ungeheizten Mansardestübchen herrschte.

Die allerdings etwas empfindliche Dame bebte vor Kälte, die ihr in diesem Gemach weit heftiger vorkam, als draußen auf der Straße, wo die Bewegung sie wenigstens etwas wärmte.

Antonie, welche nicht wie Waldemare einen dichten Sammetmantel, Pelzkragen und Pelzhandschuhe, sondern nur ein sehr dünnes Kattunkleidchen und ein kleines wollenes Halstuch trug, schien weniger von der Kälte zu leiden, oder mehr an dieselbe gewöhnt zu sein; mit einer Art von Schauder aber sah Waldemare die Haut des armen Kindes fast blauroth schimmern, da wo sie nicht von der Kleidung bedeckt war, auch waren Antonien's Hände in einem jämmerlichen Zustande, sie hatte erfrorene Finger.

Waldemare sah das Alles mit dem scharfen Blick, den Frauen für solche Dinge haben; sie sah noch viel mehr, denn von ihrem Cousin Philipp aufgefordert, war sie eben ausdrücklich zu dem Zweck gekommen, um zu sehen und zu beobachten. Sie sah das ärmliche Lager der Jungfrau mit seiner dünnen Decke, sie fühlte den scharfen Hauch des Winters durch die schlechtverwahrten Fenster; sie machte diese und andere ähnliche Bemerkungen, ohne daß Antonie eine Ahnung davon hatte.

Das arme und in diesem Augenblick doch so unendlich glückliche junge Mädchen nahm einen kleinen engen Mantel um und setzte rasch einen leichten Strohhut auf; so war sie in einigen Augenblicken bereit, der Dame zu folgen, die mit inniger Theilnahme alle diese Zeichen einer wahrhaften Armuth bei der Nichte des reichen Kaufmanns bemerkte.

Auf ihren Lippen schwebte schon die Mahnung: „Sie sollten wenigstens ein wärmeres Tuch umnehmen, denn es ist sehr kalt!" aber die kluge Waldemare schwieg, denn es fiel ihr ein, in welche Verlegenheit sie das arme Mädchen setzen müsse, wenn dasselbe vielleicht gar kein wärmeres Tuch habe!

Sie gingen und stiegen zusammen die Treppe hinunter, Beide gleich eilig, Antonie, um mit ihren zukünftigen Schwiegerältern ihr Glück zu theilen, das Herz voll Seligkeit, Waldemare, um der Kälte in dem ärmlichen Stübchen zu entrinnen, das Herz voll Schmerz und Mitleid über den Zustand des Mangels und der Dürftigkeit, in welchem sie das junge Mädchen gefunden.

Auf dem ersten Treppenabsatz begegnete ihnen Madame Rost, die

liebenswürdige Tante, wahrscheinlich durch den Dienstboten von dem vornehmen Besuch in der Mansarde oben benachrichtigt.

„Sie gehen wieder so leicht gekleidet aus, liebe Antonie!" rief die Person in ihrer süßlichen Weise dem armen Mädchen entgegen.

Waldemare war nicht so einfältig, sich durch diese scheinbar zärtliche Besorgniß täuschen zu lassen.

„Ich gehe nur zu den Aeltern meines Verlobten," entgegnete Antonie rasch und freudig, „Fräulein von Lohmeier hat die Güte gehabt, mir Nachrichten von meinem Bräutigam zu bringen; Wilhelm hat lange im Lazareth gelegen, jetzt ist er, Gott sei Dank! wieder in der Genesung!"

Madame Rost machte vor Waldemare, die ihren Gruß kalt und höflich erwiederte, einen tiefen Knix und wollte eben etwas sagen, als sie, die junge Dame genauer anblickend, plötzlich erbleichte und, unverständliche Worte stammelnd, in höchster Verwirrung zurücktrat.

Antonie hatte in ihrer freudigen Aufregung nichts bemerkt, und auch Waldemare ging gleichgültig weiter.

Madame Rost nahm sich zusammen, die Hände zornig ballend, trat sie an das Treppengeländer und schaute mit bösem Blick darüber hinab den beiden jungen Mädchen nach.

So stand sie, bis ihr das Geräusch der zufallenden Hausthüre verrieth, daß dieselben das Haus verlassen hatten, dann richtete sie sich auf und sagte: „Sie ist es, kein Zweifel, aber von der haben wir nichts zu fürchten, die ist viel zu stolz, um uns zu verrathen!"

Das war der Eindruck, den Waldemare auf die gemeine Person machte; sie war beruhigt, denn sie hatte die Ueberzeugung, daß Waldemare sie nicht verrathen, ja, sie glaubte, daß Waldemare nicht einmal von ihr sprechen werde.

Dieses Gefühl aber war, obwohl sie ihre Sicherheit in demselben fand, zugleich doch so entsetzlich demüthigend für sie, daß sie, in ihr Zimmer tretend, ganz wüthend sagte: „Du sollst mir diesen Besuch theuer bezahlen, meine herzallerliebste Antonie; warte nur, Du frommes Schäfchen. Doch ich muß mit Alexander reden!"

Sie ließ Herrn Alexander Pillersberg zu sich bescheiden.

Dieser erfuhr erst von ihr, wer die Dame gewesen, über die er sich den Kopf zerbrochen; jetzt wußte er, wo er Waldemare gesehen. Der Mann ist auch in der Sünde brutaler, als die Frau, und es giebt keinen schärferen Blick, als den eines schuldbewußten Weibes.

Unterdessen eilten die beiden jungen Mädchen der Wohnung des Kriegsrathes zu.

Sie eilten — denn Waldemare, obwohl sie ihre kleinen Schritte verdoppelte und verdreifachte, vermochte kaum dem liebenden Mädchen zu folgen, welches, von ihrem Herzen getrieben, dahinflog.

Athemlos vom raschen Gange, verspürte Waldemare keine Kälte

mehr, als sie langsam die Treppe hinaufstieg, an deren oberem Ende Antonie bereits die Klingel zog, bevor sie noch die Mitte derselben erreicht hatte.

„Das ist eine Heldin," sagte Waldemare zu sich selbst, die steile Treppe erklimmend; „in Sorge, Angst und Kummer um den geliebten Mann trägt dieses junge Mädchen Mangel, bittere Noth und Kälte, und ist glückselig, daß ihr Gott nur das Leben des Geliebten gelassen, der vielleicht ein ewiges Siechthum heimbringt aus dem Lazareth. Für die Männer, die mit dem Schwerte kämpfen und siegen, hat der Dichter seine Kränze, der Geschichtsschreiber seine Kronen; für sie ist laute Anerkennung und glänzende Ehrenbelohnung; wer aber denkt der stillen Helden, die im Lazareth ihren letzten Seufzer aushauchen oder mit gebrochener Lebenskraft heim kommen? was wird diesen heldenhaften Mädchen und Frauen, die das Liebste von ihrem Herzen gerissen haben, auch mit Gott für König und Vaterland! die so schweren Kampf kämpfen in ihrer stillen Kammer, in ihrem Herzen? was wird ihnen?"

„Gott segne Sie!" sagte eine tiefe Stimme, der man die Bewegung, in der sich der Sprechende befand, wohl anhörte.

Froh erschrocken schaute Waldemare auf, sie nahm die Begrüßung des alten Mannes, der die Mütze in der Hand vor ihr stand, als Antwort auf ihre Frage.

„Gott segne sie, mein gnädiges Fräulein!" wiederholte der Kriegs- und Domainenrath, indem er Waldemare's Hand ergriff, ihr die letzte Stufe empor half, dann ihren Arm unter den seinigen nahm und sie mit der Würde eines greisen Mannes in das Zimmer führte, wo die Präsidentin neben der Kriegsräthin auf dem Sopha saß, die Antonien weinend in ihren Armen hielt.

„Die Frau Präsidentin," fuhr der Kriegsrath fort, „und Sie, mein liebes gnädiges Fräulein, sind wie zwei Engel in meine Behausung gekommen, nicht daß ich Sorge um den Wilhelm gehabt hätte, il ich bin ein Preuße und im Kriege ist nicht Alles von Sammt und Seide, ich hatte keine Sorge um meinen Sohn, dafür ist man ein Mann, aber eine Mutter und eine Braut, die fühlen weicher; nun ich will's ihnen ja nicht verdenken, aber es war hart für mich alten Mann, der ich so gern lustig bin, immer verweinte Augen zu sehen und bleiche Wangen!" Der alte Mensch sprach immer fort, denn er hatte das ganz bestimmte Gefühl, daß er die Thränen nicht mehr werde zurückhalten können, wenn er aufhöre.

Die Präsidentin nickte ihrer Tochter zu, die Kriegsräthin machte vergebliche Anstrengungen, sich aus Antonien's Armen zu winden, die sie fest umschlossen hielten. Fast ängstlich rief die gute Frau, die in der Sorge um ihr Kind ganz ihre Fülle und Rundung verloren hatte und mächtig gealtert war in den wenigen Monaten: „Verzeihen Sie mein gnädiges Fräulein, Kriegsrath, gieb doch dem gnädigen Fräulein einen

Stuhl! Dieses arme Mädchen läßt mich ja nicht aufstehen, Antonie, mein Kind, beruhige Dich! Ach Frau Präsidentin!"

Der Kriegs- und Domainenrath gab sich verzweifelte Mühe, einen Stuhl abzustäuben, der ganz rein war, er schlug mit seinem blauen Taschentuch darauf, als habe er einen Dreschflegel in der Hand.

„Ach, Kriegsrath, laß doch heute wenigstens Deine Flausen," rief die gute Frau offenherzig, „laß das gnädige Fräulein nicht so lange stehen, der Stuhl ist ja ganz rein, und die Frau Präsidentin haben längst gesehen, daß Du weinst, Du brauchst nicht den Harten zu machen."

„Ich weinen?" rief der Kriegsrath und lachte, daß es schallte, aber er hielt es doch für gerathen, dem Fräulein den Stuhl mit abgewandtem Gesicht hinzustellen.

Tief gerührt blickte Waldemare auf den alten Mann: „Das ist auch Heldenthum!" sagte sie leise zu sich selbst.

Erst nach einer ziemlichen Weile, nachdem sich die Aufregung der guten Leute etwas gelegt hatte, war der Kriegs- und Domainenrath Scheffer im Stande, den gebieterischen Aufforderungen seiner Frau nachzukommen und seiner zukünftigen Schwiegertochter den Brief mitzutheilen, den der Rittmeister von Krummensee im Auftrage seines Sohnes an ihn geschrieben hatte.

Antonie erfuhr durch diesen Brief eigentlich nichts, was ihr Waldemare nicht schon gesagt hätte, aber der Rittmeister, der sich in allen seinen Briefen eines sehr lakonischen Stils zu befleißigen pflegte, weil er allemal zu schwitzen anfing, wenn er nur die Feder in die Hand nahm, so behauptete er wenigstens, hätte eben so ausführlich und breit sein können in seinen Mittheilungen, als er kurz und bündig war, in Antonie hätte der Vorleser seines Briefes doch eine aufmerksame Zuhörin gefunden.

Philipp schilderte mit zwei Worten seine Ueberraschung, daß er in der kleinen hessischen Stadt Hanau, durch die er bei einem Ritt, den er im Auftrage seines Generals unternommen, gehört habe, daß auch einige Preußen in dem dort eingerichteten Lazareth lägen. Er sei hingegangen und habe unter den dort liegenden Landsleuten auch einen Berliner Bekannten, den freiwilligen Jäger Wilhelm Scheffer, gefunden, der zwar nicht blessirt, aber von den angestrengten Märschen bei der Verfolgung des Feindes erschöpft hier an einem Nervenfieber erkrankt sei. Der Kranke, der zwar noch sehr schwach sei, sich aber auf dem Wege entschiedener Besserung befinde, habe ihn sofort erkannt und ihn gebeten, seinen Vater zu benachrichtigen, was somit geschehe. Schließlich gab Philipp den Rath, daß Eltern und Braut, wenn sie, wie er voraussetze, an Wilhelm schreiben würden, ihre Briefe an eine Frankfurter Adresse senden möchten, die er auch aufgeschrieben hatte.

Es stand in dem Briefe an den alten Scheffer kein Wort davon, daß der Wilhelm so erschöpft sei, daß gar keine Aussicht für ihn war, den

Krieg weiter mit zu machen, das hatte Philipp nur der Präsidentin mitgetheilt, so wie auch, daß der Arzt gemeint hatte, der junge Mann werde, wenn er auch jetzt davon komme, doch sein ganzes Leben lang an den Folgen des Lazarethfiebers kranken.

Endlich hatte der brave Rittmeister weder dem Vater noch der Tante Präsidentin eine Sylbe davon geschrieben, daß er von seinem ganzen, aus drei Friedrichsd'or bestehenden Vermögen zwei Drittel dem Kranken aufgedrungen hatte, wohl aber hatte er seine kluge Cousine Waldemare gebeten, sich zu der Braut des armen Wilhelm zu begeben und nachzusehen, wie sich das Mädchen befände, damit die Tante dann wo möglich einige beruhigende Zeilen darüber an den Bräutigam schreiben könne. Denn um die Leiden des armen Lazarethhelden noch zu schärfen, hatte er auf seinem Schmerzenslager erfahren — schlimme Nachrichten verfehlen selten ihre Adresse und das Haus Rost und Pillersberg hatte Handelsverbindungen in Hanau — daß ihm seine Braut zwar treu sei, daß aber der reiche Oheim, bei dem sie lebe, sie durch Hunger und Kummer, ja durch Mißhandlungen zu einer Aufgabe ihres Verlöbnisses und zu einer Heirath mit dem Sohne seines Compagnons zu zwingen trachte.

Man kann sich wohl denken, daß diese Nachricht der bitterste Tropfen in dem Leidenskelch des kranken Kriegers war und daß seine Absicht bei dem Rittmeister von Krummensee vorzüglich dahin ging, durch dessen freundlich zugesagte Vermittlung Nachrichten über diesen Gegenstand zu erhalten.

Deshalb hatte Philipp, der überhaupt großmüthig und menschenfreundlich war, seine Tante und seine Cousine so dringend gebeten, sich um diese Sache zu bemühen.

Wir wissen schon, wie die beiden Damen diesen Wunsch ihres Verwandten sofort erfüllten, obwohl Waldemare wohl Grund gehabt hätte, das Haus des Kaufmanns Rost nicht zu betreten.

Die Präsidentin stand auf, um ihren Besuch, der sich durch die Ankunft ihrer Tochter sehr verlängert hatte, zu beenden.

Sofort ergriff der Kriegs- und Domainenrath Hut und Stock, um die Damen nach Hause zu begleiten, die Präsidentin lehnte die Begleitung des alten Mannes nicht ab, denn es war unterdessen dunkel geworden, Waldemare aber ersah aus der Annahme der Begleitung, daß ihre Mutter dem Alten etwas zu sagen habe.

Sie ging voran, der Vater Wilhelms folgte mit der Präsidentin.

Als sich der Alte vor der Thür verabschiedet hatte und die Damen in ihrer Wohnung allein waren, sagte die kluge Mutter zu ihrer Tochter: „Meine liebe Waldemare, Du brauchst mir gar nichts zu sagen, das vergrämte Gesicht dieser armen Antonie, ihre erfrorenen Hände, ihre mehr als jämmerliche Kleidung haben mir längst gesagt, daß die Befürchtungen des Bräutigams, von denen Philipp uns schrieb, nur zu begründet

sind. Ich habe den Kriegs- und Domainenrath, einen höchst wackern Mann und braven Patrioten, gebeten, die arme Antonie morgen zu uns zu schicken, auch habe ich mich erboten, die Briefe der guten Leute an ihren Sohn zu besorgen; wir müssen darauf denken, die Armen nach und nach mit dem schweren Geschick vertraut zu machen, das ihnen noch bevorsteht, denn ich glaube, daß Philipps Ansicht nur zu begründet ist. Die Kräfte des armen Wilhelm werden gänzlich erschöpft sein, er liegt nun zwei Monat im Lazareth und zwar in einem fremden Lazareth, ich weiß was das sagen will, hier wird gewiß für die Lazarethkranken, gethan, was irgend gethan werden kann, und doch wie wenig sind wir im Stande, die Leiden dieser Unglücklichen zu erleichtern! und nun denke Dir eine kleine Stadt, in der die nothwendigsten Hülfsmittel selbst fehlen! Mir schaudert bei dem Gedanken. Der junge Mann muß die Mittel erhalten, hierher zu kommen, sobald die Aerzte seine Reise für ungefährlich erklären; dann muß er hier sehr geschont und gepflegt werden; das Alles ist etwas schwierig, aber ich denke, wir Beide, Du und ich werden es doch zu Stande bringen!"

Mutter und Tochter schauten sich an mit einem Blick innigsten Einverständnisses.

„Laß sehen," fuhr die Präsidentin fort, „was brauchen wir? zuerst das Reisegeld für den Kranken —"

„Dazu wird meine Kasse noch ausreichen!" sagte Waldemare.

Die Präsidentin nickte, als habe sie das vorher in Anrechnung gebracht, „dann müssen wir hier eine lohnende Beschäftigung für ihn haben, die ihn nicht angreift, denn Almosen nimmt dieses alten braven Mannes Sohn nicht."

Waldemare sah ihre Mutter fragend an.

„Sei ruhig, Kind," versicherte diese, „Rudolph kommt hierher, er braucht für die erste Zeit jedenfalls eine Hülfe, oder kann sich doch wenigstens den Anschein geben, als bedürfe er einer Hülfe, da er nur einen Arm hat; Rudolph ist reich, wir kennen seine Denkungsart, er wird gern für einen Kriegskameraden etwas thun."

Waldemare's feines Gesicht verklärte sich immer mehr bei den Worten ihrer Mutter; diese fuhr fort: „Während der Zeit kann Oncle Hermann seine Freunde in Bewegung setzen, Deine Schwester Agnes mag ihren Mann treiben, nun Kind, die Familie ist ja groß und nicht ohne Einfluß, und die Tante-Präsidentin hat viele Freunde, wir werden doch hier einen Mann placiren können, der für das Vaterland gefochten und gelitten hat; der junge Mann soll sehen, daß er bei meiner lieben Tochter Waldemare und auch bei mir keine bessere Empfehlung haben konnte, als die unseres Vetters Philipp!"

Die Präsidentin hielt inne und umarmte leise lächelnd ihre Tochter, die ihr erglühendes Gesicht an der Schulter ihrer Mutter barg.

„Nun, Du brauchst Dich nicht zu verstecken, kleine Närrin," fuhr

sie fort, „verlaß Dich auf Deine Mutter, liebe Waldemare, welche die Menschen und deren Herzen etwas besser kennt als Du; doch wir werden eine Stelle finden für den guten Wilhelm, und wenn Alles so kommt, wie ich denke, und mir Gott seinen Segen giebt, so werde ich die Aussteuer dieser armen Antonie übernehmen."

Waldemare küßte ihre Mutter und entfernte sich etwas verwirrt.

Die Präsidentin schaute dem edlen Mädchen mit einem langen, bedeutenden Blicke nach, dann neigte sie nachdenklich ihr Haupt und setzte sich an den Schreibtisch.

Die freie Agrar-Verfassung nach Peter Reichensperger.

III.

Es würde zu weit führen, wollten wir Herrn Reichensperger überall hin auf das Gebiet der Detail-Statistik, so wie der aus privatwirthschaftlicher Anschauung hergeleiteten Argumentation begleiten, welche derselbe zu Gunsten der Klein-Cultur geltend macht. Unserer Ueberzeugung nach sind diese, aus localen und individuellen Wahrnehmungen entnommenen Gründe für die Gesetzgebung ohne alle Bedeutung, und wir können ihm nicht zugeben, daß der Eier- und Geflügel-Verkauf des Kleinwirthes, und der Umstand, daß der Großwirth mit der größten Umsicht bei seinen Geldausgaben zu Werke gehen muß, maßgebende Momente für dieselben seien. Ja, wir gehen noch einen Schritt weiter und behaupten mit Entschiedenheit, daß in derartigen Argumentationen eine große Gefahr liege, daß die ganze Misère der doctrinären National-Oekonomie und Politik ihre Entstehung darin finde, daß die aus den Gesetzen der Hökerwirthschaft und des individuellen Lebens hergeleiteten Lehren ohne jegliche Kritik als maßgebende Normen für die Gestaltung des, Tausende von Quadrat-Meilen und Millionen von Staatsgenossen umfassenden gesellschaftlichen Massenlebens genommen worden sind. Es ist dies genau so richtig, als wollte man die Gesetze des Sternenlaufs, des Massenlebens der Schöpfung, aus den Wahrnehmungen herleiten, welche vermöge der Lupe bei Beobachtung von Infusionsthierchen gemacht werden. Daß unser Autor diesen Standpunkt festhält, darüber wollen wir mit ihm nicht rechten; er folgt mit Nothwendigkeit aus seiner Parteistellung, aus der im Individualismus und in der Privatwirthschaft wurzelnden liberalen Doctrin. Diese löset jederzeit die in Betracht kommenden Verhältnisse aus dem gesellschaftlichen Zusammenhang und behandelt sie als für sich bestehend, auf selbstständigem Leben beruhend; sie läßt die Rückwirkung des Gesellschaftslebens auf das Individuum

und auf die Privatwirthschaft unbeachtet, ihr ist das große Gebiet der mittelbaren Wirkungen unbekannt. Nur vermöge dieses niederen Standpunktes konnte es dem Verfasser begegnen, daß er an die Lösung der Agrar-Frage ging, ohne das gleiche Erbrecht, den Einfluß des Geldcapitals und der Geldpreisveränderungen auf die Bodenkraft und auf die landwirthschaftliche Production rc. richtig zu würdigen.

Inzwischen hat Herr Reichensperger doch mindestens den Versuch gemacht, auch die in dem Massenleben hervortretenden Erscheinungen in Rechnung zu stellen — doch nicht in der Absicht, daraus Belehrung zu schöpfen, sondern um daraus Beweismittel für das Uebergewicht der Kleincultur und für sein freies Agrarsystem herzuleiten. Frankreich als Repräsentanten der Kleincultur, England als den der Großcultur hinstellend, betritt er die Gebiete dieser beiden Staaten, hebt einzelne Momente aus dem öconomischen, socialen und politischen Leben derselben hervor, und zieht daraus den Schluß, daß Frankreich sich stetig auf der Bahn des Fortschritts bewege, während in England die Zeichen des landwirthschaftlichen Verfalls immer bedrohlicher hervortreten. Bei dieser Ausführung verfällt derselbe jedoch von vorne herein in den groben Fehler, daß nicht beide Staaten in Parallele gestellt werden, sondern daß nur der Nachweis versucht wird, daß Frankreich seit der Revolution aus der landwirthschaftlichen Production vorgeschritten, während das in England angeblich nicht der Fall, hier der Landbau hinter der Entwickelung der Industrie zurückgeblieben ist. Selbst wenn man seine in dieser Beziehung gemachten Anführungen ohne Ausnahme zugiebt, so darf daraus doch durchaus nicht das Uebergewicht des französischen Landbaues über den in England oder das Zurückschreiten der englischen Landwirthschaft auch nur mit einem Schein von Wahrheit gefolgert werden.

Es ist nicht zu übersehen, daß die französische Revolution sich keineswegs auf das politische Leben beschränkt hat. Nimmer würde sie bei derartiger Beschränkung einen so tief eingreifenden, einen so unvergänglichen Einfluß erlangt haben. Sie konnte diesen nur gewinnen, indem sie ihre auflösenden Principien gleichzeitig auf das wirthschaftliche wie auf das sociale Leben zur Anwendung brachte. Sie trug den Feudalstaat und damit die mittelalterliche Naturalwirthschaft zu Grabe; sie nöthigte auch den Landbau, zu dem System der Geldwirthschaft, d. h. der freien, bezahlten Arbeit, überzugehen, ein System, welches bei der Handels- und Gewerbewirthschaft bereits im Alterthum Eingang gefunden hatte. Die Productivität dieser Wirthschaftsform ist der der Naturalwirthschaft so unendlich überlegen; durch die Aufhebung des getheilten Eigenthums, der die freie Benutzung des Bodens hemmenden Servituten, wurde eine solche Fülle alter, bisher gebundener Vegetationskraft zur Hebung gebracht; den Arbeitskräften wurde eine so rührige Thätigkeit eingeflößt, daß eine gesteigerte landwirthschaftliche Production sich in Frankreich naturgemäß entwickeln mußte.

Aber die entscheidende Frage ist: ob dadurch dauernde oder momentane Errungenschaften erworben sind, und es wird eine nachhaltige Steigerung der landwirthschaftlichen Production nur gefolgert werden dürfen, sobald ungeachtet der gesteigerten Bevölkerung und bei unverkümmerter Ernährung derselben eine vermehrte Einfuhr von Lebensmitteln nicht nothwendig geworden, und sobald das Verhältniß der Dünger-Production, d. h. des Viehstandes zur urbaren Fläche sich gemehrt. Werden diese Gesichtspunkte festgehalten, so muß unter Berücksichtigung der statistischen Momente die Entscheidung dahin ausfallen, daß, obwohl unmittelbar nach der Revolution die landwirthschaftliche Production einen außerordentlichen Aufschwung gewonnen, Frankreich seit mehreren Decennien eines steigenden Imports von Lebensmitteln bedurft hat, ungeachtet dessen Bevölkerung nur etwa um 32 pCt. d. h. bei weitem weniger als die der anderen Großstaaten angewachsen ist, deren Ernährung sich aber nicht verbessert hat. Dieses mit einem reichen Boden ausgestattete Land hat seine Fleisch-Consumtion erheblich einschränken müssen, es hat, wie die amtliche Motivirung der in diesem Jahre an die Deputirten-Kammern gelangten Gesetzesvorlage über das Staats-Anlehen zur Förderung der Drainirung erweist, seit 1825 im Durchschnitt jährlich einen Getreide-Zuschuß von 850,000 Hectoliter vom Auslande gebraucht, und eine theilweise Mißernte, wie im vorigen Jahre, machte die Zufuhr von 10 Millionen Hectoliter nöthig.

Auch unser Autor muß diese Thatsache anerkennen, die unsere in Freiheit machenden Zeitungen dem unfreien Regiment zuschreiben, welches Frankreich gegenwärtig beglückt, für welche in der vorliegenden Schrift aber wahrhaft überraschende Gründe angeführt werden. Es heißt Seite 28: „wenn nichtsdestoweniger Frankreich sich mehr als andere Staaten des Festlandes auf Zufuhr angewiesen sieht, so darf dies um so weniger als ein Beweis unzureichender Production des Landes überhaupt bezeichnet werden, weil Frankreich bekanntermaßen einen großen Theil seines Areals, namentlich im Süden, zur Production von Wein, Seide und Oel verwendet und gerade dieser intensiven Boden-Cultur einen großen Theil seines Wohlstandes verdankt."

Diese Erklärung würde einen Sinn haben, wenn die Wein-, Seide- und Oel-Production in Frankreich nicht seit Jahrhunderten bestände, oder wenn eine neuerdings auf Kosten des Ackerbaues eingetretene Ausdehnung dieser Nutzungen behauptet werden könnte. Welchen Zusammenhang im Uebrigen Maulbeer- und Olivenbäume und Weinstöcke mit der intensiven Boden-Cultur haben, ist nicht wohl zu begreifen, um so weniger, als letztere wegen ihres starken Düngerverbrauchs den Landwirthen anstößig sind.

Hier dürfte es an der Stelle sein, etwas näher auf die Geschichte und auf die Eigenthümlichkeiten des französischen Landbaues einzugehen. Vor der Revolution gehörte der ländliche Grundbesitz Frankreichs ganz

überwiegend dem Adel, der Geistlichkeit und deren Stiftungen: den Klöstern, Domcapiteln u. s. w. an. Derselbe wurde in Kleincultur durch Fermiers (Pächter) und Metayers (Halbpächter, welche die Hälfte des Rohertrages abzugeben haben), bewirthschaftet. Nach dem Princip: **nulle terre sans seigneur**, war ganz Frankreich in Seigneuries eingetheilt. Der Seigneur (Edelmann, Bischof, Abt, Kloster) besaß das Ober-Eigenthum (dominium directum) in seiner Seigneurie und genoß davon die Lehnsleistungen. Sein nutzbares Eigenthum (dominium utile) dagegen war durch alle Seigneuries zerstreut und kaum mag der Fall vorgekommen sein, daß ein Seigneur mit dem Ober-Eigenthum auch das nutzbare Eigenthum aller Grundstücke in seiner Seigneurie besessen habe. Vielmehr besaß er sein nutzbares Eigenthum getheilt, sowohl in seiner eignen als in andern Seigneurien. Ueberall, wo fränkische Eroberung hinreicht, fand sich dieses Verhältniß, entsprungen aus der Sitte, fast alles Land an Hintersassen auszugeben und nur wenig zur unmittelbaren Benutzung zu behalten.

Die Revolution von 1789 vernichtete sämmtliche aus dem Lehnsnerus der Scholle anklebenden Verbindlichkeiten, aber sie erschuf nicht, gleich der preußischen Gesetzgebung, aus den Nutznießern freie Eigenthümer. Fermiers und Metayers blieben in unverändertem Verhältniß zu den Besitzern des nutzbaren Eigenthums. Die Aufhebung der Feudallasten kam diesen, nicht aber den wirklichen Bebauern des Landes zu gut, denn sobald die Ordnung hergestellt worden, nahmen die Eigenthümer die Vortheile durch erhöhte Pacht für sich in Anspruch, welche dem Pächter momentan durch Aufhebung der Feudallasten erwachsen waren. Nur in den Theilen Frankreichs, wo ein ähnliches Verhältniß bestand, wie bei den deutschen erbberechtigten Bauern, gewann derselbe durch die Revolution. Der Verkauf der Nationalgüter brachte nur den geringeren Theil derselben in den Besitz der Landbauer, d. h. der Fermiers und Metayers. Sie waren mittel- und creditlos, und konnten deshalb nicht daran denken, durch Realisation des Kaufs zum Eigenthum zu gelangen. Das Geldcapital bemächtigte sich naturgemäß der Nationalgüter. Die Culturmethode derselben blieb unverändert, und es konnte auch an Großcultur nicht gedacht werden, weil die nach alter Sitte in den drei Feldern zerstreut liegenden, zu einem Hofe gehörenden Landparcellen durch Consolidation nicht vereinigt wurden, wie dies in Preußen geschehen ist. Die Fermiers und Metayers blieben auf den verkauften Nationalgütern besitzlos wie früher, ihre Lage war obenein wesentlich verschlechtert, weil sie bei den neuen Gutsherren nicht die Rücksichten mehr fanden, welche die Sitte von den untergegangenen Feudal-, Stifts- und Klosterherren erwartete. Wenn der General Canrobert in seiner Eigenschaft als Regierungs-Commissair über Veranlassung und Zusammenhang des jüngsten Socialisten-Aufstandes im südlichen Frankreich sich dahin ausspricht, daß der Sitz des Socialismus sich in

denjenigen Departements finde, in welchen entweder die Fabrik-Industrie oder aber die großen Güter noch vorherrschen, und dabei auf die gefährliche Gewohnheit vieler großer Grundeigenthümer hinweiset, die ihre Güter an Speculanten verpachten, deren einziger Zweck darin besteht, aus dem Boden so viel als möglich zu ziehen, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie auf unmenschliche Weise die kleinen Bewohner des Landes arm machen und ausbeuten, die, selbst ohne allen Besitz, genöthigt sind, jede ihrer Forderungen zu erfüllen, so hat der berühmte General dabei lediglich das Verhältniß der Fermiers und Metayers zu den grundbesitzenden Speculanten und zu den besitzlosen Tagelöhnern im Auge. Man wird aber zugeben müssen, daß hierbei der Begriff der Großcultur nicht Anwendung finden kann, da es sich lediglich um Parcellenpachtungen handelt, und eben so wenig kann es bezweifelt werden, daß der von Capitalschulden gedrängte Eigenthümer einer Kleinwirthschaft eben so gezwungen ist, den Boden auszuplündern, wie der kleine Pächter, daß derselbe mit den besitzlosen Einwohnern nicht um ein Haar menschlicher umgehen wird.

Die von dem Verfasser angeführten Worte Sismondi's: „Alltäglich setzt sich die Zerstückelung der großen Güter fort, alltäglich werden große Landstrecken mit Nutzen an bisherige Pächter verkauft, welche sie verbessern," beziehen sich gar nicht auf die Zerstückelung größerer Wirthschafts-Complere, sondern darauf, daß der in einer Hand befindliche Grundbesitz durch Pacht und Halbpacht in Kleincultur ausgethan und diese durch Verkauf und Vererbung unter mehreren Besitzern getheilt wird.

In welcher Lage aber befinden sich nun die mittleren und kleineren Grundeigenthümer, die seit der Revolution ihr Capital zum Ankauf von Grundstücken angelegt haben, welche sie selbst bewirthschaften? Hierauf mögen französische Berichte antworten. Zuerst der Bericht, den Chegaray am 29. April 1851, Namens der Commission der Nationalversammlung über die Reform des Hypothekenwesens und der Creditverhältnisse des Grundbesitzes, erstattet hat.*) In diesem sehr gründlich ausgearbeiteten Bericht wird als feststehend bezeichnet:

„a. Daß mit Ausnahme von Paris und den größeren Städten, wo Capital auf Hypothek zu 5 pCt. zu erhalten ist — der Zinsfuß bei Hypothekenschulden, Kosten einbegriffen, sich auf 7 pCt. durchschnittlich beläuft.

b. Daß die Summe der auf das gesammte Grundvermögen Frankreichs eingetragenen Hypothekenschulden sich belief

den 1. Juli 1820	auf	8,863,894,965	Francs,
„ „ 1832	„	11,233,265,778	„
„ „ 1840	„	12,544,098,600	„

c. Daß der Zuwachs der Hypothekenschulden in den 9 Jahren

*) Vergl. Suplements du Moniteur de 1851, No. 120 vom 30. April 1851.

von 1840—48 5,021,764,020 Francs betrug, im Durchschnitt jährlich 557,973,847 Francs.

d. Daß in den 10 Jahren 1840—49 in runder Zahl der Kaufpreis für verkaufte Immobilien 1,400,000,000 Francs betragen hat.

Der Bericht führt ferner wörtlich an:

Die Umstände, welche in der gegenwärtigen Sachlage das Grundeigenthum wirklich bedrohen, sind:

1) Die Höhe des Zinsfußes.

2) Die Unmöglichkeit des Grundbesitzes, das geborgte Capital zu tilgen, weil der Zinsfuß dieser Capitalien immer oder beinahe immer höher ist, als die Revenuen des Grundbesitzes, d. h. als sich das im Grundbesitz angelegte Capitel durch dessen Ertrag verzinst.

Der ländliche Grundbesitz bringt im Allgemeinen nur einen Ertrag von $2\frac{1}{2}$—3 pCt., d. h. um einen ländlichen Grundbesitz zu erwerben, muß sich der Käufer verstehen, eine Summe zu bezahlen, die dessen $33\frac{1}{3}$- bis 40fachen Ertrag gleichkommt. Ist der Besitzer genöthigt, die Hälfte des Kaufwerthes zu 5 pCt. zu borgen, so verschlingen schon die Zinsen den ganzen Ertrag. Sein Ruin ist unvermeidlich. Jeder nothgedrungen bewilligte noch höhere Zinsfuß beschleunigt ihn."

Der „Moniteur" vom 1. März 1852 Nr. 61 sagt in seinem Leit-Artikel, das Institut des Crédit foncier betreffend:

„a. Eine Untersuchung durch den Staatsrath im Jahre 1850 hat ergeben, daß der Zinsfuß der Hypotheken-Schulden, die Kosten mitgerechnet, im Durchschnitt 8 pCt. jährlich beträgt. Die Nachrichten, von den Departemental-General-Räthen eingezogen, haben ein gleiches Resultat ergeben. Die eingetragene Hypotheken-Schuld beträgt ꝛc. 14,000 Millionen Frs.; zieht man davon die erloschenen, bedingungsweisen (conditionelles), gesetzlichen (legales) und judicatmäßigen (judiciaires) Hypotheken ab, so bleiben über 8000 Millionen, die an Zinsen jährlich 640 Millionen betragen. Zu bemerken ist noch, daß die Capitalschuld sich jährlich im Durchschnitt um 600 Mill. vermehrt, eine Summe, die fast dem Betrage der Zinsen gleichkommt. Ein solcher Zustand der Dinge, welcher den Grundbesitz Frankreichs bedroht, verlangt prompte Abhülfe."

Neben diesen amtlichen Aussprüchen ist es von Interesse, zugleich das Urtheil der Presse zu hören, und zwar desjenigen Theiles derselben, welcher, dem Liberalismus und in Consequenz dessen auch dem freien Agrarsystem huldigend, nicht dem Verdacht unterliegen kann, als verfolge er reactionäre Bestrebungen. Das demokratische Journal „Le Peuple" äußert sich in Nr. 15 am 1. September 1850 wie folgt:

„Das Grundcapital Frankreichs wird gegenwärtig auf 50,000 Millionen Frs. geschätzt, wovon nach dem Urtheil der Direction des enrégistrements ein besteuerbares Einkommen von 1900 Mill. Frs. aufgebracht wird. Hiernach trägt der ländliche und städtische Grund-

besitz 2½ pCt. Reinertrag, und selbst Hr. Thiers giebt denselben auf höchstens 3 pCt. an, während gleichzeitig der Zins des Geldcapitals sich auf 6—8 pCt. bewegt. Daraus folgt, daß jeder Grundbesitzer, welcher Capital borgt, einem fast gewissen Ruin entgegengeht. Was ist in Wirklichkeit hier der Eigenthümer anders, als der Wirthschafter, der Pächter des Fiscus und der Capitalisten, bis zu dem Tage, wo er einen Platz verlassen muß, der bei der modernen Lüge des Grund-Eigenthums nicht mehr haltbar ist. Die Besteuerung, welche mit verdoppeltem Schlage auf den Grund und Boden trifft und auf das, was er hervorbringt, beschleunigt diesen Ausgang. Denn zu dem Normal-Budget von 1400 Millionen hat der Landbau 66 pCt. beizusteuern. Mitten inne zwischen den Anforderungen des Fiscus und des legalen Wuchers, welche beide auf die Beschlagnahme der Früchte des Bodens operiren, was bleibt dem Besitzer? — Die Expropriation, mehr oder minder erzwungen, ist der alleinige Ausgang einer so gewaltsamen Situation. Also erklären sich diese häufigen und ununterbrochenen Besitzwechsel, deren Zahl sich täglich mehrt, dergestalt, daß der Boden alle neuen Jahre in andere Hände übergeht, wie es ein Minister der Restauration mit Schrecken von der Tribüne verkündete:

Im Laufe einer Generation — so sagte dieser Staatsmann — haben die Güter (an Verkaufsstempel) 7½—8 pCt. ihres Werthes an den Fiscus gezahlt. („Moniteur" 1826.)

Was soll der Grundbesitzer bei dieser unseligen Verkettung der Anforderungen beginnen? Wie soll er die Mittel zur Bestreitung unvorhergesehener Ausgaben, zur Uebertragung von Unglücksfällen ansammeln, während er dergestalt von Anforderungen aller Art bedrückt wird. Ueberdies hat besonders seit 25 Jahren der ohnedies so sehr getheilte Boden sich täglich mehr zerstückelt. Die Zahl der Steuer-Contingente hat seit 1826 sich um nahe an 600,000 Frcs. vermehrt, und davon nehmen die kleinen Steuer-Contingente unter 50 Frcs. mehr als ⅘ ein. Dies ist, was Leon Faucher im Jahre 1836 die Pulverisation des Bodens nannte. Merkwürdige Erscheinung — während der Grundbesitz in den mittleren Regionen sich zersetzt und schnell von Hand zu Hand geht, bilden sich auf's Neue große Vermögen im Grundbesitz, denen Alles zuwächst, was nicht der Klein-Cultur verfällt."

Wird hierbei berücksichtigt, daß die urbare Fläche Frankreichs, 97,915,000 Morgen Ackerland enthaltend, in 123 Millionen Parcellen zerfällt, daß darin 30 pCt. durch Pächter (Fermiers) und über 50 pCt. durch Halbpächter (Métayers) bewirthschaftet werden, welche letztere die Hälfte des Brutto-Ertrages an den Eigenthümer abzugeben haben, so muß jedem Praktiker sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß bei solchen abnormen Zuständen ein Vorschreiten des Landbaues geradezu unmöglich sei. Die andauernden Mißernten, von denen das schöne, von der Natur so reich ausgestattete Frankreich heimgesucht wird, finden hiernach

ihre vollgültige Erklärung; es sind irische Zustände, wenn auch in veränderter Gestalt, die uns hier offenbar werden, deren Extreme bisher nicht hervorgetreten sind, weil der praktische Geist und die Genügsamkeit des französischen Landmannes mit Erfolg dagegen angekämpft haben. Offenbar ist Herr Reichensperger mit denselben unbekannt gewesen, als er Frankreich als Beweis für die gedeihlichen Erfolge der freien Agrar-Verfassung aufstellte, als er eine andauernde Steigerung der landwirthschaftlichen Production als Folge derselben behauptete.

Nicht minder verfehlt ist der Hinweis auf den Landbau Englands, um dadurch die geringe Productivität der Groß-Cultur und das Uebergewicht der Parcellenwirthschaft über dieselbe zu beweisen. Die Argumente, welche angeführt werden, um den Verfall des englischen Landbaues darzuthun, sind womöglich noch unhaltbarer, als die Beweisführung für die steigende Blüthe der französischen Landwirthschaft. Der Verfasser äußert in dieser Beziehung:

„Jenseits des Canals selber ist schon längst ein ernsteres Mißtrauen an die Stelle jener Zuversicht getreten, und es gewinnt immer mehr und mehr die Erkenntniß Raum, daß dem stolzen Inselreiche gerade die größte Gefahr aus dem Umstande erwächst, daß es nur eine so geringe Zahl der vorbezeichneten Staats-Actionäre besitzt; gerade darum, weil das Grundeigenthum in Folge des Substitutionswesens und der darauf beruhenden Großkultur in wenigen Familien fixirt und dem Verkehre entzogen ist, fehlt es dort an einem zahlreichen Stande freier Eigenthümer, die Bevölkerung wird gewaltsam in die Städte gedrängt und so der naturgemäße Schwerpunkt jedes wohlgeordneten Staates vollends verrückt. Während die ländliche Bevölkerung in Frankreich und Oesterreich $\frac{3}{4}$, in Preußen $\frac{3}{4}$ — $\frac{4}{5}$ der Gesammtbevölkerung bildet, beträgt dieselbe in England nur $\frac{1}{4}$ und befindet sich dabei in einer so kläglichen Lage, daß dieselbe größtentheils auf die Armentare angewiesen ist, welche in einzelnen Districten bereits den gesammten Reinertrag des Grundeigenthums absorbirt hat*). Schon W. Scott, jener echte Repräsentant Alt-Englands im besten Sinne des Wortes, und der Neuerungssucht nicht verdächtig, hat warnend auf diese zunehmende Entvölkerung des Landes und auf die Analogie jener Erscheinungen mit denjenigen hingewiesen, welche dem Sturze des römischen Weltreiches vorangingen.

„Man muß," sagt er wörtlich, „zu dem System der Kleinwirthschaften zurückkehren und das Land nach flamändischer Weise vermittelst des Spatens, anstatt des Pfluges bebauen. Drei Acres Landes, in jener Art mit Futterkräutern bestellt, werden 3 mal mehr Vieh ernähren, als eine gleich große Wiese nach der gewöhnlichen Methode."

Alle anderen Mittel sind erfolglos, die Wunde des Pauperismus frißt zerstörend um sich, und wenn ihr nicht rasch entgegengearbeitet wird,

*) Die Zahl der Armen beträgt in England 16 pCt., in Frankreich 5 pCt. und in Preußen 3½ pCt.

so muß sie zuletzt das ganze Land bedecken und furchtbare Expropriationen herbeiführen. In der jüngsten Zeit hat selbst Lord Stanley, ein Führer der Hochtorypartei, die Unveräußerlichkeit des Grundeigenthums in Folge des Substitutionswesens als die Quelle vielfachen Verderbens bezeichnet und die Nothwendigkei anerkannt, zu freien Principien überzugehen. Er fordert, daß das durch Substitutionen und Abfindungslasten beschwerte Grundeigenthum vermittelst theilweiser Veräußerung frei gemacht werde, damit es ordentlich bewirthschaftet werden könne, was jetzt nicht geschehe. Er erklärt einen jeden, der freiwillig in dieser beschwerten Lage verbleibe, für einen Uebelthäter, da er sich außer Stand setze, das Land zu verbessern.

Die bedeutendste nationalökonomische Zeitschrift Englands (The Economist, 15. Sept. 55.) fragt nicht minder, warum ungeachtet des nicht fehlenden Capitals und Unternehmungsgeistes die Landescultur Englands hinter allen andern Fortschritten so weit zurückgeblieben sei, und giebt dieselbe Antwort: darum, weil das Grundeigenthum nicht frei besessen, nicht frei erworben wird, weil die Bebauer nicht freie Eigenthümer sind. In Irland, wo die Gefahr am schärfsten hervorgetreten, hat man übrigens die Entbürdung des Grundeigenthums von jenen Lasten gesetzlich ermöglicht. Was den dermaligen Körnerertrag Englands anbelangt, so wird derselbe von den bewährtesten Schriftstellern um zwei Millionen Quarters niedriger angegeben, als ihn im Jahre 1770 Arthur Young schätzte."

Mit solchen, ohne jegliche Kritik aufgenommenen Beweismitteln glaubt Herr Peter Reichensperger die, seit dem Erscheinen von Thaer's englischer Landwirthschaft bei den denkenden Landwirthen des Continents begründete, und seitdem durch tausendfache unmittlbare Anschauung zu einem Axiom erhobene Ueberzeugung von der hervorragenden Stufe des englischen Landbaues vernichten zu können?

Untersuchen wir, welches Gewicht diesen Beweismitteln beizulegen ist.

Was zuvörderst das angebliche Zurückbleiben der ländlichen Cultur gegen andere Industriezweige anbetrifft, so dürfte dem Umstande ein entscheidendes Gewicht nicht abzusprechen sein, daß der Landbau es mit einer gegebenen Größe: dem culturfähigen Areal, zu thun hat. Weizen kann nur auf einer bestimmten Fläche gebaut werden, wogegen Baumwolle sich ganz unbegrenzt verspinnen läßt, so weit nämlich der Garnabsatz lohnt. Wenn daher angeführt wird: Baumwolle werde jetzt hundertmal so viel versponnen als vor funfzig Jahren, aber nur zweimal so viel Weizen gebaut, so ist es eine reine Thorheit, daraus das Zurückbleiben des Landbaues zu folgern. Im Gegentheil treten die großen Fortschritte desselben augenfällig hervor, da seit Einführung der Getreide-Prohibitiv-Gesetze im Jahre 1816 bis zu deren Aufhebung im Jahre 1847 die Population der vereinigten Königreiche um mehr als 60 pCt. gestiegen ist, dessenungeachtet Einfuhr von Lebensmitteln nur ausnahms-

weise, bei notorischen Mißernten, nothwendig wurde. Die Behauptung, der Körnerertrag habe seit 1770 um 2 Millionen Quarters abgenommen, während inzwischen die Bevölkerung um 100 pCt. gestiegen, ist unter solchen Umständen ein handgreiflicher Nonsens.

Eben so wenig kann die in den landbauenden Districten Englands allerdings auffallend hohe Armentaxe als ein Beweis für die Armuth und schlechte Ernährung der ländlichen Bevölkerung gelten, wie sich bei Aufklärung des Sachverhältnisses ergiebt. Die Armentaxe nämlich ist weiter nichts, als eine hergebrachte Form, unter welcher es dem Pächter gelingt, einen Theil des Tagelohnes, d. h. seiner Wirthschaftskosten, auf den Grundherrn (Verpächter) zu übertragen. Nach der herkömmlichen Sitte hat der Pächter alle Communal-Lasten (parish fees) zu zahlen, dagegen bringt er sie natürlich bei Veranschlagung der Pachtsumme in Abzug. Durch die Unterstützung, welche den Arbeiter-Familien zufließt, werden diese in den Stand gesetzt, für einen verhältnißmäßig geringern Tagelohn zu arbeiten, und da die Armen-Aufseher (overseers) der Landgemeinden überwiegend aus Pächtern bestehen, so sind sie mit den Unterstützungen sehr freigebig, um so mehr, als sie die Gewißheit haben, in der Pacht zu verbleiben und ihren Familien dieselbe zu erhalten, denn die Sitte verbietet dem englischen Adel den öfteren Wechsel der Pächter-Familien. Hierdurch erklärt es sich, daß in den ackerbauenden Districten Englands die Armentaxe 5—9 Shilling von je 20 Shilling Pacht beträgt, ungeachtet in diesen Districten notorisch kein Pauperismus existirt, während dagegen in den Manufactur-Districten, wo derselbe heimisch, die Armentaxe nie 2½ Shilling erreicht. Um diesem Unfug zu steuern, verordnet die neue Armen-Bill, daß jeder Unterstützung Suchende in das Armenhaus gebracht, außer demselben aber keine Unterstützung gegeben werden soll. Allein die Sitte ist auch hier mächtiger als das Gesetz, und dieses wird sehr häufig umgangen.

Was nun den Umstand anbetrifft, daß durch das gewaltsame Hineindrängen der Bevölkerung in die Städte der Staat seinen naturgemäßen Schwerpunkt verliere, so hat diese Ansicht allerdings ihre volle Berechtigung. Aber wenn das Uebergewicht der städtischen Bevölkerung nur in einer unverhältnißmäßigen oder krankhaften Entwickelung der Industrie seine Entstehung findet, so muß es dem Landbau zum Ruhme gereichen, und unser Autor hätte daraus die hohe Stufe desselben in England folgern müssen, daß er die übergroße Stadtbevölkerung zu ernähren im Stande ist. Die ganze moderne Wirthschaftslehre basirt auf dem Streben, die erforderlichen Güter mit einem Minimum von Kraft-Aufwand zu erzeugen; indem Englands Landbau diese Aufgabe in einem ausgezeichneten Maße löst, ist eine Mißachtung desselben wahrlich unverdient. Bei Beurtheilung dieser Verhältnisse darf jedoch nicht unberücksichtigt bleiben, daß alljährlich eine sehr große Zahl von Irländern nach England hinüber fährt, um bei den landwirthschaftlichen

Arbeiten mitzuwirken, wodurch bedeutende einheimische Arbeitskräfte erspart werden.

Die Schwärmerei des trefflichen Walter Scott für die Klein-Cultur dürfte überwiegend romantischer Natur gewesen sein; Abbotsford würde ihm die beste Gelegenheit geboten haben, würde, sie praktisch zur Geltung zu bringen.

Was endlich die Aeußerungen Lord Stanley's und anderer Parlamentsredner und politischer Schriftsteller anbetrifft, so ist es bekanntlich in dem Wesen des Constitutionalismus begründet, daß vielfach Behauptungen aufgestellt werden, an die kein Mensch glaubt und die dessenungeachtet ihren Zweck erfüllen. Man ist in England so daran gewöhnt, daß zu Parteizwecken irgend ein Unsinn aufgestellt und behauptet werde, und es wird dies so natürlich gefunden, daß es selbst dem Vertheidiger desselben in der öffentlichen Meinung nicht schadet, indem man stillschweigend voraussetzt, er sei viel zu klug, um selbst daran zu glauben. Bei der unläugbaren Thatsache, daß Englands Landbau eine hervorragende Stellung einnimmt, würde es eine müßige Arbeit sein, Lord Stanley's Parlaments-Geschwätz zu widerlegen. Daß im Uebrigen das Substitutionswesen kein Hinderniß der Garten-Cultur ist, beweiset die Umgegend Londons, beweisen die meilenlang sich hinziehenden Gärten an der Westeisenbahn, die Gemüsefelder der Grafschaft Kent u. s. w.

Wir glauben nachgewiesen zu haben, daß unser Autor sich des zwiefachen Irrthums schuldig gemacht hat, einerseits die vorschreitende Landes-Cultur Frankreichs, als Repräsentanten der Kleinwirthschaft, andererseits das Zurückschreiten der Landes-Cultur Englands, als Repräsentanten der Großcultur, behauptet zu haben. Es bleibt uns nun noch die vergleichende Gegenüberstellung beider Großstaaten, um diesen Beweis zu vervollständigen und das Urtheil über den Werth der Klein- und Großcultur, wie der vorliegenden Schrift endgültig festzustellen. Wir folgen auch hier französischen Quellen und geben das Urtheil der Presse agricole wörtlich wieder, wie dasselbe in Bernhardi's *) trefflicher Schrift enthalten ist. Nachdem hervorgehoben worden, wie alle anderen Zweige der Nationalbetriebsamkeit in Frankreich rasche Fortschritte machen, heißt es in dieser ausschließlich dem Landbau gewidmeten Zeitschrift:

„Die Oberfläche Frankreichs umfaßt ungefähr 53 Millionen Hectaren, wovon ungefähr 5 Millionen Hectaren Wiesen sind und 25 Millionen Hectaren Ackerland, von diesen sind ungefähr 3/5 oder 15 Millionen jährlich bestellt."

„Die Oberfläche Englands, Schottlands, Irlands und der kleineren Inseln zusammen bildet ein Ganzes von nur 31 Millionen Hec-

*) Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und kleines Grundeigenthum angeführt werden. St. Petersburg, Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1849.

taren, von denen 11 Millionen als Wiesen, 9 Millionen als Ackerland genützt werden. Von diesen letzteren sind jährlich $^8/_9$ oder 8 Millionen Hectaren wirklich bestellt."

„Frankreichs Bevölkerung beläuft sich auf 36 Millionen Seelen, das giebt 1200 Einwohner auf die Geviert-Lieue, davon sind 24 Millionen, nicht weniger als $^2/_3$ der ganzen Zahl, mit dem Anbau des Bodens beschäftigt."

„Die Bevölkerung Englands beträgt 28 Millionen Menschen, 1400 Einwohner auf der Geviert-Lieue; aber nur ungefähr 9 Millionen, weniger als $^1/_3$ der Gesammtzahl, sind im Ackerbau verwendet."

„In Frankreich übersteigt die Durchschnitts-Ernte nicht die sechsfache Saat; die jährlich erzeugte Menge Getreide jeder Art nicht 180 Millionen Hectoliter, oder ungefähr 12 Hectoliter von jedem bestellten Hectar Landes."

„In England trägt das Land im Durchschnitt die neunfache Saat, die gesammte Ernte beträgt im Durchschnitt jährlich 140 Millionen Hectoliter Getreide, d. h. nicht weniger als 18 Hectoliter vom Hectare.*) Aber freilich werden hier die Felder in der Weise gedüngt, daß auf jeden Hectar, alles zusammengerechnet, eine Masse Dünger kommt, die der Menge gleich zu achten ist, welche 19 Schafe im Laufe eines Jahres geben. In Frankreich dagegen kommt alles in allem auf den Hectar nicht mehr als der Dünger von $2\,^{13}/_{1000}$ Schafen." **)

„Und wie eben im Ackerbau eins das andere bedingt, übt die Armuth des Bodens auf die Productivität der Arbeit des Menschen einen ungünstigen Einfluß, so daß der französische Landmann nicht mehr als $7\,^1/_8$ Hectoliter Getreide erzeugt, während in England die Arbeit eines jeden, im Ackerbau verwendeten Arbeiters nicht weniger als $15\,^1/_2$ Hectoliter Getreide erzeugt. Man hat berechnet, daß wenn die Summe der Werthe, die ein jeder Landarbeiter in Frankreich jährlich erzeugt, auf 215 Frcs. angeschlagen wird, die Summe der Werthe, welche ein jeder Landarbeiter in England im Jahre erzeugt, auf nicht weniger als 745 Frcs. zu schätzen ist."

„Das ist aber nicht Alles; in Beziehung auf die Viehzucht steht sogar Frankreich den britischen Inseln noch mehr nach. Frankreich besitzt nicht mehr als etwa 10 Millionen Stück Rindvieh und 32 Millionen Schafe; England dagegen $16\,^1/_2$ Millionen Stück Rindvieh und über 60 Millionen Schafe. Das heißt während in Frankreich 1 Stück Rindvieh auf $3\,^3/_4$ Einwohner kommt, oder 100 Stück Rindvieh auf 375

*) Nach den Berechnungen der neuesten einheimischen Statistiker Englands wäre die Durchschnitts-Ernte sogar noch höher.

**) In dem Artikel: „Ueber den Bodenreichthum in Preußen, England und Frankreich" haben wir in der „Berliner Revue" nachgewiesen, daß das Mißverhältniß um etwas geringer sei, da in England durch die Gewohnheit, die Früchte großentheils auf dem Felde verzehren zu lassen ꝛc., viel Dünger verloren geht. Jeder Landwirth aber weiß inzwischen, was es sagen will, wenn ein Feld auch nur doppelt so viel Dünger erhält, als das andere.

Einwohner, kommt in England auf 1⁹⁄₁₀ Einwohner 1 Stück Rindvieh oder 100 Stück auf 160 Einwohner. Dort kommt nicht ganz ein Schaf, hier kommen etwas mehr als 2 Schafe auf jeden Einwohner. Nun kommt noch dazu, daß in England das Vieh jeder Art von besserer Race ist als in Frankreich, so daß das Stück im Durchschnitt dort wenigstens doppelt so viel wiegt als hier; da ergiebt sich, alles zusammengenommen, daß die Bevölkerung Frankreichs in Beziehung auf diese Hülfsquellen entschieden ungünstig gestellt ist."

„Officielle Berechnungen haben festgestellt, daß jeder Engländer 68 Kilogrammen Fleisch jährlich zu verzehren hat, während in Frankreich auf jeden Einwohner nur etwa 29 Kilogramme kommen, worunter noch 9 Kilogramme Wurst und dergleichen geringere Nahrungmittel mitbegriffen sind."

„Aber wenn nur wenigstens dies Verhältniß auch nur so bliebe; allein bei uns (in Frankreich) verschlimmert sich der Zustand fort und fort, während er sich bei unsern Nachbarn fort und fort verbessert. Im Laufe von 50 Jahren hat England sogar mehr noch an Hülfsmitteln gewonnen, als Frankreich verloren. Ehemals brauchte England 42 Arbeiter, um Lebensmittel für 100 Menschen zu erzeugen; jetzt reichen 34 Arbeiter zu diesem Ende hin. In Frankreich genügten sonst 50 Arbeiter, um dem Boden Lebensmittel für 100 abzugewinnen; jetzt vermögen 65 kaum dieselbe Menge zu erzeugen. Und was das Betrübendste dabei ist, die 34 englischen Arbeiter sind reichlich versorgt, während die 65 französischen sich höchst kümmerlich behelfen müssen."

„Auch verkümmert und verkrüppelt die Bevölkerung Frankreichs in dem Grade, daß die Präfecten nicht aufhören, davon in ihren Berichten zu sprechen, und daß die Rekrutirungs-Offiziere genöthigt sind, Leute anzunehmen, die ehemals gewiß nicht in die Reihen des Heeres aufgenommen worden wären. Wie könnte dem anders sein, da unsre Hülfsquellen, was Nahrungsmittel anbetrifft, sich vermindern, anstatt ergiebiger zu werden." u. s. w.

Literatur.

Sebastopol. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart, von Sir John Redcliffe. Berlin, 1856. Röhring. Zweiter Theil. Die Reveille der Völker.

Weder zu Lob noch zu Tadel wüßten wir über diesen zweiten Theil des Romanes „Sebastopol" etwas Neues zu sagen, wir können nur auf das verweisen, was wir darüber beim Erscheinen des ersten Theiles bemerkt (vergl. Berliner Revue Band V. Seite 193). Der zweite Theil hat alle Vorzüge des ersten, die Fülle der Spannung, die

saftige Colorirung, die Lebhaftigkeit im Vortrag, aber auch alle Fehler desselben von der rohen und ungleichmäßigen Ausführung bis zu der Nachlässigkeit im Detail. Wir haben es mit einem höchst spannenden Buche, aber mit einem leichtsinnig componirten Romane zu thun.

Auch der Herr Uebersetzer ist auf denselben Bahnen gewandelt wie im ersten Theil, er zeigt in seinem Stil noch immer den alten Abscheu vor der Feile, er nimmt noch immer, glücklich wie er ist im Finden, den ersten Ausdruck, der ihm in die Feder kommt, und baut seine Perioden zusammen mit einer wirklich naiven Ursprünglichkeit und oft höchst pikanten Gleichgültigkeit gegen Politur und Rundung.

Vielleicht aber thun wir dem Uebersetzer Unrecht, und es finden sich manche Stellen, die uns auf den Gedanken bringen, daß er die Flüchtigkeit seiner Uebersetzung als ein Verdienst derselben zur Geltung zu bringen sucht, weil er die möglichst treue Wiedergabe des Originals auch in der Form für seine Aufgabe gehalten hat. Ist das der Fall, so haben wir nicht weiter mit ihm zu rechten und können nur den Wunsch hegen, daß der englische Romandichter sich größerer Sorgfalt in der Ausführung befleißigt haben möchte.

Wir versuchen wieder eine kurze Uebersicht über den Inhalt des vorliegenden Bandes zu geben.

„Ein Getreuer", ist der erste Abschnitt überschrieben, und es ist allerdings ein Getreuer, dieser Räuber Jan Katarchi, der sich selbst dem Pascha von Smyrna überliefert und den Tod willig erleidet, nur um den jungen Helden seines Volkes, seines alten Herrn Sohn, zu retten. So dürr mitgetheilt, klingt das Factum allerdings etwas fabelhaft, man wird es aber nicht anzweifeln, wenn man es im Laufe der höchst lebendigen Charakteristiken und Sittenschilderungen liest, mit denen der Verfasser sehr freigebig ist und auf deren Mannichfaltigkeit und Genauigkeit hauptsächlich der Werth seines Buches beruht.

In diesem Abschnitt ist aber nicht nur ein Getreuer, sondern auch eine Getreue, eine Odaliske des Sultans, auch sie ist getreu bis zum Tode, und bis zu welchem Tode! Der Verfasser lüftet den Vorhang, der vor den schauerlichen Serailgeheimnissen der elenden Sultanwirthschaft hängt. Parfum und Blutgeruch wehen uns an, bis zum Zerreißen werden die Nerven der Leser angespannt, wie in einem entsetzlichen wüsten Fiebertraum gehen die Scenen vorüber an unserer Seele, in welcher die Odaliske gemartert wird bis zu Tode, der ekle Brandgeruch ihrer versengten Glieder macht uns übel, ihr Todesschrei schneidet uns durch's Herz, wir legen schaudernd das Buch von uns und gedenken mit tiefem Ingrimm der zahllosen englisch-französisch-deutschen Lobreden über die Civilisation der edeln Türken, welche uns die letzten Jahre gebracht haben. Wir fühlen in uns die Ueberzeugung, daß der Romandichter diese Scenen nicht erfinden konnte, daß er eine dunkle Sage in Konstantinopel hörte, auf deren historischen Kern er dieses Schauerbild auf-

baute. Die Romanfiguren, die wir aus dem ersten Theil kennen, der Doctor Wellend, der Baron Oelsner u. s. w. spielen zwar große Rollen mit, sie laufen aber doch neben den eigentlichen Trägern der Handlung her, ein Beweis mehr, daß ein blutiges und brandiges Stück Wahrheit hier vorliegt.

Der zweite Abschnitt heißt „Oltenizza", und die Erzählung beginnt in dem Salon unseres königlichen preußischen General-Consuls von Meusebach zu Bukarest, der fern von Berlin die Früchte seiner conservativen Thätigkeit in der Revolutionszeit genießt, wie der Verfasser mit einem leichten Hieb auf die Undankbarkeit der preußischen Regierung bemerkt. Sonst enthält dieser Abschnitt eine so historische Schilderung der russisch-türkischen Kämpfe an der Donau bei und um Oltenizza, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, der Verfasser müsse selbst dabei gewesen sein. Und warum soll er nicht Einer der englischen Sonderlinge gewesen sein, die aus purer Neugierde dort ihre Haut zu Markte trugen? Eine poetische Zigeuner-Episode ist höchst charakteristisch.

Der dritte Abschnitt ist „Gefangen" betitelt, und gefangen wird allerdings genug darin, ägyptische und türkische Kriegsschiffe (es ist interessant, daß in dem Kriege der großen Seemächte gegen Rußland dieselben kein russisches Kriegsschiff nehmen konnten, während die bewaffneten Schiffe Rußlands nicht nur einen Seesieg erfochten, bei Sinope, sondern auch sonst türkische Kriegsschiffe nahmen), aber es werden auch zwei Hauptheldеn der Geschichte gefangen, zuerst der Engländer Maubridge von den Russen, dann der Grieche Karaiskakis von den Türken. Uebrigens erleben wir in diesem Abschnitte Seegefechte aller Art, den Tag von Sinope, und besuchen auch zum ersten Male das vielgenannte Zwingpontus, das dem Roman den Namen gegeben. Uebrigens schreitet der Roman rascher fort, als die Flotten der Westmächte, die immer noch nicht bis Konstantinopel gelangt sind.

Der vierte Abschnitt: „Das Blut Schamyl's", ist eine drastische Räubergeschichte voller Effect, eine Episode, die mit dem Verlauf des Romans nur lose durch die geheimen Wühlereien der Revolutionspartei zusammenhängt. Der Hauptheld ist der in Rußland erzogene Sohn Schamyl's, des Tscherkessen- oder besser Tschetschenzen-Häuptlings, der eine schöne Polin liebt.

Der fünfte Abschnitt: „Der Aufruhr", führt uns wieder nach Konstantinopel; er zeigt uns den Sultan, den Vater des Hat-Humayum, in seiner ganzen Kläglichkeit; er läßt uns in das Intriguenspiel blicken, durch welches man unter Leitung des englischen Gesandten und seiner Secretaire die Kriegserklärung gegen Rußland bewirkte. Parteiisch eingenommen für seine Landsleute ist der Herr Verfasser eben nicht, doch zeigt er eine gewisse Bewunderung für die kaltblütige Schlauheit und Gewissenlosigkeit des Master Allison, des orientalischen Secretairs der englischen Gesandtschaft. Uebrigens wird „Aufruhr" in Konstantinopel

eben so leicht gemacht, wie in Paris. Die Streiche der englischen Midshipmen sind ganz allerliebst und vollständig in der beliebten und bekannten Manier Marryat's.

Der sechste Abschnitt verlegt die Erzählung wieder an die Donau; er ist einer der interessantesten im ganzen Buche, denn in ihm treten fast alle die vielgenannten Anführer und Helden jenes Krieges auf, die ehrlichen Soldaten sowohl, als die zahlreichen Abenteurer. Die edle Gestalt des ritterlichen Capitains von Meyendorff, der später in Sebastopol fiel, steht im vollen Lichte des Vordergrundes, und um ihn wimmeln die Kampf- und Schlachtscenen, die allerdings etwas derben Idyllen des dortigen Volkslebens, die tief angelegten Intriguen der revolutionären Propaganda, Verrath und Brutalität, Liebe und Verbrechen. Es ist dieser Abschnitt vom Verfasser sichtlich mit besonderer Vorliebe behandelt und auch mit weit mehr Sorgfalt ausgeführt worden. Die Sorgfalt, die wir anderen Ortes nur zu oft vermissen, geht hier oft, allerdings meist in Anmerkungen und Einschaltungen, bis zu statistischen Details und anderer pedantischer Engländerei, die man in einem Roman mit Befremden bemerkt.

Der siebente Abschnitt, „der Wudkoklak", d. i. der Vampyr der griechisch-slawischen Völker, ist die Fortsetzung des sechsten. Hat sich wirklich Capitain Meyendorff aus türkischer Gefangenschaft dadurch gerettet, daß er sich in ein Typhus-Hospital einschließen ließ? Es ist ein schauerliches Mittel und eine schauerliche Beschreibung. Nach dieser Hölle wirkt Louis Napoleon's Cabinet in den Tuilerieen, in das uns der letzte Abschnitt des zweiten Theiles führt, ordentlichberuhigend, und gar belustigend ist die letzte Sitzung des Revolutions-Comité's, das seine teuflische Natur auch darin verräth, daß es bei seinem Verschwinden einen scheußlichen Gestank hinterläßt.

So eben erhalten wir die erste Lieferung des dritten Bandes, also eine unserer Ermahnungen scheint sich der Uebersetzer doch zu Herzen genommen zu haben, er ist fleißiger geworden.

Tages-Ereignisse.

Die Vorgänge des 7. d. Mts. an der nordafrikanischen Küste, welche Sr. Majestät Dampf-Corvette „Danzig" auf ihrem Cours von Gibraltar nach Athen passirte, sind leider durch die dadurch herbeigeführten bedeutenden Verluste, sowie wegen der daraus folgenden bedenklichen Situation, beklagenswerthe geworden; doch weder die gehabten Verluste, noch die vielleicht entstehenden politischen Verlegenheiten konnten aus der Absicht, den Küstenstrich zu recognosciren, an welchem vor

einigen Jahren ein preußischer Kauffahrer geplündert und seine Mannschaft gemordet wurde, am Bord Sr. M. Corvette vorgedacht werden. Die Aussetzung von wenigen Booten, welche sich anfänglich außerhalb der Flintenschußweite der seit Alters her berüchtigten Piratenküste näherten, um von deren Gestaltung eine speciellere Anschauung zu erhalten, als die Karten gewähren, kann als kriegerische Maßregel nicht gelten, und war auch als solche an anderen schon berührten Punkten der marokkanischen Küste nicht betrachtet worden. Selbst Tages zuvor, am 6., war eine ähnliche Recognoscirung unternommen und ohne Störung ausgeführt, und folgenden Tages wiederholt versucht worden, um genau jene Stelle zu besichtigen, an welcher die meuchlerische That an preußischen Unterthanen verübt wurde. Die Absicht, sich mit Anwendung von Gewalt in die Möglichkeit zu setzen, das Vorhaben auszuführen, konnte aber um so weniger vorhanden sein, als die Besatzungsstärke der Corvette „Danzig" für eine gewaltsame Landung nicht ausreichend ist.

Die der Küste, anfänglich außerhalb der Flintenschußweite, längs steuernden Boote sahen sich auch hier am Cap Tres Forcas mit weißen Fahnen begrüßt und aufgefordert zur Landung; näher der Küste laufend, fällt ein Schuß, die Kugel streift zwischen die Bootsgasten hindurch und verwundet einen derselben. Auf einige als Erwiederung abgegebene Schüsse folgt a tempo eine Gewehrsalve der Piraten. — Das galt dem Prinzen zu viel, um nicht die sofortige Ausrüstung dreier Boote mit sämmtlicher disponibler Mannschaft anzuordnen und Genugthuung zu erzwingen für die freche Herausforderung und Insultation der Flagge. Die Lage der Umstände hatte sich vollständig und plötzlich geändert. Die Ehre der Flagge duldete die Nichtbeachtung dieses verrätherischen Verfahrens nicht, und wohl Niemand hätte von unserem Königlichen Prinzen Anderes erwartet, als was geschehen ist. Wir theilen in diesem Falle nicht die zaghafte Rücksichtnahme auf weitsehende Bedenken, sondern folgen dem durch edle Aufwallung des Zornes herbeigeführten Entschlusse, den Piratenstamm der Beni-Fuella's zu züchtigen. Offiziere und Mannschaften drängten sich zur Theilnahme an dem kriegerischen Unternehmen, welches keinen geringeren Zweck hatte, als die Ehre der vaterländischen Flagge fleckenlos herzustellen.

Das Gefecht ist mit einem Heldenmuth geführt, der desjenigen würdig ist, mit welchem unsere Väter ihre Großthaten vollbracht haben. Uns kümmert nicht der Ort, nicht die Gelegenheit, — uns berührt nur die That an und für sich, welcher die Geschichte der Marine ein ehrenvolles Denkmal setzen wird.

Die räuberischen Stämme, welche den nördlichen, unter der Bezeichnung El Rif bekannten Küstenstrich des Königreichs Fez bewohnen, haben sich vom Kaiser von Marokko bisher unabhängig zu erhalten gewußt und schon seit langen Jahren jede Tributzahlung verweigert. Sie rauben zur See und zu Lande, sind verwegene Gesellen, wenn es das

Aeußerste gilt, und üben eine größere Gewalt über den Handelsverkehr nach dem Mittelländischen Meere, als die heutige Zeit dulden darf. Frankreich und England haben bereits versucht, die räuberischen Stämme zu züchtigen, — doch, sei es, daß die ausgerüsteten Expeditionen an zu geringer Nachhaltigkeit scheiterten, oder wegen politischer Zerwürfnisse aufgegeben wurden, — die Aufgabe ist bisher nicht vollständig gelöst worden. Der Vorgang am 7. d. M. zeugt von der dadurch nur gesteigerten Frechheit der Piraten. Wohin soll das führen, fragen wir. Preußen allein kann allerdings nicht den militairischen und politischen Zweck erreichen, doch wohl in Gemeinschaft, oder durch Unterstützung Englands, und daß solches angebahnt ist, scheint gewiß.

Die hannoversche zweite Kammer hat also ihren Antrag auf Herstellung einer „deutschen Flotte" nicht allein nicht fallen lassen, sondern ihn gleichzeitig mit ihren Forderungen einer größeren Einschränkung des hannoverschen Militair-Etats an die Regierung gebracht. Nach neuesten Mittheilungen hat sich auch die erste Kammer diesem Antrage angeschlossen, wahrscheinlich in der vollkommensten Ueberzeugung der Majorität ihrer Mitglieder, daß er keinerlei Folgen haben wird, weil er eben keine haben kann. Es mag viele Dinge geben, an denen die deutschen Ideologen, trotz der Erfahrungen des Jahres 1848 festhalten, und nur deren Ausschreitungen Schuld geben, daß sie gescheitert sind. In Hinsicht auf eine deutsche Flotte sind aber doch so ziemlich alle Urtheilsfähigen einig, daß wohl Oesterreich und Preußen eine Flotte haben und diese dem Bunde zur Disposition stellen können, nimmermehr aber Deutschland, — so lange die gegenwärtige Organisation seiner Bundesgewalt dauert — im Stande sein wird, eine Flotte zu erhalten. Wir haben schon einmal darauf hingedeutet, daß das Verwunderlichste bei diesem Antrage grade darin liegt, ihn von Hannover ausgehen zu sehen, von welchem Staate sowohl, als von dessen Unterthanen selbst während der Fieber-Paroxysmen des Jahres 1848, fast gar nichts zur Förderung einer deutschen Flotte geschehen ist, ja von dem sich die entschiedensten Hinderungen des damaligen Aufschwunges — denn das war er immerhin — nachweisen lassen. Mit einer Art von Genugthuung erzählten grade hannoversche Blätter zuerst von der Antwort Englands an den Senat von Bremen, in welcher erklärt wurde, „daß Großbritannien eine deutsche Flagge nicht anerkennen würde, und solche ihm unbekannte Flaggen in See wie die von Seeräuberschiffen behandeln würde." Ja sie erzählten mit einer Art von Stolz auf die alte englisch-hannoversche Zusammengehörigkeit, daß in England die deutsche Flagge von dänischen Matrosen beschimpft worden sei. Und nun plötzlich diese Umwandlung? Tieferblickende wollen darin freilich nur einen gut versteckten Angriff gegen den Erwerb der Jahdebusen-Station durch Preußen finden, indessen

so tiefe und namentlich vollkommen unnütze Berechnung trauen wir dem Antrage, oder wenigstens seinen liberal-bereitwilligen Unterstützern nicht zu, wenn auch seine ersten Veranlasser etwas dergleichen beabsichtigt haben mögen. Das verhältnißmäßig rasche Aufblühen einer preußischen Flotte, zu welchem vielleicht auch anderweitige Ereignisse der neuesten Zeit beitragen dürften, ist begreiflich manchem deutschen Nachbar ein Dorn im Fleische, und ein Uebertragen dessen, was Preußen fördern könnte, auf den Bund eine Aussicht, die wohl locken kann. Doch bleibt jener Antrag ein unbegreiflicher, weil er ein unerfüllbarer ist, von dessen Unerfüllbarkeit die Antragsteller selbst überzeugt sein müssen. Allerdings saß der hannoversche Hauptmann Marcard seiner Zeit als drittes Mitglied in der Marine-Commission der Paulskirche zu Frankfurt, aber von einer dadurch veranlaßten Beschleunigung, oder auch nur Ermöglichung einer deutschen Flotte ist unsers Wissens nichts bekannt geworden. Dankbar werden wir Belehrung annehmen, wenn sich Anderes davon berichten läßt. Zur Zeit, als die Wellen des Völkerfrühlings hoch gingen, trafen sie grade in Hannover auf Eiseskälte und mit Recht so, denn auch Hannover versteht durch seine Lage etwas vom Seewesen und vermag die Hirngespinnste liberalisirender Binnenländer zu beurtheilen.

Für Preußen sollte aber auch dieser — dort wahrlich ungerechtfertigte Antrag eine Mahnung sein, seiner jungen Marine eine immer vermehrte Sorgfalt zuzuwenden, denn die Zeit wird kommen, wo es sie gebrauchen dürfte. Der unseren Waffen zur Ehre gereichende Vorgang an der Nordküste Afrika's sollte namentlich auf die Möglichkeit hinweisen, dort ein Territorium für eine Verbrecher-Colonie, für ein endlich zu ordnendes Deportationswesen zu finden. Nicht um politisches Besitzthum, nicht um fernliegende Interessen müßte es sich dabei handeln, wohl aber um den Abfluß jener gar nicht mehr zu bewältigenden Massen von Sträflingen, die dem Staate und der Gesellschaft auf fast unerträgliche Weise zur Last fallen. Gelänge es durch Unterhandlung mit Marokko und Züchtigung der Strandräuber des Rifs dort eine Landstrecke zu erwerben, die für Ansiedelung einer preußischen Verbrecher-Colonie ausreicht, so wäre viel gewonnen und eine Aufgabe gelöst, welche jetzt viele Freunde des Vaterlandes auf das sorgenvollste beschäftigt. Die Regierung wird gewiß nichts übereilen und doch die Ehre der preußischen Flagge zu wahren wissen. Dessenungeachtet halten wir es nicht für überflüssig, auch an diese Seite der Frage zu erinnern, weil sie vielleicht zugleich mit der zu erwartenden Genugthuung auch einen dauernden Vortheil für die socialen Zustände des Staates erwarten läßt.

Der brittische Dreizack hat wieder einmal vergeblich gedroht, und die Angelegenheit der Schlangen-Insel abermals gezeigt, von welchen Impulsen das gegenwärtige englische Ministerium sich leiten läßt.

Auf den leichtfertigen Bericht irgend eines Consular-Agenten hin — England hat überhaupt in neuerer Zeit kein besonderes Glück mit seinem Personal der auswärtigen Angelegenheiten — ohne sich von der eigentlichen Lage der Dinge zu unterrichten und, was in seinem jetzigen Verhältnisse zu Frankreich noch befremdlicher ist, ohne das Staatsoberhaupt desselben zu befragen, schüttelt der Löwe plötzlich seine Mähnen, will vierzig Kriegsschiffe zusammenziehen und diese, ohne die europäisch concertirende Türkei um Erlaubniß zu fragen, durch den Bosporus ins Schwarze Meer senden, um einige Lampenanzünder zu verjagen. Wenn Lord Palmerston so fortfährt, mit der britischen Flotte zu drohen, so wird sich bald genug auch die letzte Scheu vor dergleichen verlieren, und die Fabel vom Wolf, der, oft gerufen, endlich Keinen mehr aus seiner Ruhe bringt, sich abermals bewahrheiten. Wenn die „schönsten und stärksten Flotten, welche je eine englische Küste verlassen," zwei Mal vergeblich auslaufen, wenn sie nirgend etwas Entscheidendes ausrichten und nur im Truppentransportdienste Anerkennenswerthes leisten, so sollten sich die Herren in Downing-Street doch bedenken, ehe sie auf diese Weise muthwillig drohen. Der Lärm hat sich denn auch bald genug gelegt, und zu den mancherlei Erfahrungen der letzten Jahre muß Lord Palmerston auch die officielle Nachricht französischer Blätter einstecken, daß Graf Morny in St. Petersburg die Angelegenheit der Schlangen-Insel für vollkommen beigelegt erklärt. Man scheint sich in London sehr schwer daran gewöhnen zu können, die Billigung und Erlaubniß zum Schütteln der erwähnten Löwenmähnen aus Paris einzuholen, aber jede neue Vorkommenheit beweist, daß eine solche Billigung oder Erlaubniß nun doch nicht mehr zu umgehen ist, und wenn sie umgangen wird, zu indirecten aber nicht undeutlichen Winken in französischen Blättern führt. Auch für die Drohungen gegen Neapel wird hoffentlich die Zeit des Nachdenkens kommen, und die Antwort König Ferdinand's zu den Antworten des Präsidenten der Vereinigten Staaten und des Schah von Persien gelegt werden. Der Wiederaufbau Sebastopols, die Anlage neuer Seebefestigungen auf den Alands-Inseln, die neueste Bilanz zwischen Einnahme und Ausgabe im Budget und die täglich sich mehr von England abwendende, alles Vertrauen verlierende Stimmung in Europa — das Alles sollte den gegenwärtigen Ministern Großbritanniens doch beweisen, daß jenes „Prestige", welches seit der Schlacht von Waterloo unläugbar die brittische Macht umgab, jetzt diesseits des Kanals ist. Wer hätte nicht gern und selbst mit Stolz anerkannt, daß England auf einer Höhe stand, wie fast kein Beispiel in der Geschichte vorhanden, wer aber kann sich jetzt des Gefühls erwehren, daß Lord Palmerston und er allein seinem Vaterlande diese Stellung genommen. Vergebens suchen es die Zeitungen zuzudecken, vergebens zu beschönigen, vergebens den alten Ton politischen Uebergewichtes und Besserwissens anzustimmen. Ereigniß auf Ereigniß straft sie Lügen, und durch alle

ihre Phrasen zieht sich doch, wie der rothe Faden durch das Tauwerk ihrer Marine, die bittere Enttäuschung, der tiefe Unmuth, das drückende Erkennen, daß die Phrasen eben als solche auf dem Continente gewürdigt werden. Es ist sehr, sehr viel anders geworden, und wahrlich zum Bedauern jedes Freundes einer vernünftigen Freiheit, jedes Bewunderers der vielen Vorzüge, welche England und die Engländer unstreitig besitzen, jedes Verehrers des mannichfachen Lichts und Beispiels, welches uns von dort gekommen. Je bereitwilliger ruhiges Urtheil das anerkennen muß, je schmerzlicher ist das Schauspiel, welches die Geschichte Englands, seit Peel Minister war, darbietet. Alle diese augenblicklichen parlamentarischen Triumphe inmitten völlig desorganisirter und — wir reden mit den Worten englischer Politiker — demoralisirter Parteien, werden das Urtheil der unerbittlichen Geschichte nicht zu bestehen vermögen, und es wird in furchtbarem Ernst über die Thaten eines Mannes zu Gericht sitzen, der eine glänzende Erbschaft antrat und das ihm anvertraute Gut verschwendete.

Jener barbarische russische Dampfbagger an den Sulina-Mündungen der Donau, dieses gewaltige und absichtlich chicanirende Hinderniß einer freien Donau-Schifffahrt, erlebt glänzende Rechtfertigungen. Auch civilisirte Dampfbagger scheinen keine besonderen Resultate zu erzielen und man fängt an, einzusehen, daß die Eroberungspläne Rußlands wenigstens in diesem Dampfbagger keine Erklärung und kein Beweismittel finden. Gleichzeitig kommt die Nachricht, daß ein französisches Packetboot, welches die nicht auf russischem Territorio liegenden sogenannten eisernen Pforten forciren wollte, in der Donau untergegangen ist, daß also die December-Verbündeten außer besseren Dampfbaggern auch vor allen Dingen für die Sprengung der Felsen-Barrière des eisernen Thores Sorge tragen müssen, wenn die emphatisch: „Pulsader Deutschlands" genannte Donau den wohlthätigen Absichten der künftigen Commission zu ihrer Regelung entsprechen soll. So sinkt eine der Lügen nach der andern, welche den unverantwortlichen Krieg in der Krim hervorgerufen, angeschürt und verlängert, in sich selbst zusammen, und selbst die heftigsten Declamationen finden keinen Glauben mehr, weil die Thatsachen denn doch zu laut sprechen.

Die „Fahnenfrage", so wird die Antwort des Grafen von Chambord auf die Zumuthung der Fusionisten genannt, die dreifarbige Fahne der großen französischen Revolution statt des weißen Banners des heiligen Ludwig anzunehmen. Auf eine solche Idee konnten eben nur Anhänger und Uebrigbleibsel der Usurpation des Herzogs Louis Philipp von Orleans verfallen, für die es keine Legitimität, keine Geschichte, keine Ehrfurcht vor der glorreichen Vergangenheit giebt, sondern die ihre Ueberzeugungen in den Barrikaden des Juli 1830 wur-

zeln lassen. Der Graf von Chambord, Erbe eines bald tausendjährigen Fürstenstammes, sollte die Farbe verleugnen, welche Frankreich groß gemacht, die unzertrennlich von der Geschichte Frankreichs ist! — Herzog Louis Philipp von Orleans wollte nicht einmal den Napoleonischen Adler annehmen, als er durch Nichtachtung der Abdications-Urkunde Carls X. sich des Thrones bemächtigte, sondern wählte den gallischen Hahn, als Symbol seiner Regierung; — und der Graf von Chambord sollte die Fahne annehmen, unter deren Wehen sein Ahn Ludwig XVI. hingerichtet, Ludwig XVIII. zum zweiten Male vertrieben, Carl X. vom Aufruhr überwältigt wurde? — Allerlei Nützlichkeitsgründe mögen die Herren Fusionisten für eine solche Adoption vorbringen, aber sie vergessen nur die Kleinigkeit dabei, daß sie es mit einem, wenn auch unglücklichen, aber doch purpurgebornen Fürsten zu thun haben, der wohl unverdient leiden, aber nicht unköniglich handeln kann.

Wie es kommen mußte und wie es immer wieder bei Condottiere-Truppen kommen wird, so ist es auch bei der englisch-deutschen Fremdenlegion gekommen. Es ist noch nicht lange her, daß ein Correspondent aus Scutari mit innigem Behagen von dem Erstaunen des preußischen Gesandten berichtete, als derselbe bei einer Revue deutscher Soldtruppen in Scutari so viele hohenzollernsche Medaillen in Reih und Glied sah. Jetzt wird das Erstaunen auf Seiten der Besitzer jener hohenzollernschen Medaillen sein, wenn ihnen Preußische Gesandten das Visum auf ihren Entlassungsschein verweigern, und die heimathliche Behörde, wenn sie dessenungeachtet dahin zurückgelangen sollten, sie für Früheres zur Rechenschaft zieht, namentlich aber nach ihren Militairverhältnissen fragt. Aus allen Nachrichten, die über das künftige Loos der englisch-deutschen Fremdenlegion und ihrer einzelnen Mitglieder bekannt werden, geht unzweifelhaft hervor, daß die englische Regierung sie so bald als möglich und so wohlfeil als möglich los werden möchte. Sehr viel rücksichtsvoller als bei der Anwerbung fragt gegenwärtig die englische Regierung bei den verschiedenen Regierungen erst an, unter welchen Formen und Bedingungen sie den Ausgetretenen die Rückkehr in ihre Heimath gestatten würden, und die Antwort lautete, wie sich von selbst versteht, zwar in höflichster Form, aber doch keineswegs sehr tröstlich für die Betreffenden. Diese Antworten sind den einstweilen noch regimentirten Legionären in Aldershot und Colchester mitgetheilt werden, und wer nun nicht auf die menschenfreundlichen Pläne der englischen Regierung für eine Militair-Colonie auf dem Cap der guten Hoffnung eingehen will, der hat eben Verantwortung in der Heimath zu erwarten. Wenn die übergetretenen Kriegslustigen zu Hause so hätten arbeiten wollen, wie man es in einer Militair-Colonie von ihnen verlangen wird, so würden sie eben nicht Handgeld für fremden Soldatendienst nöthig gehabt haben. Es er-

füllt sich, wovor wir es an Warnung nicht fehlen ließen, trotz des Bewußtseins, daß jede Warnung vollkommen in den Wind gesprochen war. In dem gewöhnlichen Kreislaufe solcher Vorgänge haben wir nun noch die Klagen und Vorwürfe liberaler Blätter gegen die deutschen Regierungen zu erwarten, daß sie starr an veraltetem Formenwesen hängen und der freien Regung freier Deutschen, namentlich wenn sie gegen den Absolutismus und die Barbarei Rußlands gerichtet ist, nicht einen bequemeren Spielraum lassen. Kommt auch das noch, so werden wir es zu dem schon Gesagten registriren und damit die ekle Angelegenheit hoffentlich schließen können.

Auch Donoso Cortes hat an der Langlebigkeit des Parlamentarismus — nicht wie er in England gewachsen, sondern wie ihn die französische Juli-Revolution erklügelt — gezweifelt. Von diesem, durch die Klarheit seiner Anschauungen und seines Urtheils bekannten und noch jetzt in seinen Schriften geachteten politischen Schriftsteller veröffentlicht der „Univers“ — freilich eine seltsame Ablagerung gerade für diese Gedanken — eine Reihe von Artikeln, in denen er in kühlster Betrachtung den Ursprung, die Geschichte und die Natur des Parlamentarismus überblickt und zu dem Schlusse kommt, daß der Parlamentarismus ein unauflösliches Räthsel lösen wolle, nämlich durch Theilung der Gewalt eine Gewalt zu bilden. Was eine Gewalt schon selten gut zu lösen vermag — diese Aufgabe sollen drei verschiedene Gewalten, die sich noch obenein gegenseitig controliren, also hindern, ermöglichen! Herr Donoso Cortes meinte damit, und wir hoffen, daß er damit nur den beschließenden und regierenden Parlamentarismus gemeint haben konnte, denn den berathenden wird kein Vernünftiger verwerfen. Wahrscheinlich hat den „Univers“ der Banquerott des französischen Parlamentarismus in Spanien zu diesem interessanten Wiederabdruck veranlaßt, und es kann nicht fehlen, daß die politische Modekrankheit der Neuzeit zu immer schärferen und eindringlicheren Diagnosen führt. — Was vor 1848 als bornirt, veraltet und verfinstert entweder todtgeschrieen oder todtgeschwiegen wurde, erscheint jetzt schon geistreich und findet hörende Ohren. Das ist freilich den Leuten, die, sich irrewerdend an ihr langjähriges liberales Spielzeug klammern, nicht angenehm, wird aber noch besser kommen und eben so von ihnen ertragen werden müssen, wie conservative Gesinnung bis zum Jahre 1848 den Hohn des liberalen Besserns ertragen mußte. Freilich mit dem Unterschiede, daß der Liberalismus sich keine Hoffnung auf eine Wiederauferstehung machen kann und nothwendig in seinen eigentlichen Ursprung, die demokratische Gesinnung, zurückkehren muß. Beide Richtungen, die conservative wie die demokratische, sind in ihrem vollständigen sittlichen Rechte und zermalmen Alles, was sich vermittelnd zwischen sie stellen will. Dies Schicksal hat jetzt auch der Parlamentarismus in seinen Regierungs-

gelüsten und Macht-Anwandlungen, und es ist nur zu verwundern, daß es noch Leute giebt, denen das verwunderlich vorkommt.

Wenn die „öffentliche Meinung" in Europa jede Intervention in die inneren Angelegenheiten eines Staates gut heißt, wenn sie nur gegen den Absolutismus gerichtet ist, — so argumentirt nämlich neuerdings die „Spenersche Zeitung", und wenn die „Neue Preußische Zeitung" darauf aufmerksam macht, daß eine Vertreibung der Königlichen Familie von Neapel, gleichviel ob durch eine Intervention oder eine angeschürte Rebellion, keine andere Folge, als die Restauration der Familie Murat in Neapel haben würde, so liegt für Beides mitten in Deutschland ein Beispiel noch viel näher. Die „öffentliche Meinung", wie sie sich in den liberalen und Bourgeoisie-Blättern gebehrdet, ist erweislich mit den Zuständen im Kurfürstenthum Hessen nicht ganz einverstanden, und wenn man den Beschlüssen der Zweiten Hannoverschen Kammer glauben darf, so sind die Vertreter des Landes durchaus nicht mit den Verwaltungs-Maßregeln der Regierung zufrieden. In beiden Staaten würden also die December-Verbündeten in ihrem vollen Rechte sein, wenn sie nach dem in Neapel aufgestellten Beispiele Rathschläge gäben, und wenn diese, wie sich von deutschen Fürsten erwarten läßt, zurückgewiesen, ja sogar mit Anführung verletzender Hinweisungen, zurückgewiesen werde, so läßt sich ja ein liberaler regiertes Königreich Westphalen eben so leicht wieder herstellen, wie eine Dynastie Murat, und noch leichter, denn der frühere Träger der Krone Westphalen lebt ja noch. — Beide Staaten, Hessen-Kassel wie Hannover, sind bekanntlich nicht so stark, als England und Frankreich, und da weder ein Kronstadt noch Sweaborg, ein Sebastopol noch ein Petropawlosk die Einführung einer liberaleren Regierung hindern würde, so läßt sich die Wirksamkeit dieser neuen Interventions-Politik voraussehen. Ob dann die liberalen deutschen Blätter mit dieser immerhin möglichen Consequenz der von ihnen empfohlenen oder wenigstens gebilligten Grundsätze zufrieden sein dürften, ist freilich eine andere Frage, die wir zu ihrer Ehre schon jetzt verneinend beantworten. Dahin führt aber nothwendigerweise und immer die phrasenhafte Behandlung gesunder politischer Grundsätze, und wenn die Folgen dann eintreten, so hat der Liberalismus zu seiner Entschuldigung abermals eine Phrase bei der Hand: Ja! das haben wir nicht gewollt! —

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Ehrenritter Graf Hohenthal.

Peter Carl, Reichsgraf von Hohenthal, Sohn des Reichsgrafen Peter Carl Wilhelm von H. und der Gräfin Christiane Sophie, geborenen von Watzdorf aus dem Hause Jeßnitz, wurde am 24. September 1784 geboren und von 1791—1800 zu Uhyst bei Niesky in dem Institut erzogen, welches sein Großvater, der bekannte Consistorial-Präsident Freiherr von Hohenthal, der 1797 zu Herrnhut starb, daselbst gegründet hatte. Von 1801 — 1804 absolvirte Graf Peter Carl seine Studien auf der Universität Leipzig und vermählte sich am 26. September 1804 mit Caroline Julie Sophie von Unruh, des Königlich Preußischen General-Lieutenants und Gouverneurs der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth Tochter.

Im Jahre 1806 trat Graf Peter Carl als Ober-Hof-Gerichts-Rath in den Sächsischen Staatsdienst, wurde 1809 Amts-Hauptmann und erhielt im Jahre darauf die Commission wegen Einführung der Gensd'armerie, einer damals ständischen Einrichtung. 1813 versah er, neben seiner Amtshauptmannschaft, auch die Functionen eines Etappen-Commissars und erwarb sich durch rastlos gewissenhafte Thätigkeit und Umsicht die größesten Verdienste um die Führung und Unterbringung der Truppenmassen, die damals Sachsen überschwemmten. Die Anstrengungen bei dieser Thätigkeit und die Aufregungen der bewegten Zeit zogen ihm ein hitziges Nervenfieber zu, an welchem er im folgenden Jahre zu Torgau lange darnieder lag. Im Jahre 1815 sendeten ihn die Kreisstände Sachsens zu seinem Könige, der damals zu Brünn in Mähren verweilte, und hier erhielt er, trotz seiner Jugend, ein in Sachsen damals unerhörter Fall, das Ritterkreuz des Civil-Verdienst-Ordens. Er hatte es in der That verdient. Zugleich wurde sein Vater, der Conferenz-Minister Graf Hohenthal, mit dem Großkreuz desselben Ordens decorirt.

Noch im selben Jahre übernahm er das Rittergut Döbernitz bei Delitzsch und gründete dort sein Haus, obwohl er nicht aus dem Staatsdienste schied, sondern im Gegentheil seine ganz specielle und sehr erfolgreiche Thätigkeit dem Finanz- und Staatswirthschaftsfache widmete, namentlich die königlichen Stammschäfereien zu besonderem Flor brachte. Im Jahre 1820 wurde Graf H. Geheimer Finanzrath und begann seine Wirksamkeit auf dem sächsischen Landtage, 1821 übernahm er die Kreishauptmannschaft des Meißner Kreises und trat 1825 bei dem Tode seines Vaters den ihm zugefallenen Theil von dessen Besitzungen an.

1827 war er königlicher Huldigungs-Commissarius und wirkte sehr thätig als Vorstand der allgemeinen Ritterschaft auf dem Landtage. 1830 war er noch Mitglied der Immediat-Commission, erkrankte aber in Folge der Ueberanstrengung in seinem Beruf und mußte endlich mit schwer erschütterter Gesundheit den Abschied aus dem Staatsdienst nehmen.

Seitdem lebte Graf Peter Carl auf seinem Sitz zu Döbernitz, erfüllte, so lange es ihm seine Leiden irgend gestatteten, mit großer Hingebung seine Pflichten als Kreisstand, immer aber war der christliche Dulder, der Jahre lang ohne Murren seine körperlichen Leiden trug, die ihn von jeder Thätigkeit fern hielten, ihn, der sein Glück in aufopfernder Thätigkeit fand! ein Vater der Armen, ein Freund aller Nothleidenden und Bedrängten. Unvergessen wird er Allen bleiben, die ihm jemals näher gestanden haben, und was er für Kirche und Schule gethan, an den Kranken und an der Armuth, das erhält seinen Namen in gesegnetem Andenken auch hienieden.

Der edle Herr starb am 23. Juli 1856 auf seinem Hause zu Döbernitz, in tiefer Trauer zurücklassend nicht nur die 74jährige Wittwe, mit welcher er fast 52 Jahre einen christlichen Ehestand geführt, und den einzigen Sohn (Reichsgraf Peter Alfred von Hohenthal, geb. 1806, Standesherr auf Königsbrück, erbliches Mitglied der ersten Ständekammer im Königreich Sachsen, königlich sächsischer Kammerherr und Rechts-Ritter des St. Johanniter-Ordens), sondern die ganze Umgegend. Er der so viele Thränen getrocknet im Leben, ward mit vielen Thränen zu Grabe getragen.

Den St. Johanniter-Orden erhielt der verewigte Reichsgraf Peter Carl von Hohenthal im Jahre 1838; bei Wiederaufrichtung der evangelischen Balley Brandenburg schloß er sich der sächsischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens an.

Wappen-Sagen.

Dijon von Monteton.

Ein Silbersternlein funkelt
Im blauen Wappenfeld,
Der Nachtwind rauscht, es dunkelt
Am blauen Himmelszelt,
Doch unbekümmert strebet
Dem Stern die Amsel zu,
Ihr läßt, so lang sie hebet
Den Flug, der Stern nicht Ruh;

Der Stern der Ehr' und Treue,
Der durch das Dunkel blickt
Und funkelnd stets auf's Neue
Den Strahl durch Wolken schickt.
Und wer die Amsel führet
Im blauen Wappenfeld,
Hat auch den Stern gekűret
Und sich zum Ziel gestellt.
Zwei Kreuzlein steh'n daneben
Am Balken blutig roth,
Die rufen: Treu' im Leben
Und Treue bis zum Tod!

Vor alten Zeiten prächtig,
An der Garonne Strand,
Im Grafenhaus Poudénas
Der Dijon Wiege stand.
Drei Söhne zogen mächtig
Aus jenem stolzen Haus
Für Christi Grab zu fechten
Zum großen Kreuzzug aus.
Wie nahmen sie so muthig
Den rechten Heldenlauf!
Wie blinkten hell die Schilde
Mit Stern und Amsel drauf!
Auf manchem Feld so blutig
Die schwarze Amsel sang,
Das tönt wie Lanzensplittern,
Das tönt wie Schwerterklang.
Drei Brüder sind gezogen
Voll Muth und frommer Scheu,
Dem reinen Stern zu Ehren
Und ihrem Glauben treu;
Drei Amseln sind geflogen
Wohl über Meer und Land —
Nur eine kehrte wieder
Zu der Garonne Strand.
Wo jene zwei geblieben
Sagt Euch der Kreuzlein Bild,
Die steh'n am rothen Balken
Seitdem im Dijon-Schild;
Ihr Glauben und ihr Lieben,
Sie färbten's blutig roth,

Sie hielten feste Treue
Und Treue bis zum Tod.
So geht die alte Sage,
Und sie hat tiefen Sinn,
Von Dijon's Amselwappen
Und den zwei Kreuzen drin.
Es hat seit jenen Tagen
Der Dijon Ritterschwert
Im edeln Waffendienste
Sich stets als treu bewährt.
Den Glauben zu bewahren
Zog Dijon immer treu
Aus seiner Väter Erbe
In eine Heimath neu.
Hier hat seit hundert Jahren
Geblühet schon sein Haus,
Es zogen seine Söhne
All'sammt als Krieger aus. —
Es stand ein Haus der Treue
Einst am Garonnestrand,
Es steht ein Haus der Treue
Im neuen Vaterland!

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Zweite Abtheilung.

Die Irrlichter.

Erstes Capitel.

Der Vice-Groß-Wahlherr.

„Ach, wie gefährlich ist dies blinde Zutraun!
Er eine Taube? Geborgt ist sein Gefieder,
Denn wie der Rabe ist er arg gesinnt.
Ist er ein Lamm? Sein Fell muß ihm gelieh'n sein,
Denn räuberischen Wölfen gleicht sein Muth.
Wer trügen will, kann einen Schein wohl stehlen.
Herr! seht Euch vor: die Wohlfahrt von uns Allen
Hängt an dem Falle dieses falschen Mann's."

Shakspeare.

Als die Glocken läuteten wohl auf und ab am Rhein, am deutschen Rhein, des großen Jahres Achtzehn hundert und dreizehn letzte Stunde verkündend, in der Held Blücher über den Strom ging, nach Frankreich hinein mit den Tausenden, welche die Waffen ergriffen für das liebe Vaterland, da erhub sich hinter ihm das ganze deutsche Volk in Hütte und Haus, in Palast und Baracken, das ganze deutsche Volk, „ein Gebet auf jeder Lippe und die Augen himmelan" — von tausend und aber tausend Segenswünschen begleitet, zogen die preußischen Degen über den Rhein bei Mondenlicht und Sternenschein in der Neujahrsnacht!

Herr Gott, Dich loben wir! Herr Gott, Dich preisen wir! Der Du so weit geholfen hast, Du hilfst uns weiter!

Und diesem Völkersturm, der da losgebrochen im nordischen Osten, der über die deutschen Lande gesaus't war im eisernen Schlachtenwetter, im Kugelregen und Kartätschenhagel, der nun eisern hineinwehete nach Frankreich, diesem Völkersturm gegenüber, wer erhub sich für Napoleon und seinen Thron?

Wo war Carnot, der zwanzig Jahre früher den Blitz des revolutionären Fanatismus zündend in die Heerde des französischen Volkes schmetterte und die Erhebung in Masse als einen Riesenwall den Heeren der Coalition entgegendämmte!

Der eine Carnot war nicht da, aber ein Paar Dutzend kleine Carnots in kaiserlicher Präfecten-Uniform suchten ihn zu ersetzen; der Blitz des revolutionären Fanatikers war stumpf und die Erlasse aus dem Kaiserlichen Ministerium des Innern, unterzeichnet Montalivet, flogen wie dürre Blätter im Herbstwinde durch das Land, fielen zur Erde und wurden zertreten im Schmutz; das decimirte und entwürdigte Volk Frankreichs sah schaudernd bald auf den gewaltigen Usurpator, der mit übermenschlicher Kühnheit das letzte Blut von Frankreich für sich und zur Rettung seines Thrones verlangte, bald auf die heranstürmenden Schaaren der Feinde des großen Despoten.

In Paris hatte der Kaiser in des Jahres letzten Tagen jene Schatten von Volksrepräsentation versammelt, die er nicht achtete und doch fürchtete, fürchtete, weil er ein Usurpator war; er hatte sich entschlossen, freundlich mit ihnen zu reden, entschlossen, weil er mußte, und wieviel kostete seinem Stolz dieser Entschluß! Er hatte zu dem gesetzgebenden Corps in einer Sprache geredet, die ihm nicht natürlich war, die keinen Eindruck machte, keinen Eindruck machen konnte, weil man ihr das Gezwungene anhörte.

„Mein Herz," sprach Bonaparte zu den Deputirten, „bedarf der Anwesenheit und der Liebe meiner Unterthanen. Das Glück hat mich nie verführt, das Unglück wird niemals Macht über mich haben. Ich hatte große Pläne für die Wohlfahrt der Völker und das Glück der Welt entworfen und ausgeführt. Als Monarch und Vater fühle ich, daß der Friede die Sicherheit des Thrones und die Ruhe der Familien befestigt."

Muß man auf der einen Seite staunen, daß Napoleon es wagen konnte, so zu reden, so muß man auf der anderen Seite nicht weniger staunen, daß er es über sich gewinnen konnte, diese Worte zu sprechen.

Es zeigte sich auch bald, daß er nicht im Stande war, auch nur einigermaßen im Sinne seiner weichen Rede zu handeln.

Der Senat und das gesetzgebende Corps hatten auf seinen Befehl Commissionen ernannt, welche Einsicht nehmen sollten von den Documenten, welche sich auf die Unterhandlungen mit den verbündeten Mächten bezogen.

Napoleon sträubte sich gegen die unvermeidlich gewordenen Consequenzen seiner Politik, er wollte die Verantwortlichkeit dafür dem Senat und dem gesetzgebenden Corps wenigstens zum Theil zuschieben; darum die weichen Worte, darum die Ernennung der Commissionen; als aber Lainé, der Präsident der Commission, zu sagen wagte, „daß die Schritte zum Frieden einen sicheren Erfolg haben würden, wenn die Franzosen die Ueberzeugung haben könnten, daß ihr Blut nur vergossen würde, um das Vaterland und die Gesetze zu vertheidigen; daß Seine Majestät dringend gebeten werden müßte, die volle und stete Ausübung der Gesetze aufrecht zu erhalten, welche den Franzosen Freiheit der

Person und Sicherheit des Eigenthums, der ganzen Nation die Ausübung ihrer politischen Rechte verbürgten," da brach der brutale Despotismus des großen Emporkömmlings augenblicklich wieder hervor; sein Polizei-Minister, Herzog Savary von Rovigo, ließ die Thüren des Berathungszimmers schließen, die Schriftstücke wegnehmen und die Vertagungsdecrete publiciren. Napoleon selbst schalt die Deputirten „Agenten, von England bezahlt," und „meineidige Jacobiner."

Und doch war er selbst einst Mitglied des Jacobiner-Clubs gewesen! Ja, Napoleon haßte und verabscheute die Revolution, aus der er selbst hervorgegangen, er haßte die Republik, aber nicht ihre Verbrechen, sondern nur ihre Freiheiten.

Das war am letzten Tage des Jahres 1813 geschehen, in derselben Nacht zum Theil, in welcher die Heere der Verbündeten über den Rhein gingen; der Despot war in solcher Aufregung und solcher Wuth, daß man sich bei dem officiellen Empfang am Neujahrstage 1814 des Schlimmsten von ihm versehen konnte.

Er tobte gegen seine treuesten Anhänger.

Es gab Männer, die, trotz ihrer dem Despoten geleisteten Dienste, sich an jenem Morgen darauf vorbereitet hatten, zu ihrer Selbstvertheidigung den Degen zu ziehen.

Doch blieb es bei heftigen Worten.

„Warum sollen wir," schrie er, „vor ganz Europa von diesen inneren Zwistigkeiten sprechen? Man muß seine schmutzige Wäsche zu Hause waschen. Was ist ein Thron? Ein Stück Holz, mit einem Stücke Tuch überzogen. Alles kommt darauf an, wer darauf sitzt. Frankreich bedarf meiner nöthiger, als ich seiner bedarf. Ich bin einer von den Menschen, die man umbringt, aber nicht entehrt. In drei Monaten haben wir Frieden, oder der Feind ist aus Frankreich vertrieben, oder ich bin todt!"

Nach drei Monaten hatte Frankreich weder Frieden, noch war der Feind vertrieben, aber Napoleon lebte; sterben war seine Sache nicht.

Damit ging der Kaiser zur Armee.

Hinter sich ließ er einen Regentschaftsrath, an dessen Spitze er die Kaiserin Marie Louise stellte; als vornehmste Rathgeber ließ er ihr den Reichskanzler Cambacerès, der einst mit ihm Consul gewesen war, und seinen Bruder Joseph Bonaparte, den er von dem Posten eines Königs von Spanien zu dem eines General-Gouverneurs von Paris, man kann wohl sagen, befördert hatte; denn Wellington's Siege hatten dem napoleonischen Könige von Spanien nichts weiter übrig gelassen, als die Flucht, und durch den Vertrag von Valençay konnte Napoleon Ferdinand VII. wohl die Freiheit wiedergeben, nicht aber Spanien, da er es nicht mehr besaß.

Napoleon ging zur Armee; aus den Resten von so viel hingeopferten Heeren hatte er eine neue Armee zusammengeschweißt, und mit hun-

dert und ein und zwanzig Bataillonen mobil gemachter Nationalgarde hatte er die eisernen Rahmen seiner alten schlachtgewohnten Banden wieder ausgefüllt. Was seinen Truppen an Kriegsgeübtheit fehlte, gedachte er durch seinen Feldherrngenius zu ersetzen.

Das Feldherrngenie Napoleon's leistete, was es leisten konnte, Ungeheures; die Kriegsgelehrten aller Nationen sprechen staunend von dem, was Napoleon in diesem Winterfeldzuge von 1814 gethan, sie nennen diesen Feldzug seinen glänzendsten, und dennoch kostete er ihm seinen Kaiserthron!

Das ist die Antwort, welche die Gerechtigkeit Gottes ihm auf seine Anstrengungen ertheilte. Ja, der gewaltige Mensch sollte seine mächtigen Mittel, seine ungeheuren Gaben voll entfalten in ihrer ganzen Furchtbarkeit, und dann doch zu Schanden werden vor aller Welt, auf daß die Welt erkenne, wem die Ehre gebührt.

Mit dumpfer Theilnahmlosigkeit sah Frankreich diesen letzten Waffensiegen und kriegsgewaltigen Schachzügen des Herrschers zu, der ihm gebot kraft der Revolution, der nun auch die letzten Blutstropfen der französischen Jugend nicht schonte, um sich auf dem Thron zu erhalten.

Vorwärts auf französischer Erde drangen die Colonnen der verbündeten Monarchen; gegen Jeden einzeln und gegen Alle zugleich schlug sich Napoleon, bald glücklich, bald unglücklich, wußte er aus jeder Niederlage noch immer eine neue Waffe zu schmieden. Die Truppentheile, über die er gebot, waren in seiner Hand zu bloßen Werkzeugen und Waffen geworden, die er gebrauchte und abnutzte. Mit der Waffe, die er schartig gehauen am russischen Küraß, wußte er den Oesterreicher noch zu verletzen, und wenn ihm beim Hieb gegen das preußische Schlachtschwert die Klinge sprang, so schleuderte er dem Württemberger den blutigen Korb in's Angesicht.

Dazu wurde immer verhandelt, aber jeder Sieg, den er erfocht, war ein Irrlicht für ihn, dem er folgte, bis es ihn in eine neue Niederlage gelockt. Nach jedem Siege mußten seine Diplomaten ihre Forderungen höher spannen, nach jeder Niederlage gab er grollend etwas nach. Dennoch war der Mann in seiner Kriegsgewaltigkeit so furchtbar, daß es ihm ohne Zweifel auch jetzt noch gelungen wäre, einen Frieden zu erhalten und seinen Thron zu retten, wenn es Gott eben gewollt hätte.

Irrlichter waren seine Siege, die ihn immer tiefer in's Verderben führten, und Preußen war's, das immer vorwärts ging, durch Sieg und Niederlage vorwärts auf Paris zu. Preußen hatte das Bewußtsein, daß der Sieg über Napoleon in Paris liege, und Preußen trieb die ganze Coalition vorwärts nach Paris. —

Zu dem Regentschaftsrathe, welchen Napoleon bei der Kaiserin Marie Louise zurückgelassen, gehörte auch der Vice-Groß-Wahlherr des Kaiserreichs, der Fürst von Benevent, jener abtrünnige Bischof von

Autun, jener vermählte Priester, der schon seit den ersten Tagen der französischen Revolution eine Rolle gespielt, die so abscheulich, daß man sie nicht zu verzeihen vermocht hätte, selbst wenn all' das Gute wirklich von ihm ausgegangen wäre, als dessen Urheber ihn seine Freunde priesen, während er selbst nur schweigend ihr Lob hinnahm, um nicht seine angeblichen Verdienste durch eigene Anerkennung ehrlichen Leuten verdächtig zu machen.

Talleyrand hatte Napoleon gedient, wie er jeder revolutionären Gewalt gedient hatte; den eigenen Vortheil am höchsten achtend, hatte Talleyrand Behagen an der Macht, aber er liebte sie nicht nur, weil sie ihm Vortheil gewährte, sondern auch, weil sie ihm Unterhaltung und Aufregung gab.

Die politische Thätigkeit war ihm eben so wichtig, wie seine Spielpartie, und man weiß, wie wichtig diese für ihn war. Er wußte auch in seinem politischen Spiel die Plätze oft nicht besser zu besetzen, als durch seine Partner im Whist.

Man hat mitunter eine Art von dämonischem Wesen aus diesem berühmten Bischofe von Autun gemacht, aber dann hatte man keine Ahnung von dem eigentlichen Wesen Talleyrand's. Dieser Mann war ein kalter Rechner, der nichts liebte außer sich, der selten in Gefahr war, sich zu verrechnen, weil ihn weder eine menschliche Tugend, noch eine menschliche Schwäche, weil ihm nie eine Leidenschaft die Rechnung beirren, oder ihn ablenken konnte von dem geraden Wege seines persönlichen Vortheils.

Er war ein Priester, und glaubte an keinen Gott, was ihn aber nicht abhielt, die Messe zu lesen; er war Bischof, und heirathete; er war ein Edelmann von vornehmem Hause, und conspirirte mit der Canaille gegen den Adel; er war ein Höfling, und spielte eine große Rolle bei der Revolution; er war republikanischer Minister, und diente dem größten Despoten — kurz, er kannte kein Vorurtheil und kein Hinderniß, keine Schaam und keine Scheu, wo es seinen Vortheil galt.

Napoleon liebte Talleyrand nicht, obgleich dieser lange sein Minister gewesen und ihm wichtige Dienste geleistet hatte, aber er hatte ihn mit Würden, Titeln und Gütern überhäuft; Dankbarkeit und Anhänglichkeit waren natürlich auch nur Vorurtheile, die Talleyrand gar nicht kannte, und seit dem Tage, wo er aufhörte Minister des Kaisers zu sein, richtete er sich ein, eine andere seinen Wünschen zusagende Stellung zu finden.

Früher noch wahrscheinlich als alle Andern hatte er die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des Napoleonischen Kaiserthumes; seitdem er nicht mehr Minister war, sah er mit der Behaglichkeit und dem Interesse des Kenners zu, wie der Kaiser sein Spiel zu Ende spielte. Er hatte den Spielern nach allen Seiten hin in die Karten gesehen, er wußte, was für Trümpfe jeder noch auszugeben hatte, er wartete ruhig auf den

Moment, wo der Kaiser sein Spiel verloren haben würde, dann gedachte er sich an dessen Platz zu setzen und mit neuen Karten weiter zu spielen.

Aber Talleyrand dachte nicht etwa daran, selbst Kaiser zu werden, auch Ehrgeiz und Kühnheit waren reine Vorurtheile für ihn, er spielte stets für fremde Gefahr; vielleicht hatte er einen Augenblick an die Restauration der Bourbons gedacht, und fühlte er auch nicht Gewissensbisse über das, was er gegen das königliche Haus Frankreichs verübt, so sagte ihm doch die einfache Erinnerung daran schon, daß die Bourbonen ihm nicht verzeihen oder wenigstens ihm nicht erlauben könnten, unter ihrer Regierung eine politische Rolle zu spielen.

Deshalb wünschte Talleyrand nach der Beseitigung Bonaparte's durchaus nicht die Restauration des bourbonischen Königthums, sondern eine Regentschaft für den minderjährigen Sohn Napoleon's. Die gutmüthige, schwache Kaiserin, Marie Louise, Regentin für den unmündigen König von Rom und der Vice-Großwahlherr, Fürst von Benevent, die Seele des Regentschaftsrathes. Das war Talleyrand's Plan.

Als das Verhängniß Napoleon's immer näher rückte, näherte sich auch Talleyrand seinem ehemaligen Gebieter wieder mehr; er drängte seinen Rath nicht auf, aber der vielgewandte Staatsmann sprach doch seine Meinung aus; es geschah so Mancherlei, was Talleyrand für nützlich gehalten; er hatte es nicht angerathen, der Kaiser würde dann vielleicht stutzig geworden sein, aber die kaiserlichen Staatsräthe erfuhren Dieses und Jenes gesprächsweise von den Herren, welche die Ehre hatten, zur Spielpartie des Fürsten von Benevent zu gehören, und fanden nicht immer für gut, im Staatsrath die Quelle ihrer Weisheit näher zu bezeichnen. Im Ganzen war's vielleicht nur wenig, was Talleyrand auf diese Weise bewirkte, aber wenig hilft auch, und namentlich, wenn eine Kugel bereits im Hinabrollen ist auf einer schiefen Ebene.

Ein Edelmann vom alten Hofe Frankreichs war's im Jahre 1813, der durch seinen Rath und seine Thätigkeit das Kaiserthum Napoleon's zu retten versuchte, der edle Graf von Narbonne — er war der Krankheit erlegen, in Torgau belagert und eingeschlossen; Napoleon hätte sich auf eine Zeit wenigstens zu retten vermocht, wenn er dem Rath Narbonne's gefolgt wäre, wenn er fähig gewesen wäre, dem Rath dieses Mannes zu folgen; im Jahre 1813 hätte der Rath eines Edelmannes vom alten Hofe, der, wenn auch in constitutioneller Verblendung befangen, doch seinem Könige bis zu dessen Tode treu geblieben, den Sturz des Kaiserthums noch aufhalten können, im Jahre 1814 halfen die leichten Einflüsterungen eines andern Edelmannes vom alten Hofe den Kaiserthron stürzen.

Narbonne und Talleyrand sind 1789 und 1792, sie sind auch 1813 und 1814. Fouché ist 1793 und 1815 für Napoleon.

Ehe Napoleon zur Armee abging, ernannte er auch den Fürsten von Benevent zum Mitgliede des Regentschaftsrathes; das war ein un-

geheurer Fortschritt Talleyrand's. Sein Plan war ja schon gelungen beinahe. Der unmündige König von Rom war da, die Kaiserin-Regentin war da, der Regentschaftsrath war da und Talleyrand war dessen Seele. Was wollte er mehr? — Napoleon war zwar abwesend, aber er konnte noch zurückkommen, und Napoleon war dem Fürsten von Benevent zu viel in seinem Plane.

Talleyrand würde nie daran gedacht haben, Napoleon zu stürzen; da er aber die Ueberzeugung hatte, daß Napoleon fallen werde, untergehen müsse, so richtete er sich auf diesen Fall so vortheilhaft und behaglich als möglich ein.

Der gewissenlose, abtrünnige Priester, dessen Staatsweisheit anzustaunen beinahe schon für ein Zeichen von eigener Weisheit gilt, war in dieser Zeit ungewöhnlich thätig, das heißt auf seine eigenthümliche Weise.

Für den nicht Eingeweiheten hatte sich nichts geändert in der streng geregelten Hausordnung, welche bei Talleyrand in dem schönen Hotel in der Straße Saint-Florentin herrschte.

Der Fürst-Großwahlherr empfing zur gewohnten Stunde die gewohnten Besuche bei der Toilette; er speiste wie immer vortrefflich und zur bestimmten Zeit, trank dann eine unglaubliche Menge von Thee und spielte Whist, ganz wie immer; wer aber die Art und Weise Talleyrand's kannte, der mußte aus der Beweglichkeit seiner Freunde allein schon auf die Thätigkeit des Fürsten schließen.

In dieser Zeit war es, in den ersten Februartagen des Jahres 1814, als in einem prachtvollen, aber etwas altmodigen und düstern Salon des alten Hotels Saint-Aulaire im pariser Faubourg Saint-Germain zwei Herren einander gegenüber saßen, die über das lebhafte Gespräch, in das sie miteinander gerathen waren, das Brettspiel, was auf dem Tischchen zwischen ihnen stand, völlig vergessen hatten.

Der Stärkere dieser beiden Herren schien auf den ersten Anblick älter, als er war; wohl war sein Haar ergraut, wohl zeigte das Antlitz von edlem Schnitt zahlreiche Falten, wohl war die ganze Haltung dieses Mannes gebeugt, wohl hatte selbst die Stimme für gewöhnlich die Klanglosigkeit und Trockenheit, die das Alter bringt; wenn der Mann aber sich, durch das Gespräch aufgeregt, stolz zurücklegte und seine schönen blauen Augen leuchten ließ, so wurde dem aufmerksamen Beobachter klar, daß Gram dieses Haar gebleicht, daß der Kummer diese Furchen gezogen und daß der Schmerz mehr als die Jahre diesen stolzen Rücken gekrümmt.

Der andere Herr ist kleiner, magerer, sein Teint ist sichtlich in einem heißeren Himmelsstrich gebräunt, sein kleines Auge kann scharf blitzen, aber es leuchtet nicht, seine Bewegungen sind lebhaft, aber sie haben nicht die ruhige Würde, die seinem Gegenüber im höchsten Grade eigen.

Beide Herren sind mit der Einfachheit und Sauberkeit gekleidet, die ihrem Alter und ihrer sichtlich nicht unbedeutenden Stellung in der Gesellschaft zukommt.

„Ich bitte Sie, lieber Oberst," sagte der größere Herr lebhafter werdend, „hören Sie endlich auf, mir Ihre Begeisterung über die Siege Bonaparte's zu schildern. Sie sind erst seit wenigen Wochen in Frankreich, Sie haben nicht die Verwünschungen gehört, das Schmerz- und Angstgeschrei der Schlachtopfer; Sie haben nicht gesehen, daß die Hände der Mädchen und Frauen die Aecker unseres entvölkerten Vaterlandes bearbeiten müssen; Sie haben nicht gesehen, in welch' empörender Weise man die Aeltern derjenigen jungen Leute in Anspruch nimmt, die sich dem Dienst entzogen haben; Sie haben nicht in Dörfern gelebt, die man solidarisch mit der Strafe für einen widerspenstigen Conscribirten belegt; Sie haben noch nicht die Menschenmassen gesehen, die sich an den Straßenecken versammeln vor den Conscriptionsanschlägen, vor diesen riesigen Todesurtheilen, auf denen Jeder die Namen seiner Söhne, Brüder, Freunde oder Nachbaren findet; Sie hören nicht, wie das arme decimirte Volk Frankreichs über diese Siege jammert; lieber Oberst, Sie wissen nicht, daß außer dem Volke, auch Bonaparte's eigener Hof, seine Minister, seine Generale, ja, seine eignen Brüder jammern und sich aufreiben in der beständigen Unruhe über die immer wieder aufs Neue gefährdete Existenz!"

Der Oberst sah dem Aufgeregten einen Moment ins Gesicht, dann rief er: „Wissen Sie, lieber Baron, daß ich Sie härter gegen Bonaparte finde, als gegen die Republik? Die Republik hat in Ihnen einen beschwerlichen Feind gehabt, aber zugleich auch einen loyalen Gegner, Sie haben die Siege der Republik nie so hart beurtheilt, wie jetzt die des Kaisers; ja, ich weiß mich zu erinnern, lieber Baron, daß Sie trotz Ihres Hasses gegen die Republikaner, doch mit Stolz von der französischen Tapferkeit sprachen, welche die Soldaten der Republik gezeigt."

„Oh! mein Freund," entgegnete der Baron melancholisch, „der Royalist in mir hat nie dem Franzosen geschadet! Oh! die Tapferkeit meiner Landsleute erkenne ich willig auch auf den Schlachtfeldern des Kaiserthums an. Aber Sie haben auch darin Recht, daß ich die Siege der Republik anders beurtheilte als die Bonaparte's. Die Zeit der Republik war eine schwere und harte Zeit, ich rede nicht von der Zeit, wo wir die Republik noch mit den Waffen in der Hand bekämpften, jene Zeit war stolz und schön für mich, selbst noch in der Niederlage! Aber auch später, da wir besiegt waren und uns unterworfen hatten, trug ich sie leichter als dieses entsetzliche Kaiserthum. Alle Siege, welche die Republik im Auslande errang, wurden in unserm Namen gewonnen, bei ihr war nur von Frankreich die Rede, es war stets Frankreich, welches triumphirt und gesiegt hatte; Franzosen waren es, die Alles gethan hatten, Franzosen, für die man Siegesfeste oder Leichenfeierlichkeiten veran-

staltete. In diesem Kaiserreiche aber waren wir Alle verschwunden, es war da kein Platz mehr für Frankreich oder die Franzosen, es war gar keine Rede mehr davon, Alles gehörte diesem einen Manne, diesem Bonaparte, der noch dazu nicht einmal ein Franzose ist. Er sprach allein in ganz Frankreich und er sprach: ich habe gesprochen, ich habe gesiegt, ich habe befohlen; meine Adler, meine Krone, meine Soldaten, meine Unterthanen! Sie hätten das Jahre lang mit anhören müssen, lieber Oberst, und Sie würden ähnlich wie ich urtheilen. Sie wissen, daß ich die Republik nicht geliebt habe, aber dieses Kaiserthum ist tausendmal schwerer zu tragen!"

„Ich weiß wohl," entgegnete der Oberst nachdenklich und verdrießlich zugleich, „daß in der Nähe sich Manches lange nicht so schön ausnimmt, wie von ferne, aber es ist doch fatal für mich, daß ich, der ich in Amerika nun Jahre lang den Glanz des Kaiserthums bewundert und von Weitem angestaunt habe, daß ich nun gerade hierher kommen muß zu einer Zeit, wo dieser Glanz etwas matter zu werden scheint."

„Sie sind sehr freundlich, lieber Oberst," lächelte der Baron mit einem Anfluge von freundlichem Spott, „wahrhaftig, träfe das Elend mein armes Vaterland nicht zugleich gar zu hart, ich könnte lachen über Ihre hartnäckige Bewunderung Bonaparte's; aber im Ernst gesprochen, mein Freund, Sie sind nur zum Leichenzuge des Kaiserthums hierhergekommen, und ich fürchte, daß dieser Leichenzug, obgleich er so jämmerlich und kläglich wie nur irgend denkbar ausfallen muß, doch dem armen Frankreich viel, viel kosten wird!"

Der Oberst antwortete nicht gleich, er hielt seine Augen forschend auf das Antlitz des Barons geheftet, dann sagte er in einem Tone, in welchem Geringschätzung, Spott und Zweifel mit Ueberraschung und Besorgniß kämpften: „Sie sprechen mit einer Sicherheit von dem Leichenzuge des Kaiserthums, lieber Baron, als hätten Sie selbst die Leichenträger bestellt!"

Der Baron lächelte trübe, dann antwortete er: „Wenn mir der Oberst Théluſſon nicht genau bekannt wäre, wenn ich den ehemaligen Führer der vergoldeten Jugend nicht schon zur Zeit des Schreckens-Regimentes in den Herbergen der Gerechtigkeit gekannt und geliebt hätte, so könnte ich glauben, der Herzog Savary von Rovigo habe einen seiner Spione zu mir geschickt, um zu erfahren, ob nicht der alte royalistische Verschwörer etwa auch seinen kleinen Plan habe bei der gegenwärtigen Lage der Dinge. Muß es der kaiserlichen Regierung doch schon auffallen, daß der Baron von Batz, der in diesem Jahrhundert noch nicht in Paris gewesen, plötzlich hier erscheint, mit einigen alten Freunden verkehrt, ja, selbst Gesellschaft bei sich sieht! Aber, lieber Théluſſon, ich will Ihnen das scheinbare Räthsel lösen, ich bin wirklich hierhergekommen, nicht um dem Kaiserthum als Leichenbegleiter zu dienen, denn selbst dabei diene ich ihm nicht, sondern nach Kräften zu Bona-

parte's Sturz hier zu wirken und bei seinem Fall endlich die Rechte meines Königs zu wahren!"

Der Baron von Batz stand auf; wenn er stand, sah man mehr, daß er schon weit über das mittlere Alter des Lebens hinaus war; es trat sein Embonpoint stärker hervor, und neben der gebeugten Haltung zeigte sich im Gang die vorsichtige Aengstlichkeit des Podagra-Kranken.

Auch der Oberst erhob sich lebhaft und meinte: „Sie werden stets der Alte sein, lieber Baron, da haben Sie mir nun eine Mittheilung gemacht, sieht ungeheuer vertraulich aus, ist aber, bei Licht besehen, gar nichts werth, ja, ja, das ist Ihre Art; ach! Baron! welche schöne Zeit, als wir uns noch gegen die Republik verschworen und mit dem Säbel in der Faust die Sansculotten bekehren wollten!"

Der Oberst seufzte tief.

Der Baron lächelte fein.

Beide schwiegen eine Weile.

„Bester Baron," begann endlich Oberst Théluffon wieder, „weihen Sie mich ein in die Geheimnisse der Situation, ich komme wie ein wildes Thier daher aus meinen amerikanischen Pflanzungen, sagen Sie mir, wo und wie kann ich Frankreich nützlich sein? das heißt, wo und wie kann ich Ihnen dienen, mein alter General, denn ich bin noch immer überzeugt, daß ich Frankreich am besten diene, wenn ich Ihnen folge."

„Sie sind sehr freundlich, lieber Oberst," entgegnete der Baron, die Hand des Louisiana-Pflanzers ergreifend, und mit ihm langsam in dem Zimmer auf- und abgehend, „es ist Ihre alte Freundlichkeit für mich, welche Sie so sprechen läßt, aber Ihre Sympathieen für das Kaiserthum schließen Sie von meinen politischen Plänen aus, wenn wir auch sonst gute Freunde bleiben, mein lieber Théluffon!"

„Meine Sympathieen für das Kaiserthum," versetzte Théluffon eifrig, „sind Sympathieen für Frankreich, ich habe in Amerika nur von den Siegen Frankreichs gehört, ich habe geglaubt, Frankreich befinde sich durch das Kaiserthum auf dem Gipfel aller Macht, Herrlichkeit und Glückseligkeit; ich denke, Europa hat aus Neid sich verschworen gegen das glückselige Frankreich, ich eile hierher — ich will ehrlich sein, — nicht um für den Kaiser Napoleon zu kämpfen, ein so großes Interesse habe ich nicht für ihn, Sie wissen, Baron, daß ich fechten kann, aber für Bonaparte grade fühle ich kein Bedürfniß zu bluten; nein, ich kam eigentlich hierher, um mich an dem Glanz der kaiserlichen Regierung und der kaiserlichen Gesellschaft zu erfreuen, um das kaiserliche Frankreich mit dem des Directoriums zu vergleichen. Der Krieg störte mich nicht, unter dem Directorium führte Frankreich an allen Grenzen Krieg und tanzte und belustigte sich doch zu Paris. Nun komme ich hierher und finde die Gesellschaft ungefähr eben so heiter, wie unter dem tugendhaften Bürger Robespierre. Ich treibe mich umher, Alles geht mir bang

und ängstlich aus dem Wege. Ich sehe da allerlei Herrlichkeiten, aber Niemand hat Freude daran, keine Seele ist stolz darauf, und endlich finde ich meinen alten General, meinen berühmten Führer, den großen Baron von Batz, der in hundert Verschwörungen und zweihundert Kämpfen für das Königthum stand, der mich oft genug in schwereren Stunden an seiner Seite gesehen, ich finde ihn wieder und er spricht in Räthseln zu mir! Das ist, um toll zu werden!"

„Wahrhaftig, Thélusson," rief der Baron lachend, „das Sprechen haben Sie wenigstens in Amerika nicht verlernt. Sein Sie nicht ungerecht, mein alter Freund," setzte er gleich darauf ernsthaft hinzu, „wie können Sie verlangen, daß ich Ihnen so ohne Weiteres Mittheilungen über die royalistische Partei mache? Ich bin nicht ermächtigt dazu; ich dächte, Sie wären selbst zu oft Verschwörer gewesen und namentlich hätten Sie die Erfahrung machen können, daß der Baron von Batz ein vorsichtiger Verschwörer ist. Ich bitte Sie, Thélusson, werden Sie nicht unwillig. Sie kommen hierher, ein amerikanischer Pflanzer und Miliz-Oberst, fließen bei jeder Gelegenheit im Gespräch über von Bewunderung für Bonaparte und das Kaiserthum; lieber Freund, sagen Sie selbst, sollte mich das ermuthigen, Ihnen das Geheimniß einer Verschwörung gegen dieses Kaiserthum mitzutheilen?"

„Nein, Sie haben Recht, lieber Baron," rief Oberst Thélusson, „aber jetzt wissen Sie, daß ich das Kaiserthum nur bewunderte, so lange Sie mir nicht die Kehrseite der Medaille gezeigt. Eine Verschwörung braucht Geld, ich kenne das; wenn ich selbst nicht mit thätig sein kann bei dem Sturze des Kaiserthums, so lassen Sie wenigstens mein Geld helfen!"

„Ich werde die Freunde von Ihrem gütigen Anerbieten in Kenntniß setzen, lieber Oberst!" entgegnete der Baron von Batz.

Mit mildem freundlichem Lächeln ruhete sein Blick auf dem gebräunten Antlitz des Pflanzers von Louisiana; die Züge waren härter und dunkler geworden, aber es war noch ganz das gute, leichtsinnige Gesicht, das gute, leichtsinnige Wesen des jungen Thélusson, der heiter und unbekümmert sich in die blutigsten Verschwörungen und gefährlichsten Kämpfe einließ, der einst die Republik scheinbar nur so grimmig haßte, weil sie die Jugend in ihrem Vergnügen störte, der sich in Verschwörungen gegen das Directorium verwickelte, um den brutalen Vergnügungen jener Zeit einen Reiz mehr zu geben, der aber im tiefsten Grunde seiner Seele eine Liebe für das Königthum und eine Anhänglichkeit an das alte legitime Königshaus von Frankreich fühlte, die man bei ihm, dessen Familie gar keine französische, sondern eine genferische war, hätte auffallend finden können, wenn man nicht erfahren hätte, daß seine Liebe zu dem königlichen Hause Bourbon in seinen ersten und zartesten Erinnerungen an seine edle und schöne Mutter wurzelte.

Der Baron von Batz, ein Edelmann aus dem Westen, der im

Kampf für die königliche Familie gestanden von dem Beginn der Revolution an bis zuletzt, der den kühnen Versuch gemacht, Ludwig XVI. noch auf dem Wege zum Schaffot zu befreien, der erst das Schwert niedergelegt hatte, als sich Bonaparte der Gewalt bemächtigte und er keine Möglichkeit mehr sah, mit dem Degen in der Faust seinem Könige zu nützen, hatte den wackern Thélusson in seiner Jugend gekannt. Thélusson war an manchem blutigen Tage während der Revolution sein Gefährte gewesen, ihre Wege hatten sich erst getrennt, als die aufgehende Sonne Bonaparte's den mattschimmerden Stern des Königthums völlig überstrahlte.

Damals hatte sich Thélusson mit seiner Familie nach Amerika eingeschifft und sich in Louisiana eine neue Heimath gegründet; der Baron von Batz war heimgekehrt in seine bretagnische Heimath, zuerst um eine geliebte Gemahlin, eine der ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit, die während der Revolution in der Umgebung der unglücklichen Königin Marie Antoinette eine historische Rolle gespielt hatte, zu begraben, dann um die Wunden nach Kräften zu heilen, welche die große Revolution seinen Gutsangehörigen, seiner feudalen Familie geschlagen, endlich aber, um das Andenken an das bourbonische Königshaus und dessen Anrecht an den Thron Frankreichs lebendig zu erhalten in den Herzen, so weit er irgend vermochte.

Von seinem einsamen Schlosse aus war der Baron von Batz mit scharfem Blick den Bewegungen der Zeit gefolgt; er hatte sich in keine der hoffnungslosen Verschwörungen eingelassen, welche die Royalisten, von der Ungeduld ihrer Herzen getrieben, während der Zeit unternahmen; er hatte durch treue Männer dem Könige Ludwig XVIII. von Zeit zu Zeit getreue Berichte über die wahre Lage Frankreichs und die Stimmung des französischen Volkes zukommen lassen; seinen Berichten hauptsächlich war es zuzuschreiben, daß der vertriebene König sich in keiner jener tollen Unternehmens eingelassen; den Heißspornen der Emigration war der stille Junker der Nieder-Bretagne gewiß oft unbequem gewesen, aber seinem Könige hatte derselbe fort und fort die wesentlichsten Dienste geleistet.

Als das Jahr 1813 kam, wußte man im Norden, namentlich im Nordosten Frankreichs, kaum noch etwas von dem Könige, von dem königlichen Hause und seinen Prinzen; die Blutströme der Revolution hatten ganze Generationen mit ihren Erinnerungen hinweggeschwemmt, das lebende Geschlecht, von dem Glanz der Consul- und Kaiserherrschaft geblendet, hatte gar keine Verbindung mehr mit der Vergangenheit.

Im Westen war es anders; dort, wo die Königstreue in den zähen Herzen der Bewohner abgelegener Provinzen überhaupt festere Wurzeln geschlagen, dort hatte die Jahre lange stille Thätigkeit des Barons von Batz in den Leuten immer das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit mit dem verbannten Herrscher und seinem königlichen Hause

wach zu halten verstanden. Von seinen einsamen Edelsitzen am Meeresstrand an bis weit hinein in's innere Land, an vielen Punkten bis über die Grenzen des oberen Maine hinauf, reichte der stille Einfluß des royalistischen Barons, der in jedem guten Edelmanne, in jedem der Pflicht getreuen Priester, ja, in fast jedem alten Manne der Gegend einen Helfer hatte.

Viele von denen, welche den Baron eifrig unterstützten, hatten nicht einmal eine Ahnung davon, und die kaiserlichen Beamten fanden in dem Edelmann, dessen Einfluß sie nicht übersehen konnten, stets einen Vermittler zwischen den Ansprüchen, die sie machen mußten, und der alten bretagnischen Hartnäckigkeit.

Bei keinem Complott war der Baron von Batz betheiligt, bei keiner Verschwörung fiel auch nur der Schatten eines Verdachtes auf ihn, ja, man wußte, daß er, allerdings nur in den ersten Jahren der bonapartischen Consularregierung, junge Edelleute vermocht hatte, Dienste in der Armee zu nehmen, kurz, Niemand ahnte, daß der ernste, stille Edelmann in der abgelegenen Bretagne, der nie in einen Conflict mit der kaiserlichen Regierung gerathen war, daß der gerade der Mittelpunkt einer Thätigkeit war, welche, das Andenken an das alte Königthum aufrecht erhaltend, die Hoffnung auf dessen Wiederherstellung fort und fort neu belebte und in den Bevölkerungen ganzer Provinzen den Glauben an den einstigen Sturz dieses glänzenden und scheinbar so mächtigen Kaiserthums wach erhielt.

Gegen Ende des Jahres 1813 sendete der Baron von Batz seinen letzten Botschafter von seinem bretagnischen Schlosse aus an Ludwig XVIII. nach England; in Folge dieser Botschaften erschienen zwei bourbonische Prinzen auf dem Continent, der Herr Graf von Artois an der östlichen Grenze Frankreichs in der Schweiz, der Herzog von Angoulème an der westlichen, bei der Armee Lord Wellington's in Spanien; der unermüdliche Ritter des Königthums aber begab sich nach Paris, denn ihm wollte bedünken, daß die Stunde nahe herbeigekommen sei, das Schwert wieder zu ziehen für den Lilienthron, das treue Schwert, das er vor dreizehn Jahren mit Thränen im Auge in die Scheide gestoßen.

Die Aufgabe, die sich der Baron gestellt, war sehr einfach: er wollte zu Paris die Reste der königlichen Partei sammeln; und doch fand er die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, größer, als er geglaubt, obwohl er niemals sanguinische Hoffnungen gehegt! Indessen war er auch nicht der Mann, der sich von Schwierigkeiten schrecken ließ.

Von alten Freunden des Königthums fand der Baron von Batz nur wenige zu Paris, die meisten waren geopfert in den Tagen des Schreckens auf der Guillotine, oder gefallen kämpfend in den Reihen der Emigration, andere waren im Exil gestorben und verdorben, oder

nagten noch am Hungerbrod der Verbannung. Die, welche der Baron in Paris vorfand, waren meist machtlos, auch wenn sie nicht völlig muthlos gewesen wären.

Ihr Gebet hatten Viele noch für den König, die Kraft das Schwert zu führen nur Wenige.

Und die junge Generation? Die Söhne der alten Royalisten?

Trotz Consulat und Kaiserthum waren die Meisten ernst erzogen in der Treue für den König, denn wo auch die Männer und die Väter wankten und fielen, da hatten in zahlreichen Familien die Frauen und Mütter fest gestanden, und im Ganzen war die vornehme royalistische Jugend weit ernster und religiöser erzogen, als ihre Väter seit drei Generationen; diese vornehme royalistische Jugend war auch voll Muth und Treue, aber sie war ohne alle Erfahrung. Sie hatte keine Erfahrung weder in Staatsgeschäften, noch in militairischen Dingen.

Und wo sollte sie Erfahrung her haben?

Darin bestand ja eben ihre politische Treue, daß sie sich von den Staatsgeschäften fern hielt, die ein Usurpator leitete, daß sie nicht zu der Fahne schwur, die ein Usurpator trug.

Das ist eine der schwersten Lasten, die auf besiegten Parteien ruht — wer vermag diesen Druck zu bewältigen, diesen Mangel zu ersetzen?

Nur ein wahrhaftes Herrschergenie vermag einen solchen Mangel zum Theil zu ersetzen, nur die Zeit aber vermag die Erfahrungslosigkeit ganz zu beseitigen.

Der Sieg, der einer solchen Partei zu Theil wird, ist ihre größeste Gefahr.

Unter dem Adel fand der Baron von Batz also wenig Hoffnung für seine Pläne; diese wohlerzogenen, muthigen, edeln jungen Herren hatten Frömmigkeit, Sitte, oft Gelehrsamkeit und immer guten Willen, aber weder Einsicht noch Erfahrung genug.

Seufzend erkannte der Baron von Batz, daß diese Herren sicherlich einst Stützen des Königthums werden könnten, daß es aber anderer Hände bedürfe, den Thron des heiligen Ludwig wieder aufzurichten.

Wo sollte er diese Hände finden?

Unter der Bourgeoisie?

Von den alten Körperschaften, in denen sich vor der Revolution der conservative Sinn der Bourgeoisie concentrirt hatte, waren nicht ein Mal mehr Trümmer übrig. Der ältere Theil der Bourgeoisie, ergraut in den Stürmen der Revolution, hatte von dem Königthum nur noch die dunkle Erinnerung, daß es eine Macht gewesen, der sie feindlich gegenüber gestanden hatten, die endlich erlegen war. Der jüngere Theil der Bourgeoisie wußte von dem Königthume gar nichts mehr; überdem war die jüngere Bourgeoisie jetzt erzogen in demselben Unglauben, wie vor der Revolution der junge Adel.

Hier konnte der Baron von Batz nicht hoffen, die Hände zu finden, die er brauchte zur Wiederaufrichtung des Königthums.

In der Armee sie suchen, wäre lächerlich gewesen, und der Priester, die im Allgemeinen der Sache des legitimen Königthums sehr günstig waren, konnte er sich nicht bedienen.

So waren denn für die Herstellung des französischen Königthums alte Edelleute, die nicht mehr anführen konnten, junge Edelleute, die es noch nicht konnten, endlich Landbevölkerungen, die nur der Führer bedurften, Alle willig, freudig und voll Muth.

Das war das Resultat der Musterung, die der Baron von Batz zu Ende des Jahres 1813 anstellte. Es war gewiß traurig für ihn und die wenigen königstreuen Männer, mit denen er in's Geheim berieth.

Dazu kam, daß er die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Polizei-Ministers, des Herzogs Savary von Rovigo erregt hatte und sich außerordentlich in Acht nehmen mußte, seine Freunde nicht zu compromittiren. Denn noch bebte ganz Frankreich vor dem Polizei-Minister des Kaisers.

Viele andere Männer wären muthlos zurückgetreten solchen Schwierigkeiten gegenüber, die meisten Royalisten zogen die Hand vom Werk damals, noch ehe sie die Hand daran gelegt.

Es war allerdings viel leichter, die Ereignisse abzuwarten, bequemer und gefahrloser dazu.

Der Baron von Batz und seine Freunde dachten anders; sie glaubten eine heilige Pflicht zu erfüllen, sie fühlten, daß sie auf dem verlorenen Posten des legitimen Königthums standen, daß sie den Feind nicht aus den Augen und sich nicht die kleinste Chance entschlüpfen lassen durften.

Der Baron von Batz hatte mit seinem scharfen Blick auch bald erkannt, wo die Hände waren, durch die er das legitime Königthum wieder aufrichten lassen konnte.

Die Marschälle und hohen Generale des Kaisers, die hohe und niedere Beamtenschaft des Kaiserthums, das waren die Hände, die er brauchte, und er bedurfte keiner weiteren Mittel, wenn es ihm gelang, sich dieser zu versichern.

Viele Männer würden, nachdem sie das ein Mal erkannt, nicht einen Augenblick gezögert, die meisten würden rasch zugegriffen haben; der Baron von Batz zögerte, denn er ahnete wenigstens die ungeheuere Gefahr, wenn er sie vielleicht auch nicht in ihrem ganzen Umfange erkannte, die in dieser Hülfe für die Fortdauer des legitimen Königthums lag.

Lange drängten seine Freunde, die entweder weniger weitsichtig oder weniger gewissenhaft waren als er, vergeblich, daß er sich an hervorragende Unzufriedene unter den Bonapartisten wende. Nur mit schwerem Herzen gab er endlich nach und erkannte, daß man auch die Mittel wollen müsse, wenn man hier irgend etwas erreichen wolle.

Als aber das royalistische Comité sich einmal entschlossen hatte, sich der zweideutigen Hülfe zu bedienen, ging der Baron mit der ihm eigenen Energie und Umsicht an's Werk.

Es konnte ihm nicht entgehen, daß er Talleyrand gewinnen müsse für die Sache des legitimen Königthums; er verkannte die Schwierigkeiten nicht, die sich dem entgegenstellten, er vergaß nicht einen Augenblick, welche Verlegenheit der abtrünnige Priester, der beweibte Bischof, der Revolutionär, der eigentliche Mörder des Herzogs von Enghien für das wiederhergestellte Königthum sein werde, aber er begriff, daß Talleyrand eine Nothwendigkeit sei in diesen Verhältnissen, und sein Zagen, ja, seinen innern Abscheu vor dem „Hinkenden" niederkämpfend, sagte er zu sich selbst: „Wir müssen thun, was wir thun können, und den Rest der Barmherzigkeit Gottes anheimstellen!"

So entschlossen sich die Royalisten, mit Talleyrand zu unterhandeln.

Mit Talleyrand gewann man die ganze kaiserliche Diplomatie, die gesammte hohe Beamtenschaft, ja selbst Marschälle und Generale; die Verbindungen dieses Mannes reichten weit, noch weiter sein Einfluß, und am allerweitesten sein Beispiel; man konnte sicher sein, daß, mit wenigen Ausnahmen, Alle, die mit der Herrschaft Napoleon's unzufrieden waren, mehr oder minder Talleyrand folgen würden.

Und die unermeßliche Macht, welche dieser Mann unter diesen Umständen besaß, sie beruhte lediglich auf der bewußten oder unbewußten Zuversicht, mit der man darauf rechnete, daß Talleyrand's Treulosigkeit und Gewissenlosigkeit, seine Kälte und sein Egoismus den bequemsten Weg zur Ruhe und zum Genuß finden würden.

Das ist vielleicht eine Schmach für das Geschlecht von damals, aber es ist gewiß eine Wahrheit, und Geschlechter, die sich darob ihrer Väter schämen, dürften vielleicht auch unter gegebenen Umständen nicht anders handeln.

Draußen floß das Blut in Strömen, die Tapfersten aller Nationen stürmten voll Vaterlandsliebe und Kriegsbegeisterung gegen das Kaiserthum, das von dem größten Feldherrngenie seiner Zeit vertheidigt wurde, und in dem stillen Hôtel der Straße Saint-Florentin saß der Vice-Groß-Wahlherr Fürst von Benevent und hatte die große Wahl, was er an die Stelle des Thrones setzen sollte, den die vereinigten Waffen Europa's zerschmetterten.

Kalt berechnete er die Chancen.

In erster Linie hatte er den König von Rom und die Regentschaft, das war ihm das Liebste, ging's damit nicht, so hatte er den Sohn seines ehemaligen Collegen Philipp Egalité, den schlauen Herzog Louis Philipp von Orleans, der als Saal-Inspector des Jacobiner-Clubs seine ersten Studien unter ihm gemacht, dann aber sich scheinbar mit dem königlichen Hause ausgesöhnt und eine ächte bourbonische Prinzessin aus der sicilischen Unterlinie des spanischen Bourbons geheirathet hatte.

Die alten Anhänger des Hauses Orleans waren zwar wenig zahlreich, aber Alle, welche die Herstellung des Königthums wünschten, und denen doch ihr Gewissen sagte, daß das königliche Haus ihnen eigentlich nicht verzeihen dürfe und könne, alle die revolutionsmüden Revolutionärs gehörten zur Partei des Herzogs von Orleans, der ihnen keinen Vorwurf machen durfte, ohne seinen eigenen Vater und seine eigene Jugend zu beschimpfen.

Dieser Partei gehörte eigentlich Talleyrand selbst an, nur gewährte sie ihm nicht so großen Vortheil wie die Regentschaft.

Das legitime Königthum stand für ihn erst in dritter Linie, er fürchtete es, das begriffen der Baron von Batz und seine Freunde auch bald genug, und ihre Politik ging dahin, den Fürsten von Benevent durch Furcht vor dem legitimen Königthum zur Thätigkeit für dasselbe zu zwingen.

Gelang es den Royalisten, einerseits Talleyrand den Glauben oder auch nur die Furcht einzuflößen, daß das legitime Königthum hergestellt werden würde auch ohne ihn, so waren sie seiner äußersten Anstrengungen sicher, denn die Klugheit mußte dem abtrünnigen Priester sagen, daß er die Verzeihung seiner Vergangenheit nur durch große Dienste erkaufen könne. Andererseits aber lag es in der Möglichkeit, die Herstellung des Königthums in's Werk zu setzen, wenn der Glaube allgemein wurde, daß sich Talleyrand den Royalisten angeschlossen habe.

Um diese beiden Zwecke zu erreichen, mußten verschiedene Hebel in Bewegung gesetzt werden.

Der Baron von Batz, der, ohne den Anschein zu haben, ja eigentlich ohne es selbst zu wissen, denn er hatte bei allem Selbstbewußtsein doch eine oft kindliche Bescheidenheit, die Seele der beginnenden royalistischen Bewegung, wenigstens zu Paris war, hatte mit großer Freude den amerikanischen Obersten Thélusson wiedergefunden, der einst sein Gefährte in den blutigen Tagen der furchtbaren Revolution gewesen war.

Der amerikanische Miliz-Oberst trug eine große Begeisterung für den Feldherrn Bonaparte zur Schau, es war indessen dem geübten Blicke des Barons nicht entgangen, daß der gute Thélusson sich als Soldat, trotz des kleinen Unterschiedes zwischen einem Obersten von der Louisiana-Miliz und dem Feldherrn von Austerlitz, und Franzose in diese Begeisterung hineingeredet hatte, wahrscheinlich um seine anglo-amerikanischen Nachbarn zu ärgern, und daß er die alte Liebe und Treue für das königliche Haus von Bourbon nach wie vor fest im Herzen trage.

Obgleich nun die beiden alten Kampfgenossen gegen die Republik seit dreizehn Jahren sich nicht gesehen, sich nicht geschrieben — man wüthete damals noch nicht so entsetzlich mit Feder, Dinte und Papier wie heut zu Tage — ja, auch nur selten etwas von einander gehört hatten, so waren sie doch bald wieder in die alte Intimität gekommen, sie sahen sich fast täglich, sprachen von den alten Zeiten, spielten im Brett mit einan-

der, wie in alten Zeiten, und Théluſſon fühlte noch ein gut Stück von der Verehrung und dem Reſpect in ſich, mit welchen einſt die „goldene Jugend Fréron's", zu deren Hauptführern er gehört, an dem berühmten Royaliſtenchef, dem Baron von Batz, hinaufgeſehen.

Unter dieſen Umſtänden war es dem alten Edelmann nicht ſchwer geworden, den guten Thóluſſon von dem angeflogenen Enthuſiasmus für den Kaiſerlichen Feldherrn zu befreien. Die Erinnerungen an gemeinſam beſtandene Kämpfe und einige ernſte Worte der Ueberzeugung hatten ausgereicht, Théluſſon wieder zu dem alten Royaliſten zu machen.

Die beiden Herren gingen auf und ab in dem Salon; plötzlich blieb der Baron vor einem Bilde ſtehen, das mit einem Vorhang von ſchwarzem Sammet verſehen war. Er faßte eine Schnur, die Decke flog zurück, und ſich leicht auf Théluſſon's Schulter lehnend, fragte der Baron mit weicher Stimme: „Erinnern Sie ſich ihrer noch, lieber Théluſſon?"

Die beiden Männer ſtanden vor dem Bilde einer Dame, deren weißes, etwas kaltes und ſtolzes, aber unbeſchreiblich intereſſantes Geſicht unter einer ſchwarzen Florhaube hervorſah, von welcher eine Spitze tief in die Stirne hineinfiel, während die Zipfel unter dem runden Kinn zuſammengebunden waren. Die Dame ſaß in einem Stuhl mit hoher Lehne, ſehr gerade, und blickte nieder auf die Beſchauer, und der milde Blick ihrer blauen Augen bildete einen tief ergreifenden Gegenſatz zu dem hochmüthigen, kalten Zuge, der ſich um die ſchmalen, geſchloſſenen Lippen zeigte. Die Dame war in tiefer Trauer, eine wohlgeformte Hand und ein wunderſchöner Arm, von dem das weite Trauergewand halb zurückgefallen war, lagen geſchickt auf der geſchnitzten Armlehne des Stuhles. Das ganze Bild war von Meiſterhand.

Lange ſtand Théluſſon und ſchaute unverwandt hinauf, dann wurden ſeine Augen naß, und leiſe ſagte er: „Wer könnte ſie vergeſſen? Oh! Baron, Sie wiſſen nicht, wie oft und wie innig ich der edeln Claudia gedacht habe in den Urwäldern Amerika's; oh! Baron, was ſind alle Frauen, die ich je gekannt, alle zuſammen, gegen dieſe Eine, gegen Ihre Gemahlin!"

Der Baron von Batz warf einen Blick auf das Bild ſeiner verewigten Gemahlin, den man beinahe heiter hätte nennen können, doch war ein tiefer Ernſt mit dem Lächeln verſchmolzen; zögernd, wie wider Willen, ließ ſeine Hand die Schnur; der ſchwere Vorhang ſank nieder, und herzlicher, viel herzlicher und freundlicher, als bisher, ſagte der Baron zu Théluſſon: „Mein lieber Oberſt, das war doch eine ſchöne Zeit, da Sie mich in dem ſtillen Hauſe zu Viroſley bei ihr — er zeigte auf das verhüllte Bild — ſuchten?"

Der amerikaniſche Miliz-Offizier hatte nicht Zeit, auf dieſe herzliche Anrede des Barons, aus welcher der volle Sonnenſchein einer lieben Erinnerung herausbrach, anders zu erwiedern, als durch einen ver-

ständnißvollen Blick, denn in demselben Augenblick öffnete sich die Thür, und in sichtlicher Aufregung trat ein junger Mann in's Zimmer, der den Obersten Théluffon höflich im Vorübergehen begrüßte und dem Baron ein Blatt reichte.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe," sagte er mit einem ernsten Lächeln, „aber der Brief leidet keinen Aufschub."

Das war eine Entschuldigung, die er nur halb an den Obersten richtete, den er nicht kannte.

Es war ein wohlgewachsener junger Herr von einigen zwanzig Jahren, mit einem für dieses Alter auffallend ernsthaften Gesichte, das man hätte unbedeutend nennen können, wenn nicht die Augen sehr schön geformt und sehr glänzend gewesen wären. Der junge Herr stand, er blickte auf den Baron, der nach einer flüchtig gemurmelten Entschuldigung das Billet geöffnet und überlesen hatte.

Théluffon bewunderte den jungen Herrn, der mit so leichtem Anstand zu stehen vermochte; er wußte, daß das eine Gabe, die nur wenigen Menschen eigen.

Der Baron hatte sinnend die wenigen Zeilen, die das Billet enthielt, noch einmal überlesen, dann knitterte er das Papier, wie das seine Art war, in der Hand zusammen, ließ dieselbe sinken und sagte freundlich zu dem jungen Manne: „Ich danke Ihnen, lieber Marquis. Sie würden mich aber noch mehr verbinden, wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, den Abbé zu benachrichtigen, daß ich zur bestimmten Stunde bereit sein werde."

„Und was sage ich dem Chevalier, Herr Baron?" fragte der Marquis.

Der Baron sah eine Weile in das ernste Gesicht und die schönen Augen des Fragenden, bevor er antwortete, dann sagte er: „Marquis, ich kann dem großen Herrn, Sie verstehen mich?" — Der Marquis nickte. — „Ich kann dem großen Herrn keine Antwort geben, bevor ich nicht den Abbé gesprochen; helfen Sie mir, liebes Kind!"

„Das ist sehr leicht," antwortete der junge Mann mit unerschütterlichem Ernst, „ich werde dem Chevalier sagen, daß man einem Manne, wie der, der ihn gesendet, erst nach vierundzwanzigstündiger Ueberlegung antworten könne!"

Das ist vortrefflich, Marquis!" rief der Baron überrascht, „das ist vortrefflich!"

„Es ist wenigstens wahr!" entgegnete der junge Mann ernsthaft und entfernte sich mit leichter Verbeugung aus dem Salon.

„Wer ist das? ich bitte Sie, Herr Baron?" rief Théluffon heftig, als sich die Thür hinter dem jungen Herrn geschlossen, dem der Baron mit unverhehlter Zärtlichkeit nachgesehen.

„Ihre Heftigkeit, lieber Théluffon, sagt mir, daß Sie bereits wissen, wer der junge Herr; verzeihen Sie mir, daß ich vergaß, Sie vorzustellen."

„War es Claudia's Sohn?" fragte der Oberst.

„In der That," entgegnete der Baron sanft lächelnd, „es war in der That der hochgeborene Herr Ludwig von Bouschet Graf von Montsoreau und Marquis von Lanmari, der Herr des Hauses, in dem wir uns befinden, der Sohn meiner Claudia, aber auch mein Sohn!" setzte er stolz hinzu.

Der Baron und der Oberst trennten sich heute gegenseitig mehr befriedigt von einander, als das der Fall gewesen seit ihrem Wiedersehen.

Der königlichen Sache war in dem reichen Amerikaner ein thätiger Freund aufs Neue gewonnen.

Am späten Abend desselben Tages lag der Vice-Groß-Wahlherr in seinem Lehnstuhl und sagte sinnend zu sich selbst: „Was mögen diese Royalisten haben? Er könne einem Manne wie mir immer nur nach vierundzwanzigstündiger Ueberlegung antworten? Soll das ein Compliment für mich sein? eine Feinheit? oder gedenken die Herren ihr Spiel ohne mich zu gewinnen? sollten Sie neuere Nachrichten aus dem Felde haben? Diese Antwort stört mir meine Verdauung! Die Pest komme über sie, ich muß mich in Acht nehmen mit diesen Royalisten, es sind Leute von der alten Schule dabei!"

Der Vice-Groß-Wahlherr des Kaiserreichs hatte eine schlaflose Nacht; die Antwort, die ihm der ernste junge Marquis von Lanmari hatte sagen lassen, war zur rechten Stunde in die Seele des großen Diplomaten gefallen, sie hatte in derselben die Mine der Furcht gesprengt.

Talleyrand, der bis jetzt nur das legitime Königthum gefürchtet hatte, fürchtete von jetzt an auch die Royalisten, und das war ein großer Gewinn für das Königthum. —

Die freie Agrar-Verfassung nach Peter Reichensperger.

IV.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß der Mann der Doctrin sich in Irrbahnen verlaufen muß, sobald er das ihm unbekannte Gebiet der Thatsachen beschreitet, und wir wollen Herrn Reichensperger den argen Mißgriff nicht zu hoch anrechnen, den derselbe bei der Wahl der historischen und statistischen Beweismittel für seine Agrartheorie begangen hat. Schon der gute Wille unserer Gegner, sich auf unser Kampfgebiet zu begeben, die darin liegende Anerkennung des Gewichts der Thatsachen, der Erfahrung, ist im höchsten Grade dankenswerth. Wir schöpfen daraus die Zuversicht, daß endlich eine Verständigung unter den politischen Parteien unseres Vaterlandes eintreten werde — Parteien die in der

Liebe zum Vaterlande und in dem gemeinsamen Streben für die Größe desselben bereits ein so mächtiges Einigungsband besitzen.

Können die auf amtlichen Ermittelungen beruhenden Thatsachen nicht widerlegt werden, welche wir zur Bezeichnung der Agrarzustände Frankreichs angeführt haben, sind sie vielmehr im Wesentlichen als richtig anzuerkennen, so werden die Vertreter der freien Agrarverfassung ohne Zweifel den Einwand geltend machen: daß dieselbe in Frankreich nicht in ihrer Reinheit zur Ausführung gelangt, daß sie hier mit Ueberstürzung eingeführt sei und nur das Bild krankhafter Ausartung dieses Systems darstelle. Sicher war es nicht die Absicht der Männer von 1789, daß der Raub, dessen sie sich gegen den Grundadel und die Geistlichkeit zu Schulden kommen ließen, nicht den Landbebauern, sondern dem Geldadel zufallen, daß der Landmann lediglich seinen Herrn wechseln, derselbe inmitten des Landes der Freiheit und des Fortschrittes einer zwar legalen, aber nicht minder despotischen Allgewalt unterworfen werden solle. Die Männer des Fortschritts haben sich, wie überall, so auch hier geirrt; sie haben sicher auch den Cäsarismus nicht gewollt, der heut allein die Existenz der französischen Gesellschaft noch möglich macht.

Die eminente Wichtigkeit der vorliegenden Frage und die Gerechtigkeit, welche wir dem Verfasser schulden, gebieten demnach, daß auch andere Beweismittel zu Gunsten der freien Agrarverfassung nicht unberücksichtigt bleiben. Der Verfasser hebt noch besonders den Zustand des belgischen Landbaues hervor, um dadurch die gedeihlichen Erfolge seiner Theorie in's Licht zu stellen. Dieses Beispiel würde allerdings von großem Gewicht sein, wenn die zahlreichen, seit dem 12. Jahrhundert durch industrielles Leben reich gewordenen Städte den dortigen Landbau nicht vorherrschend zur Gartencultur hinübergeführt hätten, deren productives Uebergewicht unbestritten ist. In den von dem städtischem Leben entfernteren Landestheilen, wo der Charakter des Landbaues sich noch erhalten hat, wird derselbe auch in den mittleren Wirthschaften mit so überwiegender Intelligenz betrieben, und die dortige Regierung läßt durch Förderung des Credit-Wesens u. s. w. dem Landbau eine so wirksame Fürsorge angedeihen, daß hierin eine ausreichende Erklärung seiner gedeihlichen Erfolge liegt. Der mit Intelligenz und Capital betriebenen Landwirthschaft wird, selbst bei vorherrschender Kleincultur, der Vorrang vor der dieser Hülfsmittel entbehrenden Großcultur eingeräumt werden müssen; die Wirthschaftsfläche ist nicht das die Production allein bestimmende Moment. Belgien besitzt überdies einen reichen grundbesitzenden Adel, den die Sitte bisher vor Zerstückelung seines Eigenthums gewahrt hat, so daß diese keineswegs in ähnlichem Maaße durchgeführt ist als in Frankreich.

Dagegen sind wir überzeugt, daß die Erfolge der freien Agrarverfassung nirgend klarer hervortreten können, als in unserem Vater-

lande. Hier sind die Vorschriften der liberalen Doctrin ohne Ueberstürzung, im Wege der geordneten Gesetzgebung in Ausübung gebracht. Diese hat zugleich den Bedürfnissen des Landbaues dadurch eine überaus folgenreiche Berücksichtigung angedeihen lassen, daß sie die Zusammenlegung der auf den Feldmarken zerstreut liegenden, nach einem unwandelbaren System, der Dreifelderwirthschaft, mit gemeinschaftlicher Benutzung der Brach- und Stoppelweide bewirthschafteten Bestandtheile der einzelnen Wirthschaftshöfe im Wege des Austausches vermittelte, und dadurch eine freie Wirthschaftsführung, die Verlegung der Wirthschaftshöfe inmitten der zuständigen Feldpläne u. s. w. möglich machte.

Vermöge dieser Consolidation des ländlichen Grundvermögens, welche auch unser Autor als einen Fortschritt erachtet, zu deren Durchführung unter ganz besonderen Voraussetzungen — die in der Praxis leicht die allgemeinen werden dürften — er selbst einen positiven Zwang gerechtfertigt erachtet (S. 64), hat die Landescultur in Preußen eine ganz ausgezeichnete Grundlage erhalten. Abgesehen von den Rechtsverletzungen, welche bei Durchführung der agrarischen Reformen vorgekommen sind, — die voraussichtlich vermieden werden konnten, wenn die Auseinandersetzung der freien Vereinbarung der Berechtigten und Verpflichteten anheim gegeben worden wäre, — hat das freie Agrarsystem kaum irgendwo ein günstigeres Terrain zu einer wahrhaft gedeihlichen Wirksamkeit erlangt, als in unserm Vaterlande. Hat nun diese gedeihliche Wirksamkeit sich thatsächlich zu erkennen gegeben; ist der preußische Landbau, ist insbesondere der Bodenreichthum im Wachsthum begriffen, oder ist die Befürchtung gerechtfertigt, daß auch wir dem Schicksal Frankreichs entgegen gehen müssen, wenn der Uebergang zu einer conservativen Agrarpolitik nicht rechtzeitg angebahnt wird?

Bei Beantwortung dieser hochwichtigen Frage mögen zunächst die Zeugnisse gehört werden, die auf amtlichen Ermittelungen beruhen. Allerdings gehen wir in dem Glauben an amtliche Autorität nicht so weit, wie der Verfasser, welcher die edlen Motive, die sich in den preußischen Landescultur-Edicten ausgesprochen finden, als Beweisstücke für deren gedeihliche Wirksamkeit anführt. Wenn das Edict vom 14. September sich dahin ausspricht: die unbeschränkte Disposition sei das sicherste und beste Mittel, die Grundeigenthümer vor **Verschuldung zu bewahren**, so giebt der Bericht, den die Credit-Commission der Zweiten Kammer vom 3. Mai 1851 über die Creditverhältnisse der ländlichen Grundbesitzer erstattet hat (Nr. 325 der Drucksachen pro 1851), Aufschluß, in wie weit diese gesetzliche Verheißung in Erfüllung gegangen ist. Es heißt daselbst S. 73: „Bereits auf den Provinziallandtagen sind die Creditverhältnisse der ländlichen Grundbesitzer, insbesondere des Bauernstandes, vielfach zur Sprache gekommen; die landschaftlichen General-Landtage haben die Nothwendigkeit einer Regelung derselben in Betreff des Bauernstandes mehrfach hervorgehoben, und die zur Erörte-

rung der Ursachen des in der Provinz Preußen öfter wiederkehrenden Nothstandes ernannte Commission basirt in dem Bericht vom 15. Jan. 1847 ihre Vorschläge zur Vorbeugung desselben vorzüglich auf Errichtung von Hypotheken- und Handelsbanken. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Ereignisse des Jahres 1848 die früher bereits hervorgetretenen Mißstände in sehr erheblichem Maße steigern mußten, und sah ein großer Theil der Abgeordneten aus den östlichen Provinzen sich deshalb veranlaßt, mittelst Vorstellens vom 25. Februar 1850 an das Staatsministerium die Bitte zu richten:

daß die Creditverhältnisse der ländlichen Grundbesitzer amtlich untersucht werden mögen, um dadurch die Grundlagen zur Beseitigung der sich ergebenden Mißstände zu gewinnen.

Diesem Wunsch ist durch die Staatsregierung Folge gegeben worden. Das landwirthschaftliche Ministerium hat über die Belastung des ländlichen Grundvermögens durch Altentheile und gutsherrliche Renten, über den Umfang der Hypothekenverschuldung, den Zinsfuß, die lästigen Nebenbedingungen, über die Quellen der Verschuldung, den Personalcredit ꝛc. von den Special-Commissarien, so wie von einigen Landräthen und Creditbeamten Aufschluß gefordert, und dieser ist durch 137 Berichte in Beziehung auf die Besitzer bäuerlicher Ackernahrungen, so wie der Ritter- und der von den landschaftlichen Creditanstalten ausgeschlossenen größern Güter gegeben worden.

Aus dem solcher Art gewonnenen Material geht nun hervor, daß mit geringen Ausnahmen die Miterben ganz allgemein durch Geld abgefunden werden, was natürlich die Verschuldung der Grundstücke zur Folge hat. Dieselbe ist deshalb in sämmtlichen Provinzen die Regel, mit Ausnahme des überwiegenden Theils von Pommern, wo die Sitte und die ritterschaftliche Privatbank günstig eingewirkt haben, insbesondere aber des Regierungsbezirks Stralsund, wo Hypothekenbücher noch nicht eingeführt sind. Die Höhe der Verschuldung ist ziemlich gleichmäßig in allen Provinzen; sie erstreckt sich gemeinhin bis zur Hälfte des in den Jahren vor 1848 üblich gewesenen Kaufpreises, erreicht aber auch nicht selten $^2/_3$ oder $^3/_4$ desselben. Neben der Erbtheilung sind Kauf ohne genügende Mittel, der Bedarf an Meliorations-Capital und Unglücksfälle die wesentliche Quelle der Verschuldung. Insbesondere wo diese sich auf Personalcredit beschränkt, sind in den von Handelsorten entfernten Gegenden die Bedingungen äußerst lästig, zu denen der Schuldner bei Abschließung oder Prolongation einer Anleihe sich verstehen muß. Neben dem gesetzlichen Zins werden Provision und Zählgeld, Naturalleistungen, Beisaaten, Heunutzungen, freie Weide, billiger Verkauf der Früchte u. s. w. stipulirt, und es finden sich Angaben vor, welche diesen Wucherzins auf 20, 50, nach einem Berichterstatter sogar auf 100 pCt. berechnen. In den dem Wucher anheimgefallenen Lan-

bestheilen wird auch der Viehstand als ungenügend und dürftiger Qualität angegeben."

Bei dem seit Abfassung jenes Berichts lebhaft hervorgetretenen Güter-Verkehr ist die Verschuldung inzwischen durch Eintragung rückständiger Kaufgelder ohne Zweifel ansehnlich gestiegen, doch läßt sich die Höhe der Hypothekenschuld auch nicht annähernd angeben, da die preußische Statistik diesen Gegenstand bisher nicht in's Auge gefaßt hat. Jedenfalls wird man nicht behaupten können, die in dem Gesetz vom 14. September 1811 in Beziehung auf die Befreiung des Grundvermögens von der Verschuldung gegebenen Verheißungen seien in Erfüllung gegangen.

Aehnlich sieht es mit andern schönen Erwartungen aus, welche in den Motiven zu den preußischen Agrar-Gesetzen dargelegt worden. Der unter dem 15. Januar 1847 erstattete Bericht der Commission zur Erörterung der Ursachen des in der Provinz Preußen öfters wiederkehrenden Nothstandes spricht sich dahin aus, daß, während ehedem die Nothstandsverhältnisse aus äußerer Beschädigung: Krieg, Pest, Wasserfluthen, Mißwachs 2c., hervorgegangen sind, seit Einführung der freien Agrar-Verfassung ein inneres chronisches Leiden an dem ökonomischen Leben des Landes zehre. Und doch hat ein hervorragender Parteigenosse des Verfassers, Herr Alfred von Auerswald, bei Abfassung dieses Berichtes wesentlich mitgewirkt. Freilich ist derselbe mit dem Landbau der Ostprovinzen vertraut und dadurch gegen die Consequenzen des agrarischen Liberalismus geschützt.

Endlich müssen wir auf die erschöpfenden Berechnungen verweisen, welche wir in dem Artikel: Die Einwirkung der liberalen Gesetzgebung auf die Landwirthschaft (Bd. V., S. 544. seq. der „Berliner Revue") über Production und Consumtion landwirthschaftlicher Erzeugnisse in Preußen für die Perioden von 1803 und von 1849 gegeben haben. Mittelst dieser Berechnungen, deren wesentliches Resultat kaum zu widerlegen sein dürfte, ist nachgewiesen, daß in der neueren Periode 94 Pfd. Getreide, 16,^{76} Pfd. Fleisch, 26 Quart Milch pro Kopf weniger, dagegen 576 Pfd. Kartoffeln mehr consumirt werden, als in der früheren Periode; daß dem Nahrungswerthe nach die Consumtion des preußischen Volks sich um 40 pCt. verschlechtert hat. Es ist ferner nachgewiesen, daß der Ertrag des Landes im Getreidewerth von 2,^{7} auf 2,^{4} Centner pro Morgen, daher um 12,^{5} pCt. gesunken ist, weil der Viehstand und mit ihm der Bodenreichthum mit der Ausdehnung der urbaren Flächen bei weitem nicht gleichen Schritt gehalten, die Grundbesitzer vielmehr gezwungen sind, den Getreidebau auf Kosten der Viehzucht und der Bodenkraft zu forciren. Eine Verminderung der Steuerkraft der Grundbesitzer und ihrer Leistungsfähigkeit im Kriege folgt daraus von selbst; eben so die stete Zunahme dieser Mißstände bei dem Fortbestande ihrer Ursachen.

Wenn unser Autor sich darauf stützt, daß die günstigen Wirkungen der agrarischen Reformen auch noch neuerdings durch Ministerial-Denkschriften und durch Autoritäten, wie Koppe, Lette, Dieterici rc. constatirt worden, so soll diesem Urtheil nach einer Richtung hin keineswegs widersprochen werden. Offenbar hat eine außerordentliche Rührigkeit sich auch in der ländlichen Bevölkerung entwickelt, und deren ehedem sprichwörtliche Faulheit würde heut ein großes Unrecht sein. Eben so ist überall eine geistige Regsamkeit hervorgetreten, welche zum Nachdenken, Beobachten und zu vergleichenden Versuchen anregt. Auf den größeren Landgütern ist vielfach ein ausgezeichneter, auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhender Wirthschaftsbetrieb bemerkbar. Aber die gesteigerte Geistes- und Arbeitsthätigkeit, wenn sie kein anderes Resultat hat, als die Steigerung der Bodenthätigkeit, wenn sie nicht zur Erhaltung und Mehrung des Bodenreichthums angewendet wird, kann immer nur momentan günstige Erfolge haben; sie wird der Zukunft um so verderblicher sein, sofern sie die Mittel an die Hand giebt, die Bodenkraft um so gründlicher zu erschöpfen. Das Steigen des Werthes der Güter, die äußerlich zu Tage tretende Sorgsamkeit in der Benutzung der wirthschaftlichen Kräfte sind keine Beweise gegen den Rückschritt, da sie mit dem Bodenreichthum in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen und zahlreiche andere Momente den Preis der Grundstücke bestimmen.

Wenn aber selbst in Preußen die freie Agrar-Verfassung nicht die Erwartungen erfüllt hat, welche deren Einführung begründeten, so ist damit ihr Urtheil gesprochen, da sie hier in friedlichem, legalem Wege eingeführt worden, und da hier überhaupt der Liberalismus in milder Form von einer Regierung gehandhabt worden, die noch immer an dem, freilich antiquirten, Princip der Landesväterlichkeit und Fürsorge festhält.

Herr Reichensperger macht kein Hehl daraus, daß die Besorgniß vor den reactionären Bestrebungen der Gegenwart ihn zur Abfassung der vorliegenden Schrift veranlaßt habe. Er fühlte sich berufen, im Interesse seines Vaterlandes und der Menschheit als Verfechter der freien Agrarverfassung aufzutreten, von deren reiner und unverfälschter Aufrechterhaltung er die Freiheit der Völker, deren materielles Wohlergehen und sittliche Veredlung, die Größe und Macht der Staaten abhängig glaubt. Daß derselbe in diesem Beruf, wie in diesem Glauben sich getäuscht hat, darüber sind wir den Beweis nicht schuldig geblieben.

Um indessen die Agrarfrage ihrer Lösung näher zu führen, werden wir hiernächst zu untersuchen haben: worin die mit derselben im Zusammenhang stehenden reactionären Bestrebungen der Gegenwart bestehen, welche gemeinschädliche Bahnen sie möglicherweise verfolgen können und welche Befürchtungen hiernach als gerechtfertigt anzuerkennen sind.

Das Reich der Befürchtungen ist ein unbegrenztes, sobald es zugleich mit der Gespensterfurcht zusammenfällt, die nur durch das Licht einer klaren, nüchternen Anschauung gebannt werden kann. Suchen wir daher zuvörderst die äußersten Grenzen festzustellen, bis zu denen die reactionären Bestrebungen, so weit sie mit der Agrarfrage zusammenhängen, zur Zeit möglicherweise ausgedehnt werden können. In dieser Beziehung glauben wir in der Voraussetzung nicht zu irren, daß selbst unser Autor in seinen Befürchtungen nicht so weit gehet, als könne unser grundbesitzender Adel die Wiedererlangung der politischen Rechte anstreben, deren er sich in den Zeiten des Mittelalters erfreute. Der Adel war damals ziemlich souverain, die Wiedererlangung der mittelalterlichen Rechte würde mit der Abschaffung der Monarchie gleichbedeutend und ohne Gewaltmittel nicht durchzuführen sein. Inzwischen hatten jene Zeiten doch auch ihre Schattenseiten, und ohne die Kampfesbereitschaft der Altvordern dürfte die Rückkehr zu dem Faustrecht 2c. äußerst unbequem werden. Wenn überdies die eiserne Faust der Hohenzollern jene starken, auf zahlreiche Hintersassen sich stützenden Männer gebeugt hat, so wird heute kaum ein beachtenswerther Widerstand zu besorgen sein. Jede Reaction in diesem Sinne gehört aber um so mehr in das Reich der krankhaften Phantasieen, als der preußische Adel sich aufrichtigen Herzens den großen Principien der Monarchie angeschlossen, er nie gefehlt hat, wo es galt, sein Blut für den Aufbau und die Befestigung derselben zu vergießen, er mit derselben und mit seinem Königshause unlösbar verwachsen ist. Und vermöge dieser Identificirung mit den großen Principien der Monarchie hat der Adel Preußens bewiesen, daß er seine Zeit erkannte, indem die Geschichte den Untergang aller Reiche lehrt, denen das Glück versagt worden, durch starke Regenten zu centraler Staatsgewalt erhoben zu werden.

Während selbst in England das Bedürfniß einer größeren Centralisation der Staatsgewalt sich zu erkennen gegeben hat, kann hiernach in unserm Vaterlande von einer Rückkehr zu dem reinen, unverfälschten Mittelalter auch nicht entfernt die Rede sein. Im Gegentheil hat die Ritterschaft das ganze Gewicht ihres moralischen und politischen Einflusses geltend gemacht, um unser Verfassungsleben vor den Consequenzen des Constitutionalismus, d. h. vor der Schwächung der Krone, zu bewahren, weil sie richtig erkannt, daß, umgeben von mächtig centralisirten Großstaaten, Preußen nur bei einheitlicher und ungeschwächter Centralgewalt seinen Rang in dem europäischen Staatsleben zu behaupten im Stande, weil sie fühlt, daß die Schwächung der Krone mit der des Vaterlandes gleichbedeutend sei.

So weit es sich um allgemeine politische Rechte handelt, würde die Reaction sich hiernach auf die Wiedererlangung der Stellung zu beschränken haben, welche die Ritterschaft unter der absoluten Monarchie eingenommen hat. Diese war allerdings eine äußerst bedeutungsvolle

und einflußreiche, indem dem Adel nach seiner Bestimmung die Vertheidigung des Staats, so wie die Unterstützung der äußeren Würde und inneren Verfassung desselben hauptsächlich oblag. (§ 1. Tit. 9. Th. II. des Allg. Landr.) Es ist aber augenfällig, daß hier nicht von Rechten, sondern von Pflichten die Rede ist, Pflichten, welche mit Hingebung nicht allein vom Adel, sondern, je nach ihren Mitteln, von allen Klassen der Nation erfüllt worden sind. Dabei hat die Reaction keinen Anlaß, die Rückkehr zu dieser, in der Geschichte Preußens tief begründeten Bestimmung anzustreben, da sie noch in voller Gesetzeskraft fortbesteht. Die Ritterschaft hat um so weniger Anlaß, die politische Stellung zu reclamiren, deren sie sich bei Emanation des Allgemeinen Landrechts erfreute, da sie inzwischen neben jenen althergebrachten Pflichten auch erhebliche Rechte theils neu erlangt, theils gesetzlich bestätigt erhalten hat. Wir erinnern hier an die wichtige Bestimmung, daß die Landräthe durch die Ritterschaft aus ihrer Mitte präsentirt werden müssen, an die Stellung der Ritterschaft auf den Kreis- und Provinzial-Landtagen, an die Schöpfung des Herrenhauses &c. Sollen der Ritterschaft demnach nicht geradezu unvernünftige, selbstmörderische Tendenzen beigemessen werden, wozu keinerlei Anlaß oder Berechtigung vorliegt, so wird man bei derselben ein Streben nach der politischen Stellung der Vergangenheit nicht voraussetzen dürfen.

Sind wir recht unterrichtet, so erstrecken die Befürchtungen der Männer der Freiheit und des Fortschritts sich auch eigentlich nicht auf das Gebiet der allgemeinen Politik. Man setzt von der Ritterschaft wohl voraus, daß sie nicht beabsichtige, in die Rechte der Krone einzugreifen. Aber in die Rechte des Volks einzugreifen, dasselbe wiederum in ein Abhängigkeitsverhältniß zu versetzen, dadurch wohlfeile Arbeitskräfte zu erlangen &c. — das ist ein Streben, welches materiellen Gewinn, befestigte Macht, wenn auch letztere nur innerhalb der Gutsbezirke, verheißt. Auf diesem Gebiete kann die Ritterschaft möglicherweise von der Krone, oder doch mindestens von den reactionären Mitgliedern der Regierung unterstützt werden; der in dieser Richtung sich geltend machenden Reaction wird auf alle Weise entgegenzutreten sein. Suchen wir uns klar zu machen, welches Gewicht diesen Befürchtungen beizulegen ist.

Allerdings hatte die Feudalverfassung eine überaus wichtige ökonomische Bedeutung, und deren Fortbestand durch eine so lange Reihe von Jahrhunderten findet eben darin seine Erklärung, daß die politischen Institutionen der Vergangenheit in dem wirthschaftlichen Leben wurzelten, daß sie aus diesem naturwüchsig sich hervorbildeten. Während das wirthschaftliche Leben des Alterthums auf der Sklaverei beruhete, erlag dieses System der siegenden Gewalt des Christenthums; die Naturalwirthschaft trat an die Stelle der Sklavenwirthschaft. Der freie Arbeiter ward durch das Nutzungsrecht eines Bauerhofes bezahlt, seine Existenz ward durch Weide- und Holznutzungen, durch Inventarienstücke &c. ge-

sichert, und dessen ganzes Dienstbarkeitsverhältniß reducirte sich nach dem Erstehen der Monarchie schließlich auf die Verpflichtung, ein Gespann resp. einen Arbeiter für den Grundherrn zu erhalten. Die Erbunterthänigkeit ist nicht nothwendig mit dem Feudalsystem verbunden.

Wie sehr das neunzehnte Jahrhundert sich an politischer Weisheit auch über das Mittelalter erhoben glauben mag, man wird einräumen müssen, daß es ein überaus geistreicher und practischer Ausweg war, den die Begründer des mittelalterlichen Staats hier betraten. Die denselben vorliegende Aufgabe hatte ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Auf der einen Seite sollte die mit den Grundgesetzen des Christenthums unvereinbare Sklavenarbeit vermieden werden, während auf der andern Seite das System der freien bezahlten Arbeit nicht Anwendung finden konnte, so lange die Staatskraft nicht so weit ausgebildet war, um ein geordnetes Geldwesen möglich zu machen. Die feudale Agrarverfassung lösete diese Aufgabe mit bewundernswürdigem Geschick, sie entsprach den Bedürfnissen der damaligen Gesellschaft in einem sehr vollkommenen Grade. Aber deren Aufgabe war auch wiederum erfüllt, und sie mußte einer productiveren, einer höheren Wirthschaftsform weichen, nachdem unter der Aegide der absoluten Monarchie das Staatsleben bis zur reinen Geldwirthschaft herangebildet, dadurch das System der freien bezahlten Arbeit möglich geworden war. Auch dieser Uebergang zu der productivsten Wirthschaftsform, zu derjenigen, die allein einen auf wissenschaftlichen Grundlagen basirenden Wirthschaftsbetrieb gestattet, ist in unserm Vaterlande seit einem halben Jahrhundert angebahnt, seit einigen Decennien fast überall durchgeführt worden.

Damit ist das bedeutungsreichste Werk unseres Staatslebens vollendet. Groß waren die Anstrengungen und die Opfer, welche demselben gebracht worden sind, zahlreiche Familien sind darüber zu Grunde gegangen. Aller Orten sind große Capitalien verwendet worden, um die dem neueren System entsprechenden wirthschaftlichen Einrichtungen zu treffen, die Wohnungen für freie Arbeiterfamilien aufzurichten 2c. Dem Landbau liegt noch gegenwärtig die Pflicht ob, diese Capitalien zu verzinsen und sie demnächst zurückzuzahlen. Das gleiche Erbrecht und der Güterverkehr haben überdies zu ansehnlichen Hypothenlasten Anlaß gegeben, die Höfe der Rusticalen sind vielfach zerschlagen oder Vorwerken einverleibt, die großen Gütercomplexe sind nicht selten in zahlreiche Vorwerkswirthschaften aufgelöst 2c. — und nach allen diesen Vorgängen muß jedem Denkfähigen sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß die Rückkehr zu der wenig productiven Naturalwirthschaft materiell, rechtlich und politisch unmöglich sei. Nur die absoluteste Unkenntniß der ländlichen Verhältnisse kann der Reaction so thörichte Tendenzen unterschieben.

Diese kann vielmehr keinen anderen Zweck im Auge haben, als die rechtliche Freiheit der Bodenbewegung zu einer thatsächlichen Freiheit

zu erheben, das ländliche Grundvermögen von dem ertödtenden Druck zu befreien, den das Geldcapital vielfach auf dasselbe ausübt, denjenigen Bodenzersplitterungen und Besitzveränderungen vorzubeugen, welche lediglich in diesem Druck, nicht aber in dem wirthschaftlichen oder gesellschaftlichen Bedürfniß ihre Entstehung finden. Auch hat in der That das Programm der Rechten sich nur in diesem Sinne ausgesprochen.

Aber, — so hören wir unseren Autor ausrufen — hat nicht die Ritterschaft der Aufhebung der Gerichtsherrlichkeit sich widersetzt, ist nicht ihren Bestrebungen die Conservation jener antiquirten Dominial-Polizei zu verdanken? Wie will man die reactionären Bestrebungen der Gegenwart und daß diese eine stark mittelalterliche Färbung haben, in Abrede stellen?

Man wird jene Thatsachen anerkennen und gleichwohl die mittelalterlichen Gelüste der Ritterschaft bestreiten müssen, sobald man die in der Natur der Dinge liegenden Motive berücksichtigt, welche das Verhalten der Ritterschaft in Beziehung auf die Gerichtsherrlichkeit geleitet haben. Der Liberalismus ist gewohnt, die den Rittergütern anklebende Gerichtsherrlichkeit als aus Gewaltmißbrauch hervorgegangen zu bezeichnen, und auch der Verfasser spricht von dem „consequent ausgeübten Druck der großen Grundherren, dem es gelungen sei, über die Gesammtheit des ursprünglich freien Grund-Eigenthums ein enges Netz von Beschränkungen zu werfen.“

Es mag ausnahmsweise einen solchen Druck gegeben haben, denn welche menschliche Einrichtung wäre vor Mißbräuchen geschützt, aber dem Feudalsystem selbst gehörte derselbe nicht an. Die dem großen Grundbesitz anklebende Gerichtsherrlichkeit war unvermeidlich, so lange für Rechtspflege, für Befriedigung des Verwaltungs-Bedürfnisses nicht anderweit Vorsorge getroffen war. So lange es weder Kreis-Gerichte, noch Landräthe, noch Regierungs-Collegien gab, mußten die Obliegenheiten derselben von denjenigen in die Hand genommen werden, welche bei Aufrechterhaltung der rechtlichen und gesellschaftlichen Ordnung vorzugsweise betheiligt waren, d. h. von den großen Gutsherren — es blieb eben kein anderer Ausweg.

Mit dem Erstarken der Monarchie ging ein großer Theil der den Grundherren beiwohnenden Staatsfunctionen an die Krone über, oder sie unterlagen der Leitung und Controle der von dieser ressortirenden Behörden; sie wurden überall unter Zustimmung der Centralgewalt ausgeübt. Der Liberalismus hat nun mit entschiedenem Erfolg gestrebt, diese dem Rittergutsbesitz anklebende Staatsgewalt zu beseitigen, die Patrimonial- und Polizeigerichtsbarkeit abzuschaffen; er hat selbst den Versuch nicht gescheuet, die öffentliche Gewalt innerhalb der großen Gutsbezirke in die Hände der aus Urwahlen hervorgetretenen Gemeindebezirke zu legen. Wenn auch die letztere Consequenz des naturrechtlichen Princips an der Natur der Dinge gescheitert ist, so gehen doch die Befürch-

tungen der Fortschrittsmänner dahin, die Reaction wolle den Rittergütern wiederum die ganze Fülle mittelalterlicher Localgewalt zuwenden. Nun wird jedoch Niemand behaupten können, die Gerichtsherrlichkeit habe dem Inhaber derselben materielle Vortheile gebracht, da dieselbe im Gegentheil nicht unerhebliche pecuniäre Opfer erheischte. Auch ist jedenfalls der in der Ausübung staatlicher Autorität liegende Genuß, sofern diese Autorität durch tausendfache Paragraphen und Rescripte geregelt und beschränkt worden, äußerst gering zu veranschlagen — insbesondere nachdem neuerdings die Dominialpolizeiherren dem Disciplinargesetz unterworfen worden. Wenn die Rittergutsbesitzer dessenungeachtet und unter so peinlichen Bedingungen sich für Beibehaltung der Dominialpolizei ausgesprochen haben, so liegt die Erklärung einfach darin, daß das Bedürfniß nach Aufrechterhaltung der polizeilichen Ordnung, insbesondere für den größeren Gutsbesitzer, ein überaus dringendes, der Centralstaat aber außer Stande ist, dasselbe durch seine Organe ordnungsmäßig zu befriedigen. Wie mangelhaft die Dominialpolizei auch vielfach verwaltet werden mag — die Bürgermeistereien in Rheinland, die Amtmänner in Westphalen, die Districts-Commissarien in Posen haben bei den Einsassen noch nicht die Geltung zu erlangen vermocht, welche die allgemeine Einführung besoldeter Landpolizeiverwalter wünschenswerth erscheinen läßt. Dasselbe kann in Beziehung auf den Ersatz der Patrimonial- durch die Kreisgerichte angeführt werden. Wie verwerflich dem Principe nach auch die mittelalterliche Gerichtsverfassung sein mag, in der Praxis und bei den Gerichtseingesessenen haben die Vorzüge der modernen Gerichtsverfassung sich noch keine Anerkennung zu verschaffen vermocht, und es darf mindestens bezweifelt werden, ob eine sorgfältige Pflege und Reform der älteren Einrichtungen nicht günstigere Resultate gehabt haben würde. In Betreff des Budgets ist dies in keinem Falle zu bestreiten.

Die Reaction verfolgt in Beziehung auf die ländliche Gerichts- und Polizei-Verfassung keinen anderen Zweck, als die Beseitigung der Mißstände, welche überall hervortreten müssen, wo die Central-Regierung durch ungenügend besoldete Beamte die staatlichen Angelegenheiten in jedem Dorf und in jeder Hütte wahrnehmen läßt; wo die Trennung der Justiz und der Administration auf die Spitze getrieben worden; wo den bei Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung zunächst Betheiligten dabei jede Mitwirkung versagt wird — Mißstände, die aller Orten unverkennbar hervortreten. (Vergl. den Artikel: „Die Doctrin und die Verwaltung“, Bd. I. S. 363 seq. der „Berliner Revue“.) Zwar haben auch unsere liberalen Politiker diese Mißstände anerkannt; auch sie treten dem Uebermaß des bureaukratischen Regiments entgegen, auch sie wollen Decentralisation und Selfgovernment; allein sie sind noch immer nicht zu der Erkenntniß gelangt, daß gesellschaftliche Organisation und die Grundlage derselben: Herstellung befestigten Grundbesitzes, daher Beseitigung der freien Agrar-Verfassung, die Bedingung der Ge-

meinde-Freiheit sind. Sie wollen den Zweck, können sich aber zu den Mitteln nicht verstehen.

Doch dies mag genügen, um darzuthun, daß vom praktischen Standpunkte aus eine Reaction gegen die vom Liberalismus angestrebte Gerichts- und Polizei-Verfassung wohl gedacht werden kann, ohne daß daraus mittelalterliche Gelüste gefolgert werden dürfen. Wir haben überdies dargethan, daß die Ritterschaft keinerlei Anlaß habe, die politischen Rechte der Vergangenheit anzustreben, daß die Rückkehr zur Naturalwirthschaft nur der krankhaften Phantasie möglich erscheinen kann.

Insoweit die Schrift des Herrn Reichensperger demnach den Zweck hat, vor der Rückkehr zu der ländlichen Verfassung des Mittelalters zu warnen, die reactionären Bestrebungen der Gegenwart auf dem Gebiete der Agrarpolitik zu bekämpfen, hätte sie füglich ungeschrieben bleiben können.

Dagegen sind wir weit entfernt davon, das Bestehen einer Reaction überhaupt und insbesondere einer von dem großen Grundbesitz getragenen Reaction in Abrede zu stellen. Diese ist inzwischen wesentlich geistiger Natur; sie kämpft mit den Waffen des Geistes und der Wissenschaft wider jene einseitigen und darum unwahren Doctrinen, die, nur stark im Zerstören, sich unfähig erwiesen haben, das Werk der gesellschaftlichen Regeneration zu fördern. Sie will die christliche Freiheit, den sittlichen Fortschritt durch Staats-Institutionen herbeiführen, die, mit den ewigen Gesetzen der Gesellschaft, und daher mit den Geboten Gottes übereinstimmend, in der Erfahrung ihre Begründung finden. Auch darin mag ein reactionäres Streben erkannt werden, daß die Ritterschaft glaubt, den nivellirenden Tendenzen des Liberalismus gegenüber sich jenen Einfluß und jene Stellung im Staatsleben wahren zu müssen, die überall den größeren, den befestigten, den mit den vaterländischen Interessen unlösbar verwachsenen Wirkungskreisen gebühren. Denn jene nivellirenden Tendenzen sind weit davon entfernt gewesen, thatsächliche Gleichheit herbeizuführen; sie haben vielmehr nur den Erfolg gehabt, der Herrschaft des Geldadels die Wege zu bahnen, eines Adels, dem der Grundadel die Ebenbürtigkeit nur einzuräumen hat, nachdem jener gleich diesem für das Vaterland gekämpft, geblutet und gewirkt haben wird. Ueberall, wo ein frisches gesellschaftliches Leben waltet, da ist eine Reaction durch die Natur der Dinge geboten, und die unverwüstliche Einseitigkeit der Tagespolitiker manifestirt sich eben darin, daß sie nur die in das Mittelalter zurückstrebende Reaction kennt, d. h. diejenige, die an und für sich unmöglich, deren Bekämpfung daher so wohlfeil ist. Nicht von einer mittelalterlichen Reaction droht dem Liberalismus Gefahr, wohl aber von derjenigen, welche, die Bedürfnisse des Lebens erkennend, den socialen und politischen Fortschritt unter Berücksichtigung der ewigen Gesetze der Gesellschaft anstrebt, d. h. von der Socialpolitik.

Das Stadtpatriciat.

C. H. Freiherr Roth von Schreckenstein hat so eben (in Tübingen bei Laupp) ein Werk erscheinen lassen, das unter dem Titel: „Das Patriciat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten, als Beitrag zur Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Adels," ein lebensvolles und ungemein frisches Bild jenes Kernes und Glanzpunktes der deutschen Städte im blühenden Mittelalter giebt. Bezeichnend für die Richtung und die Zeittendenz des Buches ist schon das Motto desselben, das, einem der Gespräche des Joh. Val. Andreä entnommen, in deutscher Uebersetzung lautet: „Raspinus: Gewiß, diese Zeiten sind schwer und böse, es ist mühsam, emporzukommen." — „Heraclytus: Ach, glaube mir, es war immer so, ich sehe hier nicht mehr Schlimmes, als anderswo." Der lebenskräftige, hoffnungsreiche Sinn des Verfassers zeichnet sich so schon auf dem Titelblatte. Im Vorworte zeigt er diesen Sinn noch deutlicher. Dort lesen wir: „In Tagen, in welchen die Gleichmacherei, Formlosigkeit und Regellosigkeit fördernd, Unheimliches vorbereitet, hat die Geschichtsforschung eine besondere ernste Pflicht zu erfüllen. Sie hat sich der Geschichte einzelner Stände und Gruppen zuzuwenden und den reichen, Belehrung und Begütigung in sich tragenden Stoff plastisch darzustellen. Sie hat das Neben- und Ineinanderwirken der einzelnen Gesellschaftsgruppen anschaulich zu machen und einstmalige Daseins-Formen in der Natur der Menschen begründeter Stände in möglichster Bestimmtheit und Uebersichtlichkeit zu charakterisiren. Sie hat mit einem Worte den lebendigen Organismus der dürren Abstraction gegenüber zu stellen, auf daß, wer Augen hat, sehen kann."

Man bemerkt sogleich, daß diese Schrift in edelster Weise eine Apologie für den deutschen Adel, für seine Geschichtlichkeit, für seine Tiefe und Lebenskraft sein soll, die Apologie eines Standes, der um so nationaler ist, je inniger er mit der Gesammtnation (und vorzugsweise durch das Stadtpatriciat) verbunden ist. Der Verfasser sagt in dieser Richtung offen und ritterlich, „den Aristokraten und Katholiken in Schrift und Wort zu verläugnen, wird dem Verfasser eben so wenig beifallen, als er diese seine Sonderstellung jemals durch die That verläugnen möchte."

Der Verfasser führt seine Apologie des Adels in diesem Buche indeß in keiner gezwungenen und übertreibenden Art durch, er beweis't für seinen Stand indirect, indem er auf der einen Seite das Stadtpatriciat als die Blüthe städtischer Entwickelung hinstellt, gegenüber der oft behaupteten, aber unwahren Annahme, daß die bloße Zunftgenossenschaft die städtischen Keime zur höchsten Frucht gebracht habe, und indem er auf der andern Seite die Vermittelung zwischen Stand und Stand,

welche diese wahre Blüthe städtischen Lebens, das Stadtpatriciat, mit dem Adel überhaupt zu Stande bringt, sowohl als eine organische Steigerung, als auch als eine Anerkennung des organischen Bürgerstandes gegen den Adelstand und umgekehrt darlegt.

Das Werk hat zunächst den großen Vorzug, daß es nicht, wie so viele germanistische Arbeiten, mit einer profunden Gelehrsamkeit, die auf jedem Trödel zu erstehen ist, wie der Kundige weiß, prunkt, sondern mit fester Hand Resultate, wo eine frühere Forschung solche gewonnen hatte, zusammenfaßt, und wo eine neue Untersuchung nöthig wird, wie über die germanische Urzeit und ihre Freien, solche gleichsam beiseits führt und den Leser nicht erst lange in seiner historisch-analytischen Schmelzküche warten und um den Appetit kommen läßt. Das Buch wird darum, abgesehen davon, daß ihm seine lobenswerthe Tendenz viele Leser sichert, viel gekauft werden, weil es allen gebildeten Kreisen, Frauen und Männern, eine höchst angenehme und pikante Unterhaltung bietet. Denn es ist mit den frischesten, oft kecksten Schilderungen von mittelalterlichen Inbissen, Turnieren, Festen, Aufzügen, Geschlechtstafeln, Schwänken und Sittenspiegeln gefüllt, ohne doch darum in eine Anekdotensammlung zu zerbröckeln.

Allerdings ist nicht zu verkennen, daß das katholische Bekenntniß des Verfassers hier und da seinen Standpunkt einseitig macht, auf der andern Seite aber ist ihm doch eine edle Wahrheitsliebe nachzurühmen, welche auch für die Theilnehmer an seinem Bekenntnisse durchaus nicht blind eingenommen ist. Zudem stimmen wir und mit uns die tiefere protestantische Geschichtsforschung darin mit ihm überein, daß in der That mit dem Ausbruch der Reformation ein Zerfall aller großen corporativen Gliederungen in Deutschland beginnt, der bis auf den heutigen Tag fortdauert, nur glauben wir der ganzen deutschen Entwickelung gerechter zu werden, als der Verfasser, wenn wir die Bewegung, welche auf dem einen Gebiete zur Reformation herausführte, in ihrer Gesammtheit erfassen und in ihr berechtigte und unberechtigte Momente unterscheiden. Denn der Subjectivismus, um der Kürze wegen dies abgetragene Wort doch in den Mund zu nehmen, konnte nur in einer Zeit, in welcher die großen plastischen Gestaltungen in Kirche, Reich und Stadt zerlöchert waren, zu Tage treten und zum Siege kommen, und wo er sein Werk im Anschluß an große ewige, wenn auch unsichtbare Mächte betrieb, da stellt er eben in dieser seiner Appellation von den zerfallenden sichtbaren Mächten (der römischen Kirche) an die unsichtbare eine Steigerung dar, wo er aber bei seiner nothwendigen Verzichtleistung auf die bestehenden, aber zerfallenden äußeren Mächte (in Reich und Stadt) auf einmal ganz haltlos wird, da tritt auch seine Berechtigung ganz zurück.

So ist diese Bewegung seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete des städtischen Lebens sicher von den bedauerungswerthesten Folgen begleitet gewesen. Das Patriciat hatte

sich, wenn auch nicht überall, verknöchert und seine Bluterneuerung aus den Zünften vielfach unmöglich gemacht; die Zünfte begannen die Bedeutung des Patriciats für die städtische Freiheit zu unterschätzen, sie übersahen auf einmal, daß im Patriciat erst jene Krone des Städtethums gegeben sei, welche dasselbe zu einem gleichberechtigten Reichsstand machte. Wenn ein Chronist des Mittelalters sagt, ein Kölnischer Kaufherr könne wohl um eines Königs Tochter freien, so ist damit nichts an sich Falsches gesagt. Die Kölner Altgeschlechter (die sogenannte richerzecheit) standen wirklich als die Pairs und Mitregenten eines räumlich freilich nicht zu großen, aber durch Reichthum, Kunst, Handel und Schifffahrt weit ausgebreiteten Reiches da. Diese Anschauung des „Bürgerthums" ist unserer Zeit unglücklicher Weise ganz fremd geworden, sie hat sich an eine Stände*folge*, welche eine *Rang*folge ist, gewöhnt, und ist durch dies immer mehr wachsende Mißverständniß immer mehr von der guten alten Politik der Freiheit und der Selbstverwaltung abgekommen. Als die Zünfte in die Herrschaft, um so zu sagen, mit gewaltsamer Hand einbrachen, hier und dort wohl gar mit fremden Mächten, mit Fürsten oder sonstigen Gewaltigen, im Bunde, da zerbrachen sie die Krone der Stadt, denn sie waren nicht im Stande, die alte Herrschaft weiter zu führen. Das Patriciat blieb aber dennoch mit seinem Reichthum, seinem Ansehen, seinen Beziehungen und Verwandtschaften zum Land-Adel bestehen, und die neuen Gewalthaber konnten es wohl in eine privatere Stellung *zurück*drängen, sich an seine Stelle setzen, aber sich nicht in dasselbe *hinein*drängen. Das Resultat war, um es mit Freiherrn von Schreckenstein's Worten auszusprechen: „Das Zunftbürgerthum verlor an intensiver Kraft, was ihm an politischen Rechten beigelegt worden war, sobald einmal die Männer, die den Sieg erfochten hatten, nicht mehr in Reih' und Glied stunden. Die Zünfte schrumpften aus Organen einer anstrebenden, bewegten Masse zu Abtheilungen einer nunmehr gesättigten, ja überfüllten, kaum noch zum Patriciate, *nicht aber zur gesammten Bürgerschaft einen Gegensatz bildenden*, folglich auf Ruhe angewiesenen Einwohnerklasse zusammen." . . . „Der Geschlechterstand hatte der Zahl nach in den Städten abgenommen, seitdem er nicht mehr die Bürgerschaft ausschließlich bildete. *Dagegen schlossen sich die Patricier enger an einander an*, und in den Familien, die ihren Einfluß zu behaupten wußten, erhielt sich nicht selten ein racemäßig fortgepflanztes Geschick zur Leitung städtebürgerlicher Angelegenheiten. Man hat den Geschlechtern vielerlei vorgeworfen, Beschränktheit und Ungeschick aber im Allgemeinen niemals. Mancher talentvolle Volks-Tribun fand an den klugen alten Herren des Rathes seinen Meister. Als Kaiser Ferdinand I. einmal in Nürnberg war, fragte er den Rathsherrn Anton Tucher, wie man denn so viel Volks einträchtiglich leiten könne? Tucher gab die Antwort: „Mit guten Worten und harten Strafen." —

In der ersten Zeit nach der neuen Einrichtung des Städtewesens hebt sich die Blüthe des Städtethums noch einmal kräftig empor; aber nicht lange, und der wüthende und ruinirende Kampf zwischen Fürsten, Adel und Städten beginnt. Es waren die Tage Kaiser Karl's IV.

Die liberale Geschichtsschreibung in ihrer Betrachtung des Städtewesens hat es sich leicht genug gemacht, diesen Kampf zu erklären. Barthold sagt, es sei ein Kampf menschlicher Freiheit und Gesittung gegen die Anmaßung roher Gewalt und Denkart gewesen. Das Ritterthum vertritt ihm die Barbarei, in den Städten keimt die moderne Zeit. Aber er weiß trotz seiner schönen Phrasen dann nicht zu erklären, warum denn bald darauf die herrlichen Städte zu sinken begannen. Freiherr von Schreckenstein erwidert ihm zunächst, daß das Verhältniß zwischen Bürger und Ritter denn doch nicht so ohne Weiteres das zwischen Barbaren und Civilisator gewesen sei. Freilich, es gab Raubritter genug, aber es giebt auch eine lange Reihe städtischer Gewaltsamkeiten, Justizmorde rc., wie dies bei Schreckenstein ausgeführt ist.

Seitdem das Patriciat gesunken war, fehlte den Städten ihre ständische Würde, trat der bis dahin gebundene Gegensatz zum Landadel in vollster Schärfe hervor. Wir können uns hier auf keine historischen Untersuchungen einlassen, möchten aber doch darauf hinweisen, daß ein sichtlicher Zusammenhang zwischen dem Aufkommen des Raubritterthums und der steigenden Würdelosigkeit der Städte besteht.

Städte und Adel rieben sich gegenseitig auf, der Fürst und die Landeshoheit triumphirte über beide. Unter Karl V. zeigt sich die veränderte Stellung der alten Mächte zuerst im klaren Lichte. Die Zünfte werden argwöhnisch von ihm betrachtet; „daß er das Zunftregiment stürzen werde, sobald er durch Siege über die Fürsten des schmalkaldischen Bundes die nöthige Macht besitze, war ohne Zweifel anzunehmen"... „Kaiser Karl befolgte die Dictate einer sicher rechnenden und scharfklugen, aber keineswegs erbaulichen Politik in seinem Verfahren gegen die Städte. Den Patriciern gab er einen Theil der ehemals von den Geschlechtern unter völlig anderen Verhältnissen besessenen Uebermacht auf dem Papiere zurück und überließ es ihnen, wie sie sich mit den gedemüthigten Zunftgenossen in's Reine setzen konnten. Die Verfassung wurde in sehr vielen Städten durch kaiserlichen Befehl umgestoßen. Die Zünfte erlangten niemals wieder eine Gefahr drohende Macht, allein auch die Geschlechter konnten niemals wieder zu unbeanstandetem Einflusse gelangen. Fortan blieben sie freilich in denjenigen Städten, in welchen sie sich über die Zunftwirren hinaus bis zum Beginne des sechszehnten Jahrhunderts erhalten hatten, mit einer gewissen in's Auge fallenden Machtvollkommenheit ausgestattet, aber die Städte, in denen sie jetzt eine Art Oberherrlichkeit übten, waren nicht mehr die alten einflußreichen Glieder des Reichs."

Diese Zeit des langsameren oder rascheren Verfalls des deutschen

Städtelebens ist unendlich traurig. Die Geschlechter zeigen sich egoistisch, exclusiv, die Zünfte zerfallen und werden philiströs. Zu gleicher Zeit verschwindet der deutsche Welthandel, der Bau der Dome stockt, die städtischen Malerschulen verfallen, es kommt ein graues, trauriges Zeitalter, in dem die Bureaukratie ihre Geburtsstunde findet. In das Stadtregiment kam eine fremdartige Gelehrsamkeit der Herren Doctoren, selbst die Sprache ändert sich nunmehr, sie wird ganz plötzlich geschnörkelt und pedantisch. Schon 1571, also vier Menschenalter nach Luthers Bibel-Uebersetzung, schreibt man auf einen Grabstein in die Reihe der Tugenden des darunter Liegenden:

„Fremb sprach und Ler jm liebt,
Dar jnn von jugent auff sich üebt."

In den Städten kommen die „Honoratioren" auf, welche das Wenige der Selbstverwaltung, das noch geblieben ist, unter sich theilen. „Damals war es, daß man in Speier die Einwohner in Allbahiesige, Allhiesige, Fremde und Hergelaufene" theilte! Eine neue Art von Städten erhebt sich, die Residenzstädte. Ein der alten Stadt als solcher fremdes Element macht sich vielfach zu ihrem Mittelpunkt, Garnisons- und Universitätsstädte zeigen denselben Typus. Beamten-Collegien, welche in den Mittelpunkten der neuen Staatsbezirke sich niederlassen, vollenden die neue Art eines unfreien Städtethums.

Das war das Loos jener stattlichen Genossenschaften, deren Geschlechter früher in Ritterorden und Domstifter eintraten und die überall dem Adel gleich waren, so fest auch bestimmt war, daß sie etwas Anderes waren als Edelleute.

So heißt es vom ersten Großmeister des deutschen Ritterordens, Waldpot (von Nassenheim), einem Bremer Bürger: „He was von Gebohrt kein Edelmann, averst sines Levendes und siner Döget nah waß he sehr edell." Andere Chronisten nennen ihn nobilis civis. Auch der zweite Großmeister des deutschen Ritterordens war ein Bremer Bürger, Otto von Carpen.

Man sieht, wie Recht wir hatten, wenn wir im Eingange dieses Referats die wesentliche Gleichheit der Spitzen in den verschiedenen Entwickelungen des deutschen ständischen Lebens im Mittelalter behaupteten. Das ist die wunderbare Höhe deutschen Volksthums im Mittelalter, daß es den starren Gegensatz zwischen Geburtsständen, der aus dem Heidenthum kam und bis zum zehnten Jahrhundert dauerte, auslöscht und ein phantastisches gothisches Gebäude mit vielen gleich hoch aufsteigenden Spitzen errichtet, die doch in ihrer Gesammtheit eine tiefe Harmonie zeigen. Und — sagen wir es gerade heraus — nur in solch einer Harmonie und dabei in solcher Vielseitigkeit und in solchem Reichthum der Bildungen ist die Freiheit zu finden, nirgend anders!

Zum Schluß noch einige Notizen über Städtegeschlechter. Aus Ulm stammt der Verfasser des Buches, Roth. Die Roth's verließen

Ulm 1547, weil sie katholisch bleiben wollten, und traten in die Reichsstadt Ravensburg ein. Ihren Beinamen, von Schreckenstein, haben sie von einem helfensteinschen Lehn. Auch die Neithardt von Gneisenau sollen von Ulm stammen. Zum Ulmer Patriciat gehören ferner die Kraft, die Besserer — der Ulmer Münster hatte drei Kapellen, eine Neithardtische, eine Rothische und eine Bessererische —, die Welser, Frick 2c. „Als Ulm in Folge des Lüneviller Friedens an die Krone Baiern kam, konnte dieses der letzte patricische Bürgermeister nicht begreifen. Der alte Herr war in Güte durchaus nicht zur Ablegung seiner Amtstracht und zur Ueberlieferung der goldenen Bürgermeisterkette zu bewegen, sondern protestirte beharrlich . . ."

In Augsburg sind zu erwähnen die Langenmantel (Hauptlinie Westheim), Riederer, Welser, Herwarth (Hans Heino Graf Herwarth von Hohenburg wird 1691 Reichshofrathspräsident), Imhof; in Nürnberg: die Haller, Tucher, Holzschuher, Behaim 2c.; in Frankfurt: Holzhausen, Günderode, Dörnberg, Lepell, Stein, Kettenburg, Sydow, Bernstorff, Laßberg. Der Verfasser giebt am Schluß seines Werkes in dieser Weise eine Uebersicht über das Patriciat einer größeren Menge von Städten.

Sein Buch ist ein neuer und schöner Beitrag zu dem Werke einer historisch-kritischen Schule, welche die Herstellung organischer Ordnungen will und dazu auf die Organismen der Vergangenheit zurückgeht, um auf der einen Seite ihre Gesetze zu studiren und auf der andern die Fehler zu ergründen, aus denen sie untergingen. Das Patriciat ging durch zwei Umstände unter: es schloß sich zu fest gegen die Zünfte ab, und die Zünfte überstürzten sich in ihrem Streben nach einer höheren Stellung.

Deutsche Wochenpresse.

Der Materialismus, die „Grenzboten", das „Morgenblatt" und die „Evangelische Kirchenzeitung". — Heidelberger Corps, Minister von Schön, „Grenzboten" und „Deutsches Museum". — Das „Ausland" über englische Ackerwirthschaft.

Die Lehren des Materialismus gehören wesentlich zur Signatur unserer Zeit, und doch sind sie so gar nicht neu. Mit Recht sagte die „Evangelische Kirchenzeitung" in ihrem diesjährigen Programm: „Die Zuversicht, mit welcher sich die Verkündiger des Materialismus auf die ihnen günstigen Thatsachen gründen, ist nur Phrase, darauf berechnet, dem Unkundigen zu imponiren. Die Söhne Feuerbach's und der Gehenna wissen gar wohl, daß sich in dieser Beziehung seit den Tagen, wo der Materialismus von unserm noch glaubenskräftigen Volke mit Abscheu und Grauen angesehen wurde, nichts geändert hat. Im Gan-

zen und Großen lagen die Thatsachen, welche für den Materialismus sprechen, damals eben so klar vor, wie jetzt. Daß die Beobachtung des Details Fortschritte gemacht hat, kann in der Hauptsache nichts ändern. Daß mit dem Gehirn z. B. auch der Verstand schwindet, das Leben entflieht, wußte man schon früher. Wahrscheinlich hat schon Kain diese Wahrnehmung an seinem Bruder Abel gemacht —"

Die „Grenzboten" citiren in ihrer neuesten Nummer diesen Satz und sagen: ...„Entschieden treten wir der Behauptung bei, daß die Entdeckungen der modernen Physik für die Hauptsache, um welche es sich handelt, völlig irrelevant sind. Daß der Verstand sich im Menschen erst allmählich ausbildet, und daß er aufhört, wenn man Jemand das Gehirn einschlägt, das wußte man schon vor Moleschott." —

Aber der weiteren Behauptung Hengstenberg's, daß dieser moderne Materialismus nur eine Consequenz jenes Hegelthums sei, welches die Gottheit des Menschen nachwies, treten die „Grenzboten" mit lebhaftem Protest entgegen. Hören wir indessen doch, was sie dem Materialismus, wie er heut in Moleschott, Büchner ꝛc. auftritt, zu entgegnen haben: „Er ist unwissenschaftlich und er ist cynisch." Beides bezieht sich, wie es uns scheint, also doch nur auf die Form. Was den Cynismus der Herren von Büchner's Schlage anbetrifft, so sagt Herr Julian Schmidt in seinem Journal: „Wenn die Spiritualisten von der Unendlichkeit des Geistes und der Endlichkeit der Materie sprechen, so heben dagegen die Materialisten die Ewigkeit der Materie und die Endlichkeit des Geistes hervor. Gegen diesen theoretischen Standpunkt können wir nichts einwenden. Aber die Materialisten lassen den Schluß durchblicken: folglich ist die Materie die Hauptsache und der Geist die Nebensache. Der letztere ist bloß Schein, die erstere Wirklichkeit." Dagegen bemerkt nun Jul. Schmidt: „Daß der Geist über die materielle Natur erhaben ist, hat Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft erwiesen, und dabei ist es vollkommen gleichgültig, ob z. B. der Stein, welcher Newton erschlug, länger dauert, als der Träger dieses Geistes." Damit ist die Sache der Erwiderung abgemacht. Zum Beweise der Unwissenschaftlichkeit Büchner's und seiner Richtung führt Schmidt an, daß er auf der einen Seite stets auf die Empirie pocht, auf der andern aber doch wieder zu aprioristischen Sätzen seine Zuflucht nimmt, so z. B. zu dem, er (Büchner) hege keinen Zweifel, daß die Erzeugung auf chemischem Wege, aus der er bekanntlich den Anfang der organischen Wesen ableitet, als wirklich vorhanden noch auf wissenschaftlichem Wege mit Bestimmtheit gefunden werden wird.

Das ist in der That bei einem so geistreichen und philosophisch durchgebildeten Manne, wie Julian Schmidt es ist, eine sehr oberflächliche Abfertigung.

Wir sind nun freilich eben so sehr, wie Schmidt, uns darüber klar, daß Herrn Büchner jede Kenntniß der Philosophie, auch wohl der ge-

sunde Menschenverstand fehlt, aber wir begreifen dessen ungeachtet nicht, wie die „Grenzboten", die doch so eben die vierte Auflage der Büchner'schen Schrift ankündigen müssen, so lautlos an der Erscheinung vorübergehen, daß ein Buch, wie das dieses Materialisten, so viel gelesen wird, und daß denn doch auch klarere und denkfähigere Leute, wie Vogt, Moleschott, Czolbe, sich dem Materialismus ergeben haben. Schlägt den Hegelianischen „Grenzboten" vielleicht das Gewissen? Sie lassen das durch den gereizten Ton vermuthen, mit welchem sie gegen die Berechtigung der Physiker, sich um die Angelegenheiten des Geistes zu kümmern, zurückweisen. „Wir müssen sie", heißt es, „nicht bloß vom Gebiete der Ethik und Aesthetik zurückweisen, in welchem die Naturwissenschaft gar nichts mitzureden hat, sondern auch vom Gebiete der Erkenntnißlehre, der Lehre des subjectiven Geistes . . Die Naturwissenschaft hat zum Gegenstande die Sinnenwelt, von dem Geist fällt nur die sinnliche Außenseite in ihr Bereich."

Aber halten die „Grenzboten" es für möglich, daß die Naturwissenschaft in dieser Einseitigkeit gedacht und verfolgt werden kann; wollen sie wirklich die Sinnenwelt in einer festen Unabhängigkeit vom Geiste anerkennen; wollen sie die Form ohne den Inhalt, die bewegte Masse ohne ihren Organismus und dessen Gesetz zu würdigen suchen? Nicht doch, es ist eben nur eine polternde Phrase, in der Angst ausgestoßen, die wir aus diesem kritischen Journale citirten, und in dieser Phrase ist das indirecte Geständniß enthalten, daß eben diese Materialisten den Endpunkt einer philosophischen Entwicklung bilden, aber zugleich diese Entwicklung compromittiren. In Hegel läugnete diese Philosophie die sittliche Weltordnung, weil den persönlichen Gott, damit fiel das Verständniß des Geistes als eines ewig überweltlichen und von der Welt unabhängigen; eine neue Immanenz des Geistes und Körpers wurde gelehrt, in welcher der Geist in seiner wesentlichen Gebundenheit an den Stoff zu einer Eigenschaft und dann schließlich zu einer Function des Stoffes wurde. Läugnet den außerweltlichen Gott, und es bleibt Euch für den Geist nur die Erklärung, daß er eine Ausschwitzung des Gehirnes ist.

Vergebens suchen die honnetteren Philosophen der destructiven Richtung diesem Satze aus den Augen zu gehen. — So finden wir im neuesten Hefte des „Morgenblattes" eine lange philosophische Deduction (von Moritz Carriere in München?), in welcher der ganze Streit mit lächelnder Miene angehört und alsdann verglichen wird. Der verehrte Richter thut, als handle es sich hier um einen Streit der Katheder, als gälte es nicht einen Streit mitten im Leben der Zeit auszukämpfen, einen Streit um die höchsten Güter der Menschheit.

Der Philosoph des „Morgenblattes" deducirt ungefähr so: „Wozu der Zank über einen Gegenstand, hinsichts dessen sich beide Parteien mißverstehen. Man gehe nur logisch zu Werke, und die Versöhnung

kann nicht fehlen. Kraft und Stoff bilden einen Gegensatz, der nur aus einer höhern Einheit erklärt werden kann. Diese höhere Einheit ist das Sein, das eben so viel ist als Bewegung. Von diesem Höheren sind beide Theile des Gegensatzes abhängig ꝛc." Sieht man nicht recht deutlich, wie der Philosoph hier die Persönlichkeit Gottes, das wirkliche Höhere und Höchste über allen Gegensätzen, erst zu einem Abstractum macht, um dann seine, also erst stumpf gemachte, Waffe gegen Freund und Feind zu richten?

Ganz anders als das „Morgenblatt", tritt die „Evang. Kirchenzeitung" in einer längeren Reihe von Artikeln in ihren neuesten Nummern den Materialisten entgegen, doch hätten wir gewünscht, daß der Verfasser dieser trefflichen Artikel, welche eine umfassende Uebersicht der materialistischen und antimaterialistischen Streitschriften geben, zuerst fest ausgesprochen hätte, was der Herausgeber der Kirchenzeitung im Programme derselben sagte, und was wir oben wiederholten, daß nämlich in dieser entsetzlichen Läugnung des Geistes nur der zweite Schritt auf einem Wege gethan werde, dessen Anfang die Läugnung des persönlichen, vorweltlichen, überweltlichen Gottes war. Wenn der Verfasser jener Artikel in der „Evangelischen Kirchenzeitung" sagt: „Nur die Annahme einer intellectuellen Besessenheit ist im Stande, zu erklären, wie eine solche Vernunft und Thatsachen Hohn sprechende Hypothese" (daß das Bewußtsein eine Eigenschaft des Stoffes ist) „als unumstößliche Wahrheit hingestellt werden kann" — so hebt er doch nur einen Fehler der inneren Verfassung und Disposition der Materialisten, ihre intellectuelle Besessenheit nämlich, hervor. Daß sie aber auch in ihrem Willen von einem fremdartigen bösen Geiste besessen sind, sagt er nicht, wenn er es freilich auch nicht läugnen will, denn wir finden die Bemerkung: „Es ist namentlich ein sehr verhängnißvolles Versehen, daß man so allgemein die Bewegung des Willens, welche auch unsere Bekenntnißacte begleitet, übersieht." . . .

Die materialistische Streitfrage und ihre Dependenzien sind bei Weitem das Wichtigste, das der Besprechung der Wochen- und Monatspresse in Deutschland in letzter Zeit zu Grunde gelegen hat. Daneben laufen Betrachtungen über Zeitereignisse einher, z. B. über den Heidelberger Studenten-Conflict, über den alten Staatsminister von Schön ꝛc.

Daß die Heidelberger Corpsstudenten in der liberalen Presse (z. B. in den „Grenzboten") keine besondere Protection finden, wundert uns nicht. Sie waren bei den Liberalen niemals beliebt, und 1849 entgingen sie kaum dem Aufhängen. Der berühmte Dictator Heidelbergs, der einstige Paukdoctor Gallus Meier, sorgte wenigstens für die Einkerkerung aller derer, die er habhaft werden konnte. Die Heidelberger Corps zählen fast nur junge Männer von streng conservativen Anschauungen unter sich, aber es dünkt uns sehr vorsichtig, wenn man

daraus sogleich folgert, daß die Corps überhaupt conservativ sind. Man verwechselt da eben Corpsstudenten und Corps; das Corps als solches hat zu der Politik und zu den staatlichen Principien keinen directen Bezug, und es bedarf erst eines romantischen Aufschwunges, um dasselbe zu einem Bestandtheile eines corporativen Gebäudes der Gesellschaft und dadurch zu einem nicht zu übersehenden Bausteine einer Restauration des atomisirten Jahrhunderts zu machen. Frische Corps werden sich diese Auffassung verbitten, und 1848 haben, wenn wir uns noch recht erinnern, auf der Rudelsburg in Thüringen, die deutschen Corps ausdrücklich eine Erklärung abgegeben, welche ihre strenge Bewahrung des reinstudentischen Bodens aussprach und für die Zukunft forderte. Die Corps können treffliche Zuchtmeister der Jugend werden und entschlossene, kalte, gewandte und überlegene Männer erzeugen, das feste Zusammenhalten im Corps, die Satisfaction mit blanker Waffe, die Zucht und der Monarchismus des Corps machen das möglich; man kann auch in diesen Eigenschaften des Corpslebens eine ganz schöne Anbahnung zum politischen Conservatismus späterer Mannesjahre finden, — aber man geht zu weit, wenn man sagt, die Corps seien und müßten conservativ sein. Sie haben, wie gesagt, erstens mit den Principien nichts zu thun, und zweitens sind sie notorisch im Jahre 1848 oft radical gewesen. Der Verfasser dieses kennt die deutschen Universitäten jener Zeit, er steht nöthigenfalls mit Beispielen zu Diensten.

Ueber den vor Kurzem verstorbenen Staatsminister von Schön brachten das „Deutsche Museum“, die „Grenzboten“ ꝛc. Charakteristiken, welche blaß und matt waren. Wer von Schön redet, sollte zunächst seinen tiefen Gegensatz zu Stein, dann aber seine abstracte Richtung, die ihn oft dahin brachte, dem Leben entschieden Unrecht zu thun, in's Auge fassen. Schön war ein Schüler Adam Smith's und Kant's. Kant gab ihm einen idealen Staat an die Hand, der unabhängig von einem historischen Boden sich in die Wirklichkeit umsetzen konnte, Adam Smith lehrte ihm eine tiefe Verachtung der menschlichen Persönlichkeit, der moralischen Güter in Familie, Stand, Herkommen, festem Angesessensein, geschlossenem, altem Besitz, Patriotismus ꝛc. Für Schön war die Aufgabe des Staatsmannes die Erzeugung einer möglichst großen Menge von Gütern und also die rücksichtsloseste Concurrenz der einzelnen Menschen; als Correctiv gegen die Zügellosigkeit dieser Concurrenz kannte er aber nur die menschliche Vernunft, die bekanntlich den Egoismus so vortrefflich zu vertheidigen versteht.

Wir können diesen Ueberblick über die hervorragenderen Erscheinungen auf dem Gebiete der periodischen Literatur Deutschlands nicht schließen, ohne auf einen höchst interessanten Artikel hinzuweisen, welchen das „Ausland“, das im Verlage von Cotta erscheint, in seiner Nr. 32 (August 1856) bringt. Derselbe führt den Titel: „Fortschritte des Ackerbaus in Großbritannien.“

Es heißt darin: „Eine Erfindung, um den Dünger zu entbehren und der Hufe einen noch höheren Ertrag abzuzwingen, ist bereits vorhanden und in Gebrauch gekommen. Man kennt sie in England unter dem Namen des Lois-Weedon-Systemes, so genannt nach dem Schauplatze der ersten Versuche, einem Landgute in Northamptonshire. Das System des Erfinders beruht auf den Theorieen der modernen Ackerbau-Chemie. (Er bekennt sich zu den Grundsätzen Liebig's.)" Aus der Analyse der Erntefrüchte und des Strohes — namentlich ihrer Aschenbestandtheile — ergiebt sich, daß diese Pflanzen eine sogenannte organische und eine sogenannte mineralische Nahrung zu sich nehmen. Unter der ersteren versteht man: Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff. Diese vier Nahrungsstoffe erhält die Pflanze durch die Luft, die befruchtende Kraft des Düngers liegt aber in den mineralischen Bestandtheilen, welche er dem Acker wieder zuführt. Diese (Salze) sind in jedem Boden enthalten, es kommt nur darauf an, sie zu lösen und für den Verbrauch durch die Pflanze geeignet zu machen. Die Salze müssen daher durch mechanische und chemische Mittel zersetzt werden. Dazu dient der Pflug, die Luft und die Wärme. Der Erfinder pflügt also und pflügt wieder und immer tiefer, zuletzt gar in den gelben, steifen Lehm seines Urgrundes, weil er dort seine Salze am besten findet, und er erzeugt dabei vortreffliche Ernten. Näheres findet man in seinem Buche:

„Lois Weedon Husbandry, by the author of „a Word in Season to the farmer." London, 1856. J. Ridgway, Piccadilly."

Tages-Ereignisse.

Die preußischen Provinzial-Blätter bringen die Nachricht, daß der Kanzler des Schwarzen Adler-Ordens, Oberst-Kämmerer und Feldmarschall Graf zu Dohna, das Provinzial-Schul-Collegium zu Königsberg in Kenntniß gesetzt, es wären für das Königsbergische Waisenhaus in einem kürzlich gehaltenen Capitel des Schwarzen Adler-Ordens 450 Ducaten gesammelt und von Sr. Majestät dem Könige durch Zuschießung weiterer 50 Ducaten die Collecte auf 500 Ducaten vervollständigt worden. Es bezieht sich diese Bewilligung einer so reichlichen Zuschußsumme auf die statuarische Festsetzung Königs Friedrich I., welche jedem neu ernannten Ritter dieses Ordens die Verpflichtung auferlegt, 50 Ducaten zum Unterhalte des Königsberger Waisenhauses zu erlegen. Die Summe, welche jenes Waisenhaus in den Jahren 1701 bis 1712 durch diese „Praestanda" erhielt, waren bedeutend, und es war sehr natürlich, daß das Waisenhaus bei Wiederherstellung der äußeren Formen der Verleihung durch des jetzt regierenden Königs Majestät auch um Wieder-

herstellung dieses Anrechtes hat, welches unter den vier Nachfolgern Friedrich's I. nicht mehr beachtet worden war. Dieser erfreuliche Vorgang und die Wahrnehmung, daß auch der Johanniter-Orden in neuerer Zeit eine außerordentlich segensreiche Wirksamkeit in dieser Richtung entfaltet, führt zu der Frage, ob dies nicht der Weg sei, auf dem auch noch andere und weitergreifende Erfolge zu erreichen wären? — Es lassen sich sowohl für den Rothen Adler-Orden in seinen früheren Verhältnissen als hochfürstlich brandenburg-baireuthscher Orden, als in den ersten Anfängen des Ordens pour le mérite die Absichten der fürstlichen Stifter nachweisen, die unter verschiedenen Formen als Eintrittsgeld in den Orden erhobenen Summen zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Die Geschichte der noch jetzt vorhandenen Ordens-Kirche des Rothen Adler-Ordens in Baireuth legt davon Zeugniß ab. Vielfach ist in neuester Zeit der Gedanke angeregt worden, bei unstreitiger Ausdehnung des Ordenswesens überhaupt, zu den ursprünglichen Pflichten der Orden zurückzukehren und gerade in den Pflichten mehr, als in den Rechten und Vorzügen die Bedeutung der Orden zu suchen. Namentlich seit dem Jahre 1848 ist dies Bewußtsein deutlicher hervorgetreten und hat sich in der verschiedensten Form Anerkennung und Beachtung zu sichern versucht, ja man darf sagen, daß das Feld für die Ausstreuung des Samens empfänglich gemacht worden ist. Es bedarf eben nur einer statistischen Ueberschau der Ausdehnung, welche das Ordenswesen, sowohl fremdes als einheimisches, in den letzten 50 Jahren gewonnen hat, um hierin das Fundament auch für noch andere Entwickelungen zu erkennen. Möchte die Befruchtung dieses Gedankens aber von den Ordensbesitzern selbst ausgehen! Möchte sich überhaupt in der jetzt nur in den Ordenslisten vorhandenen Zusammengehörigkeit und Corporation der sämmtlichen Mitglieder eines Ordens, ein innigerer Zusammenhang und eine für die höchsten Zwecke der menschlichen Gesellschaft bewußt wirkende Vereinigung herausbilden. Man hat im Gegensatze oder vielmehr im Gegengewichte zur Geburts- und Geld-Aristokratie den Ordensbesitz vielfach als eine Aristokratie des persönlichen Verdienstes bezeichnet, und allerdings läßt sich im Allgemeinen die Auszeichnung durch einen Orden auf hervorragendes oder wenigstens doch langes pflichttreues Verdienst zurückführen. Immer aber wird es die Erfüllung einer Pflicht sein, welche das Criterium dafür giebt. Die Auferlegung weiterer und besonderer Pflichten liegt also wie beim Eintritte in jede Corporation nahe. Gerade beim Rothen Adler-Orden spricht sich die Verpflichtung zum Besuche der Ordenskirche und des Gottesdienstes an einem bestimmten Tage, die Leistung von Beiträgen für wohlthätige Anstalten, die gegenseitige Unterstützung und selbst Beaufsichtigung der Mitglieder untereinander, die Gerichtsbarkeit in allen Fällen, wo das Betragen der Ordensritter der „Consideration" des Ordens nachtheilig werden könnte, in seiner Geschichte als markgräflich bayreuthschen Orden auf das Deutlichste aus. Auch hier wäre

also eigentlich nur zu erneuen, nicht Neues zu schaffen. Mit der Verleihung des Ordens ist in neuerer Zeit eben Alles abgethan, Alles beendet. Nichts verpflichtet die vor ihren Mitbürgern Ausgezeichneten außer dem ganz allgemeinen Sittengesetze zu irgend einer besondern Leistung, mag diese geistiger oder selbst nur ganz materieller Natur sein. Die Klippe für eine Neugestaltung und Neubelebung liegt hierbei allerdings in dem Vermeiden des Gedankens der Käuflichkeit unter irgend einer Form. Darüber würde aber ein Capitel, eine Ordens-Hierarchie, Prüfung und gemeinsamer Beschluß leicht hinaushelfen. Angeregt ist die Sache selbst durch jenen Vorgang mit dem Schwarzen Adler-Orden. Möge er sich auch in weiteren Kreisen als fruchttragend erweisen!

Zeitungs-Nachrichten aus Frankreich deuten an, daß die Regierung dort beabsichtige, sämmtliche Eisenbahnen unter eine besondere Verwaltung zu stellen. Aus einem solchen Schritte wird in fast unvermeidlicher Consequenz das Staats-Eigenthum für sämmtliche Eisenbahnen hervorgehen und somit ein Regal gewonnen werden, das nicht allein in Frankreich, sondern auch in jedem andern Staate von Anfang an nicht hätte aus der Hand gegeben werden sollen. Es hat zu rechter Zeit und als die Bedeutung der Eisenbahn sich zu entwickeln begann, nicht an der Mahnung Sachverständiger gefehlt, daß der Staat diesen neuen Factor für alle Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft sich nicht entgehen lassen möge, aber leider scheiterte damals jede Mahnung an dem Schmollen des, um das ganze preußische Postwesen so hochverdienten v. Nagler, dem die Eisenbahnen unangenehm waren, weil sie das so vortrefflich geordnete Postwesen zu überflügeln drohten. Für Preußen hatte die Behandlung der Eisenbahnen als ein Regal noch ganz besondere Gründe und Nothwendigkeiten, da hierin ein Mittel für die Versorgung gutgedienter Unteroffiziere und Soldaten gefunden war, wie das Gesetz sie verlangt und die ganze Organisation unseres Heerwesens sie bedingt. In den Eisenbahnen war das Mittel geboten, die Civilversorgungs-Ansprüche des Militairs, und zwar wohlverstanden zum Besten des Institutes sowohl, wie der Gesammtheit, zu einer Wahrheit zu machen, und dies ist wahrlich von höchster Bedeutung für den Staat. Es mag dies allerdings nicht die ausschließliche Ursache der Erscheinung sein, daß der Staat als solcher neuerdings seine Aufmerksamkeit auf die Erwerbung der Eisenbahnen gerichtet hat. Für uns ist die Sicherheit der Civilversorgung für gutgediente Unteroffiziere aber ein sehr wesentliches Element, um dessentwillen allein das Staats-Eigenthum der Eisenbahnen schon zu wünschen ist. Alles, was jetzt noch Anlaß zu Beschwerden und Klagen des Publicums beim Betriebe der Eisenbahnen und Telegraphen giebt, würde bei einer einheitlichen Verwaltung wegfallen und dem Staate eine neue Kraft zugeführt und dienstbar gemacht werden.

Was in England nicht gut wäre und in Frankreich bei erwiesen leichtsinniger Finanzwirthschaft vielleicht nicht gut wäre, würde grade in Preußen unbedingt gut sein. Wir können nur andeuten. Der Gegenstand würde aber für eine ausführlichere Behandlung wohl lohnend sein.

Die Veteranen der großen Napoleonischen Armee zeigen sich überall als rührige Pioniere für die Verbreitung der großen Ideen des Jahres 1789. Man kann der Anhänglichkeit an die Fahne, unter der man gedient hat, an die Uniform, die man in jungen, glücklichen Jahren getragen, Vieles zu Gute halten. Bis zur Verleugnung des eigenen Vaterlandes, bis zur servilen Apotheose des Fremden sollte sie aber doch wohl nicht gehen dürfen. In verschiedenen Städten am Rheine spukt dieser Geist einer militairischen Undeutschheit schon längst, und die Mainzer Grognards erinnern jährlich durch Festmahle an die Rheinbundszeiten. So lange diese Manifestationen nicht über das Gebiet persönlicher Anhänglichkeit an eine Zeit hinausgehen, in der die Herren noch etwas bedeuteten, kann man sich dergleichen allenfalls gefallen lassen. Wenn es aber in Deutschland lebenden Veteranen der großen Napoleonischen Armee, welche hauptsächlich deswegen groß war, weil das von ihr unterjochte deutsche Vaterland sie mästete und rekrutirte, — einfallen sollte, ihren harmlosen Festmahlen eine solche Bedeutung zu geben, wie ihre in Turin lebenden sardinischen Collegen, so würde es allerdings Zeit werden, einem solchen Treiben auf das Allerentschiedenste entgegenzutreten. Am Napoleonstage hat in Turin ein Festmahl solcher Veteranen stattgefunden, bei welchem ein Major Tosse in seiner Rede die Wohlthaten des Kaiser-Regimentes für Italien schilderte und dann auch die Gesundheit des Königs von Sardinien ausbrachte. Natürlich wurde dies diensteifrigst sofort dem Herzoge v. Grammont, französischen Gesandten in Turin, hinterbracht, was den begeisterten Veteranen ein Belobigungsschreiben des Herzogs — zuzog, in welchem sie „Brüder" genannt werden. Was in Sardinien unter den jetzigen Verhältnissen erklärlich und angänglich ist, würde hoffentlich in Deutschland eine sehr viel andere Aufnahme finden. Den Veteranen kann möglicher Weise die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands wie eine Wohlthat des Kaiserreiches erschienen sein; uns nicht! — Dessenungeachtet gemahnt uns die Turiner Tactlosigkeit wie der Schatten kommender Ereignisse auch in Deutschland. Möge dann wenigstens die Presse in ihrem Urtheile und in ihrer Abweisung so einstimmig sein, als wir es zur Ehre deutscher Gesinnung hoffen und aufrichtig wünschen.

Wer begünstigt denn nun eigentlich die Vereinigung der beiden Donau-Fürstenthümer, wenn neuerdings auch aus England sich Stimmen hören lassen, die gar nicht begreifen, daß man ein solches Project befürworten kann. Die Türkei und Oesterreich sind aus leicht faß-

lichen Gründen gegen die Vereinigung, Rußland erklärte sich anfangs ebenfalls dagegen, hat aber dann durch die That und seine ganze Haltung bewiesen, daß es mit jeder Organisation zufrieden sein will, für welche die Mehrheit der moldau-walachischen Bevölkerung sich erklärt. Die Moldau und Walachei, das heißt die Bojaren, denn nur diese haben in jenen Ländern eine politische und zu beachtende Meinung, sind in der überwiegenden Mehrzahl gegen die Vereinigung; aber Studenten und solche Bojaren, welche von einer oder der andern der dabei interessirten Mächte bestimmte persönliche Vortheile zu erwarten haben, sind dafür. England weist nach den neuesten Symptomen ebenfalls die Annahme zurück, als erkenne es in der Vereinigung eine Garantie gegen künftige Verwickelungen. Es bleibt also nur Frankreich, oder, bestimmter ausgedrückt, der gegenwärtige Beherrscher dieses Landes als der absolute Befürworter der Vereinigung übrig. Aus welchen tiefer liegenden Gründen, und zwar nach den mit den Niederlanden und Griechenland gemachten französischen Erfahrungen, das ist für den Laien und nur nach den Lehren der Geschichte Urtheilenden freilich nicht erkennbar. Jedenfalls scheint die europäische Diplomatie durch die belgische Revolution **1830** nicht den Muth verloren zu haben zwei sich feindlich widerstrebenden Nationalitäten unter einer künstlich gekuppelten Regierung zu vereinigen. Allerdings ist für den Augenblick der Wille des Selbstherrschers aller Franzosen von ungleich entscheidenderem Gewichte, als die Bedenken der Weitersehenden, und wenn der Divan in Konstantinopel nicht noch ein Mittel findet, das direct ihm Drohende abzuwenden, so wird die Vereinigung doch wohl geschehen und der unheilvolle Samen künftiger Verwickelungen ausgestreut sein. Wie dieses Geringschätzen von Nationalitäten sich mit der oft genug in Frankreich gehörten Versicherung der Achtung aller Nationalitäten, namentlich der unterdrückten, verträgt, müssen wir dem „Moniteur" zu beantworten überlassen, der ja bekanntlich für Alles je nach den Umständen Achtung oder Verachtung hat.

„Die Nationalgarde ist aufgelöst und bleibt für immer aufgehoben!" so lautet das neueste Decret der gegenwärtigen spanischen Regierung. Es ist dies die erste Maßregel des für den Augenblick siegreichen ehemaligen Revolutions-Chefs O'Donnell, welche auf den festen Entschluß deutet, mit den Principien und Stichwörtern des Liberalismus zu brechen, welche Spanien in's Unglück gestürzt, und bei weiter gestattetem Fortwuchern es aus der Reihe europäischer Nationen gestrichen haben würden. Bis zu diesem Decrete unterhandelte O'Donnell mit dem Liberalismus, schonte er, wollte versöhnen. Mit der Auflösung der Nationalgarde aber hat er den ersten entscheidenden Schritt der Rückkehr zu gesunden und lebensfähigen Principien gethan, einen Schritt, den der Liberalismus ihm nie verzeihen wird und kann, weil die National-

garde zu allen Zeiten sein liebstes Spielzeug und sein kräftigster Hebel war, um Bestehendes aus dem Gleichgewicht zu wuchten. Die Nationalgarde wird aufgehoben bleiben, wenn es O'Donnell gelingt, sich in seiner ungerechtfertigten und gewaltsamen Stellung zu erhalten, und er wird sich in ihr erhalten, wenn er ernstlich mit den Liberalen bricht, wenn er sich nicht von ihnen einschüchtern und gängeln läßt, wenn er sich nicht mit ihnen versöhnen will, sondern sie nicht allein als seine, sondern die Feinde jeder staatlichen Ordnung betrachtet. Nach Allem, was Spanien schon erduldet, und nach allen Erniedrigungen, die der Liberalismus dem durch und durch monarchisch gesinnten Volke schon bereitet, ist es ein kühnes Wort, der Auflösung auch die Verbindlichkeit hinzuzufügen, daß das ganze Institut für immer aufgehoben bleiben soll. Diese Kühnheit zeugt von großem Vertrauen in die Dauer der jetzt eingenommenen Stellung, und wir würden uns freuen, wenn der Erfolg diesem Vertrauen entspräche, denn es kann dann wirklich der Anfang zu besseren Zuständen in Spanien sein; aber wir glauben nicht recht daran. Die Nationalgarde ist noch stets das Schooßkind jeder vom Liberalismus herbeigeführten und von der Demokratie ausgebeuteten Revolution gewesen, sie ist eine eben so vollständige Lüge, als der Vater, der sie erzeugt, sie hat sich überall zu nichtsnutzend und schädlich erwiesen, als daß wir hoffen dürften, den Liberalismus von ihr abstehen zu sehen. Wie das Wahlrecht, wendet sich die Nationalgarde zu sehr an die Eitelkeit, an den Geist des Widerspruchs, an die Erlangung politischen Einflusses, ohne die nothwendig damit verbundenen Dienste übernehmen zu wollen, als daß der Bourgeois in allen seinen Abstufungen vom Epicier bis zum volksthümlichen Minister von ihr ablassen könnte. Ueberall und immer wird sie oder Aehnliches wiederkehren, wo die Regierung eine Revolution gestattet, denn nur wo sie gestattet wird, kommt sie; wo man sich von den begütigenden und einlullenden Phrasen der Liberalen nicht lähmen läßt, kommt sie nicht. Aus an und für sich richtigen Grundsätzen entstanden, hin und wieder, namentlich wenn der Bourgeois sieht, daß es ihm an die Tasche oder die Bequemlichkeit gehen könnte, auch nützlich — wenn auch nie nützlicher, als eine geordnete militairische Gewalt — sind Nationalgarden und jedes ähnliche Institut immer nur das bereitwilligste Instrument und der zündendste Heerd für jede Bewegung gewesen, welche die Regierungsgewalt paralysirt und der Demokratie die Pfade ebnet. Jede Regierung ist selbst daran Schuld, sobald die Revolution sich gegen sie erhebt, wenn sie mit dem Liberalismus transigirt, wenn sie sich von der Phrase abhalten läßt, zu rechter Zeit wirklich zu regieren. Es ist mit revolutionären Nationalversammlungen und regierungsfeindlichen Parlamenten leichter fertig zu werden, als mit der Nationalgarde, oder, wie es in Deutschland hieß, dem „bewaffneten Bürgerthum". Darum ist aber auch der wichtigste Schritt zu einer Wiederordnung jeder Regierungsgewalt

geschehen, wenn man ganz und vollständig mit der Nationalgarde, dieser größten Lüge unserer Zeit, bricht. Das hat O'Donnell gethan. Leider hat seine eigene Vergangenheit ihm nicht das Recht gegeben, so zu handeln — dasselbe läßt sich indessen auch in einem Nachbarlande nachweisen — doch bleibt die That selbst eine Garantie für die Rückkehr des vielgeprüften unglücklichen Landes zu einer gesunderen Entwickelung. Die spanischen Nationalgardisten geben „mit Vergnügen" und „auf das Bereitwilligste" ihre Waffen ab und beweisen so auf's Neue, daß das Institut eben nichts ist, wenn man es ernstlich angreift, und daß alle jene Schreckgespenster, die der Liberalismus von einem Eingreifen in dieses geheiligtste aller Volksrechte so gern heraufbeschwört, eben nur Schatten sind, die vor jedem ernsten Willen und jedem männlichen Entschluß verschwinden.

Die in englischen Blättern durch Vermittlung des Herrn Louis Blanc veröffentlichten Klagen der nach Cayenne deportirten französischen politischen Verbrecher, kommen den Advocaten der neapolitanischen Intervention sehr ungelegen. „Times" ruft zwar als Entgegnung auf die Antwort des Königs von Neapel aus: „Was geht es Neapel an, ob in Hinter-Indien ein Steuer-Einnehmer die Tortur anwendet oder ein irländischer Katholik über Bedrückung schreit?" Mit solchen Argumenten wird aber nichts widerlegt und nichts entschuldigt, und wenn man sich in Frankreich des Revolution propagirenden Proerio so lebhaft annimmt, so würden neapolitanische Zeitungen nur in ihrem Rechte sein, wenn sie ihrerseits das traurige Schicksal der nach Cayenne deportirten Franzosen beklagten und die Regierung einer unveranlaßten Grausamkeit beschuldigten. 38 dieser Deportirten schildern die Behandlung, der man sie dort unterwirft, keinesweges in einem Lichte, das der französischen Regierung ein Recht geben könnte, der neapolitanischen Rathschläge zu ertheilen. Nebenbei ist auch noch der Unterschied zu beachten, daß in Cayenne überwundene und unschädlich gemachte Feinde grausam und unmenschlich behandelt werden — in Neapel aber die Feinde noch aufrecht stehen, heimlich und öffentlich die Regierung bekämpfen und an ihrem Sturze arbeiten. Somit wird die Neapolitanische Antwort durch Thatsachen illustrirt, die eben nicht dazu beitragen, das Vorgehen Englands und Frankreichs gegen Neapel zu rechtfertigen. Nach kurzer Erhitzung scheint man in London auch schon wieder die Friedenspfeife hervorgesucht zu haben, und Mazzini hat doch wohl Recht, wenn er weder von Piemont noch von England und Frankreich eine wirksame Unterstützung seiner so viel gepredigten und so leicht geschilderten italienischen „Erhebung" hofft. Wenn er aber Alles von der Thatkraft und Opferfreudigkeit der Italiener erwartet, so macht er noch weniger die Rechnung mit dem Wirthe, und wieder einmal wird sich die Festigkeit eines

Fürsten, der Revolution in den verschiedensten Gestalten gegenüber, als wirksam bewiesen haben.

Zweihundert studirende Jünglinge in Paris haben ihre Fähigkeit zu einer Minister-Carrière à la Graf Cavour durch eine heroische Adresse an die leidenden italienischen Brüder bekundet. An dieser Adresse ist nicht etwa die Unschicklichkeit, mit welcher junge Leute, die erst etwas lernen sollen, sich in den Rath der Männer drängen, — nicht die Ueberschwänglichkeit des Styls, — nicht das unverwüstliche Oppositionsgelüst kaum gereifter Angehöriger der großen Nation merkwürdig, das Alles ist schon oft da gewesen und versteht sich gewissermaßen von selbst, wird auch stets wiederkehren, wenn die Regierung es gestattet — sondern eine Phrase dieses erfreulichen Actenstückes zur Geschichte unserer Zeit ist es besonders, welche in unsern Augen diesen vorzüglichen Anspruch auf Merkwürdigkeit hat. Es heißt nämlich darin: „Die Jugend der Schulen, welche nichts vergißt, — weiß, daß der endliche Triumph der Grundsätze der französischen Revolution auf das Engste mit allen europäischen Freiheiten verbunden ist.“ Die Jugend der Schulen spricht hier einen großen Gedanken gelassen aus. Sie vergißt nichts! — Obgleich die Examinatoren, und noch weit mehr der unerbittliche Prüfstein alles erlernten Wissens, das Leben — wesentlich anderer Meinung sind, als die zweihundert Pariser Studenten, und behaupten, daß denn doch hin und wieder Einiges von dem auf Schulen Erlernten vergessen würde, so kann eine so selbstbewußte Versicherung doch nur erfreuen. Auch der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen hat in seiner Jugend studirt, und die von ihm herausgegebenen Werke, noch mehr aber die Art und Weise seiner Regierung, beweisen, daß dies mit Nutzen geschehen ist. Von dem endlichen Triumphe der Grundsätze aus der französischen Revolution — hoffentlich ist doch die des Jahres 1789 gemeint — ist indessen, sowohl jenen schriftstellerischen Werken, wie in der Regierung nur wenig zu bemerken, im Gegentheil möchte sich, wenn auch nicht grade ein Vergessen, so doch ein absichtliches Uebersehen dieser Grundsätze nachweisen lassen. Jedenfalls gehört eine Wahl-Monarchie nicht zu den Grundsätzen von 1789, und bei einer solchen ist Frankreich doch erweislich angelangt. Es müßte interessant sein, den künftigen Lebenslauf dieser 200, schon früh eine Meinung äußernden französischen Jünglinge zu verfolgen; welche Phasen sie gleich ihren Eltern noch durchmachen werden und für wie viele Grundsätze sie in den nächsten 20 Jahren noch petitioniren, allenfalls nach dem Beispiele ihrer polytechnischen Commilitonen auch gelegentlich noch kämpfen werden. Glückliche französische Jugend, die nichts vergißt! —

Wappen-Sagen.

Tippelskirch.

Den Herzog Heinrich von Sachsen,
Den Fürsten theuerwerth,
Ihn fanden die Königsboten
An seinem Vogelheerd.

Und weil den großen König
Dort die Gesandtschaft fand,
Wird er der Vogelsteller
Noch heute zubenannt.

Der hat wohl Vögel gefangen
Nach einem ganz neuen Gesetz,
Viel Tausend auf ein Mal fielen
Bei Keuschberg in sein Netz.

Drauf baute der große König
Viel werthe Städte im Land,
Drum wurde er auch viel weiser
Der Städteerbauer genannt.

Es hatte der große König
Am Hof einen guten Mann,
Dem er vor manchem Andern
Viel große Ehren gann.

Das war der edle Dippold,
Der hatt' gar frommen Muth,
Und für die heil'ge Kirche
Gern gab er Hab und Gut.

Der zog mit seinem König
Frisch durch die Lande hin,
Und baut der König Städte,
Baut Dippold Kirchen drin.

So hat der edle Sachse
Manch' Gotteshaus erbaut,
Und „Dippold's Kirchen" nannte
Man diese Kirchen laut;

Und nach den Dippold's Kirchen
Ward Dippold's Stamm benannt,
Der blüht nun tausend Jahre
Schon ehrenreich im Land.

Der führte auch zum Zeichen
Ein redend Wappenbild —
Mit rothem Dach die Kirche
Im blanken Silberschild.

Die „Dippoldskirchen" hießen
Die Söhne ein und aus,
Es ward im Lauf der Jahre
Dann Tippelskirch daraus.

Der Name von der Kirche
Bracht' Segen dem Geschlecht,
Drum für die Kirche streiten,
Ist Tippelskirchen-Recht!

Inserate.

Fr. Austern, Hummern, so wie sämmtliche
Französische, Englische und **Ital. Delicatessen,**
namentlich alle Sorten Französ. Liqueure, Französ. Geflügel und Genueser Früchte empfiehlt
Julius Ewest, Hof-Lief. Sr. Kgl. Hoh. des Prinzen von Preußen, Friedrichsstraße 82, Ecke der Behrenstraße.

Friedrichs-Str. 71,



Ecke der Tauben-Str.

Eiserne und Marmor-Kamine, gusseiserne Oefen, Feuergeräthe, Ofenvorsetzer, Holz- und Coakskasten, transportable Kochmaschinen eigener Fabrik, luftdicht verschlossene Einmachetöpfe, Kochtöpfe, so wie Haus- und Küchengeräth complett für Wirthschafts-Einrichtungen empfiehlt zu Fabrikpreisen
C. GEISELER, Friedrichs-Str. 71.

Für Landwirthe.

Peru-Guano, direct bezogen durch Vermittlung der Agenten der Peruanischen Regierung, Herren **Ant. Gibbs & Sons,** empfehlen somit als **zuverlässig echt**
R. Helfft & Co.,
Berlin, Alexanderstr. 45, Ecke der Neuen Königs-Straße.

Franzbranntwein mit Salz,

genau nach Vorschrift des William Lee präparirt, empfiehlt als
Universal-Hausmittel gegen Nerven-, rheumatische, so wie viele andere Leiden, in Flaschen à 5, 7½ u. 15 Sgr., nebst Gebrauchsanweisung
Wilhelm Augell, Grünstraße 4.
L. E. Baum, Friedrichsstr. 56.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Zweite Abtheilung.

Die Irrlichter.

Zweites Capitel.

Das rothe Haus von Raucourt.

„Jetzt hebt sich Staub, jetzt kommt im Lauf
Ein Rappe daher — kein Reiter sitzt d'rauf.
Sie fangen ihn ein, sie fragen ihn aus:
Wie kommst du, mein Rappe, doch ledig nach Haus?
Bist, schlechter Gaul, dem Herrn du entfloh'n?
Wo blieb mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Sohn?
Sie haben erschossen ihn in der Schlacht,
Auf grüner Haide sein Bett ihm gemacht!"
(Chamisso.)

Der Märzmorgen war empfindlich kalt, und die beiden Reiter, welche auf der holperig hart gefrorenen, zerfahrenen, von hundert Gleisen nach allen Richtungen zerschnittenen, mit Huf- und Fußspuren bedeckten Landstraße hinritten, mußten sich entschließen, ihre starken Gäule bei der einzigen Gangart zu lassen, die denselben möglich machte, diese Terrainschwierigkeiten zu überwinden, nämlich bei einem vorsichtigen Schritt, obwohl die Ungeduld, die sich in den Mienen und Bewegungen des jüngeren Reiters zeigte, deutlich verrieth, wie wenig diese langsame Art des Vorwärts mit seinen Wünschen übereinstimmte.

Der Jüngere der beiden Reiter zeigte zwischen den Spitzen seines hoch aufgeschlagenen Mantelkragens ein rundes, noch jugendliches Gesicht, das an sich eben nicht bedeutend war, und auch durchaus nicht verschönt wurde durch den ziemlich verwilderten Bart, das aber doch einen eigenthümlichen Reiz hatte durch den heitern und sorglosen, ja völlig unbekümmerten Blick der braunen Augen, aus denen ein halbes Lächeln selbst dann noch hervorlugte, wenn sich die frischen Lippen ärgerlich kräuselten und kurze Reitersprüche hören ließen, die eben nicht wie Segenswünsche klangen.

Ein langer, grauer Mantel, von Weg, Wind, Regen und andern Feinden heiler und reinlicher Kleidungsstücke arg mitgenommen, verhüllte die ganze Figur des Reiters, der eine völlig unscheinbare Pelz-

müße trug, die mit einem schwarzen Tuch um das Kinn festgebunden war.

Das Pferd, welches militairisch gesattelt und gezäumt war, so weit das sichtbar unter dem großen, grauen Mantel des Reiters, zeigte sich als ein starker, brauner Gaul norddeutscher Zucht und war, wenn auch durchaus nicht im besten Stande, sichtlich mit ganz besonderer Sorgfalt behandelt worden bisher.

Parademäßig waren weder Roß noch Reiter, aber kriegerisch genug sahen beide aus, und auch ein weniger geübtes Ohr würde in dem eigenthümlichen Klappern, was ihre Bewegung begleitete, die Musik erkannt haben, welche eine eiserne Säbelscheide zu machen pflegt, die in ihrer unregelmäßigen Pendelbewegung an einen Sporn stößt.

Der zweite Reiter hat sich nicht so vorsichtig gegen die Kälte geschützt; sein grimmiges, hartes Gesicht, in dem zwei kleine Augen funkeln, ist von Bart bedeckt, der zerrissene Mantel verbirgt nicht vollständig die Uniform eines preußischen Ulanen, die sichtlich von manchem Bivouac zu erzählen weiß. Der Ulan, eine feste, gedrungene Figur, kaum von Mittelgröße, reitet einen mächtigen Schwarzbraunen und schaut, die Lanze ist bequem nach hinten geneigt, mit scharfen Blicken ringsum über die Ebene, die hier und da noch mit Schnee bedeckt ist.

Viel Reize mochte diese ganz flache Landschaft, die nur vorwärts von dem dunkeln Strich eines Waldes begrenzt schien, auch im Sommer nicht haben, an diesem nüchternen, farblosen Märzmorgen machte sie den Eindruck einer trostlosen Einsamkeit, und die wenigen einzeln liegenden Gehöfte, welche die Reiter in einiger Entfernung von ihrer Straße liegen sahen, schienen völlig verlassen, denn ihr Ohr vernahm weder das Hundegebell, das Reisenden oft wie Musik klingt, noch sahen ihre Augen jene dünnen blauen Rauchsäulen aufsteigen, an deren unterm Ende man im Geiste eine Küche sieht, in welcher die erfreuliche Thätigkeit herrscht, deren Resultat eine Mahlzeit zu sein pflegt.

Es war ein langweiliger Ritt.

Das fühlte indessen wohl nur der Jüngere der beiden Reiter, denn der Ulan schien doch ein eigenthümliches Interesse an der einförmigen Landschaft zu finden, und gab das durch einige Ausrufe zu erkennen, die offenbar darauf berechnet waren, die Aufmerksamkeit des vorausreitenden Offiziers, denn ein solcher war es, zu erregen.

Der alte Lanzenreiter mußte seinen Offizier kennen, denn dieser fragte, ohne sich umzudrehen, mit einer scharfen Stimme, halb im Nasenton: „Was habt Ihr, Eitas, plagt Euch der Teufel? ich glaube, Eure Spitzbubenaugen finden eine besondere Schönheit an dieser verdammten kleinen Sahara!“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“ antwortete Eitas, der Ulan, „sehr schöne Gegend hier, ganz wie bei uns zu Hause in Litthauen, hätte das in diesem armseligen Frankreich gar nicht vermuthet, Donnerwetter, mir

ist ganz jung zu Muthe, Herr Rittmeister, Weideland, schönes Weideland, ganz so wie wir's zu Hause hatten; ich war vier Jahr Knecht bei Baron von Falkenhayn's Pferden, Herr Rittmeister, ehe ich zu den Towarczys kam!"

Der Rittmeister schien eben kein besonderes Interesse für die litthauischen heimathlichen Erinnerungen des alten Towarczy zu haben, wenigstens überließ er ihn, ohne ein Wort zu entgegnen, den Angriffen des Heimwehs, und ließ, da der Weg etwas besser wurde, sein Pferd etwas besser auftreten. Die raschere Bewegung schien dem Offizier angenehm zu sein, die halblauten Verwünschungen, mit denen er ziemlich freigebig gewesen bis dahin, verstummten ganz, und munter schweiften seine Blicke hin und her an dem Waldrande, dem er sich rasch näherte.

„Achtung!" rief der Ulan plötzlich, und in demselben Moment vernahm der Rittmeister einen schwachen Knall.

Der Offizier sah sich um nach dem Ulanen, dieser deutete mit der Hand nach der Richtung, in welcher er etwas Blitzendes, einen blanken Gewehrlauf wahrscheinlich, gesehen zu haben behauptete.

„Rechts vom Wege, etwa hundert Schritt, zwischen den Bäumen!" lautete seine Meldung.

„Der Schuß kann uns nicht gegolten haben!" meinte der Rittmeister, sein Pferd stärker antreibend.

„Es sieht mir nicht aus, als wenn hier ein starker Wildstand wäre," entgegnete Eitas, der sich jetzt dicht an seinen Offizier hielt, „so passionirte Jäger sind die Franzosen auch wohl nicht, daß sie jetzt hier auf die Jagd gehen."

„Was wollt Ihr damit sagen, Eitas?" fragte der Rittmeister hastig, „Donnerwetter, Alter, sperrt das Maul auf!"

Ein zweiter Schuß, der etwas stärker knallte, denn die Reiter waren indessen näher gekommen, wurde offenbar zwischen den Bäumen abgefeuert.

„Ich wollte nur sagen," bemerkte Eitas, „daß Franzosen, wenn sie in dem Walde da sitzen, uns viel besser sehen können, als wir sie —"

„Ich verstehe, Ihr glaubt, daß diese Schüsse Signale sind!" unterbrach der Rittmeister.

Eitas nickte und sagte verächtlich: „Bauernsignale, Lumpengesindel, kenne das!"

Die beiden preußischen Reiter trabten scharf gegen den Wald.

„Das ist doch merkwürdig," begann der Offizier nach einer Weile wieder, „auf Ehre, ich glaube, daß ich behert bin."

„Donnerwetter, Herr Rittmeister," brummte Eitas, „Sie haben's auch gesehen, der Wald nimmt Reißaus!"

Den beiden Reitern schien es, als ob der Wald, dem sie sich rasch näherten, vor ihnen zurückwiche.

Die eigenthümlich fahle Beleuchtung spielte den beiden Ulanen einen Possen.

„Wir kommen den Bäumen näher, auf Ehre!" betheuerte der Rittmeister.

Plötzlich fuhr der Ulan, ohne alle Rücksicht auf seinen Offizier, mit einer solchen Fluth von litthauischen Schimpfwörtern, mit einer so erlesenen Sammlung der wunderlichsten Flüche heraus, daß selbst der Rittmeister, der doch schon Ohrenzeuge von mancherlei gewesen, den alten Towarczy mit einer Art von Bewunderung ansah, bis der endlich in verständlichem Deutsch ausrief: „Nun, so ein neun Mal verfluchtes, schlechtes Land, wie dieses Frankreich, ist mir denn doch in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen, obwohl ich in Polen und Rußland gewesen bin; ist denn hier wirklich Alles auf Betrügerei angelegt? Donnerwetter, selbst mit den Wäldern betrügen sie hier die hellsten Augen. Kreuzhimmeldonnerwetter! Herr Rittmeister, da sehen Sie!"

Der Rittmeister, der jetzt auch erkannt hatte, was den Zorn seines Reiters so gewaltig erregt, lachte aus vollem Halse zu dessen freundschaftlichen Erklärungen über Frankreich.

Vor Zeiten mochte nämlich allerdings ein Wald da gestanden haben, wo Citas noch immer einen solchen zu sehen geglaubt hatte, derselbe mochte aber längst unter der Art des augenblicklichen Vortheils gefallen sein, wie so viele Wälder; nur hatte man einen ganz schmalen Waldstreifen stehen lassen, der sich wie eine Theatercoulisse in die Landschaft hineinschob und die dahinter liegende Gegend maskirte.

Trotz des Zornes nun, den der ehemalige Towarczy gegen einen Waldstreifen zeigte, der seiner Meinung nach ein handgreiflicher Beweis für den betrügerischen Charakter des französischen Volks war, obwohl er eigentlich nur die schlechte Wald- und Forstwirthschaft bewies, waren die kleinen, hellen Augen überall, und die Eile, mit welcher er, an seinem Offizier vorüber trabend, erst ein Stück aufwärts, dann ein Stück abwärts an dem dünnen Waldstreifen hinritt, bewies, daß der kriegsgeübte Reiter die beiden vor kurzer Zeit vernommenen Schüsse nicht vergessen hatte.

Der Rittmeister ließ sein Pferd im Schritt gehen und verfolgte ruhig den Weg, welcher die paar Reihen Bäume durchschnitt; als er jenseits derselben einen Augenblick hielt, mit scharfem Blick das Terrain prüfend, war Citas wieder an seiner Seite und deutete auf einen Meierhof, aus dessen Schornstein eine mächtige Rauchsäule aufwirbelte.

Die beiden Reiter hatten ein sanft absteigendes Terrain vor sich; der mehrfach erwähnte Waldstreifen markirte die Grenze eines Plateaus, und der Offizier prüfte sorgsam mehrere Schluchten und Hecken, welche Abschnitte in der geneigten Ebene bildeten, während Citas mehr Aufmerksamkeit auf verschiedene Häuser und Höfe wendete, welche, einzeln

liegend, sich bis zu einem Gebüsch hinzogen, aus welchem zwei Thurmspitzen hervorragten. Dieses Gebüsch lag rechts von ihrer Straße.

Der Rittmeister zögerte nicht, seinen Weg fortzusetzen, aber er war ein vorsichtiger Soldat und in Feindes Land.

Zu einem Aufstand in Masse hatten die Aufrufe der kaiserlichen Minister das Land nicht vermocht, aber das Landvolk hatte die verbündeten Truppen nirgend mit Wohlwollen aufgenommen, an verschiedenen Orten hatte es Widerstand zu leisten versucht und Ermordungen einzelner Mannschaften, so wie selbst Ueberfälle kleinerer Abtheilungen waren nicht selten. Ja, die aufgeregten Bauern machten die Verbindung der einzelnen Heertheile der Verbündeten unter sich sehr schwierig.

Der Rittmeister von Krummensee aber mußte nach Rheims in das Hauptquartier des russischen Generals Winzingerode; je wichtiger er seine Sendung hielt, desto vorsichtiger ging er zu Werke und nicht ohne Absicht hatte er Eitas, den alten Towarczy, mit sich genommen. Er wußte aus Erfahrung, daß er sich auf dieses geübten Feldsoldaten Umsicht, Kühnheit und Unermüdlichkeit verlassen konnte.

Als der Rittmeister scharf zu traben begann, murrte Eitas in seiner gewöhnlichen Weise etwas von den beiden Schüssen, die sie zuvor vernommen.

„Ich habe sie nicht vergessen, altes Ungeheuer!" antwortete der Offizier anscheinend sorglos, „aber wir müssen vorwärts, feindliche Truppen sind schwerlich hier in der Nähe und mit den Bauern müssen wir's allenfalls drauf ankommen lassen!"

Sie ritten scharf und waren bald in gleicher Höhe mit dem ersten Gehöft, welches rechts vom Wege lag.

Ohne einen Augenblick zu zögern, schlug der Offizier die schmalere Straße ein, die zunächst zu dem Gehöft führte, aber er ließ sein Pferd langsamer gehen und untersuchte seine Pistolen mit großer Vorsicht.

„Ist meine Wegbeschreibung richtig," sagte er zu dem Ulanen gewendet, „so sind die Thürme drüben hinter dem Gebüsch die der Kirche und des Schlosses von Raucourt und unsere Straße führt an diesen Gehöften hin bis zu einem kleinen Flüßchen, das wir bei diesem Ort überschreiten müssen."

„Eine Brücke werden sie uns nicht hingebaut haben!" brummte Eitas.

„Nein," antwortete der Rittmeister gleichgültig, „vermuthlich werden sie sogar eine etwa vorhanden gewesene abgebrochen haben, aber hinüber werden wir doch kommen."

Der Weg vertiefte sich nach und nach etwas, die Preußen ritten langsam am obern Rande hin und bemerkten an der Thür des ersten Gehöftes eine Frau, von der sie fast im selben Augenblick gesehen wurden; sie sahen deutlich, daß sich die Frau durch einen zweiten Blick ihrer Erscheinung vergewisserte, dann aber eilig im Innern des Gehöftes verschwand.

Gleich darauf wurden die bis dahin offenstehenden beiden Flügel des Thores von innen geschlossen, ohne daß sich Jemand zeigte.

„Französische Gastfreundschaft!“ sagte der Rittmeister und blickte sich nach seinem Ulanen um, der aber fuhr im selben Moment an ihn heran, faßte die Zügel des Offiziers und sauste mit demselben davon hinter die Gebäude der Meierei.

Das geschah so blitzschnell und der Rittmeister war so überrascht, daß er erst, als Citas beide Pferde zum Stehen brachte, fragen konnte: „Was soll das?“

„Feindliche Cavallerie,“ antwortete der Ulan lakonisch, „sie brauchen uns nicht früher zu sehen, als nöthig!“

Die beiden Preußen hielten hinter einer ziemlich hohen steinernen Hofmauer, in welcher kein Fenster war; Citas sprang aus dem Sattel und lief bis an's Ende der Mauer zurück, während sein Pferd ruhig stehen blieb.

Er verweilte nur kurze Zeit auf seinem Lauerposten, kam eilig zurück, schwang sich auf und rapportirte: „Feindliche Cavallerie kommt, weiß der Teufel woher, auf dem Wege herab, den wir gekommen, etwa vierzig Pferde stark, marschirt in großer Unordnung; wir sind noch nicht gesehen, aber ich fürchte, die Canaille hier im Hof wird unsere Anwesenheit verrathen.“

„Vorwärts!“ sagte der Rittmeister und ritt in scharfem Trabe in derselben Richtung weiter; die einzelnen Gebäude, der tiefe Weg und die hohen Hecken mußten sie decken, so lange als die feindliche Cavallerie nicht auf gleicher Höhe mit dem von ihnen eingeschlagenen Seitenwege war; aber Citas hatte richtig gerechnet, denn in dem Augenblick, wo die Bewohner des ersten Gehöftes die französische Cavallerie entdeckt haben mochten, wurde ein Schuß abgefeuert, dem rasch hinter einander mehrere folgten.

„Das knallt gerade wie vorher!“ sagte der Rittmeister, sich umsehend, „verabredete Signalschüsse!“

„Der Teufel hole sie,“ schalt Citas, „diese Schüsse werden uns das ganze Commando auf den Hals hetzen; dicht an der Mauer hin, Herr Rittmeister!“

Sie passirten eben ein zweites Gehöft, das völlig leer und ausgestorben schien.

Da pfiff eine Kugel dicht an dem Kopf des Rittmeisters vorbei!

Zwei, drei, vier Schüsse knallten! Sie wurden aus den Bodenfenstern des Hauses abgefeuert, an welchem die Preußen eben vorübergefegt waren.

Mächtig griffen die Pferde der Ulanen aus und flogen, trotz des unebenen Weges, in weiten Sätzen vorwärts.

„Hussah! die Jagd ist los!“ rief der Rittmeister, dessen keckes Reiterblut beim Knall der Schüsse hoch zu wallen begann; er warf sein

Roß halb herum: „Da wir hier das Wild sind, so will ich mir doch mal die Jäger besehen! Richtig, da sind sie, die langen Kerle mit den flatternden Roßschweifen am Helm; vorwärts, Eitas, noch haben sie uns nicht!"

„Und werden uns auch nicht kriegen!" entgegnete der Towarczy mit tiefer Stimme.

Neben einander jagten die Preußen eine Weile dahin; sie sahen sich oft um und bemerkten wohl, daß sie verfolgt wurden; sie sahen aber auch, daß ihnen die Franzosen auf ihren schweren Pferden nicht viel näher kamen, und um das Feuer, das sie aus den einzelnen Häusern erhielten, an denen sie vorüberjagten, kümmerten sie sich wenig, es war schlecht, sehr schlecht, wie Eitas erklärte, gezielt; auch hatten sie nicht mehr nöthig, sich dicht an die Gebäude zu halten, da sie ein Mal von dem Feinde entdeckt waren und die Pferde den Weg über das Feld besser zu finden schienen, als die ausgefahrene Straße. Sie kamen dem Gehölz, aus welchem die beiden Thürme emporragten, welche der Rittmeister für die des Dorfes Raucourt hielt, immer näher.

„Warum schießen die Kerle nicht?" fragte Krummensee, als sie ein Gehöft passirten, aus dem nicht geschossen wurde.

„Sind für die schlechten Bauernschützen zu weit links geritten!" brummte Eitas.

„Oder eine neue Schurkerei," entgegnete der Rittmeister, sich rückwärts umschauend, „sieh' da! der Feind gewinnt Terrain, ein stattlicher Reiter der Offizier, ich hätte wohl Lust —"

„Donnerwetter," schrie Eitas, „es wird Sie doch nicht der leibhafte Teufel beißen, Herr Rittmeister? Die ganze Gesellschaft ist ja dicht hinterdrein!"

Der feurige Offizier gab den rücksichtslos derb angedeuteten Gründen nach und ritt im schärfsten Trabe weiter.

Das war wohlgethan, denn die französischen Reiter kamen mit fliegender Hast näher, und Eitas warf ungeduldige und sehnsüchtige Blicke auf eine Reihe verkrüppelter Bäume, welche ihm den Lauf des Flüßchens andeuteten, über welches ihr Weg führte.

„Ich will nur wünschen, daß das jenseitige Ufer nicht höher ist, als das diesseitige!" lachte der Rittmeister, der in seiner Ungeduld schon an dem Ufer war.

Eitas schaute rückwärts nach den Verfolgern, die mit Windeseile heranstoben. „Denen muß viel an uns liegen!" murrte er in den Bart, in demselben Moment aber fuhr er mit dem Kopf in die Höhe und zog die Zügel an.

Tratratra! klang es rechts.

Tratratra! klang es links.

„Was ist das?" rief der Rittmeister, den Lauf seines Rosses ebenfalls etwas mäßigend und sich umschauend.

„Was soll's weiter sein?“ antwortete Citas sehr ruhig, „da, Sie sehen's ja!“

Von rechts und links knallten Schüsse.

„Preußische Flügelhörner!“

„Preußische Füsiliere!“

In ihrer hastigen Verfolgung der beiden Ulanen waren die französischen Reiter mitten hineingeritten zwischen preußische Infanterie, welche, durch die Signalschüsse aus den Gehöften aufmerksam gemacht, rechts und links, gedeckt durch das coupirte Terrain, von dem Flüßchen aus vorwärts gegangen war, bis sie die Franzosen zwischen zwei Feuer nehmen konnte. In der Hast der Verfolgung hatten die Franzosen, die hier auch keine Preußen vermuthen konnten, da Raucourt, wie sie bestimmt wußten, am Morgen noch nicht vom Feinde besetzt war, die nöthige Vorsicht vergessen und waren so in diesen Hinterhalt gefallen. Ehe es den Franzosen gelang, ihre Rosse zu wenden, waren schon eine Menge Sättel leer, und mehr als die Hälfte der Zurückpreschenden fiel unter dem preußischen Feuer, das eine Weile wohlgenährt knatterte, dann aber auf ein Signal verstummte, während die Jäger und Füsiliere mit lautem Hurrahruf, hinter ihren Deckungen hervorspringend, sich mit Kolben und Bajonnet auf die verwundeten und der Pferde beraubten feindlichen Reiter warfen und bald ein Ende machten.

Gern hätte der Ulanen-Rittmeister Theil an dem Kampf genommen, aber bessere Ueberlegung und Rücksicht auf sein stark angegriffenes Roß dämpfte seine Kampflust, während sein Befehl auch den wilden Towarczy nöthigte, an seiner Seite zu bleiben.

Einzelne Jäger und Füsiliere begrüßten jetzt die Reiter und Citas hatte nicht viel Mühe, die munteren Gesellen zu bereden, einen Besuch bei den unschuldigen Landleuten zu machen, die so freundschaftlich aus ihren Gehöften auf seinen Offizier und ihn geschossen; die Füsiliere, welche in der Richtung, in welcher der Rittmeister gekommen, vorwärts gingen, versprachen dem grimmig lachenden Citas, an keinem Gehöft vorüberzugehen, ohne die ihm und seinem Offizier erwiesene Freundlichkeit zu erwiedern.

Einige Compagnieen Füsiliere und Landwehrleute gingen vorwärts, die Jäger kehrten nach Raucourt um, wohin auch die beiden Reiter, nachdem sie den kleinen Fluß mit großer Beschwerlichkeit überschritten hatten, langsam ritten, um ihren Rossen etwas Ruhe zu gönnen.

„Donnerwetter, das wäre ein schlechtes Stück Weg gewesen, da hinüber, mit den Franzosen im Nacken!“ meinte Citas, zufrieden zurückblickend, als er am hohen jenseitigen Ufer des kleinen Wassers war.

„Das hätte uns den Hals gekostet!“ entgegnete der Rittmeister, dem einige Jäger bereitwillig an dem steilen Uferrand hinaufgeholfen hatten.

Als Krummensee drüben eben wieder aufsteigen wollte, stand plötz-

lich ein Jäger-Offizier vor ihm, der ihm die Hand reichte wie einem alten Bekannten, den er aber nicht erkannt haben würde, wenn derselbe nicht mit männlich sonorer Stimme gesagt hätte: „Willkommen, mein Freund, ich freue mich, daß Dich Gott behütet hat bis hierher!"

„Ruitsteen, Abraham Ruitsteen, Donnerwetter, Junge, hurrah!" rief der Rittmeister und warf sich in der ersten Aufwallung seiner Herzensfreude an die Brust des Lieutenants, der die Umarmung herzlich erwiederte.

„Der Teufel soll gleich ein Dutzend Sattelriemen aus meinem Fell schneiden," fuhr Krummensee fort, „wenn ich mich nicht freue, wie Bonaparte, wenn er die Schlacht bei Leipzig gewonnen hätte; Ruitsteen, mein Junge, wie geht es Dir? wie geht es Deinen würdigen Eltern? hast Du Nachricht aus Deiner Heimath?"

Der Rittmeister, dessen Pferd ein Jäger weiter führte, ging neben dem Sohne des Mennoniten her, der ihm ernsthaft antwortete: „Deine Freude thut mir wohl, Freund, obgleich Du sie nicht in Fluchen und Betheuerungen laut werden lassen solltest, auf Deine Fragen aber kann ich Dir nicht antworten, denn aus meiner Eltern Hause habe ich keine Antwort erhalten auf meine Briefe; ich bin, weil ich Blut vergossen habe als Soldat für König und Vaterland, nach unsern Gesetzen ausgestoßen aus der Gemeinde, ausgestoßen aus meiner Familie; Freund, ich habe dem König und dem Vaterlande ein größeres Opfer gebracht, als die, welche starben; nun, vielleicht findet auch mich bald eine gnädige Kugel, denn ich kann den schweren Zwiespalt in meinem Innern nicht bewältigen."

„Ich bitte Dich, mein alter Junge," entgegnete der Rittmeister tröstend, „halt an Dich, laß nur erst Frieden sein, dann gehe ich, hol' mich der Teufel! selbst zu Deinem Alten, und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich ihm nicht den Kopf in Ordnung brächte; alter Junge, komm nur mit dem eisernen Kreuze da und mit dem Porte-epée zu Deinen würdigen Eltern, Du sollst mal sehen, wie sie springen werden!"

Der Lieutenant Ruitsteen lächelte trübe über die naive Zuversicht, mit welcher der Rittmeister auf das eiserne Kreuz und das Porte-epée vertraute, dann sagte er ernst: „Du wirst nicht zu meinen Eltern gehen, Freund, auch würde mir Dein Besuch nichts nützen!"

„Ich werde nicht zu Deinen Eltern gehen, Ruitsteen? Donnerwetter!" Der Rittmeister wurde roth.

„Du wirst es nicht, Freund," sprach der Lieutenant ernsthaft und bestimmt, „denn die, welche Du suchst unter dem Dache meines Vaters, meine Schwester Susanna, findest Du nicht mehr dort."

Der Rittmeister blieb stehen und sah dem Bruder der Geliebten ängstlich und erschrocken in's Gesicht; offenbar fürchtete er eine Todesnachricht zu empfangen.

„Du hast keine Ursache, Dich zu erschrecken," fuhr Ruitsteen mit rührender Gutmüthigkeit fort, „sondern wahrscheinlich ist es Dir lieb, zu hören, daß meine Schwester ausgeschieden ist aus unserer Religionsgemeinschaft und sich Deiner Kirche zugewendet hat. Susanna war immer stärker, als ich, sie ist bei einer Predigerfamilie in der Nähe von Berlin, sie hat sich kühn losgesagt von dem Glauben ihrer Väter, ich will nur wünschen, daß sie es nicht allein aus Antreiben der irdischen Liebe gethan, welche sie für Dich im Herzen trägt, Freund. Ich habe im Januar einen Brief von ihr erhalten und mit ihm die einzigen Nachrichten aus der Heimath."

Der Rittmeister ging schweigend neben dem Bruder der Geliebten her, auch dieser schwieg, mit seinen trüben Erinnerungen beschäftigt, aber bald raffte er sich zusammen und sagte mit dem ihm eigenen melancholischen Lächeln: „Du siehst, Freund, daß Du nicht nöthig hast, das einsam gewordene Haus meines armen Vaters aufzusuchen, mir würde Dein Besuch dort auch nichts geholfen haben, indessen bin ich Dir immer für Deinen guten Willen dankbar."

„Höre, Ruitsteen," nahm jetzt der Rittmeister nachdenklich das Wort, „Du bist ein verdammt guter Mensch, denn wenn ich's recht überlege, so bin ich eigentlich Schuld an Deinem Leiden, denn ohne meinen Besuch . . . . ."

Der Rittmeister stockte, er wußte nicht zart genug auszudrücken, was er zart genug fühlte, aber Ruitsteen half ihm und sprach leise: „Laß das, Freund, es wäre anmaßend von Dir, wenn Du etwas anderes zu sein glaubtest, als ein Werkzeug in der Hand Gottes, Du hast Dir nichts vorzuwerfen; selbst die Liebe, welche Du meiner Schwester eingeflößt hast, ist nicht Dein Werk, Du sprachst mit ihr die Sprache, die man in der Welt mit schönen Mädchen spricht, und Susanna ist lieblich anzuschauen, ihr Herz wurde Dein ohne Dein Zuthun, Du hast auch keine Verpflichtung gegen sie übernommen, und wenn sie auf dieser Erde nicht glücklich wird durch Deine Liebe, wie ich hoffe und wie sie hofft, — ich mache Dir kein Geheimniß daraus, — wenn Du sie nicht zu Deinem Weibe machst, so ist das eine Prüfung, mit der sie Gott heimsucht, und Gottes Wille geschehe im Himmel, wie auf Erden!"

Der Lieutenant Ruitsteen sagte das in der ruhigen, frommen Weise, die dem Sohne des Mennoniten mehr durch Erziehung eigen geworden war, als sie ihm von Natur zugekommen sein mochte; in dem stillen Hause seiner Eltern fiel diese Sprache auch dem Fremden kaum auf, sie paßte dort als Ton in die ganze Harmonie, hier aber in dem Munde des Lieutenants, der die Blutarbeit nur eben durch das Signal: „Stopfen!" beendet hatte, der zu einem wilden Reiter sprach, der im Augenblick erst der Hetze und der Verfolgung des Feindes entronnen war und in der nächsten Stunde vielleicht neuem Kampf entgegentrabte,

contrastirte sie so merkwürdig, daß der Rittmeister von Krummensee ihr gegenüber die rechte Weise schwer zu finden vermochte.

Das Wort Gottes braucht auch im Felde dem Soldaten nicht fremd zu werden, es wird dafür gesorgt, daß er es vernimmt, und es sind niemals die schlechtesten Soldaten gewesen, die auf „Zieten's großen Alliirten" im Himmel ihr Vertrauen setzten, und mancher wackre Held dachte im Felde gerade seines Gottes mit ganz besonderer Innigkeit, auch zu anderer Zeit, als eben nur beim Commando: „Hut ab, zum Gebet!" aber die Sprache, in der die Soldaten das Wort Gottes vernehmen, ist und muß mit Recht eine andere Sprache sein, als die resignirte eines Mennoniten, der ein Verbrechen darin sieht, das Blut der Feinde zu vergießen.

Dieser Mennonitensprache gegenüber vermochte der Rittmeister den Ton nicht zu finden, auch machte die ganze Art und Weise des jungen Mannes, die kurze, fast gleichgültige Mittheilung, daß Susanna den heimathlichen Heerd verlassen aus Liebe zu ihm, daß sie hoffe, durch eine Verbindung mit ihm glücklich zu werden, einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf den heitern und warmblütigen Reiter.

Seine Tante, die Präsidentin von Lohmeier, war eine deutsche Frau im edelsten Sinne des Wortes, aber sie bediente sich im Gespräch, alten Gewöhnungen der Jugend folgend, oft französischer Ausdrücke, namentlich da, wo sie dieselben ausdrucksvoller und die Nuance bezeichnender fand; so sagte die Tante-Präsidentin von einem Menschen, der halb betäubt und halb verlegen war: er ist „étourdi"; da auch dieses Wort, wie fast alle französischen, vieldeutig ist, so mochte die Präsidentin zu solchem Gebrauch desselben auch wohl berechtigt sein, der Rittmeister aber hatte das nie recht begriffen bisher, weil er eben die Situation nicht kannte; er pflegte nicht leicht verlegen zu werden, und eine Betäubung war ihm selbst durch eine tüchtige Flaschen-Batterie und einen schweren Säbelhieb nicht beizubringen.

Sonderbarer Weise erfuhr er jetzt plötzlich, wie bezeichnend der Ausdruck „étourdi", er war es, als der Lieutenant Ruitsteen zu ihm gesprochen; vielleicht war es nur die Erinnerung an das Wort „étourdi", die ihn in demselben Augenblick, wo ihm aus dem Munde des Bruders die Gewißheit wurde, daß Susanna ihn liebe, und daß sie der Liebe zu ihm schon die größesten Opfer gebracht, in die eleganten Zimmer seiner Tante nach Berlin, die ihn zu seiner Cousine Waldemare führte.

Krummensee fühlte das tief im Herzen als eine Art von Unrecht, und, unzufrieden mit sich selbst, faßte er des Lieutenants Hand und sprach: „Alter Junge, rede doch nicht so traurig, warte nur und habe Geduld, der König wird ein Wort sprechen für Dich bei Deiner Gemeinde, der König verläßt seine treuen Soldaten nicht!"

„Freund," antwortete Lieutenant Ruitsteen ruhig, „mein lieber König kann mir nicht helfen, denn selbst, wenn er mir meine Stelle

wiedergeben könnte in meiner Gemeinde, so könnte er doch den Zwiespalt in meiner Seele nicht lösen; siehe, es ließ mich nicht rasten und ruhen, ich mußte hinaus in den Krieg, und ich denke, ich habe als Soldat meine Schuldigkeit gethan; aber in meinem Innern spricht eine Stimme, die mich hart tadelt, daß ich abgefallen bin von der Lehre unseres Stifters, und diese Stimme vermag weder der Schall der Trompete, noch der Donner der Kanonen zu übertönen."

„Armer Lieutenant!" sagte der Rittmeister und war innerlich sehr froh, daß sie in diesem Augenblick eine kleine Brücke von rothem Sandstein erreicht hatten, an welcher Citas mit den Pferden hielt und wo auch die Jäger ihren Offizier erwarteten.

Rechts führte eine breite Straße durch das Dorf nach Rheims, links schlängelte sich ein schmalerer Weg, der mit Strauchwerk an beiden Seiten eingefaßt war, nach dem nahen Schlosse Raucourt, dessen rothe Wände mit dem grünlichen Kupferdach darüber einladend durch die unbelaubten Zweige der alten Bäume vor seiner Fronte blickten.

„Im Schloß liegt ein russischer Major aus der Suite des Generals Winzingerode, Herr Rittmeister!" meldete Citas.

Krummensee schwang sich in den Sattel und fühlte sich leichter; es kam ihm vor, als sei es viel leichter eine Meile zu traben mit einer Escadron französischer Reiter hinter sich, als eine halbe Stunde lang ein Gespräch mit dem jungen Ruitsteen zu führen.

„Ich bin Schuld daran!" dachte der Rittmeister, als er vom Pferde herab dem Lieutenant noch einmal die Hand reichte und ihm dabei in das ernsthafte traurige Gesicht sah.

„Gott segne Dich, Freund!" sagte der Mennonit zum Abschied.

„Armer Lieutenant!" sprach der Rittmeister zu sich selbst, als er von dannen ritt und den Weg zum Schlosse einschlug.

Es war ein Gefühl von Bitterkeit und Traurigkeit in dem sonst so frohen und kühnen Reiter, von dem er bis jetzt in seinem Leben keine Ahnung gehabt.

Wohl zehnmal auf dem kurzen Wege zum Schlosse Raucourt richtete er die Frage an sich: „Was habe ich mir denn vorzuwerfen? und doch ist mein Besuch an dem gastfreundlichen Heerde des Mennoniten Veranlassung zur Zerstörung des Friedens einer ganzen Familie geworden? Die armen alten Leute, des Sohnes und der Tochter zugleich beraubt!"

So dachte der Rittmeister von Krummensee, als er, unzufrieden mit sich selbst, ärgerlich und traurig zugleich, die Rampe hinaufsprengte. Merkwürdig wenig beschäftigte er sich in seinen Gedanken mit der schönen Susanna, so wenig, daß es ihm selbst plötzlich auffiel. Doch er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn in dem Augenblick hielt er vor dem stattlichen Schloßportale, vor dem eine russische Schildwache stand.

Ein russischer Husaren-Offizier begrüßte den Absteigenden und

führte ihn zu dem Major, der für den Augenblick im Schloß Raucourt commandirte.

Einige Augenblicke später erhielt Eitas Befehl, abzusatteln und die Pferde in einen Stall zu bringen, den man ihm anwies. Der Rittmeister beschloß auf Einladung des Majors, den General Winzingerode in Raucourt zu erwarten, da derselbe nicht mehr in Rheims war und in den ersten Nachmittagsstunden zu Raucourt eintreffen sollte.

Als der Rittmeister von Krummensee ankam vor dem Schloß und über den freien Platz ritt, der mit altmodischen Sandstein-Bildsäulen verschiedener Götter und Göttinnen besetzt war, wurde er von mehreren Personen beobachtet.

Das Schloß hatte über dem Rez de Chaussée noch zwei Stockwerke und war nach beiden Seiten von sogenannten Pavillons flankirt, an die sich rückwärts ziemlich weitläuftige Wirthschafts-Gebäude anschlossen.

In einem der Fenster des ersten Stockwerks standen zwei Damen, von denen Eine sehr geschmackvoll und elegant gekleidet war, während die Andere prächtige Stoffe und Spitzen, auch viel Schmuck trug, aber unordentlich und nachlässig erschien.

Beide Damen waren sichtlich noch in jungen Jahren, obwohl Beide älter aussahen, als sie waren, die Größere, prächtiger und nachlässiger Gekleidete, weil sie etwas sehr stark geworden vor der Zeit, die Kleinere und Elegantere, weil ein gewisser verdrießlicher Zug sie verstellte. Uebrigens war keine der beiden Damen über dreißig Jahr alt und Beide waren zwar nicht schön, aber doch hinlänglich mit Reizen begabt, um angenehm zu erscheinen.

„Von welcher Nation ist dieser Offizier, Clotilde?“ fragte die stattliche Dame ihre elegantere Gefährtin.

„Ich weiß nicht!“ antwortete diese verdrießlich, dann erst warf sie einen Blick durch das Fenster.

„Nun?“ fragte die Erste noch ein Mal, sichtlich kannte sie die Art und Weise dieser Clotilde.

„Wer kann in solchem Aufzuge einen Menschen erkennen?“ fuhr Clotilde wenig verbindlich fort, wahrscheinlich ist's ein preußischer Offizier, denn der Lancier hinter ihm ist ein Preuße.“

„Ich kann die Preußen nicht leiden!“

„Sie sind mir lieber, als all' die Andern, und ich begreife gar nicht, was Sie gegen die Preußen haben können, liebe Adelaide!“ versetzte Clotilde hastig.

Wer die beiden Damen kannte, der wußte auch im Voraus, daß die ausgesprochene Abneigung der Einen in der Andern eine eigensinnige Bewunderung für die Preußen hervorrufen mußte.

„Der preußische Offizier sitzt sehr elegant zu Pferde!“ bewunderte Clotilde.

„Aber in welch' abscheulichem Aufzuge kommt er hierher!“ bemerkte Adelaide.

„Man hat im Felde nicht viel Zeit für die Toilette übrig,“ vertheidigte Clotilde, „und man hat,“ setzte sie boshaft hinzu, „ja Beispiele, daß sich Leute trotz eines Ueberflusses an Zeit nicht elegant zu kleiden verstehen!“

„Sprechen Sie dieses Verständniß Ihren lieben Preußen ab?“ fragte Adelaide, roth werdend.

„Ach nein, den Preußen nicht,“ entgegnete Clotilde kalt, „der junge, hübsche Offizier aber scheint keine Zeit gehabt zu haben, um in der Toilette hier aufzutreten, die Sie fordern, liebe Adelaide!“

Adelaide, die in zu vielen Gefechten der Art schon zu kurz gekommen war, um nicht eine neue Niederlage zu fürchten, drehte sich kurz um und rauschte durch das Zimmer, das sie verließ, indem sie die Thür heftiger schloß, als eigentlich nöthig war.

Clotilde sah sich nicht um nach ihrer Gegnerin, ein triumphirendes Lächeln verdrängte auf einige Augenblicke den verdrießlichen Zug, der stehend bei ihr geworden zu sein schien, dann sagte sie seufzend: „Oh! wenn ich doch begreifen könnte, was Er so anziehend an dieser widerwärtigen, gemeinen Person findet!“

In dem Zimmer, genau über demjenigen, in welchem wir die beiden Damen am Fenster stehen sahen, befanden sich zwei Herren; Beide waren hübsche Männer, Beide waren wie die Damen in gleichem Alter etwa. Der Eine saß nachlässig zurückgelehnt in einem großen Stuhl, der Andere stand am Fenster und bemerkte mit Bezug auf den preußischen Rittmeister, von dessen Pferd er so eben mit verständiger Anerkennung gesprochen: „Dieser Offizier scheint ein tüchtiger Säbelheld zu sein, und ich hätte wohl Lust, mich mit ihm zu messen; Pest, daß wir alle diese Kosaken und Preußen und anderen Barbaren hier in unserm schönen Frankreich als theure Befreier begrüßen müssen!“

„Ist unsere eigene Schuld!“ entgegnete der im Lehnstuhl sehr gleichgültig.

„Haben Sie gar kein Gefühl für die Schmach, die darin für uns Royalisten liegt,“ nahm der am Fenster Stehende eifrig das Wort, „daß wir dieser ausländischen Kriegsvölker bedürfen, um unsern Königsthron wieder herzustellen?“

„Und wenn ich dies Gefühl hätte, lieber Eugen, was hülfe es uns?“ lautete die Antwort.

„Sie gefallen mir gar nicht so, mein guter Cousin Charles!“ versetzte Eugen scharf und drehte sich halb um nach dem Innern des Zimmers.

„Das thut mir leid, Chevalier,“ erklärte phlegmatisch der gute Cousin Charles, ohne seine bequeme Stellung zu ändern, „übrigens ist es nicht sehr höflich, mir das in's Gesicht zu sagen, aber dem Bruder dieser lieben Adelaide lasse ich's gern hingehen!“

„Ich verbitte mir ernstlich diesen hohen Ton, Baron von Raucourt," blitzte der Chevalier auf, „wir tragen zwar ein und denselben Namen, aber alle Rücksichten haben schließlich doch ein Ende."

„Zwischen uns nicht, Chevalier," erwiderte der Baron mit einer gewissen trockenen Gutmüthigkeit, „donnern und blitzen Sie, wüthen Sie gegen mich, ich werde nie vergessen, daß Sie mich in jener Nacht aus dem Ourcy-Canal gezogen haben mit eigener Lebensgefahr, obwohl Sie mich ganz einfach ertrinken lassen konnten, um statt meiner der Erbe des rothen Schlosses von Raucourt zu werden."

„Nun, bis jetzt, lieber Charles," lachte schnell besänftigt der Chevalier, „hätte ich auch noch keinen Vortheil von solch einer Erbärmlichkeit gehabt, denn unser würdiger Oheim scheint in seiner Jugend wirklich so liederlich gelebt zu haben, daß er eine unziemliche Anzahl von Jahren braucht, um seine Jugendsünden noch auf Erden zu bereuen."

„Bis jetzt habe ich noch nichts von Reue gesehen bei ihm!" bemerkte der Baron.

„Ich auch nicht, aber gehört habe ich desto mehr davon," rief der Chevalier lachend; „wahrhaftig, es ist eben nicht anständig, daß man von dem Haupte unserer Familie, von dem ältesten Bruder seines Vaters, so spricht, aber dieser alte Sünder scheint wirklich seinen Aerger über die verlorene Fähigkeit zum Sündigen für Reue zu halten."

„Ist aber ein guter Royalist, dieser theure Oheim!" bemerkte der Baron.

„Das sei Gott geklagt, darin liegt es eben," rief der Chevalier, „die Leute dieses Schlages haben in Leichtsinn und Laster, Uebermuth und Thorheit die Revolution großgezogen, haben mit ihrem liberalen Denken und Schwatzen den Thron untergraben und glauben nun die Krone royalistischer Treue erworben zu haben, weil auch sie unter den Folgen ihrer Verkehrtheit gelitten haben."

„Sehr wahr!" sagte der Baron so kühl, daß er seinen heißblütigen Vetter dadurch wieder ärgerte.

„Wenn ich doch Ihre fischblütige Gleichgültigkeit begreifen könnte!" zürnte er.

„Chevalier," nahm der Baron ernsthaft das Wort, „thun Sie mir doch endlich den Gefallen, mir meine Weise zu lassen; wir sind so lange getrennt gewesen, als arme Lieutenants in der Consulargarde sind wir von einander gegangen, wir sind seitdem nichts mehr geworden, beide nicht, aber wir sind älter geworden; verderben Sie doch nicht mir und sich selbst das Zusammenleben. Lieber Eugen" — der Baron wollte scherzen — „bald bin ich Ihnen zu schwer und kalt, bald zu leicht und heiß, wie soll ich's Ihnen recht machen?"

„Sie mir zu heiß und leicht, Sie Bär? erklären Sie mir das!" fragte der Chevalier lachend.

„Adelaide!" antwortete der Baron gleichmüthig.

„Hören Sie," rief der Chevalier und kam zu dem Vetter, an dessen Seite er sich in einen Stuhl warf, „hören Sie, Baron, ich habe wahrhaftig nichts dagegen, wenn Sie meiner Schwester den Hof machen; der wüste Mensch von Bonapartist, mein Schwager, hat es nicht um mich verdient, daß ich den Ehrenwächter bei seiner Gemahlin mache, außerdem ist Adelaide alt genug, sie muß ihre Pflicht kennen und zugleich wissen, ob sie die Huldigungen, die Sie ihr widmen, vor ihrem Gemahl verantworten kann. Aber mir thut es in der Seele weh, daß die arme Clotilde dabei leidet und sich in Eifersucht verzehrt."

Der Baron richtete sich auf aus seiner bequemen Stellung, in sein für gewöhnlich sehr gleichmüthiges Gesicht, kam ein ernster, fast strenger Ausdruck, und mit scharfer Betonung sagte er: „Chevalier, die Huldigungen, welche ich Adelaiden widme, gehen nicht über die Grenzen hinaus, welche Moral und gute Sitte respectirt wissen wollen; ich bitte Sie recht sehr, daran nicht zu zweifeln und nicht Alles für wahr zu halten, was die völlig unberechtigten Prätensionen meiner Cousine Clotilde Sie muthmaßen lassen wollen."

„Aber Sie haben Clotilden Jahre lang den Hof gemacht, Baron, und nun, da meine Schwester hierher kommt, machen Sie, wenn ich auch Alles bei Seite lasse, mit großem Eifer deren Chapeau; hat Clotilde nicht Grund und Ursache, eifersüchtig zu sein?"

„Nein, sage ich, drei Mal nein," erwiederte der Baron mit großer Entschiedenheit, „Clotilde hätte ein Recht, eifersüchtig zu sein, wenn sie meine Liebe erwiedert hätte, wenn sie meine Bewerbungen annehmend, Herz für Herz gegeben, aber sie ist mir fort und fort ausgewichen; die Gewohnheit des Zusammenlebens hat ihr eine gewisse kühle Freundlichkeit gegen mich eingeflößt; zuweilen hat sie mich wohl ahnen lassen, daß sie mehr für mich fühle, jedesmal aber ist sie sofort wieder in die alte Kälte zurückgefallen; statt meine Liebe zu erwiedern, hat sie mich gequält; und dafür glaubt sie jetzt ein Recht zu haben zur Eifersucht, weil ich mit einer nahen Verwandtin, die mir lieb ist, scherze und derselben ein wenig den Hof mache. Solchen Zwang würde ich mir kaum auflegen lassen von einer Dame, die durch die Liebe, welche sie mir bewiesen, ein Recht auf mich hat, am wenigsten aber von einem Mädchen, das nichts für mich thut, aber fortwährend Alles verlangt. Es thut mir leid um Clotilde, denn meine Liebe für sie ist nicht von gestern, aber um ihrer Prätension willen werde ich mich wahrhaftig nicht von Adelaide zurückziehen, die ein vortreffliches Herz hat und gewiß ein ausgezeichnetes Weib geworden wäre, wenn sie einen bessern Mann bekommen hätte. Mit dem leichtsinnigen, rohen, gemeinen Landsknecht hat sie Jahre lang gelebt, es ist ein wahres Wunder, daß sie sich noch so viel von ihrer bessern Natur erhalten hat."

Der Baron schwieg und lehnte sich wieder in seine frühere bequeme Stellung zurück, der Chevalier legte die Hand auf des Barons

Arm und sagte begütigend, halb und halb doch auch aufreizend: „Cousin, ich bin Ihnen natürlich sehr verbunden für die gute Meinung, die Sie von meiner Schwester Adelaide haben, aber ich kann auch die Partie der armen Clotilde nicht sogleich verloren geben; Adelaide prahlt mit den Aufmerksamkeiten, die Sie ihr widmen, sie ist stolz auf Ihre Huldigungen, Baron, und erzählt, in ihrer Weise übertreibend, davon —"

„Mir sehr angenehm," warf der Baron dazwischen, „sehe doch, daß man Werth auf meine Freundlichkeit legt."

„Sie sind blind, Vetter," fuhr der Chevalier wieder heraus, „bemerken Sie denn nicht, daß Clotilde Ihnen den größten Beweis ihrer Liebe eben durch diese Eifersucht giebt?"

Der Baron lachte leise.

„Warum lachen Sie?" rief der Chevalier heftig.

„Weil man auch aus Caprice, aus purer Laune eifersüchtig sein kann!" lautete die kühle Antwort des Barons.

„Das ist bei Clotilde nicht der Fall," vertheidigte der Chevalier, „Clotilde liebt Sie, Baron, und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so hätten Sie ihr doch ein Recht gegeben, eifersüchtig zu sein, durch die fortgesetzten Huldigungen, welche Sie ihr gewidmet haben."

„Das ist nicht übel," entgegnete der Baron, fein lächelnd, „was würden Sie sagen, wenn Sie von Jemand eine Summe Geld leihen wollten, derselbe nähme auch einstweilen das von Ihnen angebotene Pfand, zahlte Ihnen aber die verlangte Summe nicht und versuchte nach einiger Zeit doch den Betrag derselben durch allerlei Chikanen beizutreiben?"

„Ihr Vergleich trifft nicht ganz zu!" eiferte der Chevalier.

„Nicht ganz," entgegnete der Baron, „aber doch ungefähr, und damit muß man bei Vergleichungen immer schon zufrieden sein."

„Wenn ein Geldwechsler diesen Vergleich gemacht hätte, würde ich's in der Ordnung finden," höhnte der Chevalier, „von dem Baron von Raucourt und Maison-Rouge hätte ich einen andern, aus einem anderen Kreise, erwartet."

„Sie ärgern sich wieder ohne Noth, Eugen, doch es ist mir lieb, daß wir gerade auf dieses Thema kommen." Der Baron hielt einen Augenblick inne und sah nach der Thür, dann fuhr er leiser fort: „Chevalier, als wir nach der Ermordung des Herzogs von Enghien unsern Abschied nahmen, was waren wir da?"

Eugen sah seinen Cousin fragend an.

„Nun, ein paar arme Lieutenants, was sonst? und was sind wir heute?"

„Nichts insipider, als diese Conversation in Fragen!" zürnte Eugen.

„Ruhig, lieber Vetter Eugen," fuhr der Baron fort, „wir waren damals ein paar arme Lieutenants, und heute sind wir nicht reicher als

damals, nur zehn Jahre älter, was eben kein besonderer Gewinn ist, wie mich dünkt. Dagegen hoffte ich damals bei dem Tode des Grafen, unseres würdigen Oheims, in Besitz eines ansehnlichen Familien-Erbes zu gelangen, und Sie, lieber Eugen, glaubten wenigstens der kleinen Rente sicher zu sein, die Ihnen unser gemeinschaftlicher Großvater angewiesen."

„Nun?" der Chevalier wurde sehr aufmerksam.

„Hat man Ihnen diese Rente gezahlt?" fragte der Baron.

„Sehr unregelmäßig, selten nur voll, aber — "

„Man wird sie Ihnen künftig gar nicht mehr zahlen!" sagte der Baron sehr bestimmt.

„Warum nicht?"

„Die Zeitverhältnisse haben unsern würdigen Oheim um sein Vermögen gebracht!"

Der Baron lächle bitter.

„Mein Gott, wie soll ich das verstehen? Baron, reden Sie doch!" rief der Chevalier.

„Es ist doch nicht so schwer zu verstehen!" versetzte der Baron scharf; „der Graf von Raucourt ist ein eifriger Royalist, vermuthlich hat er dem Königthume ganz geheime und höchst kostspielige Dienste geleistet; wenigstens gehört ihm von allen Gütern, welche seine Familie seit Jahrhunderten besessen, auch nicht ein Acker Land mehr, außer dem rothen Hause hier und dem Garten."

„Unmöglich!" sagte der Chevalier leise.

Der Baron zuckte die Achseln.

„Der Aufwand, den der Graf noch immer macht, widerspricht Ihnen!" nahm der Chevalier eifrig und ängstlich das Wort.

„Der würdige Graf, unser Oheim, hat sich eine sehr anständige Leibrente vorbehalten!" antwortete der Baron ruhig.

„Wir sind also Bettler?"

„Eine Familie von adeligen Bettlern, Sie und Ihre Schwester, Chevalier, meine Cousine Clotilde und ich!" lautete die ruhige Antwort.

„Und dabei sind Sie so ruhig?" rief Eugen aufspringend.

„Was würde es mir helfen, nicht ruhig zu sein, Cousin? Uebrigens bitte ich Sie, meine Mittheilungen geheim zu halten, ich wollte Ihnen nur zeigen, daß jener Vergleich aus der Geldwechslersprache, dessen ich mich vorher bediente, dem Baron von Raucourt durch die Art seiner jetzigen Beschäftigung in den Mund gelegt wurde; ich habe seit sechs Monaten gerechnet, gerechnet Tag und Nacht, Vetter, und habe nun doch glücklich herausgerechnet, daß wir sämmtlich Bettler sind. Nicht wahr, ein solches Resultat war schon der Mühe werth?"

„Baron, ich bitte Sie, sprechen Sie in einem andern Tone," sagte der Chevalier, vor seinem Cousin stehen bleibend, „mir graut vor Ihrer Kälte!"

„Was gedenken Sie zu thun, Eugen?“ fragte der Baron.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete der junge Mann tonlos.

„Kommen Sie mit mir!“

„Wohin?“

„Zu dem Grafen von Artois!“

„Und was wollen Sie bei dem Prinzen?“

Der Baron lächelte und stand auf.

„Warum antworten Sie mir nicht, Charles?“

„Was soll ich Ihnen sagen, mein armer Vetter?“ entgegnete der Baron in dem gleichgültigsten Tone, „ich gehe zu dem Prinzen von Frankreich, der da kommt, seinen Thron wieder zu gewinnen; viel Ehre und Kriegsruhm wird da nicht zu gewinnen sein, denn, bin ich gut unterrichtet, so ist es den gegen Bonaparte verbündeten Fürsten nicht einmal recht, den Bruder des Königs von Frankreich unter ihren Fahnen zu sehen; so weit ist es mit dem königlichen Hause von Bourbon gekommen! Nun, ich gehe zu dem Grafen von Artois, vielleicht findet sich doch bei ihm eine Gelegenheit, bei der sich der Baron von Raucourt und Maison-Rouge mit Anstand todt schießen lassen kann. Diese Hoffnung ist mein Vermögen, Chevalier, ich bin bereit, mit Ihnen zu theilen.“

„Und ich nehme Ihre Gabe an, Baron!“ rief dieser erregt.

„Was wollten Sie auch weiter thun?“ spottete der Baron eiskalt; „übrigens nimmt ein Bettler Alles, was man ihm giebt, verstehen Sie, Chevalier, ein Bettler, und Sie sind ein Bettler, hören Sie, Sie müssen sich an Ihren neuen Titel gewöhnen.“

Der Chevalier stampfte mit dem Fuße.

Der Baron sah ihm zu, Hohn und Mitleid zeigten sich auf eine seltsame Weise zugleich in seinen für gewöhnlich theilnahmlosen Zügen.

„Und wenn Sie nicht todtgeschossen werden?“ fragte Eugen.

„Ah! Sie ziehen sich schon zurück?“

„Und wenn wir nicht todtgeschossen werden?“ verbesserte sich der Chevalier.

„Wir haben doch einige Chancen,“ erwiederte der Baron; „fallen wir in keinem Gefecht, so werden wir vielleicht von den Bonapartisten gefangen und werden dann gewiß als ehemalige Lieutenants der Consular-Garde füsilirt.“

„Und wenn keins von beiden geschieht und Bonaparte doch Sieger bleibt?“

„So betteln wir im Ausland, wie wir in Frankreich betteln werden, wenn der König siegt.“

„Der König wird unsere Dienste belohnen!“

„Ich zweifle nicht daran,“ versetzte der Baron, „er wird uns zu Bettlern erster Klasse, das heißt zu Bettlern in ganzen Röcken machen, vorausgesetzt nämlich, daß er siegt.“

„Warum wollen Sie mir alle Hoffnung rauben, Baron; ich bin ein jüngerer Sohn, ich bin zum Degen geboren und erzogen, ich habe eigentlich gar nichts verloren als die Rente, mag sie verloren sein! ich hing nie am Geld, wenn der König das Lilienscepter wieder hat, so hat auch der Cadet von anständiger Familie den Degen wieder, und siegt der Bonaparte, so kann der Chevalier von Maison-Rouge im Auslaude hungern."

„Es thut mir leid, diese schönen Träume stören zu müssen, Chevalier," nahm der Baron sehr kühl das Wort, „Sie haben Unrecht, Sie täuschen sich, nur mit dem Hungern, dessen Sie zuletzt noch, nicht mit besonderm Vergnügen, gedachten, dürfte es seine Richtigkeit haben, lieber Vetter Eugen; wenn der König siegt und die maison militaire wieder herstellt, so wäre unter andern Umständen einem Sohne aus dem alten Hause Raucourt eine Stelle in den rothen Compagnieen nicht abgeschlagen worden. Jetzt wird man Ihnen ganz einfach sagen: Ihre Familie ist verarmt, lieber Chevalier, Sie haben nicht die Mittel, den standesmäßigen Aufwand zu machen, den man von einem Offizier der königlichen Garde verlangt! Diese Antwort wird Ihnen gewiß sehr wohl thun, mein Herr Chevalier?"

„Und bei einem andern Regiment?" fragte der Chevalier ernst.

„Oh! da wird sich allerdings eine Stelle für Sie finden, lieber Maison-Rouge," entgegnete der Baron kalt, „man nimmt auch wohl einige Rücksicht auf den Sohn aus einer ruinirten Familie; gehen Sie, Chevalier, und leben Sie vom Mitleid der Leute und dem Solde eines Cavallerie-Capitains!"

Der Chevalier ging ein paar Mal auf und ab im Gemach, dann rief er: „Baron von Raucourt, ich begreife Ihre Absicht nicht, ich weiß nicht, was Sie bezwecken; Sie wollen mich durch diese Sophistereien, durch diese Redensarten zu irgend etwas reizen, zu irgend etwas bringen. Sie haben Unrecht, ich werde vielleicht arm sein, wenn mein Oheim wirklich gewissenlos genug gewesen ist, was ich nicht bezweifeln will, da Sie es positiv sagen, die Familiengüter gegen eine Leibrente zu veräußern, aber selbst wenn ich arm bin, werde ich Edelmann bleiben —"

„Armuth ist keine Schande, arm, aber edel und brav!" bemerkte der Baron mit offenbarem Hohn.

Die heftige Erwiderung, welche der Chevalier bereits auf den Lippen hatte, wurde nicht ausgesprochen, denn in demselben Augenblick öffnete sich die Thür und ein eintretender Diener meldete, daß der Lieutenant Chevrac den Herrn Baron zu sprechen wünsche.

„Wer ist der Lieutenant Chevrac?" fragte der Baron unmuthig.

„Ein Offizier in der Armee des Kaisers," antwortete der Diener, „der heute Morgen in dem Gefecht bei den Meierhöfen von Delomieu blessirt und von den Preußen gefangen worden ist. Man hat ihn und einige Dragoner hierher gebracht."

„So führe Deinen Herrn Lieutenant hierher!" befahl der Baron.

„Was kann ein Offizier Bonaparte's von uns wollen," fragte der Chevalier, „sollte es ein alter Kamerad aus der Consulargarde sein?"

„Schwerlich, die damals mit uns zusammen dienten und in Dienst blieben, sind allesammt längst erschossen!"

Ein junger Offizier in Dragoner-Uniform, den rechten Arm in der Schlinge, trat durch die Thür, die ihm der Diener öffnete und hinter ihm wieder schloß.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Baron von Raucourt zu sprechen?" fragte er.

„Ich bin der Baron, hier mein Vetter, der Chevalier von Maison-Rouge!" entgegnete der Baron vorstellend. „Darf ich fragen, was mir die Ehre verschafft?"

„Verzeihung! ich bitte um Verzeihung," begann der junge Offizier mit einiger Verlegenheit, „wenn die Mittheilung, welche ich Ihnen zu machen habe, nicht angenehm ist —"

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" nöthigte der Baron höflich.

„Ich danke, ich habe nur einen Augenblick Zeit," entgegnete der Lieutenant; „heute Morgen bin ich hier in der Nähe in einem Gefecht mit den Preußen blessirt und gefangen worden, ich soll sofort nach Rheims zurücktransportirt werden und hielt es nur für meine Pflicht, Ihnen meine Aufwartung zu machen, um Ihnen zu sagen, daß der Capitain Veraultier von den sechsten Dragonern, dessen Gemahlin, wie ich zufällig weiß, ein Fräulein von Raucourt ist, heute Vormittag da drüben an meiner Seite erschossen wurde, sein Leichnam liegt im dritten Gehöft vom Flüßchen aus. Ich bitte um Entschuldigung!"

„Adelaidens Mann gefallen!" rief der Chevalier und blickte scharf auf den Baron, dieser aber verzog keine Miene, sondern sagte ruhig: „Die Familie ist Ihnen sehr verbunden, Herr Lieutenant, für Ihre Gefälligkeit, und sollten wir unter den gegenwärtigen Umständen im Stande sein, etwas für Sie zu thun, so wollen Sie über uns gebieten!"

Der Lieutenant dankte, theilte noch einige Einzelnheiten mit und verließ dann von dem Baron begleitet das Zimmer.

In dem Augenblick, wo die beiden Herren den Corridor betraten, schmetterten Trompeten vor dem Schloß, Commandoruf erschallte, dann begann eine vollständige Militairmusik, der russische General Winzingerode war angekommen. —

Die freie Agrar-Verfassung nach Peter Reichensperger.

(Schluß.)

Haben die Besorgnisse des Verfassers vor den reactionären Bestrebungen der Gegenwart, insoweit diese mit der Agrarfrage im Zusammenhange stehen, sich als ungerechtfertigt erwiesen, so haben wir hiernächst von dem System der principiellen Gebundenheit des Grundeigenthums, welches als Gegensatz zu dem der freien Agrarverfassung hingestellt wird, Kenntniß zu nehmen, und uns schließlich über die legislatorische Behandlung zu verständigen, welche im Interesse der conservativen Politik und mit Rücksicht auf die Zustände der modernen Gesellschaft dem ländlichen Grundvermögen zu Theil werden muß.

Hier tritt uns insofern eine Schwierigkeit entgegen, als wir in der vorliegenden Schrift eine nähere Darstellung des Systems der principiellen Gebundenheit vermissen, welche die reactionären Bestrebungen der Gegenwart etwas in's Werk setzen könnten. Inzwischen giebt uns nachfolgende Stelle darüber einigen Aufschluß.

„Dies System der freien Agrarverfassung erkennt mithin zwar die Zulässigkeit der durch die natürliche Lage der Grundstücke und durch das dauernde Interesse ihrer Benutzung bedingten gesetzlichen und vertragsmäßigen Servituten, keineswegs aber auch die Spaltung des Eigenthums in das sogenannte Ober- und Nutzeigenthum, oder dessen ewige Vinculirung auf dem Wege autonomischer Dispositionen, noch auch die ewige Ausschließung der Veräußerlichkeit, der Theilbarkeit oder des gleichen Erbrechts hinsichtlich gewisser Gütermassen als im Rechte des Einzelnen und im Interesse der Gesammtheit begründet an, weil eben nach den Forderungen des Rechts und nach dem Wesen und Zwecke des Eigenthums nicht blos der einmalige actuelle Besitzer jenes Eigenthumsrecht mit sultanischer Schrankenlosigkeit zum Schaden der künftigen Generationen auszuüben hat, vielmehr ein eben so freies und umfassendes Eigenthums- und Verfügungsrecht über den Grund und Boden auch jedem künftigen Besitzer desselben von Rechtswegen gesichert werden muß. So wenig es selbst innerhalb der unfreien Agrarzustände dem zeitweisen Eigenthümer jemals gestattet worden ist, kraft seiner autonomischen Willensbestimmung die Bebauung eines Grundstücks schlechthin für alle Zukunft zu verbieten, dasselbe also unmittelbar zur ewigen Unfruchtbarkeit zu verurtheilen, eben so wenig können nach den Gesetzen der Consequenz und nach den Principien des freien Agrarsystems die vorbezeichneten Beschränkungen des freien Verfügungsrechts über Grund und Boden als rechtlich zulässig anerkannt werden, wenn und inwiefern dieselben thatsächlich der Bodencultur als solcher, mithin der möglichst

wirthschaftlichen Benutzung des Grundeigenthums wesentliche Hindernisse bereiten."

Der Inhalt dieses Satzes ist so mannichfach, daß eine klare Anschauung nur vermöge einer gesonderten Beleuchtung desselben zu erlangen sein dürfte.

Was zunächst die dem Verfasser so anstößige Trennung des Ober- und des nutzbaren Eigenthums anbetrifft, so ist hier der staats- und der privatrechtliche Charakter desselben zu unterscheiden. Der Feudalstaat kannte keine administrative Central-Regierung, und soweit die Fürsten des Mittelalters einzelne Acte derselben vollzogen, wurden die Kosten aus den Erträgen ihrer Besitzthümer bestritten. Das gesammte Gebiet der Militair-, der Justiz- und der Verwaltungs-Thätigkeit und die Vorsorge für die dazu dienenden Institutionen lag den Gutsherren ob, die aus dem Ober-Eigenthum fließenden Nutzungen hatten hiernach ganz überwiegend den Charakter der Staatsgefälle. Eben so verhielt es sich zum Theil mit den Nutzungen aus dem Vermögen der Kirche und der geistlichen Corporationen, welche dafür zugleich die Unterhaltung der Schulen, die Armen- und Krankenpflege u. s. w. übernahmen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß von einem politischen Ober-Eigenthum der Gutsherren und der Kirche nicht mehr die Rede sein kann, seitdem die Administrativ-Functionen an die Central-Regierung übergegangen sind. Das politische Ober-Eigenthum ist aber thatsächlich überall dem Staate anheimgefallen. Dagegen ist der Fortbestand des Ober- und des nutzbaren Eigenthums, insoweit dasselbe privatrechtlicher Natur ist, vollkommen unbedenklich; ja er ist im Interesse einer vorschreitenden Landes-Cultur dringend geboten. Wir finden dasselbe in der Zeit- und Erbpacht ausgedrückt. Herr Reichensperger bezeichnet das Zeitpacht-Verhältniß mit Rücksicht auf die Zustände, welche in Irland hervorgetreten sind, als ein schädliches; er läßt dabei jedoch unberücksichtigt, daß dort aus krankhaften Social-Zuständen im Wege des Pachtvertrages jene ungerechtfertigte Dismembration entstanden ist, die bei den dem Wucher verfallenen, der genügenden Existenzmittel entbehrenden kleinen Eigenthümern nicht minder verderblich erscheint. Ein Blick auf den Gartenbau in England, der überwiegend auf Zeitpacht beruht, liefert den Beweis, daß dieselbe unter geordneten Verhältnissen unschädlich sei. Selbst der Baugrund Londons ist, mit Ausnahme der City, nur im zeitweisen Besitz der Hauseigenthümer. Im Uebrigen lehrt der Zustand der preußischen Domainen, welche vielfach Vorbilder rationellen Wirthschaftsbetriebes und vorschreitender Boden-Cultur sind, so wie der Zustand des englischen Landbaues, daß das privatrechtliche Ober- und nutzbare Eigenthum, soweit dasselbe in dem Zeitpacht-Verhältniß sich darstellt, so wenig aus Gründen der National-Oekonomie, wie der Politik, bedenklich erscheinen kann. Im Gegentheil liegt darin eine Garantie für die Conservation und Mehrung des Boden-Reichthums, sofern

das Pachtrecht für längere Zeit gesichert und bei Abschließung der Pachtverträge weniger der momentane Geldgewinn als die Mehrung der Bodenkraft maßgebend ist, die Pächter daher nicht der Geldspeculation geopfert werden, sie vielmehr darauf rechnen können, ihren Besitzstand den Familien erhalten zu sehen. Das Gedeihen der Wirthschaften erscheint um so mehr gesichert, sobald in schwierigen Zeiten oder bei wichtigen Cultur-Anlagen der Ober-Eigenthümer zugleich helfend eintritt. In ähnlich günstiger Weise gestalten sich die Verhältnisse bei der dem Liberalismus so anstößigen Erbpacht, die auch dem kleinen Besitzstande eine Garantie wider Capitalkündigung und Geldwucher bietet.

Was nun die Vererbung des ländlichen Grundvermögens nach naturrechtlichen Doctrinen anbetrifft, wodurch unser Autor der principiellen Gebundenheit des Grund und Bodens entgegentreten zu müssen glaubt, so liegt hierin einer der entscheidenden Momente, welche das freie Agrarsystem für die Dauer unmöglich machen, sofern dasselbe als mit jener Erbfolge unlösbar zusammenhängend gedacht werden muß. Vermöge des gleichen Erbrechtes wird die Gestaltung der Bodenverhältnisse, die Vertheilung wie die Verschuldung der Ländereien, von den Ereignissen des Familienlebens abhängig gemacht. Der Verfasser selbst aber erklärt auf den ersten Zeilen seiner Schrift, daß die gesetzlichen Bestimmungen über die Besitz- und Vertheilungsverhältnisse des zu landwirthschaftlichen Zwecken benutzten Grund-Eigenthums lediglich aus Gründen der Nationalökonomie und der Politik zu entnehmen sind. Jede Landwirthschaft bildet einen Organismus, und während das Bestehen und Gedeihen des organischen Lebens auf dem Gleichgewicht von Thätigkeit und Ernährung, von Leistung und Gegenleistung, von Ausströmen und Empfangen der Lebenskraft beruht, wird vermöge des gleichen Erbrechtes der wirthschaftliche Organismus mit Lasten, d. h. mit Erbschulden, behaftet, wofür ihm keinerlei Gegenleistung zu Theil geworden. Während die Verzinsung und Amortisation der zur Verbesserung des Gutes verwendeten Meliorations-Capitalien aus den Revenüen desselben vollkommen gerechtfertigt ist, ebenso die Aufbringung der Staats- und Communalsteuern, sofern diese ein Aequivalent für den der Wirthschaft zu Theil werdenden Schutz u. s. w. bilden, fallen diese aus dem Gesellschaftsrecht hergeleiteten Motive bei der Verzinsung der Erb- und Speculationsschulden der Regel nach fort. Wird obenein bei der Erbtheilung der durch Verkauf zu erlangende Preis zum Grunde gelegt, so wird auch dem Anerben gegenüber eine Ungerechtigkeit begangen, da dieser durch seine Arbeit Erträge erzielen muß, die er demnächst mit den müßigen Miterben zu theilen genöthigt ist, ohne für seine Mühwaltung ausreichende Entschädigung erlangt zu haben. Obenein werden die Antheile der Miterben prioritätisch eingetragen, dem Anerben fällt demnach das ganze Risico zur Last, er büßt möglicher Weise in Folge einer der mannichfachen, den Landbau bedrohenden Calamitäten sein Vermö-

gen und seinen Wirkungskreis ein, während die Miterben öfter ungeschmälert ausgehen. Doch auch der Antheil der letzteren ist illusorisch, sofern es sich um ein durch frühere Erbtheilungen oder durch Speculation bereits hoch verschuldetes Grundstück handelt. Die Eintragung ihrer Erbportionen führt dann gemeinhin zur Subhastation, und sie büßen damit zugleich den Schutz und den Beistand ein, den ein wohlhabendes und in seiner Existenz gesichertes Familienglied seinen Geschwistern zu gewähren überall bereit und dazu überdies gesetzlich verpflichtet ist. Dazu kommt, daß der unbelastete Grundbesitzer vorsorglich darauf Bedacht nehmen wird, Geldcapitalien zu Gunsten seiner von der Erbfolge in das Grundvermögen ausgeschlossenen Descendenten anzusammeln und ihnen dadurch die Mittel zur Begründung einer Existenz zu gewähren, ein Streben, welches durch Sparkassen u. s. w. unterstützt werden kann.

Die gesetzliche Bestimmung einer privilegirten Erbfolge kann hiernach in keiner Weise als mit den Principien einer thatsächlich freien Agrarverfassung im Widerspruch stehend erachtet werden. Selbst die unbeschränkte Testirfreiheit wird daneben bestehen können, indem vertraut werden darf, daß die Grundbesitzer das wahre Wohl sämmtlicher Erben bei Abfassung des Testaments im Auge behalten werden. Jede Verpflichtung, welche sie unter solchen Umständen dem Anerben zu Gunsten der Miterben auferlegen, erscheint dann als ein Act des Wohlwollens gegen die letzteren, während umgekehrt die Miterben bei Begünstigung des Anerben sich als Enterbte zu betrachten haben, sofern das Gesetz das gleiche Erbrecht ausdrücklich festsetzt.

In England hat man es verstanden, die Erbfolge in das freie Grundeigenthum (freehold) den Interessen der Landescultur entsprechend zu gestalten, indem dieselbe — mit Ausnahme der Grafschaft Kent — nach der Erstgeburt genau in derselben Linearfolge geregelt wird, wie sich die Krone vererbt. Und zwar wird dieselbe nicht durch das geschriebene Gesetz, sondern durch das Gewohnheitsrecht — Common law — bestimmt. Daneben besteht zugleich die Verfügungs- und Testirfreiheit in vollem Umfange, und der freie Grundeigenthümer ist, ohne an einen Pflichttheil gebunden zu sein, berechtigt, sowohl bei Lebzeiten, wie durch Testament über sein Grundvermögen zu disponiren. Letzteres ist in England die Regel, da dort die Sitte gebietet, vorsorglich zu testiren.

Der Verfasser fordert ferner, daß Familienstiftungen nicht zum Schaden künftiger Generationen errichtet werden sollen. In Beziehung auf diese Forderung pflichten wir demselben vollständig bei, wenngleich die Besorgniß, aus der sie entspringt, rein theoretischer Natur ist, da den kommenden Geschlechtern vertraut werden darf, daß sie die Mittel finden werden, Beschränkungen von sich abzuwerfen, durch welche sie gehindert werden, dem Boden ein möglichst hohes Maß von Früchten abzugewinnen. Es ist überdies nicht anzunehmen, daß im Wege der autono-

mischen Disposition alsbald ein wirklich in Betracht kommender Theil des* ländlichen Grundvermögens dem freien Verkehr entzogen werden könne, da gegenwärtig der Familiengeist dem Speculationsgeiste fast erlegen ist. Wenn es inzwischen dazu dienen kann, das Gewissen befangener Politiker zu beruhigen, so möge eine allgemeine Gesetzesbestimmung ergehen, wonach Landgüter durch Familienstiftungen nur für ein bis zwei Generationen der freien Disposition entzogen werden, d. h. weder verkauft, noch anders als zu Meliorationszwecken und mit starker Amortisation verschuldet — noch zersplittert werden dürfen. Bei Einführung einer privilegirten Erbfolge sind ohnedies Vorkehrungen nothwendig, damit ein vom Speculationsgeist ergriffener Anerbe nicht sein Vorzugsrecht zu Gelde mache, die Miterben ihrer Stütze beraube und den Zweck seiner Bevorzugung vereitle.

Auch in England wurde nach dem Thelusson'schen Fall in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Recht zur Errichtung immerwährender Fideicommisse den Privaten entzogen und von einer Parlamentsacte abhängig gemacht. Die neueste Stiftung dieser Art wurde für den Herzog von Wellington mit dem Gut Strathfieldsage errichtet. Dagegen steht jedem Grundeigenthümer das Recht der Substitution bis zur Majorennität des zweiten Erben zu, und, wie schon vorerwähnt, ist er dabei durch ein Pflichttheil nicht gebunden. Letzteres ist den Deutschen mit dem römischen Recht überkommen, es hat bei uns die Substitutionen gehindert, und giebt sich hiernach die gesetzliche Aufhebung des Pflichttheils als die Bedingung zu erkennen, von der die Herstellung einer wahrhaft freien, autonomischen Disposition über das Grundeigenthum, die Möglichkeit einer conservativen Agrarpolitik abhängig ist. Zum Ueberfluß mag erwähnt sein, daß es sich hier lediglich um das ländliche Grundvermögen handelt, da in Beziehung auf städtisches und bewegliches Vermögen das gleiche Erbrecht sowohl nationalökonomisch wie politisch gerechtfertigt ist.

Aus diesen Zugeständnissen wolle unser Autor entnehmen, daß es keineswegs den Tendenzen der conservativen Politik entspricht, das Grundeigenthum gewissermaßen todt zu legen und die freie Bewegung desselben nachhaltig zu beschränken. Im Gegentheil stimmen wir in ihrem Grundgedanken den Principien des freien Agrarsystems durchweg bei. Es ist geradezu unmöglich, im Wege der allgemeinen Gesetzgebung bindende Normen über das Flächenmaß der einzelnen Landgüter oder für bestimmte Klassen derselben aufzustellen. Die den Productions-Interessen und dadurch zugleich den politischen entsprechende Ausdehnung der Gutsflächen wird durch so zahlreiche, zum Theil so wandelbare Momente bedingt: Klima, Bodenbeschaffenheit, Communications-, Handels- und Gewerbsverhältnisse, Volkscultur, höhere oder niedere Entwickelung der nationalen Geldwirthschaft u. s. w., sind dabei von so entscheidender Wichtigkeit, daß jeder Versuch, das Maximum und Minimum der Gutsflächen vorzu-

schreiben, wenn er überhaupt gemacht werden könnte, sich durchaus unhaltbar erweisen würde. Die unmittelbare Folge müßte das Verfallen des Gesellschafts-Organismus in einen Zustand der Lethargie sein. Auch ist in dem Programm der Rechten*) von derartigen Beschränkungen mit keiner Silbe die Rede. Eben so wenig sind dahin zielende Bestrebungen bei den bezüglichen Verhandlungen des Herrenhauses hervorgetreten.

Wenn hiernach die conservative Politik im Princips mit dem freien Agrarsysteme einverstanden ist, worin weicht denn jene von dieser ab, welches sind die unterscheidenden Merkmale in der Agrarpolitik beider im Uebrigen sich so schroff entgegenstehenden Parteien? Die Gegensätze, welche im Allgemeinen zwischen Liberalismus und Socialpolitik sich zu erkennen geben, und die wir so vielfach nachgewiesen haben, treten auch hier hervor. Beide wollen freie Bewegung als Grundlage gesellschaftlichen Fortschritts. Aber die Freiheit, welche der Liberalismus für den Grundbesitz fordert, gewährt demselben eben keine Freiheit, sie wirft ihn im Gegentheil in die Fesseln des Geld-Capitals und begründet jenen Zustand der Gesellschaft, in dem die dynastische Monarchie keine Stätte mehr findet, indem sie nur durch den Cäsarismus vom gänzlichen Untergange in Barbarei oder von fremder Eroberung gerettet werden kann. Wir haben gesehen, wie in Preußen die Anfangsstadien, wie in Frankreich die Blüthe des liberalen Agrarsystems sich entwickelt haben, wie das Geld-Capital mit despotischer Allgewalt auf dem Grund-Capital lastet, wie dadurch Dismembrationen und Besitzveränderungen erzwungen werden, welche die Bodenkraft gefährden, die höhnend der Freiheit entgegenstehen.

Die Socialpolitik dagegen will wirkliche, thatsächliche Freiheit. Sie will den Grund und Boden von Lasten und Leistungen frei wissen, denen die im Gesellschaftsrecht begründeten Gegenleistungen nicht zur Seite stehen; sie will nicht ferner gestatten, daß wucherische Schmarotzerkräfte an dem Lebenskeim der Gesellschaft nagen. Wo eine Dismembration und ein Gutsverkauf aus wirklich freiem Entschluß hervorgeht, wo dieselbe nicht durch den drängenden Einfluß des Geld-Capitals erzwungen wird, da geht auch die Socialpolitik von der Voraussetzung aus, daß dieser wirklich freie Act dem allgemeinen Interesse entsprechend sei; sie will demselben keinerlei Hinderniß in den Weg legen, sofern nur Vorsorge getroffen ist, daß das Vorzugsrecht des Anerben nicht zum Nachtheil der Familie zu Gelde gemacht wird. Also mit einem Wort: die conservative Politik tritt überall den Principien des freien Agrarsystems bei, vorausgesetzt, daß das Erbrecht weder die Quelle der Verschuldung, noch des Verkaufs, noch der Dismembration werde; vorausgesetzt ferner, daß der freien Disposition in Beziehung auf Familien-

*) Vergl. Grundzüge der conservativen Politik. Berlin bei Heinicke. 1856.

Stiftungen keine andern gesetzlichen Schranken entgegengestellt werden, als solche, die durch das Landes-Cultur-Interesse geboten sind, und vorausgesetzt endlich, daß durch ein rationelles Geldsystem die Bedingungen in Erfüllung gehen, auf denen die gedeihlichen Erfolge der Uebertragung der Geldwirthschaft auf den Landbau beruhen, d. h. daß dem Bedarf an Betriebs- und Meliorations-Capital durch Hypothekenbanken genügt werde, die das vorgeschossene Capital in zweckmäßiger Frist amortisiren. Damit aber die Speculation nicht den Zweck vereitele, damit diese nicht die Quelle ungerechtfertigter Bodenbelastung werde, müßten außerdem der unbegrenzten Hypothekenbelastung Grenzen gesetzt und ganz besonders Kaufgelder-Rückstände fernerhin nicht mehr hypothekarisch sicher gestellt werden dürfen, vielmehr baar ausgezahlt oder auf Personal-Credit gestundet werden.

Wir glauben, die Zustimmung des Herrn Reichensperger und seiner Parteigenossen zu allen diesen, das freie Agrar-System gewissermaßen ergänzenden Maßregeln voraussetzen zu dürfen, mit Ausnahme etwa der Aufhebung des gleichen Erbrechts, worüber jedoch, wie wir gesehen haben, auch im Lager unsrer Gegner getheilte Ansichten herrschen. Denn was die Beschränkung der Eintragungen in die Hypothekenbücher anbetrifft, so hat deren Errichtung mit keinerlei politischem System etwas gemein; sie sind aus Nützlichkeitsgründen hervorgegangen und können aus eben solchen Gründen beseitigt oder in ihrer Benutzung modificirt werden, sobald dazu ein practisches Bedürfniß sich zu erkennen giebt. Glaubt man indessen bei den gegenwärtigen Grundbesitzern ein Recht auf Verschuldung ihrer Güter voraussetzen und dasselbe ehren zu müssen, so möge man indirect die Erreichung des Zweckes anstreben, dadurch etwa, daß die Gutsbesitzer das Anrecht auf die Amortisations-Fonds einbüßen, wenn sich solche nach Errichtung von Hypotheken-Banken zu ihren Gunsten ansammeln, sobald sie neue, den Bestimmungen jener Institute nicht entsprechende Privat-Hypotheken eintragen lassen. Man möge diese Acte überdies einer ansehnlichen Stempelsteuer unterwerfen. Zur Beseitigung des Schachers empfiehlt sich auch ein recht hoher Kaufstempel bei Gutsverkäufen, wo ein Gut bei Lebzeiten des Käufers wiederum veräußert wird, wo der Ankauf also nicht in der Absicht erfolgt ist, das gekaufte Gut wirthschaftlich zu nutzen. Wenn als Folge der Beschränkung des Hypotheken-Credits die Preise des Bodens sinken sollten, weil Jedermann seine Speculation auf Güter beschränken muß, die er zu bezahlen im Stande ist, so wird daraus weder ein nationalökonomischer, noch ein politischer Nachtheil gefolgert werden können. Im Gegentheil wird die daraus hervorgehende Beseitigung des Güterschwindels wesentlich dazu beitragen, mindestens die ländliche Bevölkerung wiederum zu jener Genügsamkeit in eingelebten Verhältnissen zurückzuführen, welche überall die Grundlage der sittlichen Cultur und der Zufriedenheit ist.

Die Männer der Doctrin sind deshalb so unfähig, das gesellschaftliche Leben zu beurtheilen und auf dasselbe einen vorherzubestimmenden Einfluß zu üben, weil sie von den moralischen Kräften keine Vorstellung haben, mindestens diese überall unberücksichtigt lassen, die in der Gesellschaft nicht minder mächtig walten, wie in dem menschlichen Individuum. Dies bethätigt sich auch in der vorliegenden Frage. Die freie Agrar-Verfassung des Herrn Peter Reichensperger führt zum Ruin der Gesellschaft, weil die Liebe des Landmannes zu seiner Scholle, wie zu seiner Familie, sich in derselben nicht mit genügendem Erfolg zu äußern vermag, die despotische Macht des Geldcapitals die edleren menschlichen Gefühle außer Geltung bringt; weil vermöge derselben der Familiengeist durch den Speculationsgeist unterdrückt wird. Unsere, d. h. die auf Social-Politik beruhende Agrar-Verfassung dagegen erkennt die edleren menschlichen Gefühle, die Liebe des Landmanns zu seiner Scholle, zur Familie, zur Heimath und damit auch zum Vaterlande, ihrer ganzen Bedeutung nach an; sie gestattet ihnen freien Spielraum, durch Beseitigung der erdrückenden Macht des Geldcapitals, und erstrebt in diesem Wege, daß der Grundbesitzer durch Ansammlung von Bodenreichthum die Zukunft seiner Familie sicher stelle, daß Verkäufe und Dismembrationen nur eintreten, sofern sie den dauernden Interessen der Familie und damit auch denen der Gesellschaft förderlich sind, daß der Familiengeist den Speculationsgeist in den geordneten Schranken halte. Sie stimmt im Uebrigen für die freie Agrar-Verfassung, insoweit die edleren menschlichen Gefühle in ihrer national-ökonomischen und politischen Bedeutung erkannt und gewürdigt, die Macht des Familiengeistes gesichert worden. Die Social-Politik will eine freie Agrar-Verfassung, in der dem Familiengeiste die Aufgabe und die Macht zu Theil geworden, den mißbräuchlichen Anschauungen des Speculationsgeistes als Correctiv entgegenzutreten. Freilich erblicken wir den national-ökonomischen Liberalismus von einem Schauergefühl überrieselt bei der Zumuthung, daß auch den edleren menschlichen Gefühlen eine Geltung in dem wirthschaftlichen Leben der Völker eingeräumt werde. Da diese Zumuthung inzwischen eine berechtigte und unabweisliche, so wird er auch daraus erkennen, daß seine Stunde geschlagen hat.

Wie unscheinbar auch die Forderungen sein mögen, welche die conservative Agrarpolitik hiernach an die Gesetzgebung stellt, dennoch ist deren Bedeutung ganz unermeßlich.

Wir haben gesehen, wie unter der Herrschaft des liberalen Agrarsystems der Bodenreichthum und damit die Erzeugung der Lebensmittel stetig zurückschreiten muß, eine Minderung, die, sobald die Urbarmachungen abgeschlossen, für Preußen etwa jährlich auf $\frac{1}{3}$ pCt., für Frankreich bei weitem höher zu veranschlagen ist. Wird nun erwogen, daß der sociale Liberalismus gleichzeitig einen Volkszuwachs hervorruft, der

mindestens 1 pCt., öfter auch bei weitem mehr, beträgt, so ist mit mathematischer Sicherheit zu berechnen, daß der Zeitpunkt eintreten muß, wo der Zukauf von Lebensmitteln aus fremden Ländern und die Einschränkung ihres Verzehrs in der Qualität oder Quantität ihre Grenze finden, wo auch der auf Militairgewalt sich stützende Cäsarismus sich zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung ungenügend erweisen würde. Bereits ist die Lebensmittelfrage in den Vordergrund aller Interessen getreten. Die Budgets der Staatsregierungen erweisen sich bei aller Anspannung der Steuerkraft ungenügend, weil das System der besoldeten Beamtenschaft in dem Maße Ausdehnung gewinnen muß, wie die Grundlagen des Gemeindelebens und des Selfgovernments dem Einfluß der liberalen Agrarpolitik verfallen.

Es würde zu weit führen, die Folgen dieser Zustände hier weiter zu entwickeln. Jedermann wird sich sagen müssen, daß unter dem fortdauernden Einfluß derselben alle Interessen der Gesellschaft und mit ihnen auch die Zukunft der Dynastieen in Frage gestellt sind.

Wie trübe auch hiernach die Aussichten für die kommenden Zeiten sich gestalten mögen, uns beseelt dabei die auf geschichtlicher Grundlage beruhende Zuversicht, daß in unserm preußischen Vaterlande es nur der Erkennung eines öffentlichen Mißstandes bedarf, um alsbald die geeigneten Mittel zur Abhülfe bereit finden zu lassen. Die Macht der Wahrheit hat bisher in unserm Staatsleben noch überall ein entscheidendes Gewicht geübt; sie ist stets zum Siege gelangt, vermöge des innigen Zusammenwirkens von Volk und Krone, eines Zusammenwirkens, welches die ruhmreiche Geschichte Preußens allein erklärlich macht.

Eine sociale Lösung.

Die Mittel, welche bisher zur Hebung socialer Bedürfnisse vorgeschlagen worden sind, haben sich schlecht bewährt. — Jede dahin gerichtete Arbeit beginnt mit dem langathmigen Beweise, daß in den niederen und namentlich den sogenannten „arbeitenden" Klassen der Gesellschaft eine entsetzliche geistige und leibliche Noth herrsche — jede verlangt peremptorisch Abhülfe und die Regsamkeit der geistig Begabten, der Begüterten, der Verwaltenden dafür, — jede legt auf's Neue die Schäden bloß, die nicht allein Niemand leugnet, sondern die Jeder mit demselben unbehaglichen Gefühl beobachtet hat, was denn endlich aus Alledem werden, wie es sich ohne eine furchtbare Erschütterung aller socialen Verhältnisse wieder in's Gleichgewicht rücken soll? — Der langen Einleitung und dem abermaligen Beweise des längst Bewiesenen folgt dann irgend ein gutgemeinter Vorschlag zur Besserung, der eben nur darthut, daß auf dem vorgeschlagenen Wege auch nicht zu helfen ist. Gemein-

nützige Baugesellschaften, Armen-Speise-Anstalten, besserer Volks-Unterricht, nützliche Beschäftigung der Strafgefangenen, Sparkassen, Kranken-, Aussteuer-, Sterbe-, Gesellen-Kassen, Handwerker-Bildungs-Vereine u. s. w. u. s. w., aus tausend Richtungen laufen die Radien dem einen Mittelpunkte zu, das materielle Wohlsein der von der Hand in den Mund lebenden Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern und dadurch dem Zuge der Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit zu steuern, der jetzt alle Schichten des Volkes ergriffen hat. Jeder einzelne dieser und anderer Vorschläge bringt die besten Wünsche, den regsten Eifer für die Sache mit, und es ist wahrlich verzeihlich, wenn in jedem ein vermeintlich radicales Hülfsmittel empfohlen wird, mag der gute Wille auch der Phantasie in den meisten Fällen zu großen Raum gelassen haben.

Worauf kommt es denn aber bei diesem Anerkennen einer großen und allgemeinen socialen Noth eigentlich an? Hoffentlich doch nur darauf, die unverschuldete, die unveranlaßte und die durch äußere Umstände unvermeidliche Noth zu lindern, nicht etwa darauf, alle Armen reich, alle anstrengend Arbeitende zu Müßigen oder nur bequem Arbeitenden zu machen, oder jede Schwierigkeit, den Lebens-Unterhalt zu gewinnen, in eine Behaglichkeit zu verwandeln. Wir haben es nicht mit communistischen oder socialistischen, wohl aber mit socialen Ideen und Aufgaben zu thun, und deshalb beschränken wir die Hülfe, welche gesucht und gefunden werden muß, auf diejenigen Fälle, wo der nach seinem Stande und Beruf, nach seiner Kraft und Fähigkeit Arbeitende nicht im Stande ist, das Nothwendige, das anerkannt Unentbehrliche herbeizuschaffen. Das sind Alter und Krankheit. Für diese beiden absoluten Erwerbsunmöglichkeiten muß gesorgt werden, und zwar nicht ausschließlich von den begüterten und bevorzugten Klassen, sondern durch die eigene Kraft derer, welche durch Krankheit oder Alter der Erwerbsunfähigkeit ausgesetzt sind.

Das klingt paradox, wird sich aber bei einem tieferen Eingehen auf die Sache und namentlich durch die neuerdings in's Leben getretene Idee einer „Alter-Versorgungs-Anstalt für Theater-Mitglieder" in ihrer Anwendung auf allgemein sociale Verhältnisse als durchaus folgerichtig beweisen. — Ohne pomphafte Ankündigung, mit Bescheidenheit, ohne sich aufzudrängen, erscheint hier plötzlich eine Idee, die an Keinem unbeachtet vorübergehen möge, weil sie sich anscheinend nur an einen der Auswüchse unsers socialen Lebens, das Theater, wendet. Sie gleicht in ihrer Einfachheit in sofern dem Ei des Columbus, als sie zum Erstenmale, wenn auch in weiter Ferne, aber doch erreichbar — Möglichkeiten zeigt, die bisher geleugnet wurden und, nach dem bisherigen Standpunkte aller Vorschläge zur Besserung, geleugnet werden mußten.

Der Stiftungsrath einer „Alter-Versorgungs-Anstalt für Theater-Mitglieder", als dessen Mitglieder sich allgemein geachtete und sachver-

ständige Personen nennen, wendet sich an begüterte Personen, vorzugsweise natürlich Kunstfreunde und Liebhaber der Bühne, mit der Bitte um einen Beitrag zur Gründung eines Stamm-Capitals, das der beabsichtigten Anstalt zur Basis dienen soll. Der Bitte ist eine Druckschrift beigefügt, welche neben dem Entwurf zu den künftigen Statuten auch die Motive zu denselben enthält und in diesen eine Idee entwickelt, die sich bei genauerer Betrachtung auf alle Stände und Lebensberufe, auf alle Corporationen, geschlossene und nicht geschlossene Gemeinschaften anwenden läßt. Nach Anerkenntniß des Stiftungsrathes rührt diese Idee von dem früheren Schauspieler, jetzt Königl. Hofrath und Vorleser Sr. Majestät des Königs, L. Schneider, her, welcher langjährige Vorarbeiten für die endliche Ausführung derselben gemacht und sie, in allen ihren Consequenzen durchdacht und geordnet, den Männern übergeben hat, welche sich an der innern Wahrheit und Unfehlbarkeit derselben so erwärmten, daß sie anscheinend weder Opfer noch Mühe scheuen, sie in das Leben zu führen.

So erfreulich es immerhin sein mag, einen Stand, der ausschließlich für das Vergnügen der Menschen sorgt, durch eine geschickte und wohlberechnete Combination vor Mangel im Alter — dem Loose der meisten seiner Mitglieder — geschützt zu sehen, so würde uns eine solche Wahrnehmung allein doch kaum veranlaßt haben, dem Gegenstande mit ernsterer Prüfung näher zu treten. Die Corporation der Schauspieler und sonst dem Bühnenwesen angehöriger Personen ist eine so ausschließliche, sich wenig in den Rahmen der übrigen bürgerlichen Gesellschaft fügende, — wir reden natürlich nur von der Totalität, nicht von anerkennenswerthen Ausnahmen, — daß man ihr füglich selbst überlassen kann, ihre Geschäfte unter sich zu ordnen, wie ihre Mitglieder es für gut finden und die Mittel dazu nach Fähigkeit benutzen. Es liegt aber in der Idee, welche jene Alter-Versorgungs-Anstalt für eine Specialität in Anspruch nimmt, eine so wunderbare Expansionskraft und Uebertragungsfähigkeit auf jede, entweder schon gebildete, oder sich nach beliebigen Verhältnissen noch bildende Genossenschaft, daß es wohl der Mühe lohnt, sie auch mit dem Maße allgemeiner Möglichkeit und allgemeinen Nutzens zu messen.

Herr Hofrath Schneider geht in seinem Vorschlage von der Idee aus, vor allen Dingen die Sparsamkeit zu ganz ungewöhnlichen Vortheilen zu berechtigen, und zwar zu Vortheilen, die aus einer Gesammtwirksamkeit und Gegenseitigkeit Vieler für Viele entstehen, auf Entsagung des Zinsgenusses während ungestörter Arbeitskraft basirt sind und durch fortwährendes Capitalisiren zu im Ganzen bedeutender, für den Einzelnen aber genügender Höhe gesteigert werden. So würde sich allerdings die von ihm vorgeschlagene Manipulation in die wenigsten Worte und in die Form eines Lehrsatzes kleiden lassen. Allgemein verständlich wird sie aber wohl nur durch ein Beispiel.

Ein Schauspieler soll, wenn er eine bestimmte Zeit (10 Jahre) der Bühne angehört und dieser nach seiner Fähigkeit genützt hat, das Recht haben, seine Ersparnisse, jedoch nur bis zur Höhe eines Viertheils seines jährlichen Gelderwerbes, in eine Kasse einzulegen, welche diese Summe capitalisirt, fünf Jahre keinerlei Zins oder Dividende zahlt, das Capital fortwährend durch Einnahmen erhöht, welche aus dem Zusammenwirken der Schauspieler und sonstigen Bühnen-Mitglieder (Theatervorstellungen, Concerte, Declamatorien) und Procent-Abgaben von dergleichen entstehen. Nach den ersten fünf Jahren des Beitritts beginnt die Dividenden-Zahlung nach Maßgabe der Einlage und muß, da die Theilnehmer sich unter einander beerben, folgerecht mit jedem Jahre steigen. Das einmal Eingezahlte kann der Theilnehmer nie verlieren, er erhält es, natürlich nach Abzug der etwa bereits bezogenen Dividenden, unter allen Umständen zurück und kann, bis auf fünf Jahre über seinen Tod hinaus, beliebig über seine Dividenden testiren.

Es ist somit das Princip der Renten-Anstalten, aber mit außergewöhnlichen jährlich wiederkehrenden Einnahmen, welche nicht vertheilt, sondern ebenfalls capitalisirt, durch ihre Zinsen für die Theilnehmer wirksam gemacht werden. Es ist ferner das Princip der Tontinen, weil eine Erbverbrüderung stattfindet — der Sparkassen, aber mit ungleich größeren und zwar steigenden Vortheilen — der Lebensversicherung, ohne die jährlich wiederkehrenden Einzahlungen der Theilnehmer — endlich das Princip der Leibrenten, aber mit ungleich bedeutenderem Vortheile für beide Contrahenten. Von allen diesen Combinationen vereinigt die Schneider'sche Idee die Vortheile, und gegen keine derselben steht sie zurück. Ein kurzes nur oberflächliches Durchdenken zeigt — wohlverstanden bei gewissenhafter und vor allen Dingen uninteressirter künftiger Handhabung des Planes — wahrhaft überraschende Resultate und für die Zukunft eine Sicherstellung aller zur Bühne gehörigen Personen, wie kein anderer Stand oder Beruf sie, d. h. als Ganzes und in der Totalität seiner Angehörigen hat.

Man beklagt mit Recht den Untergang der Zünfte, Innungen und Corporationen! Man empfiehlt ihre Wiederherstellung; aber selbst die eifrigsten Vertheidiger dieser Verbindungen, die lebhaftesten Advocaten für ihre Wiederbelebung sind nicht blind gegen die Mängel und Fehler derselben. Man möchte die Gebundenheit und Zusammengehörigkeit, ohne den Mißbrauch. Man möchte das Standesbewußtsein und den Gemeinsinn, ohne die Ueberhebung. Das Veralten der Formen giebt man zu, aber das innerste Wesen möchte man in seinen unstreitig wohlthätigen Wirkungen für die Verhältnisse der Jetztzeit gerettet sehen! —

Andererseits bewegt der Gedanke der Association auch schon die Massen. Der Wunsch, an dem Product der Arbeit Anderer Theil zu nehmen, durch die Verbindung der Arbeitskraft größere und raschere Ergebnisse zu erreichen, ist nicht mehr allein in den bevorrechteten Klassen der Ge-

sellschaft zu finden. Er tritt deutlich auch in Sphären hervor, die bis auf die neueste Zeit unberührt davon geblieben waren. Der dunkele unbewußte Trieb der Massen, Großes, der Einzelkraft nicht Erreichbares, durch Verbündung zu leisten, liegt mit Lapidarschrift in den Kathedralen des Mittelalters noch jetzt vor unseren Blicken, während jetzt, der flacheren Anschauung neuer Zeit entsprechend, die riesigen Essen der Dampf-Industrie, die Bauwunder der Schienenwege neben jenen Denkmälern des Glaubens, der Opferfreudigkeit und der dargebotenen Arbeitskraft stehen, welche nicht den blanken Gewinn des Augenblicks, sondern den späteren des Seelenheils wollten.

Ausstellungen, Magazine vereinigter Gewerbsgenossen, Gesellenkassen, Krankenpflegeverbände u. s. w. zeigen die Mächtigkeit und Unabweisbarkeit dieser Gedanken. Wie in verschiedener Zeit, so unter verschiedenen Formen sind es doch immer dieselben. Association, Gemeinsamkeit der Arbeit und Leistung, Entsagung von augenblicklichen Vortheilen für spätere, größere! —

Auch in den Statuten für die erwähnte Theater-Anstalt spricht sich dieselbe Idee aus, aber in einer größeren Entwickelung und namentlich mit größerer Tragweite, als bisher in irgend einer ähnlichen Combination. Sie wird unvermerkt das Gute der Innungen, ohne ihre Ueberwüchsigkeiten und Ausschreitungen wieder herstellen, sie wird die Kraft der Association nicht mehr entweder für das Beste des Ganzen oder der Einzelnen, sondern für Beide gleichzeitig und zusammen beweisen.

Uebertragen wir nun den hier zum ersten Male ausgesprochenen Grundsatz auch auf andere Verhältnisse, so läßt sich nicht leugnen, daß er überall — wenn auch mit Modificationen — sich fruchtbringend erweisen kann. —

Als in den dreißiger Jahren der Buchhändler Ladvocat in Paris Banquerott machte, traten Hundert und Ein Schriftsteller zusammen und schrieben jenes glänzende Mosaik: Le livre des cent et un. Der Gewinn wurde dem banquerott gewordenen Buchhändler zugewendet, welchem, wenn auch nicht alle, so doch viele dieser hundert und ein Schriftsteller Verpflichtungen schuldig zu sein erklärten.

Nun denke man sich diese Zahl von Schriftstellern unter ähnlichen Formen zur Gründung einer Alter-Versorgung zusammengetreten. Daß sie ohne augenblickliches Honorar schreiben konnten, beweist eben die Existenz jenes glänzend verkauften Buches. Statt das Honorar nach Bogen-, Seiten- und Zeilenzahl zu empfangen, willigen die Theilnehmer einer solchen Verbindung in das Capitalisiren desselben und gehen eine Erb-Verbrüderung ein. So lange nicht äußere Noth drängt, wird Zins auf Zins gelegt, die Dividende für den Einzelnen oder dessen Erben nur dann gehoben, wenn Erwerbs-Unfähigkeit eintritt, beim Tode nur so viel zurückgezahlt, als das ursprüngliche Honorar betrug, durch Erb-

schaft untereinander aber der Dividenden-Anspruch an das Capital für jeden Ueberlebenden gesteigert und endlich den Wittwen und Kindern ein so lange steigendes Einkommen gewährt, bis auch der letzte der Stifter und Contrahenten stirbt. Dies System auf eine Zeitschrift, ja auf eine Zeitung angewendet und dadurch eine dauernde Vermehrung des Renten-Capitals in Aussicht gestellt, müßte begreiflich die Vortheile noch weit schlagender hervortreten lassen. Das Honorar-Capital des Livre des cent et un würde sich jetzt nach 25 Jahren bereits verdreifacht haben, und die Mortalitäts-Verhältnisse auf 100 Schriftsteller angewendet, (von denen selbst der jüngste doch wohl damals über 20 Jahre angenommen werden muß), würde das Eigenthumsrecht des Ueberlebenden sich bereits nahezu versechsfacht haben, selbst bei der Annahme, daß ein großer Theil von ihnen durch eingetretene Erwerbs-Unfähigkeit schon früh die Auszahlung der Dividende verlangt und diese nicht zur Erhöhung des Capitals beigetragen hätte. — Wie viel günstiger müßten sich diese Resultate im Laufe der Zeit stellen, wenn ein literarisches Unternehmen dauernd auf diese Idee gegründet würde! Nach allen Seiten hin fühlt man das Bedürfniß, für Krankheit und Alter des Schriftstellers zu sorgen. Es entstehen Stiftungen, die dem Uebel steuern, dem Anspruche genügen sollen. Aber sie gehen von dem Grundsatze aus, das Eingehende nicht zu capitalisiren, sondern nach Bedürfniß zu vertheilen, und richten ihre Hoffnung für Einnahme nicht auf die Thätigkeit, und zwar sachliche Thätigkeit der Genossenschaft, sondern auf ganz äußerliche Sammlungen, Veranstaltungen und Gaben. So z. B. sollen die Theater dafür Vorstellungen geben, während der größere Theil der Schriftsteller sich feindlich oder gleichgültig gegen das Theater im Allgemeinen gestellt hat.

Der Segen und das Fundament der künftigen Alter-Versorgungs-Anstalt für Theater-Mitglieder scheint uns aber vorzugsweise in der Idee zu liegen, daß sie mit Ausnahme der ersten Sammlung eines Grundcapitals später nichts der Wohlthat, der Gabe, der Theilnahme Anderer zu danken haben will, sondern sich ausschließlich an die Kraft wendet, die — hin und wieder sogar noch ungeweckt — in dem Stande und Berufe selbst liegt, für welchen sie wirken will, daß sie auch der kleinsten Sparsamkeit einen über alles bisherige Maß gehenden Vortheil und Gewinn sichert und diesen Gewinn innerhalb des gesammten Bühnenwesens abschließt.

Jede Zeitung, Zeitschrift, jedes encyclopädische Werk, jedes Unternehmen, bei welchem mehrere Schriftsteller mitarbeiten, — weiterhin aber jede literarische Gesellschaft, jede große Verlags-Buchhandlung — hat dieselben Vorzüge der Organisation, welche sich in den verschiedenen Bühnenverbänden — allerdings bereits ausgesprochener — findet, und das corporative Verhältniß würde sich auf diesen Basen, entweder in kleineren Kreisen, oder besser noch, sofort für die Allgemeinheit gestalten

lassen. Für wie viele wohlthätige Unternehmungen haben Schriftsteller schon auf jedes Honorar verzichtet! Sollte es so schwer, sollte es unmöglich sein, eine oder zwei schriftstellerische Arbeiten jährlich ohne augenblicklichen baaren Gewinn einer solchen Erb-Verbrüderung für die Alter-Versorgung zu widmen? — Es bedarf nur der That, um das bereit und ungenutzt Liegende zu organisiren.

Corporation! möge sie in der Form einer Innung oder eines Bündnisses für die höchsten geistigen Zwecke erscheinen, welche Kraft, welcher Segen liegt in diesem socialen Gedanken! Hätten die alten Zünfte die Idee der Erb-Verbrüderung, der theilweise gemeinsamen Arbeit — immer in der Beschränkung der jeder Zunft eigenthümlichen Thätigkeit, — der augenblicklichen Entsagung während der Zeit des kräftigsten Erwerbes, fassen können, wie anders ständen sie da! wie unerschüttert von den Zeitereignissen wären sie geblieben, welche Festigkeit hätte ihnen Eigenthum und fester Besitz gegeben!

Hier, wie in allen anderen Fällen, kann freilich bei Anwendung der Schneider'schen Idee nicht von einer augenblicklichen Hülfe und Besserung die Rede sein. Im Gegentheil, die Resultate werden theilweis in eine weite Zukunft gerückt. Aber die Sicherheit wird gewonnen, daß künftig bessere Zustände eintreten müssen; diese besseren Zustände lassen sich einfach nach Groschen und Pfennigen, nach den unwandelbaren Mortalitätsverhältnissen berechnen. Immer und immer hat es bei entscheidenden und weitgreifenden Ideen an der ersten Anregung gelegen, und oft hat eine solche erste Anregung lange unbemerkt und unbeachtet geschlummert. Ist sie aber gut, trägt sie eine gesunde Keimfähigkeit in sich, so bricht sie sich über lang oder kurz Bahn und es bleibt gewöhnlich nur die Verwunderung übrig, daß man sie so lange unbemerkt und unbeachtet ruhen lassen konnte.

Prüfen wir den Nutzen einer gleichen Verbündung auf dem Gebiete des Handwerks. Seit ungefähr 20 Jahren sehen wir große Möbel-Magazine des vereinigten Tischlergewerks, Ateliers vereinigter Schneider-Meister, Bazar's u. s. w. Kurz, wir sehen den Gedanken der Vereinigung auch in dieser Richtung deutlich hervortreten; freilich vor der Hand nur mit dem Zwecke augenblicklicher Förderung, erleichterten Umsatzes. Man wollte die Vortheile der alten Innungen ohne ihre Gebundenheit und ahnte nicht, daß die so gestaltete Vereinigung nur der Speculation, der Entreprise, dem Capital und seinem Ausbeuten der Einzelarbeit in die Hand fallen mußte. So ist es denn auch meistens geworden. Das unternehmende Capital, welches sich unter den verschiedensten Formen zwischen die Production und den Verbrauch schiebt, beider Kraft für sich einsaugt und nutzlos für die Production consumirt, hatte ausschließlich den Gewinn und wird ihn je länger je mehr haben, ohne irgend wie für die Dauer wohlthätig zu wirken. Das nicht Gute, oder nicht Preiswürdige wird deswegen nicht rascher verkauft, weil es in derglei-

chen Ausstellungen vereinigt ist, und wenn der parasitisch sich eindrängende Makler nichts weiter bewirkt, als eine augenblickliche Förderung, so leistet er für das Allgemeine sehr wenig, so wenig, daß ihm die Berechtigung der Existenz abzusprechen ist. Wendet man den Gedanken aber für jede Zunft auf eine Altersversorgung durch Erbverbrüderung und Capitalisirung an, so müßten auch in dieser Richtung bisher ungeahnte Resultate erreicht werden. Baares Geld zum Einkaufe in irgend eine Geld-Anstalt zu geben, welche vor Noth durch Krankheit und Alter sichert, fällt vielen Handwerkern, namentlich den beginnenden, schwer. Eine Stunde Arbeit mehr, ein größeres Arbeitsstück ohne sofortige Bezahlung — das wären die bereiten und gebotenen Mittel, um auch in diesen Kreisen die drückendste Besorgniß vor der Zukunft zu bannen. Manches ist nach dieser Richtung hin schon geschehen. Die Vorschuß-Vereine, die Krankenkassen, das alte Innungs-Viaticum sind nichts als vereinzeltes Drängen nach jenem dunkel gefühlten Ziele. Schon jetzt werden die Verwaltungen solcher Vereine und Hülfs-Kassen kostenlos von den Vermögenderen, den Zutrauenerweckenden unter den Berufsgenossen geführt. Dasselbe sollte sich doch wohl auch für die ungleich wirksamere Combination eines Corporations-Vermögens, einer Erbverbrüderung der Berufsgenossen und daraus fließenden Vortheil für jeden Einzelnen im Verhältnisse zu dem von ihm Geleisteten annehmen lassen! In allen jenen Einzelbestrebungen lag dem augenblicklichen Bedürfnisse der Gedanke an Capitalisirung, steigende Vermehrung und folglich steigende Nutzbarkeit fern, und mußte es, da eben das Bedürfniß ein augenblickliches war. Die künftige Wirksamkeit einer Vereinigung nach der Schneider'schen Idee schließt aber keineswegs die augenblickliche aus. Im Gegentheil, auch diese wird erst recht zum vollen Leben erwachen können, weil ihr ein Boden gegeben ist, in welchem sie wurzeln kann, ohne von einem jährlichen Abfallen des Laubes endlich für das Verdorren des Baumes selbst fürchten zu müssen.

Robotten und Zehnten sind abgeschafft, und die Arbeitskraft des Ackerbauenden von jeder möglichen Gebundenheit gelöst. Die Hörigkeitsverhältnisse schlossen aber für den Gutsherrn auch die Verpflichtung ein, für den altgewordenen und arbeitsunfähigen Hörigen zu sorgen. Mit dem Einen muß nothwendig auch das Andere fallen, und der arbeitsunfähige Freie hat jetzt vor allen Dingen die unbeschränkteste Freiheit, im Alter zu darben. Allerdings widerstrebt es vollständig unseren Begriffen, unsere Arbeit oder einen Theil dieser Arbeit einem Anderen zu überlassen, selbst wenn dieser aus eigenem Antriebe etwa für künftigen Lohn sorgen wollte. Die frühere Form der Robotten und Frohnen geht nicht mehr, aber die Robott für eigenen Unterhalt im Alter, die Frohn für mögliches Unglück und wahrscheinliche Erwerbsunfähigkeit, die gemeinsame Arbeit Vieler für den künftigen Genuß Aller, würde den Begriffen der Jetztzeit nicht widerstreben und die naturge-

mäßeste Anwendung des Princips sein, weil sie ein Eigenthum, einen berechtigten Anspruch jedes Theilnehmers an ein Gesammtvermögen voraussetzt. — Es käme darauf an, nach den so verschiedenen Verhältnissen der Dörfer, des gutsherrlichen, bäuerlichen und Tagelöhner-Besitzes ein Mittel zu finden, welches die Ausführung der Idee ermöglichte.

Es existirt positiv kein Verhältniß, in welchem eine gemeinsame Arbeit nicht denkbar und das Product derselben capitalisirt, durch Erbverbrüderung der Theilnehmer befestigt, nicht, wenn es Noth wird, Allen zu Gute kommen sollte.

Das Schneidersche System schließt erstens überall den Gedanken des Almosens aus, verweist auf Kraftübung und Sparsamkeit, giebt Besitz und Eigenthum und zwar unantastbar, untheilbar und in nothwendiger Folge stets wachsend, es bindet Genossenschaften durch ein festeres Band, als es je ein hierarchisches sein konnte, und schafft bei größter Stetigkeit erworbenen Eigenthums, auch die beweglichste Benutzung innerhalb der Berufsgenossenschaft, denn die so erzeugten Capitalien würden am besten zur Förderung gerade ihrer Interessen angewendet werden können.

Die Sache gehört vor der Hand noch so ausschließlich einer speculativen Behandlung, daß sich eigentlich nicht ausführlich auf eine einzelne Richtung eingehen läßt, ohne den Raum einer Zeitschrift zu überschreiten, wenn diese sich auch vorzugsweise den socialen Interessen zuwendet. Darauf kommt es aber auch vor der Hand noch gar nicht an; sondern nur auf das vollständige Erfassen der Grundsätze, nach welchen hier vor unsern Augen ein Institut bereits in das Leben getreten ist und Hunderte von ähnlichen Instituten in allen Standes- und Berufskreisen, unter Wenigen oder Vielen, mit geringen oder reichen Mitteln, sofort vollständig lebenskräftig entstehen können. Sind diese Grundsätze nur erst als richtig anerkannt, hat man sich von ihrer Lebensfähigkeit und progressiven Nutzbarkeit erst überzeugt, so ist ihr Anpassen an practisch Gegebenes und Vorhandenes leicht.

Bei allen Stiftungen, die sich auf diese Idee stützen, werden freilich die Nachkommen einen ungleich größeren Vortheil haben, als die ursprünglich Zusammentretenden. Aber auch diese werden nicht allein keinen Schaden, sondern größeren Vortheil haben, als er ihnen bis jetzt durch irgend eine Geld-Combination zugänglich gemacht werden konnte. Wenn die Vermögenden und Bevorrechteten sehen, daß die — wir wollen sie nicht arbeitende Klassen nennen, denn es arbeitet Jeder in seiner Art — sondern die hart arbeitenden Klassen sich selbst helfen wollen und den Stolz zeigen, es zu können, so wird es auch an deren Hülfe nicht fehlen! Namentlich werden sie mit Rath und That bei der Organisation, bei der Verwaltung, bei der Aufsicht vielfach fördern und weiterführen können.

In einer Zeit, wo nach allen Seiten hin und von allen Seiten her die gewagtesten Geld-Speculationen auf das Publicum eindringen, wo die Verführung eines leichten, arbeitslosen Gewinnes selbst die sonst so sorgfältig gehüteten Sparpfennige des kleinen Mannes in erschreckender Weise flüssig und leider oft genug verrinnend macht, war es eine erfreuliche Wahrnehmung für uns, in jener Alterversorgungs-Anstalt für Theater-Mitglieder auch wieder einmal eine Unternehmung kennen zu lernen, die keinerlei Gewinn für die Stifter und ersten Mühwalter beabsichtigt, Alles für die Sache, Nichts für das Interesse thut, bescheiden auftritt und nicht mehr verspricht, als sie mit vollkommener Gewißheit halten kann. Aber, und das ist für uns wichtiger als alles Andere, sie stellt auch die moralische, die sociale Hebung eines ganzen Standes in Aussicht, der bisher, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stand. Weiterhin löst diese Anstalt ein Problem, das bisher noch keine Geld-Anstalt lösen konnte; sie giebt Darlehne ohne Faustpfand oder sonstige Sicherheit. Allerdings kann sie es, weil sie nur die Hälfte von dem darleiht, was jeder Theilnehmer baar eingezahlt oder erarbeitet hat und findet ihre Sicherheit eben in der anderen, zurückbleibenden Hälfte. Bei anderen Combinationen, namentlich für die verschiedenen Gewerke, würde dies noch vortheilhafter hervortreten, da eigentlich kein Geld, sondern vorzugsweise Arbeit eingezahlt wird, und das Darlehn von dem Ertrage dieser gegeben werden kann.

Ueberall und auf alle Verhältnisse paßt die hier aufgestellte Idee; schwerfälliger bei dieser, leichter bei jener Combination! Nirgend wird sie versagen, wenn man eben nicht augenblickliche und glänzende, sondern späte, aber sichere Resultate erwartet. Will man selbst berechnen, so construire man Vorhandenes nur zurück; man denke sich capitalisirt, was Ressourcen, Schützengilden, mit einem Wort jede Gemeinschaft, bei verschiedenen Gelegenheiten in wohlthätigem Sinne zusammengebracht, man rechne Zins zu Zins und laufende Vermehrung des Capitals, so wird man auf Ergebnisse kommen, die wohl geeignet sind, eine ganz neue sociale Gestaltung herbeizuführen.

Nur das besteht, was unangreifbare Capitalien besitzt. Alles Andere hängt von augenblicklichen Stimmungen und Regungen ab. Auch diese können Großes leisten, aber nicht lange, nicht dauernd, nicht fixirt. Mit der Vertheilung des Zusammengebrachten schwindet auch das Verdienst des Zusammenbringens. Nachhaltige Kraft liegt aber nur in der regelmäßigen, zu berechnenden Wiederkehr. Eine solche herbeizuführen, ist die Idee, welche in der Alter-Versorgungs-Anstalt für Theater-Mitglieder zum ersten Male in dieser Form zu Tage tritt, wohl geeignet. Sie nimmt aus allen bisher bekannten Geld-Vermehrungs-Anstalten das Brauchbare und fügt den Gedanken des Einkaufs-Rechts durch einzelne oder gemeinsame Arbeit, so wie den der Vermehrung des Capitals durch dieselben, bisher unbenutzten Mittel hinzu.

Daß es an der Zeit ist, eine solche Aussicht für die Zukunft nach allen Seiten hin zu beleuchten, daran zweifelt wohl Niemand. Ob es aber der Mühe lohnt, daran ist der Zweifel nach der überwiegenden Menge unbrauchbarer Vorschläge, allerdings begreiflich. Ihn zu heben sind diese Zeilen vorzugsweise bestimmt. Es dürfte Jedem, der sich für eine weitere Entwickelung dieser Zeitaufgabe interessirt, leicht werden, sich in den Besitz eines Statuts zu setzen, um selbst zu prüfen, selbst zu berechnen und sich selbst zu überzeugen, daß hier die Möglichkeit einer dauernden Hülfe vorliegt.

Literatur.

Die deutsche Geschichte. Ein patriotisches Lehr- und Lesebuch. Von Ludwig Bender, Rector in Langenberg. Essen. Verlag von G. D. Bädeker. 1856.

Wir empfehlen hier ein Buch, das in einer Art gearbeitet ist, nach der wir lange gesucht haben. Für die Jugend geschrieben, ist es doch so verfaßt, daß jedes Lebensalter daran eine Erquickung findet. Es ist die deutsche Geschichte, in schöner Form und christlichem Geiste dargestellt, welche allmählich in die preußische übergeht und hier in ergreifenden Tönen, denen man es anfühlt, daß sie aus patriotischer Brust kommen, erklingt. Was dem Buche aber einen weiteren Reiz giebt, ist die sinnige und erfrischende Weise, in der Proben alter und neuer Vaterlandslieder in die Geschichtserzählung eingestreut sind. Als ein besonderer Anhang folgen dann noch eine schöne Zahl patriotischer Gedichte von Hesekiel, Körner, Rückert, Schenkendorf, Scherenberg und Simrock. Das Buch paßt vortrefflich für Schule und Haus, es ist ein kleines Alpha und Omega für den Unterricht z. B. des Hauslehrers, der es als Lesebuch, Geschichtsgrundlage und zu Aufgaben zum Auswendiglernen benutzen kann. Der Preis ist äußerst billig.

Tages-Ereignisse.

Die Haude- und Spener'sche Zeitung widmet in ihrer Nr. 203 den „sogenannten socialen Fragen" einen Leit-Artikel, der in bekannter angenehm liberalisirender Weise mit vielen Worten vollkommen Nichts sagt und nur auf's Neue beweist, daß sich mit oberflächlichem Raisonnement gar nicht an diese hochwichtige Frage herantreten, namentlich aber vom liberalen Standpunkte aus für dieselbe gar nichts errei-

chen läßt. So sehr wir bereit sind, bei jeder ernsten und ebenbürtigen Behandlung des Gegenstandes mit voller Freude auf die etwaige Controverse einzugehen, so liegt hier in der That doch keine Veranlassung dazu vor, denn mit Redensarten, wie: „Man hat Jünglings-Vereine, aber es fehlen die Jünglinge," der einzigen in dem ganzen Artikel, welche allenfalls zu einer Belehrung des Verfassers in diesem ihm fremden Gebiete auffordern könnte, haben wir nichts zu thun. Dagegen finden sich dort, wie es scheint unwillkürlich, Bekenntnisse, die nicht von der socialen, wohl aber von der politischen Seite der Frage Beachtung verdienen, und unerwarteter Weise unsere Anschauung von der Unfähigkeit und dem Bankerott des Liberalismus auch auf diesem Felde bestätigen. Der Verfasser plaudert hier Früheres aus. Folgen wir vorerst seiner Exposition. Er sagt:

„Namentlich bemächtigte sich der Liberalismus dieser socialen Fragen, theils weil er in ihnen Nahrung für seinen Zwiespalt mit den wirklichen Verhältnissen fand, theils weil er für seine allzu formale Behandlung der Staats-Angelegenheiten einen mehr concreten Inhalt suchte. In diesen Kreisen bildete sich daher auch die Ansicht aus, die politische Frage sei zwar die nächste, die sociale aber die wichtigste und das eigentliche Ziel. Indeß blieb selbst dies geistreiche Spiel nicht ohne alle Frucht. Die Aufmerksamkeit wurde auf das Sparkassenwesen und auf die Bildung und den Unterricht der gewerbsbeflissenen Jugend hingewiesen und mancherlei Art wohlthätiger Vereine in das Leben gerufen."

„Die Unklarheit und der phantastische Reiz, welcher über dem mythischen Begriff der socialen Frage lagerte, trug mehr als alles Andere zu den Wirren von 1848 bei. Das dunkle Wort, in die ungebildeten Klassen geworfen, war ein wichtiger Gährungsstoff; die Massen hielten es für sehr einfach, die Lösung einer Frage herbeizuführen, welche sie allein betreffe, und für die sie allein den rechten Verstand haben müßten. Solch wüstes Treiben fand natürlich ein trauriges Ende."

„Die Beschäftigung mit der „socialen Frage" war vor der Krise von 1848 und während derselben ein so wesentlicher Factor, daß es von Interesse sein muß, zu untersuchen, in welchen Gestalten, in welchen Thätigkeitsformen diese wichtige Zeitrichtung jetzt fortlebt, und ob sie ihren Aufgaben näher getreten ist? Denn eine unleugbare Wahrheit lag in ihren Bestrebungen, wenn es auch eine ungeheure Täuschung war, daß ein neues Staatswesen oder gar eine neue Religion in ihnen vorbereitet läge."

„Die „sociale Frage", oder das, was man in diese mystische Formel zusammenfassen will, bietet hauptsächlich zwei unterschiedene Seiten dar: die eine ist die volkswirthschaftliche, sie betrifft die Quellen und die Mehrung des Volkswohlstandes überhaupt. Die andere betrifft das Individuum, sein geistiges und körperliches Wohlsein. Auf beiden Gebieten sieht die Gegenwart sehr große und erfolg-

reiche Anstrengungen: die Doctrin ist zurückgedrängt, die Praxis hat begonnen."

Selten begegnet es wohl einer conservativen Zeitschrift, mit den eigentlichen Grundanschauungen und Grundsätzen eines Haude- und Spenerschen Leitartikels sich fast durchaus einverstanden erklären zu müssen. Scheiden wir von vornherein aus, was wir anders nennen und anders ansehen, um dann um so unbedingter mit unserer Anerkennung und Zustimmung sein zu können.

Was dort die Wirren und die Krise von 1848 genannt wird, nennen wir die Rebellion und Schmach von 1848.

Was dort für eine Frucht des geistreichen Spieles liberalen Zwiespaltes mit den wirklichen Verhältnissen genannt wird, nennen wir die, sich vom Liberalismus nicht irre machen lassende Thätigkeit des conservativen Elements. Statt tausend anderer Beispiele erinnern wir nur an das Belfern des Liberalismus gegen Bethanien. Oder wären Bethanien und die Krankenpflege des Johanniter-Ordens etwa auch unbewußt Früchte geistreicher liberaler Spiele?

Nicht in liberalen Kreisen bildete sich die Ansicht aus, daß die sociale Frage die wichtigste und das eigentliche Ziel sei, sondern sie ist recht eigentlich das innerste Wesen jeder conservativen Bestrebung und Wirksamkeit von jeher gewesen.

Haben wir somit die wenigen Punkte bezeichnet, in denen unsere Anschauung von derjenigen eines Haude- und Spenerschen Leitartikels wesentlich abweicht, so bleibt uns für alles Uebrige nur Zustimmung und Bekräftigung, und um so aufrichtiger, als wir die etwas verspäteten Bekenntnisse liberaler Irrthümer von einem Koryphaios der liberalen Zeitungspresse nach 1848 zwar überrascht, aber mit Freude begrüßen. Der Verfasser spricht mit solcher Kenntniß von den Kreisen, die vor 1848 im Zwiespalt mit den wirklichen Verhältnissen lebten und die Staats-Angelegenheiten allzu formal behandelten, daß er ihnen angehört haben muß, wenn dies auch nicht aus seinen quotidianen Gesinnungs-Aeußerungen hervorginge. Erfreulich ist es jetzt, zu vernehmen, daß diese „Kreise" einen „mehr concreten" Inhalt für ihren Zwiespalt mit den „wirklichen Verhältnissen" suchten. Erfreulich ist es, daß zugegeben wird, wie das „dunkle" Wort, die „Unklarheit" und der „phantastische Reiz" dieses concreten Inhalts der Bestrebungen jener „Kreise" mehr als alles Andere zu der Rebellion von 1848 beigetragen. Erfreulich ist es, daß dies, oder vielmehr die nothwendige Folge liberaler Aufstachelung, ein „wüstes Treiben" genannt wird, nur müssen wir erläuternd hinzufügen, daß es sein „trauriges Ende" nur insofern auch „natürlich" fand, als das conservative Element sich mit vollem Bewußtsein gegen die „liberalen Kreise" erhob und das hochverrätherisch nannte, was jene geistreich nennen. Erfreulich ist das Bekenntniß, daß jene „Kreise" sich einer „ungeheuren Täuschung" hingäben, als läge in ihrer

„allzu formalen Behandlung der Staats-Angelegenheiten" die Vorbereitung zu einem neuen Staatswesen, oder gar — (wir bitten unsere Leser um Verzeihung, wenn wir auch nur reproducirend auf die Frivolität des Ausdrucks eingehen) zu einer „neuen Religion"! Es kann eben nur das Vorrecht des Liberalismus sein, eine solche Phrase mit größter Unbefangenheit auszusprechen, weil sie Anspruch darauf macht, „geistreich" zu sein. Am erfreulichsten endlich ist das Zugeständniß, daß jetzt nach dem unbestreitbaren Siege conservativer Gesinnung und Idee über den platten Liberalismus jener Kreise von vor 1848 die Doctrin zurückgedrängt ist und die Praxis begonnen hat.

Der Verfasser hat offenbar nicht bedacht, welche Menge und welche Menge wichtiger Zugeständnisse er uns in diesem Ausplaudern aus den „Zwiespalts-Kreisen" der liberalen Partei gemacht, — gar nicht bedacht, daß er damit Alles bestätigt und bekräftigt, was die Lebensunfähigkeit und Schaffens-Ohnmacht des Liberalismus ausmacht, — gar nicht bedacht, daß er das, was er so gern läugnen möchte, den Banquerott der geistreichen Spiele nämlich, acceptirt. Von Seiten eines Repräsentanten der Bourgeoisie-Presse ist solche Erklärung und solches Zugeben der Vorwürfe und Abweisungen, welche der Liberalismus jetzt ertragen muß, allerdings wichtig und willkommen, wenn beides auch kaum in solchem Grade erwartet werden konnte. Er sieht von dem gesunden Sinn der „wirklichen Verhältnisse", von der jetzt gewissenhaften Volksvertretung, von dem Instinkt der ungebildeten Massen alle jene „dunklen Worte", „phantastischen Reize", „geistreichen Spiele", „allzu formale Behandlungen von Staatsangelegenheiten", „mächtigen Gährungsstoffe", „wüstes Treiben und trauriges Ende" eins nach dem anderen über Bord geworfen, erkannt und verläugnet. So steht er denn trostlos unter den Trümmern seiner Luftschlösser, sieht die liberale Doctrin auf allen Punkten zurückgedrängt und die conservative Praxis begonnen. Res sic se habet! —

Mit der Freude, die man eben bei jedem neuen Triumphe des menschlichen Geistes über bisher für unmöglich Gehaltenes empfindet, haben wir bei den letzten Feld-Manövern des Garde-Corps die Anwendung des mobilen Campagne-Telegraphen — seinen officiellen Titel kennen wir nicht — beobachtet. Das früher von Militair-Zeitschriften aus dem Lager bei Olmütz im Jahre 1853 Berichtete scheint die Veranlassung oder vielleicht auch nur Beeilung der Versuche gewesen zu sein, welche den elektrischen Telegraphen auch in Preußen dem Kriegszwecke dienstbar macht, und nach dem zu urtheilen, was der Laie bei Aufstellung der mobilen Telegraphen-Linien beobachten konnte, so wie nach dem, was von den Leistungen der eigentlichen Handhabung erzählt wurde, scheint das Möglichste für diese neue Gestaltung erreicht zu sein. Man nannte den Major Fromman, Chef der Abtheilung für die Ingenieur-Angelegenheiten im Kriegsministerium, als denjenigen, welcher diese Form

und Anwendung des elektrischen Telegraphen für den Dienst im Felde, mit Benutzung aller bisher in dieser Richtung gemachten Erfahrungen, geleitet und zur Ausführung gebracht. Das Ergebniß in Manipulation und Wirkung schien allerdings ein in jeder Beziehuug zufriedenstellendes zu sein. Ein berittener Ingenieur-Offizier mit einem Pionier-Commando von ungefähr 20 Mann führte die Bureau-Wagen und nöthigen Fourgons mit dem Drahte, den Stangen, Isolir-Apparaten und sonst nöthigem Handwerkszeuge, und es wurden bei sehr ungünstigem Wetter zwischen dem jedesmaligen Hauptquartier Sr. Majestät des Königs und den Cantonnements oder Bivouacs der verschiedenen höheren Truppen-Commandos in überraschender Schnelligkeit Verbindungen hergestellt, auch augenblicklich benutzt, so daß an der Brauchbarkeit und absoluten Nützlichkeit der so angewandten elektrischen Kraft wohl nicht der geringste Zweifel übrig bleibt. Man wird allerdings noch Erfahrungen zu machen haben, wie die Sache sich einer feindlichen Bevölkerung gegenüber gestaltet, wie sie in besonders ungünstigem, namentlich felsigem Terrain, bei starker Passage von hochbeladenen Trainwagen, Truppenmärschen bei Nacht, Unwissenheit oder bösem Willen der Einwohner vor Schaden zu bewahren ist; das Alles sind indessen Dinge, die sich besiegen oder vermeiden lassen. Anders bietet sich die Erfindung der Beobachtung dar, wenn man die höhere und weitgreifendere Bedeutung des elektrischen Telegraphen namentlich in Bezug auf Unabhängigkeit des Heerführers berechnet. In einer biographischen Verherrlichung des Marschall Pelissier, Herzogs von Malakoff, wird sehr verständlich angedeutet, daß das Zerreißen des unterseeischen Drathseils zwischen Varna und Balaklava keinesweges dem Zufall, sondern dem Wunsche des Marschalls zuzuschreiben sei, sich des Gängelbandes aus den Tuilerieen zu entledigen. Diese ganz lustig und naiv klingende Behauptung birgt indessen eine tiefe Bedeutung, und wenn es gelang, die lähmende Einwirkung der Hof-Kriegsräthe auf den Willen des Heerführers im Felde und den Gang der Operationen überhaupt abzuschütteln, so ist dieser mobile Campagne-Telegraph wohl geeignet, sie, wenn auch absichtslos und anfangs unvermerkt, wieder herzustellen. Die Anfänge dazu haben sich bereits im Jahre 1850 gezeigt, und wenn Aehnliches wieder eintreten sollte, so fehlt es wenigstens nicht mehr an dem bereitwilligsten Material dazu. Es sind allerdings Fälle denkbar, wo eine solche Wirksamkeit des Telegraphen alle übrigen unläugbaren Vortheile der Erfindung paralysiren könnte, und sie hätte dann nur das Loos aller menschlichen Einrichtungen, Gutes mit Bösem zu vereinigen. Für die ganze Handhabung des Heeresdienstes im Felde müssen die Vortheile des mobilen Telegraphen ganz außerordentliche — für einzelne Fälle können sie allerdings auch schädlich werden, und es wird nur darauf ankommen, sich schon jetzt dieser Möglichkeiten bewußt zu sein, um sie vielleicht ganz zu vermeiden. Vor der Hand ist damit ein großer

Fortschritt geschehen, namentlich wenn man sich die Verbindung der Avantgarde mit Gros und Reserve durch den elektrischen Telegraphen, sowohl in der Marschbewegung, als dem Feinde gegenüber, dann aber die Verbindung des Hauptquartiers mit der nächst gelegenen Eisenbahn denkt. Die Resultate waren schon bei den Manövern des Garde-Corps überraschend. Sie werden es aber noch in weit höherem Grade im Ernstfalle, und namentlich bei längerem Gebrauch sein, denn erst mit der Gewohnheit und Bereitschaft stellen sich, wie bei allen solchen Dingen, neue Combinationen für die Anwendung heraus.

Die revolutionäre Placat-, Brief- und Flugschriften-Literatur steht wieder in gedeihlichster Blüthe — glücklicherweise nicht in Deutschland, wo hin und wieder ziemlich schüchtern gemachte Versuche an der gemachten Erfahrung scheitern, aber in Spanien, Italien, Frankreich, und zwar nach den verschiedensten Richtungen hin und aus den verschiedensten Quellen her. Leider sind die Sardinischen Blätter gegenwärtig fast die ausschließliche Ablagerung für dergleichen. Der „Corriere mercantile" spricht von einer Muratistischen Proclamation in Neapel. Mazzinische und Maninische Aufrufe werden abgedruckt — um die Leser nicht zu erschrecken, mit einer sanften Mißbilligung einzelner, „zu weit gehender" Ausdrücke, aber das Wichtigste, der Abdruck selbst, geschieht doch und fördert die Zwecke der Unruhstifter. In den Legationen circuliren respectvolle Petitionen, von Sicilien aus wird in Streuzetteln an die Vesper erinnert und die Mahnung an die norditalienischen „Brüder" erlassen, das einst in Sicilien gegebene Beispiel nachzuahmen. Aufforderungen zur Kanonensubscription gehen von Hand zu Hand, und es fehlt nicht an allerlei Sturmvögeln, die Herannahendes verkündigen. Unter allen Erscheinungen dieser Art sind die Briefe Manini's eigentlich die ehrlichsten oder vielleicht auch nur klügsten, denn sie richten sich zunächst nur gegen die österreichische Herrschaft in Italien, und da findet er allerdings die bereitesten Sympathieen. In einem dieser Briefe, der die Subscription zur Beschaffung der 100 Befreiungs-Kanonen empfiehlt, heißt es: Jeder Italiener, welcher diese Subscription unterzeichnet, sagt damit nur: „Wir wollen, daß Oesterreich fortgehe!" und jeder Nichtitaliener fügt hinzu: „Wir schließen uns diesem Wunsche an!" In der That ist das des Pudels Kern, und es läßt sich bei solcher Argumentation begreifen, wenn Oesterreich mit jeder Kanone, die es aufstellt, auch nichts weiter sagen will als: „Wir wollen da bleiben!" und alle Staaten, denen daran gelegen ist, die Revolution nicht auf's Neue zu entfesseln: „Wir schließen uns diesem Wunsche an!" Wenn man die streitigen Punkte auf so einfache Factoren zurückführt, so ist die Verständigung leicht, denn die Verständigung ist dann eben der offene Kampf, vor dem Oesterreich nicht zurückschrecken wird, wie deutsche Waffen seit den Hohenstaufen und längst vor

ihnen vor italienischem Widerstande nicht zurückgeschreckt sind. Wenn Mazzini und Manini so argumentiren, so ist das ganz in der Ordnung und bei sonstigem demokratischen Gebahren nur die Offenheit zu bewundern, mit der sie zu Werke gehen. Wenn aber die sardinische Presse in solchen Ton einstimmt, so ist nicht die Offenheit, sondern die Ungeschicklichkeit dabei zu verwundern, namentlich wenn sie sich darin gefällt, die kriegerischen Thaten der Oesterreicher herabzusetzen und nachträglich zu beweisen, daß eigentlich Sardinien 1848 und 1849 Oesterreich besiegt haben würde, wenn nur nicht dieser oder jener kleine Nebenumstand den vollständigen Sieg verhindert hätte. Die häufig geradezu niedrigen und hämischen Angriffe der turiner Blätter gegen das österreichische Heer haben endlich die in Mailand erscheinende „Bilancia" veranlaßt, den großrednerischen Turinern eine bittere aber gesunde historische Lection zu geben und ihnen einfach die Geschichte der letzten Vergangenheit zu erzählen. Sie beginnt mit dem Bedauern, daß Feldmarschall Graf Radetzky das damals ausgesprochene Losungswort: „Nach Turin!" nicht ausgeführt hat. Wäre das geschehen, wie es doch unzweifelhaft hätte geschehen können, so wäre Oesterreich und die Welt jetzt der „lächerlichen Fastnachtspossen ledig." Den harten Ausdruck des österreichischen Blattes möge die wahrhaft empörende Niedrigkeit der sardinischen Angriffe entschuldigen. Wir übersetzen nur. — Dem deutlichen Eingange folgt die noch deutlichere Aufzählung der Stärke- und Gefechtsverhältnisse beider Armeen während der Feldzüge von 1848 und 1849. Im März 1848 standen in der Lombardei 30,000 Piemontesen nur 15,000 Oesterreichern gegenüber. Bei Goito kämpften 2195 Oesterreicher mit 4 Kanonen gegen 10,248 Sarden mit 16 Kanonen. Ein Bataillon Kaiser-Jäger stand an diesem Tage dem Angriffe von 7 sardinischen Bataillonen. Bei Potrenga schlugen sich 7228 Oesterreicher mit 12 Kanonen einen ganzen Tag gegen 21,828 Sarden mit 34 Kanonen. Bei Santa Lucia durchbrachen 19,383 Oesterreicher mit 63 Kanonen die Schlachtordnung des sardinischen Heeres von 41,586 Mann mit 64 Kanonen. Bei Goito 12,000 gegen 20,000, bei Governolo 528 gegen 6634 Mann und 4 gegen 16 Kanonen u. s. w. u. s. w. Die Rechnung geht noch lange so fort, jedenfalls zu lange für unsern Raum. Aber der Artikel schließt mit den Worten: Oesterreich hat keine Ursache, die piemontesische Armee, deren Tapferkeit sie achtet, zu fürchten. Oesterreich kann nur fürchten, daß einer extremen Partei freie Hand gegeben wird, zum zweitenmale die Krone des Königs leichtsinnig aufs Spiel zu setzen!

Früh scheint sich zu erfüllen, was wir gleich beim Beginnen der gegenwärtigen Ministerherrschaft in Spanien als die nothwendige Folge des Liebäugelns mit dem mehr oder weniger progressistischen Liberalismus bezeichnet. Nach dem ersten und einzigen kräftigen, bewußten und wirksamen Streiche, den O'Donnell gegen die Quelle aller Revolu-

tionen geführt — die Aufhebung der Nationalgarde — folgte die vernünftige und folgerichtige Auflösung der constituirenden Cortes, seitdem aber Zaudern und Versöhnungsmaßregeln. Versuche, die verschiedenen Färbungen der Fortschrittsmänner zu vereinigen, Straflosigkeit für offene Empörung und Belohnung für nur gethane Pflicht, das sind Zustände, die keinerlei Anspruch auf Dauer haben; Experimente, die zu oft schon gescheitert sind, als daß man diesmal Erfolg von ihnen hoffen könnte. Wieder gestalten sich die Verhältnisse dort so, daß nur noch von Personen, mit keinem Worte von Principien die Rede ist, daß es sich zwar nicht mehr fragt, ob Espartero, ob O'Donnell? aber ob Rios Rosas, O'Donnell oder Narvaez? Unglückliches Land, das seine Verirrung von dem Wege legitimer Erbfolge mit all' dem Unheil bezahlen und büßen muß, das liberale Ideen noch über jedes Land heraufbeschworen, wo man ihnen gestattete, zur Geltung zu kommen. Und sie kommen überall zur Geltung, wo man, anfangs anscheinend ungestraft von den ewig wahren und ewig wiederkehrenden Gesetzen der legitimen Erbfolge abweicht. Scheint es doch fast, als habe O'Donnell nicht einmal Muth und Erkenntniß genug gehabt, um selbstständig und entschieden die Nationalgarde aufzuheben, als habe Rios Rosas ihn erst von der Nothwendigkeit überzeugen und über alte liberale Vorliebe bei ihm triumphiren müssen. In solchen Händen ist dann freilich auch eine kräftige Maßregel unkräftig und ein lebensfähiges Kind doch todtgeboren. Weit entfernt, am Abschluß zu sein, wird so der O'Donnell'sche Staatsstreich nur eine Phase mehr in dem sichern Ruin des Landes, und wir werden bald genug von weiteren „Fortschritten" zu vernehmen haben.

Wappen-Sagen.

Schelih a.

Laß den Säbel, laß die Tartsche,
Selbst die Königin der Waffen
Laß, die lange Polenlanze
Mit dem weh'nden Roßhaarbusche
An der glänzend hellen Spitze
Und der Eisenschien' am Griffe —
Keine Waffe kann Dir helfen,
Schwarzer Lesko, großer Herzog!

Stürme nicht in wildem Grimme
Auf des Feindes starke Schanzen,
Füllst umsonst mit Polenleichen
Jene Gräben, die im Zickzack
Kriegsverständig um die Hügel
Leiten ließ des Feindes Feldherr!

Ruf' zum Rath die Wojewoden,
Sammle sie in Deinem Zelte,
Höre, was die Alten sprechen,
Die schon manchen Hieb gethan! —

Und die Alten wie die Jungen
Ließ der schwarze Lesko laden,
Sammeln sie in seinem Zelte
Alle Wojewoden Polen's,
Kastellane fester Schlösser,
Und noch sonst die klugen Alten,
Die schon manchen Hieb gethan.

Da sie allesammt erschienen,
Trat der schwarze Lesko traurig,
Traurig trat er unter sie.
Schweigend ging er durch die Reihen
Setzte sich und legte grüßend
An die Mütze dann die Hand.
„Polen", sprach er, „edle Polen,
Die Ihr blanke Säbel führet
Und die Königin der Waffen,
Uns're lange Polenlanze,
Oft in Feindes Blut getaucht;
Tretet zu mir, Wojewoden,
Denkt der Väter Ruhm und Ehre,
Denkt des eig'nen Heldenthums!
Laßt nicht länger uns bestürmen
Diese blut'gen Zickzackgräben,
Denn zum Spott wird uns're Ehre
Und die Weiber höhnen uns!"

Sprach's der greise Fürst der Polen,
Sprach's der schwarze Lesko traurig,
Denn zweitausend edle Streiter
Fielen vor den Zickzackschanzen,
Und er wußte keinen Rath.
Gramvoll senkt der Held die Stirne,
Doch wie Feuer in den Augen
Brannte ihm die heiße Thräne,
Die durch seine Wimper drang.
Durch die Reihen ging ein Flüstern,
Und wie Feuer in den Herzen
Brennt das Wort den Polenhelden:
Seht, der schwarze Lesko weint!

Trübe schwiegen all' die Weisen,
Leis nur klirrten Tartsch' und Säbel,
Selbst die Königin der Waffen,
Selbst die lange Polenlanze
Blinkte, wie von Flor umschleiert,
Denn nicht Einer wußte Rath.

Da war Einer von den Jüngsten,
Jüng'rer Sohn des Wojewoden,
Der in Chlum die Fahne führte,
Still hinaus vor's Zelt getreten,
Hatte auf den Mond gesehen,
Hatte auf den Wind geachtet,
Zug und Richtung wohl erprobt.
Alsdann that er von den Füßen
Seine weißen Samlands-Stiefel,
Stellt' sie in des Zeltes Schatten,
Stellt' dazu die hohe Mütze,
Die er auf dem Haupte trug —
So mit unbedecktem Haupte
Und mit unbeschuhten Füßen,
Seinen Säbel fest im Arme,
Lief er still den Gräben zu,
Die des Feindes Lager schirmten,
Klug im Zickzack angelegt.

Traurig saß der Fürst der Polen
Auf dem gold'nen Stuhl im Zelte,
Und die Wojewoden schwiegen,
Schwiegen auch die Kastellane,
Denn nicht Einer wußte Rath.

Plötzlich wird ein schweres Schnaufen
Dicht am Fürstenzelte laut
Und der schwarze Lesko hebet
Seine Heldenstirne auf.
Auf die Eingangsthür des Zeltes
Richten starr sich Aller Blicke
Und der Vorhang fliegt zurück.

Hoch aufathmend, Flammen sprühend
Aus den dunkeln Feueraugen
In dem todesbleichen Antlitz
Steht der junge Scheliha
Da mit unbedecktem Haupte,
Da mit unbeschuhten Füßen.

Von der Schulter raschen Schwunges
Schleudert er zu seines Fürsten,
Zu des schwarzen Lesko Füßen
Eine schwere, dunkle Last.
„Nimm, o Fürst!" so ruft er keuchend,
„Nimm, o Fürst, das ist mein Rath!
Bin zum Feinde rasch gelaufen,
Hab' mir diesen Mann gefangen,
Hab' ihm einen guten Knebel
In den weiten Mund geschoben,
Und ihm Arm und Bein gebunden.
Zeig ihm Gold, daß er Dich führe,
Zeig den Tod ihm, wenn er zögert,
Und, ich wett', er führet Dich!"

Also sprach der junge Krieger.
Und von seinem goldnen Stuhle
Froh der schwarze Lesko sprang. —

Eine Stunde war's und drüber,
Helle schien der Mond hernieder,
Und in seinem Schein erglänzten
Tausend blanke Polensäbel,
Tausend blanke Polenlanzen,
Lauter auserles'ne Helden,
Die der schwarze Lesko führte,
Dem der Mann die Pfade zeigte,
Den ihm Scheliha gebracht. —

Wohl zwei Stunden war's und drüber,
Als der Mond in Nacht versank,
Und in Blut versank die Fahne
Und des stolzen Feindes Lager —
Nacht und Blut rings, überall!
Nur die blanken Klingen blitzten
Und der Sieg erglänzte hell,
Den der schwarze Lesko mächtig
Ueber seinen Feind gewann. —

War's am Tag darauf der junge,
War's der junge Scheliha,
Der von seines Fürsten Händen
Stolz den Ritterschlag empfing,
Und ein ritterliches Wappen,
Drin auf blutig rothem Grunde
Silberhell der Halbmond glänzt,

Der in jener Nacht geleuchtet,
Als er keck den Führer fing,
Der zum Sieg die Pfade wies. —

Treu für Vaterland und König
Stand das Haus der Scheliha,
Stand im wilden Sturm der Zeiten,
Steht in Treuen heut noch fest.
Und die Töchter auch des Hauses
Wahren stolz der Ahnen Sinn.
Unvergessen soll es bleiben,
Was in großer Zeit gescheh'n.
Bei den ersten Preußenhelden
Steht ein Fräulein, jung und zart,
Windet eine weiche Locke
Um den Mond im rothen Feld! *)

---

*) Im Jahre 1813 opferte ein zartes Fräulein, um ihre Liebe zum Könige und zum Vaterlande zu beweisen, ihren schönsten Schmuck. Sie ließ sich nämlich ihr langes volles Lockenhaar abschneiden, verkaufte es einem Haarkräusler und gab das dafür erhaltene Geld in die Kriegskasse. Die That ist allgemein bekannt, der Haarkräusler, hingerissen von dem Patriotismus der jungen Dame, machte von dem Haar eine Anzahl von Ringen, die er theuer verkaufte und deren Erlös er ebenfalls der Kriegskasse zuwendete, der also eine bedeutende Summe zufloß. Die junge Dame war ein Fräulein von Scheliha, Ringe von ihrem Haar müssen noch vorhanden sein.

Inserate.

Engros-Lager von Schlafröcken, Haus- und Negligé-Anzügen, in den mannigfaltigsten Stoffen bei
LOUIS LANDSBERGER
in Berlin.

Der Riff-Pirat.

Die neuesten Ereignisse an der Nordküste Afrika's veranlassen mich, meine neueste Erfindung, den **Rockmantel**, die praktischste und eleganteste Herbst- und Winter-Bekleidung für Herren, nach ihnen zu benennen. Es handelt sich um **einen Rock, der zugleich Mantel ist, einen Mantel, der zugleich Rock ist.**

Diese elegante und zweckmäßige Tracht wird von mir der **Riff-Pirat** benannt, weil eben jene tollkühnen **Seeräuber** sich eines Rockes bedienen, der jederzeit in einen Mantel verwandelt werden kann. Der **Riff-Pirat** verbindet das Nützliche mit dem Angenehmen: Er ist ein eleganter Gehrock und mittelst einer leichten Handbewegung verwandelt er sich in einen **Mantel**, eben so umgekehrt, man ist also durch den **Riff-Piraten** jederzeit gegen die Einflüsse der Witterung geschützt, und hat außerdem das Vergnügen eine historische Erinnerung mit sich herumzutragen. Darum kauft den **Riff-Piraten.** In dem Mode-Magazin eleganter Herren-Garderobe von

J. WITTKOWER,
Markgrafenstr. Nr. 48, neben **Schelble's Hôtel**, zw. d. Franz.- u. Jägerstr.

NB. Auswärtigen Käufern wird eine Anweisung, wie der Rock am leichtesten gehandhabt wird, beigelegt.

Schönheits-Poudre de Riz,

in weißer und rosa Farbe,
pour blancher et conserver la peau,

für Damen, die Bälle, Theater und Gesellschaften besuchen, giebt jeder Haut nach Belieben die zarteste weiße oder rosige Farbe; bewahrt sie vor Aufspringen, allen Hautkrankheiten und allen Affectionen von Hautausschlägen. — Derselbe ist in Schachteln mit Gebrauchs-Anweisung

à 10, 15, 20 Sgr., 1 und 2 Thaler

nur allein ächt zu haben bei meinem Depositaire Herrn

LOHSE, 46 Jägerstrasse in BERLIN,
MAISON DE PARIS,

bei dem man alle meine feinsten Parfumerien u. Toiletten-Artikel in reicher Auswahl vorfindet.

Paris, den 1. Januar 1856. **PINAUD,**
Parfumeur J. Maj. der Königin von Spanien.

!Livree-Plüsche!

Livree-Manchester, Engl. Leder und gestreifte Cords zu Beinkleidern, Stalljacken u. s. w., so wie Engl. Patent-Sammete und Sammet-Manchester in allen nur möglichen Farben empfiehlt in großer Auswahl

J. Wolle j., Gertraudtenstr. 26.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Zweite Abtheilung.

Die Irrlichter.

Drittes Capitel.

Die Royalisten am Tage vorher.

„Er meint, zu geh'n sei wohlgethan,
Und schickt sich frisch zur Reise an.
Er gehet hin und kommt zurück
Und hängt an ihrem lieben Blick
Und bleibet da und kann nicht fort
Von diesem traulich stillen Ort."
(C. Streckfuß.)

Der Graf von Raucourt saß in später Stunde mit den fremden Offizieren, welche der Krieg in sein Haus geführt, bei Tafel und hielt ihnen, mit dem Glase in der Hand, so wacker Stand, daß er die Achtung der tapferen Krieger gewann, deren Rosse aus dem Don mit derselben Begierde tranken, wie aus der Loire, während sie selbst in noch verschiedenartigern Flüssigkeiten ihre Meisterschaft auf dem weiten Wege aus Rußland bis hierher bewährt hatten.

Das von einem ordentlichen Zechgelage nicht trennbare Getöse von klirrenden Gläsern und schwirrenden, sinnverwirrenden Reden belebte die ganze linke Seite im Rez de Chaussee des rothen Schlosses von Raucourt, welche der alte, leichtsinnige Schloßherr, ein gewissenloser, liederlicher Roué aus der alten Zeit, bewohnte. Die andern Theile des Schlosses lagen bereits in tiefster Stille begraben, und namentlich drang das Getöse der Zechenden nicht bis in den Corridor des oberen Stockwerkes, an welchem die Zimmer der beiden Damen lagen, welche wir im vorigen Capitel bei einem Gespräch belauschten, das in keineswegs freundlicher Weise endete.

Aber trotz der anscheinenden Stille sind Ruhe und Schlaf auch in jenen Theil des Schlosses nicht eingekehrt.

In dem einen Zimmer sitzt der Chevalier von Maison-Rouge und versucht, seine Schwester zu trösten, welche sich in das tiefste Schwarz der Wittwentracht gehüllt hat und die heißesten Thränen weint für einen

Mann, der sie gemißhandelt hatte, so lange er Gewalt über sie übte kraft seines eheherrlichen Titels.

Madame Adelaide Veraultier, des am Tage zuvor gefallenen Cavallerie-Capitains Wittwe, sieht in dem schwarzen Gewande der Trauer weit besser aus, als in dem reichen Putz, mit welchem sie ihre etwas colossal gewordenen Formen mit mehr Gefallsucht als Geschmack zu bekleiden pflegte, aber in ihrem breiten Gesicht war der Schmerz keine Heuchelei.

„Du bist ein gutmüthiges Wesen, Adelaide!" sagte der Chevalier ungeduldig, „andere Frauen würden Gott danken, daß er sie erlöst von einem Manne, der so wenig liebenswürdig wie dieser, nun, ich will nichts Böses von ihm sagen, wie dieser Veraultier, Du aber setzest Dich hin und weinst, als ob Dir ein großes Unglück zugestoßen wäre!"

„Oh! Eugen," entgegnete die Wittwe, sich die Augen trocknend, „Veraultier hatte auch so viele gute Seiten, und ich habe so oft auch meinerseits Unrecht gegen ihn gehabt, daß ich ihn entschuldigen muß; er liebte mich wirklich, und ich war oft so kalt und gleichgültig gegen ihn; ich habe ihm so oft weh gethan!"

„Ich weiß freilich nicht," rief der Chevalier halb höhnisch aus, „wie weit Du Dir ihm gegenüber Vorwürfe zu machen hast, wie oft Du ihm weh gethan." Der freundliche Bruder ahmte spottend den weinerlichen Ton seiner Schwester nach. „Ich weiß aber ganz genau, daß er Dir oft in sehr fühlbarer Weise weh gethan, und daß ich Dich mehr als ein Mal gegen seine Brutalität habe in Schutz nehmen müssen."

„Laß das jetzt, lieber Eugen," bat Adelaide herzlich, „er ist ja todt, und er war, was er auch gethan haben mag später, meine erste Liebe. Das vergißt sich nicht, Eugen; aber erfülle Deiner einzigen Schwester Bitte, sprich noch ein Mal mit dem Grafen; Veraultier war doch der Gemahl seiner Nichte, ein Mann von gutem Adel, ein tapferer Offizier, im Kampfe gefallen, und nun will er ihm nicht einmal einen Platz gönnen in unserem Begräbniß! Bitte, lieber Eugen, sprich noch ein Mal mit dem Oheim!"

„Ich denke nicht daran," fuhr der Chevalier hart und heftig heraus, „ich habe mir eine Lehre genommen, ich hätte diese Fluth von Verwünschungen und Schimpfworten nicht so ruhig ertragen, wie dieser fischblütige Baron, der den Grafen in Deinem Namen um Erlaubniß zur Beisetzung Veraultiers in der Grabcapelle bat. Der alte Sünder, unser würdiger Oheim, hat eine solche Angst vor dem Tode, daß er gar nicht vom Sterben hören mag; Veraultier war im Leben schon nicht sein Freund, ich bin überzeugt, daß er ihn haßt, seitdem er todt ist. Uebrigens beruhige Dich wegen der Beerdigung Veraultier's, der Baron hat den Leichnam heute Abend ganz in der Stille in einen einfachen Sarg legen und ihn in der Capelle beisetzen lassen. Du kannst morgen, wenn Du willst, selbst nachsehen."

„Der gute Charles!" sagte die betrübte Wittwe leise für sich.

Der Chevalier warf einen jener hastig prüfenden Blicke auf seine Schwester, mit welchen heftige Leute in das Innere der Menschen blikken zu können sich einbilden, dann meinte er: „Nun, viel gewagt hat dieser gute Charles dabei eben nicht, denn er ist vor nichts so sicher, als vor einem Besuch unseres würdigen Oheims in der Kirche oder in der Grabcapelle, dafür also brauchst Du diesem guten Charles so außerordentlich dankbar nicht zu sein!"

Viel mehr in dem Ton als in den Ausdrücken, in welchen der Chevalier von seinem Vetter sprach, lag eine solche Fülle von Haß und Hohn, daß selbst die arglose Adelaide hätte aufmerksam werden müssen, wenn sie nicht aufrichtig trauernd mit ihren Gedanken bei ihrem erschossenen Gemahl gewesen wäre.

Der Chevalier fühlte innerlich eine Art von Krampf des Zornes und der Wuth, der ihn seit den vierundzwanzig Stunden allemal ergriff, wenn er von dem Baron sprechen mußte. Sonderbarerweise wußte sich der heftige Mann keine Rechenschaft über die Ursache dieses Zornes, dieser fast unerklärlichen Wuth zu geben, denn früher hatte er den Vetter Charles, wenn auch nicht gerade geliebt, so doch ganz gern gehabt, mit dem er so viel fröhliche und ernste Jugenderinnerungen gemeinsam hatte, der auch dankbar oft genug der kühnen That des Chevaliers gedachte, der einst in's Wasser gesprungen war, um ihm das Leben zu retten.

Eugen von Raucourt war aufbrausend und heftig; wie viele Royalisten seines Alters war er verbittert durch die Unthätigkeit, zu der er durch die politische Meinung in der thatendurstigsten Zeit des Lebens verdammt war; er hatte geglaubt, die Zeit sei gekommen, in der diese Unthätigkeit aufhören werde, mit der ganzen Gluth seines Temperamentes hatte er sie herbeigesehnt, da trat sein Vetter der Baron vor ihn hin und sagte ihm, daß er ein Bettler sei, und damit, daß er umsonst gehofft habe, ein Leben voll glänzender Thätigkeit beginnen zu sehen. Der Baron sagte ihm das hart, grausam hart, aber schließlich war es nicht der Baron, durch dessen Schuld seine Hoffnungen zu Grunde gingen. Er konnte vielleicht über dessen Art und Weise der Mittheilung zürnen, aber es war da keine Veranlassung zu der unbändigen Wuth, die ihn ergriff wie eine Art Raserei, wenn er nur an seinen Vetter dachte.

Vergebens suchte sich der Chevalier von Maison-Rouge klar zu werden, er fühlte, daß der Baron absichtlich gesprochen, er fühlte, daß die Absicht des Barons, die er nicht kannte, ihn reizte, er fühlte auch, daß der Schlüssel zu dem Geheimniß, denn ein solches war ihm seine Wuth gegen den Vetter, zu finden sein müsse auf diesem Wege, aber, und das war ein anderes Räthsel für ihn, er hatte nicht den Muth, noch einmal zu dem Baron zu gehen und die Frage zu wiederholen, die er Tags

zuvor in der ersten Ueberraschung gethan. Er wagte nicht nach den Motiven zu forschen, die den Baron bewogen hatten, ihm die Mittheilung über die Verarmung der Familie in so höhnischer, aufreizender Weise zu machen.

Er hatte den Baron vermieden, seit am Tage zuvor ihr Gespräch durch den jungen Lieutenant unterbrochen wurde, der ihnen den Tod des Capitains Veraultier meldete, wohl aber hatte er die verächtlich gleichgültigen Blicke bemerkt, mit denen ihn der Baron maß, und einzelne kalte, gleichgültige Bemerkungen, welche der Baron in seiner bequemen Weise in das allgemeine Gespräch streute, enthielten, keinem Andern verständlich, für ihn Anspielungen, die seinen Haß gegen den fischblütigen Vetter aufs Aeußerste steigerten.

Er hatte auch bemerkt, daß der Baron beim Aufstehen von der Abendtafel seiner Cousine Clotilde einen Zettel in die Hand gedrückt, den diese verstohlen las und gleich darauf durch ein bejahendes Zeichen beantwortete; wahrscheinlich hätte sich die arme Adelaide nicht eines so ausharrenden Tröfters in ihrem Bruder zu erfreuen gehabt bei ihrem Wittwenschmerz, wenn ihre Wohnung nicht an einem Corridor mit den Zimmern des Fräuleins von Raucourt gelegen gewesen wäre.

Eugen war überzeugt, daß der Baron eine geheime Zusammenkunft mit Clotilde in dieser Nacht haben werde, und er wollte in der Nähe sein. Warum?

Er hatte selbst keine Antwort auf diese Frage. Seit Jahren daran gewöhnt, in dem Baron nicht nur den Anbeter, sondern den künftigen Gemahl der Cousine zu sehen, glaubte er sich völlig frei von Eifersucht. Er hatte auch nie daran gedacht, andere Gefühle für Clotilde zu hegen, als solche, wie sie jeder Vetter für seine Verwandtin hegen kann; ja, noch in der letzten Zeit hatte er sich über die kleinen Kokettierieen geärgert, mit denen seine Schwester die kühlen und bequemen Huldigungen des Barons erwiederte, und sich sogar bewogen gefühlt, dem Baron Vorstellungen zu machen, weil er die üble Laune bemerkte, mit der Clotilde das Verhältniß seiner Schwester zu dem Baron hinnahm.

Nach alle dem mußte er sich eigentlich sehr befriedigt fühlen, wenn Clotilde ihrem Vetter ein Rendez-vous bewilligte, und doch war das nicht der Fall.

Eugen war der festen Ueberzeugung, daß es sich zwischen seinen beiden Verwandten um eine geheime Zusammenkunft handle, und darin wenigstens irrte er sich nicht, denn er vernahm deutlich den ihm wohlbekannten langsamen, aber sichern und regelmäßigen Soldatenschritt seines Vetters, der an Adelaiden's Zimmern vorüber ging; ja, er hörte ihn deutlich die schwere Thür zu Clotilden's Wohnung am Ende des Corridors öffnen.

Wäre Adelaide nicht mit ihrem Schmerz so ausschließlich beschäftigt gewesen, sie hätte die ungemeine Aufregung bemerken müssen, in der

sich ihr Bruder befand, obwohl der heftige Chevalier eigentlich immer in Aufregung war.

Bald rascher, bald langsamer ging Maison-Rouge auf und ab in dem Zimmer seiner Schwester, er war kaum noch so weit seiner Herr, daß er die Begierde unterdrücken konnte, sofort nach der Wohnung Clotilden's zu eilen und die Zusammenkunft zu stören. Entschlossen aber war er, nicht eher seine Schwester zu verlassen, als bis er sich überzeugt, daß der Baron zurückgekehrt.

Während sich der eine Vetter in so gewaltiger Aufregung befand, trat der andere ruhig in das prächtige Gemach des Fräulein von Raucourt. Er fand dasselbe leer und setzte sich bequem in einen der Sessel, welche am Kamin standen, dann ließ er seine Blicke über die phantastische Unordnung hinschweifen, welche ihn umgab. Eine einzige Lampe erleuchtete mit mattem Schein den weiten Raum.

Einige Minuten vergingen so; kein Zug in dem Gesicht des Barons verrieth irgend eine Aufregung, keine Miene zeigte, ob er seine Umgebungen mit einem besonderen Interesse betrachte, oder nicht; der Baron hatte in seinem Wesen nicht die Spur von der Aufregung eines Mannes, der zu einem Rendez-vous kommt, aber auch nichts von dem Ernste, den sonst gewöhnlich der zeigt, welcher der Träger einer wichtigen Mittheilung ist, Kälte und Gleichgültigkeit, bequemes Phlegma, das war Alles.

Der Mann hatte entweder wirklich nur Fischblut in seinen Adern, wie ihm sein Vetter oft vorwarf, oder er besaß eine Herrschaft über sich selbst, die so groß und deren er so sicher war, daß sie ihn gegen jeden Selbstverrath schützte.

Clotilde hatte ihren Vetter eintreten hören, sie war auf seinen Besuch nicht nur vorbereitet, sondern sie hatte sich auch auf denselben vorbereitet.

Sie trat wenige Minuten nach dem Baron ein, gekleidet in ein weißes Negligé mit einem kirschrothen Ueberwurf, der ihren frischen bräunlichen Teint hob und ihr Gelegenheit gab, mit der kleinen zierlichen Hand zu kokettiren, welche diesen Ueberwurf auf der Brust zusammenhielt.

Als das Fräulein eintrat, erhob sich der Baron, ohne jede Hast, mit der ruhigen Sicherheit eines Mannes der guten Gesellschaft, und ging der Dame einige Schritte entgegen, sie alsdann mit einer leichten Verbeugung begrüßend, welche Clotilde durch ein Neigen des Hauptes erwiederte.

Einen Moment standen die beiden Verwandten einander gegenüber und schauten sich in's Gesicht; es war unverkennbar, daß sie verwandt waren, Kinder eines Hauses, die Köpfe namentlich von einer Form, auffallend zierlich, die Züge eigentlich weder schön noch bedeutend, aber mit dem charakteristischen Ausdruck, der bei Sprossen alter Geschlechter so oft die Schönheit vergessen macht.

In dem dunkeln Auge Clotilden's blitzte wohl eine Frage auf, als sie den Baron ansah, aber das eben so dunkle Auge des Vetters schien diese Frage nicht vernommen zu haben, wenigstens gab der freundlich-höfliche Blick keine Antwort darauf.

Die beiden Verwandten standen wie gesagt nur einen Moment so einander gegenüber, dann sagte der Baron mit großer Höflichkeit und mit einer Bewegung, als wolle er den Arm der Dame ergreifen: „Wollen wir nicht Platz nehmen, liebe Clotilde?"

Clotilde übersah geflissentlich den ihr halb angebotenen Arm, schritt leicht zu dem Kamin und setzte sich nieder, indem sie mit unverhehltem Aerger sagte: „Sie haben ganz über mich zu befehlen, mein Vetter, Sie haben diese romantische Zusammenkunft um Mitternacht gewünscht, Sie wissen, daß ich Ihnen nichts abschlagen kann, also hier bin ich und was wünschen Sie von mir, mein Herr?"

Der Baron setzte sich, er blickte die Dame an, und hätte Clotilde nicht im selben Augenblick verdrießlich zur Seite gesehen, so würde sie in dem Blick des Vetters eine überraschend innige und wehmüthige Zärtlichkeit bemerkt haben, aber sie sah nicht auf und der Baron begann mit der ruhigsten Stimme von der Welt: „Sie werden mir verzeihen, liebe Clotilde, daß ich heute Ihre Nachtruhe gestört habe, wenn ich Ihnen sage, daß ich morgen, oder vielmehr heute noch im ersten Morgendämmern das rothe Schloß verlasse, um mich zu dem Herrn Grafen von Artois zu begeben —"

Die Dame blickte auf, der verdrießliche Zug um ihren Mund war verschwunden, man konnte es dem feinen Gesicht ansehen, daß eine tiefere Bewegung das Herz ergriffen, doch sie unterbrach den Baron nicht, der fortfuhr: „Ich würde nicht in so ungewöhnlicher Stunde mich Ihnen empfehlen, wenn nicht der Graf von Naucourt mir befohlen hätte, meine Reise geheim zu halten. Da noch bonapartische Truppen in der Nähe stehen, so fürchtet der Graf für Ihre Sicherheit, wie er mir sagte, wenn das Ziel meiner Reise bekannt würde."

Clotilde lächelte verächtlich über die List, mit welcher ihr Großvater die eigene Feigheit durch eine lügnerische Sorge für sie verhüllte, dann schaute sie den Baron an, fragend erst, dann verwundert, ja staunend endlich und beängstigt.

Es war eine so plötzliche und so merkwürdige Veränderung mit dem Edelmann vorgegangen, daß Clotilde sich erschrocken erhob; das sonst so bleiche Gesicht des Barons war dunkel geröthet, an seinen langen Wimpern zitterten große Thränen, die in schweren Tropfen niederfielen, und die Hand, mit der er die Schnuren des Pelzrocks, den er trug, aufnestelte, bebte so, daß sie kaum im Stande war, das kleine Packet Papiere zu halten, das sie ergriffen.

„Bleiben Sie ruhig, Clotilde," bat der Baron mit ganz leiser und bewegter Stimme, „Sie können noch ruhig sein, nehmen Sie diese Pa-

piere, lesen Sie dieselben, wenn ich fort bin, aber schließen Sie sich ein, ehe sie anfangen, zu lesen, und wenn Sie gelesen haben," der Baron sprach nicht lauter, aber immer hastiger und ängstlicher, „dann verbrennen Sie diese Briefe, Blatt für Blatt, Sie brauchen mir das nicht zu versprechen, Sie werden es von selbst thun, ich weiß es, und wenn Sie das Alles gethan haben, dann denken Sie meiner ohne Zorn und beten Sie für mich, wenn Sie können!"

„Charles!" rief Clotilde.

Das war der Ton der vollen Liebe, der in diesem Ausruf klang, und die Dame breitete beide Arme aus.

Seiner nicht mehr mächtig umschlang der Baron in heftigster und leidenschaftlichster Aufwallung das Mädchen, er drückte flammende Küsse auf ihren Mund; er achtete nicht mehr darauf, daß sie sich, wie von einem tiefen Abscheu plötzlich ergriffen, schaudernd gegen ihn sträubte, er drückte sie in seine Arme und preßte sie an sein Herz, die schlanke, bebende Gestalt, es war ein Fieber, ein Delirium, ein Wahnsinn, von dem dieser Mann ergriffen.

Aber nur wenige Minuten dauerte dieser Anfall, der furchtbare Kampf, den er mit seiner Leidenschaft kämpfte, zeigte sich in seinen verzerrten Zügen, aber seine eiserne Energie siegte; er ließ Clotilde aus seinen Armen und ließ sie in ihren Sessel langsam niedergleiten.

„Oh! Charles!" rief sie wieder im Ton der innigsten Liebe.

Er warf sich vor ihr auf's Knie, küßte ihre Hand, und sie fuhr schaudernd vor seiner Berührung zurück.

Da stand er auf, nahm das Briefpacket, das zu Boden gefallen war, legte es auf ihren Schooß, neigte sich über sie und flüsterte, während Thränen auf's Neue über seine Wangen flossen: „Lebe wohl, Du heißgeliebte, Du einzig Geliebte, lebe wohl, auf Nimmerwiedersehen!"

Er richtete sich auf und eilte mit hästigen Schritten aus dem Gemach, ohne sich umzusehen.

„Charles! mein Charles!" rief Clotilde zärtlich, und er vernahm den Ruf wohl, aber er folgte ihm nicht, er war wieder Herr über sich.

Mit fester Hand schloß er die Thür, und einige Augenblicke später hörte der Chevalier auf den Gipsplatten des Estrichs den wohlbekannten langsamen und regelmäßigen Schritt des Barons.

Er hörte ihn mit einer Art von Wuth und war doch froh, daß er ihn vernahm, es gewährte ihm Befriedigung, den Baron nicht mehr bei Clotilde zu wissen.

Wäre er hinausgetreten, und hätte er das verstörte wilde Gesicht des Barons gesehen, er würde ihm nie mehr vorgeworfen haben, daß Fischblut in seinen Adern träge schleiche.

Einsam in ihrem prachtvollen Gemach saß Fräulein von Raucourt, von einer namenlosen Angst, von einem Schmerz ergriffen, der sie zu vernichten drohte; sie glaubte sich von drohenden Gespenstern umgeben,

sie wagte nicht, sich zu bewegen, schaudernd sah sie auf die Briefe, die in ihrem Schooße lagen, sie waren mit einem breiten rothen Bande zusammengebunden.

Das rothe Band, es sah dunkel aus wie getrocknetes Blut; lange, lange starrte Clotilde darauf hin.

Das arme Mädchen hatte die Ahnung, daß sie vor der furchtbaren Lösung eines Räthsels stehe, eines Räthsels, das lange schon auf ihrem Leben gelastet, ihr Glück gestört und ihre Liebe zu dem Baron vergiftet habe. Sie hielt die Lösung dieses Räthsels in zitternder Hand, aber sie wagte noch nicht, das rothe Band zu lösen, sie erhob sich, sie fühlte ihre Kniee unter sich beben; mit schwankenden Schritten ging sie zu einem Schreibschrank, in welchem sie die Briefe verschloß.

Es war ihr beinahe leichter, als sie das rothe Band nicht mehr sah.

„Oh! Charles!" flüsterte sie, „was giebt es denn so Furchtbares, das Dich so erschüttern, so bewältigen konnte!"

Hufschlag tönte von unten herauf, einen Moment lauschte Clotilde.

„Charles! mein Charles!" schrie sie laut und gellend auf, dann sank sie ohnmächtig neben dem Schreibsecretair nieder, in welchem sie die Briefe verschlossen.

Ihr lauter Schrei führte ihre Dienerin herbei, welche in der Angst über den Zustand, in welchem sie ihr Fräulein fand, das ganze Schloß in Alarm brachte.

Der Erste, welcher herbeieilte, war der Chevalier von Maison-Rouge; als der heftige junge Mann den Schritt des Barons vernommen hatte, als derselbe Clotilden's Zimmer verließ, wollte er sich seinerseits von seiner trauernden Schwester verabschieden, da ihn nicht wahre Theilnahme bei derselben zurückgehalten, sondern mit der Entfernung des Barons und Clotilden's Zimmer auch für ihn jeder Grund fehlte, sich länger bei seiner Schwester zu verweilen.

Adelaide aber bat ihren Bruder dringend, sie nicht zu verlassen, und erzürnte denselben heftig, da sie ihm nicht gestehen wollte, daß sie furchtsam sei und in steter Angst schwebe, daß ihr der Geist ihres erschossenen Mannes erscheinen werde.

Das lebhafte Gespräch zwischen Bruder und Schwester, das von der einen Seite mit eben so vielen Thränen, als von der anderen Seite mit heftigen Worten geführt wurde, fand ein Ende, als der laute Hülferuf von Clotilden's Dienerin durch die stillen Räume des rothen Schlosses hallte.

„Herr Gott, er hat sie ermordet, der Elende!" schrie der Chevalier und stürzte nach Clotilden's Zimmer.

In fliegender Hast folgte ihm seine Schwester, hauptsächlich von der Furcht, allein bleiben zu müssen, getrieben; einzelne Diener und Dienerinnen kamen fast zugleich mit ihr an.

Der Chevalier fand sich außerordentlich enttäuscht; in seiner aufgeregten Phantasie hatte er Clotilde bereits in ihrem Blute gesehen, er hatte ihre letzten Seufzer vernommen, ihr Todesröcheln gehört und die starren Augenlider der Ermordeten mit eigener Hand geschlossen, nun sah er, in's Zimmer tretend, seine Cousine zwar sehr blaß und angegriffen, doch aber sehr lebendig in ihrem Lehnstuhl.

Clotilde, obgleich innerlich noch bebend von der erst zum Theil überwundenen Aufregung, schalt ihre Dienerin mit unfreundlichster Härte wegen des Lärmens, den ihr Hülferuf verursacht, und den gewöhnlichen verdrießlichen Zug um den Mund, beklagte sie den eintretenden Chevalier, daß er sich ihretwegen so ganz grundlos bemüht habe.

Sie that das in so unlieber und in so wenig verbindlicher Weise, daß sich der Chevalier ganz bestürzt mit einer stummen Verneigung zurückzog und eigentlich nicht recht wußte, ob es ihm nicht doch lieber gewesen wäre, wenn er diese liebenswürdige Cousine in ihrem Blute schwimmend angetroffen hätte, so wie ihm seine Phantasie vorgemalt.

„Ist sie wirklich todt?" fragte Adelaide, ihm in der Thür entgegenstürzend.

„Du kannst sie selbst fragen!" antwortete der Chevalier mit bösem Lachen.

Die Schwester und die Diener, die ihr gefolgt, sahen ihn erschrocken an, offenbar glaubten sie mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben.

Er ging weiter, ohne ein Wort zu sagen; auf der Schwelle aber erschien Clotilden's Dienerin und sagte mit dem vollen Unmuth einer Dienerin, welche nicht gewohnt ist, gescholten zu werden und doch Schelte bekommen hat: „Mein Fräulein läßt um Ruhe bitten, Fräulein befindet sich wieder wohl, die Ohnmacht, welche sie plötzlich überkommen, ist vorüber und wir bedürfen nur noch der Ruhe!"

Damit schloß die schnippische Dienerin die Thür, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß sich eine Person unter den Anwesenden befand, welche der Familie angehörte. Sie hatte Adelaide wohl bemerkt, da sie aber das unfreundliche Verhältniß kannte, welches zwischen ihrer Herrin und der Dame bestand, so glaubte sie nicht nöthig zu haben, weitere Rücksichten zu nehmen.

Adelaide übersah diese Ungezogenheit nicht, aber sie war froh, daß sie diese Gelegenheit benutzen konnte, um Eine der Dienerinnen zur Nachtgesellschaft zu pressen, da sie auf ihren Bruder nicht mehr rechnen konnte.

Sie that gut, auf ihres Bruders Gesellschaft freiwillig zu verzichten, denn dieser hatte sie völlig vergessen.

Der Chevalier von Maison-Rouge hatte sich aus der Wohnung Clotilden's direct nach seinem Schlafzimmer begeben; dort lag auf seinem Nachttisch ein versiegelter Zettel.

Der Chevalier hatte die Aufschrift noch nicht gelesen, aber er

wußte, daß der Zettel von dem Baron kam, denn er sah das vergilbte Papier und kannte die Gewohnheit seines Vetters, seine Briefe auf Adressen und Rückblätter alter Briefe zu schreiben.

In Folge dieser Eigenthümlichkeit begannen die Briefe des Barons gewöhnlich mit einer Phrase, die sich auf den Inhalt des ersten Briefes bezog, z. B. „Auf der ersten Hälfte dieses Bogens, mein Herr, schrieb Ihre Frau Mutter, vorigen Sonntag war es gerade achtunddreißig Jahre, an meinen Oheim, über die Verheirathung Ihrer Schwester, und heute habe ich die Ehre Ihnen auf der zweiten Hälfte dieses Bogens anzuzeigen u. s. w."

Hastig, wie seine Art war, griff der Chevalier nach dem versiegelten Zettel, aber er zögerte einen Augenblick denselben zu erbrechen, er las langsam die Aufschrift, die in den festen Schriftzügen des Barons ganz in der Weise abgefaßt war, wie sie ein Mann liebt, der Jedem seinen vollen Titel giebt, weil er von Jedem auch seinen vollen Titel verlangt: „Dem Hochgebornen Herrn, Herrn Eugen von Raucourt, Chevalier von Maison-Rouge, vormals Lieutenant von der Cavallerie, hier, zu eigener Hand."

Der Chevalier las die Aufschrift aufmerksam, weil er sich, ohne sich das zu gestehen, fürchtete den Brief zu öffnen; er besah, um Zeit zu gewinnen, aufmerksam das Wappen, mit den drei rothen Adlerflügen, die mit den Sachsen nach oben gekehrt übereinander ins silberne Schild gestellt waren. Er kannte den schön und scharf geschnittenen Carniol, mit dem der Baron den Brief gesiegelt, und endlich riß er den Zettel auf und las: „Auf die erste Hälfte dieses Blattes, mein Cousin, hat François Letellier, Marquis von Souvré, vor neunundfunfzig Jahren an den Grafen Alexander Charles von Raucourt, unsern gemeinschaftlichen Großvater, eine äußerst unartige Herausforderung geschrieben, welche unser Großvater, wie Ihnen aus der Familiengeschichte bekannt sein dürfte, mein Vetter, mit einem Degenstoß an der Porte Maillot zu Paris beantwortete, der den Herrn Marquis von Souvré das Leben kostete; heute nun habe ich die Ehre, Ihnen auf der andern Hälfte dieses Blattes anzuzeigen, daß ich ganz in der Stille das rothe Schloß verlassen habe, um mich unserm Prinzen, dem Herrn Grafen von Artois anzuschließen. Vor zwei Tagen ließen Sie mich hoffen, daß das alte Haus von Raucourt bei der Person des erhabenen Fürsten nicht durch meine Person allein vertreten sein werde, darum erlaube ich mir, Ihnen zu bemerken, daß sich der Prinz am 25. dieses Monats zu Brie in Champagne befinden wird. Vielleicht giebt Ihnen diese Mittheilung Veranlassung, mit dem hochgebornen Herrn Grafen, unserm würdigen Oheim, zu reden und von demselben die Auszahlung eines Theils Ihrer Rente zu verlangen. Sollte unser Familienoberhaupt, wie ich fast fürchte, sich weigern, die Rente zu zahlen, so wird er Ihnen doch in keinem Falle die Wahrheit über die Vermögensverhältnisse des Hauses Raucourt vorenthalten. Da der edle

Graf sicher ist, dabei nichts zu verlieren, so wird der philosophische Cynismus des Leibrenteninhabers die Loyalität des Edelmanns ersetzen und Ihnen, mein Vetter, die Wahrheit nicht vorenthalten. Das wird das Einzige übrigens sein, was Ihnen der Graf nicht vorenthält, darüber wird er höchstens noch etwas Hohn und Spott, wie es zu Voltaires Zeiten bei solchen Gelegenheiten Mode war, für Sie übrig haben. Kommen Sie nach Brie, mein Vetter, Sie können sicher sein, dort noch vornehmere Bettler zu finden, als wir Beide sind, wir gehen dann im großen Haufen mit. Wenn ich Sie schließlich bitte, mein lieber Cousin, Ihrer verehrten Frau Schwester mich zu empfehlen und mich bei ihr zu entschuldigen, daß ich nicht persönlich von ihr Abschied genommen habe, so hoffe ich, daß Sie bereits von dem Gedanken zurückgekommen sein werden, den Sie vor zwei Tagen in Bezug auf Ihre liebenswürdige Schwester gegen mich aussprachen. Da sonst mein Schreiben keinen weiteren Zweck hat, so empfehle ich Sie, lieber Vetter, dem heiligen Schutze Gottes und verbleibe wie immer Ihr freunddienstwilliger Vetter Charles Claude von Raucourt, Baron von Raucourt und Maison-Rouge, Ludwigsritter."

Mit steigendem Unwillen hatte der Chevalier diesen Brief gelesen und wieder gelesen; je öfter er die Zeilen las, desto überzeugter wurde er, daß der Baron einen Plan mit ihm habe, und je fester diese Ueberzeugung in ihm wurde, desto mehr stachelte ihn der Unwille darüber, daß er keine Ahnung davon habe, was sein Vetter eigentlich mit ihm wolle. Freilich sagte er sich, daß er ja Herr seiner Entschließungen sei, daß er den Winken des Barons gar nicht zu folgen brauche, dann aber kam ihm der Ruin des Hauses in den Sinn, das Bild seiner Cousine Clotilde trat wie ein Räthsel vor seine Seele, das ganze Geheimniß, das den Baron umgab, reizte ihn, und schließlich fühlte er, daß die geistige Ueberlegenheit, die ruhige Kälte seines Vetters ihm so imponirt hatte, daß er sich nicht loszureißen vermöge. Der Chevalier kämpfte gegen die Superiorität des Barons, obwohl er voraus wußte, daß er erliegen, daß er nach Brie in Champagne gehen würde; aber er kämpfte, weil sein störrisches Wesen kein Fügen und Unterwerfen ohne Kampf kannte.

Wir müssen den jüngeren Vetter indessen jetzt verlassen, um uns nach dem älteren umzusehen.

Einige Tage nach der Nacht, in welcher derselbe das rothe Schloß verlassen, finden wir ihn wieder in dem Salon des Herrn Boucher von Crevecoeur zu Brie in Champagne, eines alten, guten Edelmannes, welcher vor der großen Revolution Prevot der Stadt Brie gewesen war.

Carl von Bourbon, Graf von Artois, königlicher Prinz von Frankreich, und kraft der Vollmachten seines älteren Bruders, König Ludwig's XVIII., General-Lieutenant von Frankreich, hatte, begleitet von etwa funfzig Edelleuten, in den Mittagsstunden dieses Tages seinen Einzug in Brie gehalten.

Mit Glockengeläut hatte ihn die Geistlichkeit empfangen, von den Thürmen wehete die weiße Fahne des legitimen Königthums, mit weißen Cocarden und dem alten Ludwigskreuze schmückten sich die Männer, mit Lilien die Frauen und Jungfrauen der bessern Stände, die alten Leute drängten sich an den Weg des Prinzen, der in ihrer Jugend goldener Zeit vor der Revolution so populär gewesen wegen seiner kecken Ritterlichkeit. Man rief: vive le roi! und: vive monseigneur! Man nannte das einen schönen Tag und glaubte es auch in aufrichtiger Begeisterung.

Der Baron von Raucourt gehörte zu den Edelleuten, welche dem Prinzen entgegen geritten waren, er hatte denselben erst in die Hauptkirche, wo des Bischofs Generalvicar eine Messe las, und dann in die Wohnung des Herrn Boucher von Crevecoeur begleitet, wo der Prinz sein Absteigequartier genommen.

Jetzt stand er in dem altmodischen Salon mitten unter diesen greisen Ludwigsrittern, die so glücklich waren, daß sie nach einem Vierteljahrhundert zum ersten Male wieder das Kreuz des heiligen Ludwig tragen durften; er blickte auf diese mehr oder minder stattlichen Ruinen von Männern, deren verblichene Michaelsbänder sagten, daß sie vor der Revolution hochgestellte und hochangesehene Männer gewesen. Er hörte da wieder die Titel des alten Königthums, es gab wieder Marechaux de Camp, Wolfsjagdmeister-Lieutenants, Exempte der Connetablie, Präsidenten der Gabelle, Königs-Lieutenants und Gentilhommes von der königlichen Kammer.

Nicht ohne warme Rührung blickte der Baron auf diese alten Herren, die mit ihren Söhnen, meist ernsten, gesetzten jungen Leuten, in der Einsamkeit auf dem Lande und in den kleinen Städten erzogen, gekommen waren, dem Sohn ihrer alten Könige die ritterlichen Degen anzubieten, und die noch von dem schönen, aber kindlich naiven Wahn befangen waren, daß noch immer, wie in den alten Tagen König Heinrich's, die Gentilhommerie aus den Provinzen sich nur zu sammeln brauche, um die Oriflamme, das Reichsbanner Frankreichs, um den Thron herzustellen.

Der Baron war ritterlich genug gesinnt, diesen Edelmannsglauben zu ehren, aber er hatte zu viel von der Welt gesehen, um ihn theilen zu können. Er mußte sich sagen, daß ein einziges Regiment in dieser Zeit dem Königthume mehr nütze sei, als diese braven Männer alle, deßhalb sah er mit größerer Befriedigung, als diese seine edeln Standesgenossen, die große Anzahl von Männern, welche gestern noch Beamte des Kaiserthums gewesen waren und heute schon mit der weißen Lilie im Knopfloche stolzirten. Je größer die Anzahl dieser Männer in dem altmodigen Salon des legitimistischen Edelmannes wurde, desto größer wurde das Vertrauen des Barons auf die Zukunft des Königthums. Er sagte sich, daß diese Männer den Kaiser

nicht verlassen und zu dem Königthum so offen übergehen würden, wenn sie nicht von dem nahen Untergang des Kaiserthums überzeugt wären und die Gewißheit hätten, daß die siegreich auf Paris andringenden Fürsten des Auslandes den legitimen Thron der Bourbonen wiederherstellen würden.

Mit stiller Freude vernahm er, daß die Volksmassen, die sich auf der Straße drängten, immer lauter das Königthum leben ließen, denn seinem scharfen Blicke und seinem Ohr war es nicht entgangen, daß beim Einzuge des Prinzen die Bevölkerung der Stadt eigentlich sehr kalt geblieben war, und daß der Enthusiasmus der Royalisten nur durch große Rührigkeit diese Gleichgültigkeit etwas verschleiern konnte.

Der Baron wußte nicht, daß fast zugleich mit dem Prinzen ein Herr aus Paris angekommen war, der Depeschen für den Grafen Artois brachte, der zugleich aber auch dem gegenwärtigen Maire der Stadt ein Billet von einem Vertrauten Talleyrand's zu übergeben hatte.

Die Behörden der Stadt, die ganze kaiserliche Beamtenschaft, die sich bis Mittag begnügt hatten, der royalistischen Demonstration, denn eigentlich war es bis dahin nichts weiter, ruhig zuzusehen, beeilten sich plötzlich, dem Prinzen ihre Aufwartung zu machen, der sie mit großer Würde, aber auch mit der ihm eigenen vornehmen Leutseligkeit empfing.

Das Volk, das alle Beamten dem Prinzen zuströmen sah, das plötzlich erfuhr, das neue Königthum, denn für die Meisten war es ein neues, werde alle die Lasten von ihm nehmen, unter denen sie das Kaiserthum hatte seufzen und unterliegen lassen, es sammelte sich jetzt bei Haufen, und das anfänglich so ziemlich schwache: Vive le roi! wurde zum brausenden Jubelruf.

Entzückt lauschten die alten Royalisten diesem theuern Ruf, den sie so lange nicht vernommen, und ihre Söhne lauschten dem fremden Ruf, den sie noch nie gehört, und jubelnd stimmte das junge Frankreich ein in den Ruf der Alten, die Augen leuchteten und die Herzen schlugen höher, denn die Stunde schien ja gekommen, war da, in welcher das Königthum der Lilien wieder auferstand, das Königthum, von dem die Alten so wunderbare Dinge erzählt.

Plötzlich schwiegen die Stimmen draußen, einige Geigenstriche ertönten, und ein Orchester spielte das alte, ächt französische Lied vom Abbé von Lattaignant, das ein halbes Jahrhundert früher ganz Frankreich entzückt hatte und nun seit der Revolution verklungen war und vergessen. Die Musik spielte in der Vestibule, in den Salons aber und auch auf der Straße sangen die alten Herren und Damen, Frauen und Männer, viele mit Thränen in den Augen, in vollstimmigem Chor:

Ma mie,
Ma douce amie,
Reponds à mes amours.
Fidèle
A cette belle
Je l'aimerai toujours.

Eussiez-vous cent ans,
Nestor rajeunirait pour elle,
Eussiez-vous cent ans,
Vous rétrouveriez le printemps,
Ma mie,
Ma douce amie,
Reponds à mes amours.
Fidèle
A cette belle
Je l'aimerai toujours.

Indessen ging die Wehmuth bald vorüber und machte der Heiterkeit Platz, zu der sich die treu gebliebenen Royalisten sowohl, als diejenigen, welche sich jetzt ihnen anschlossen, aufgefordert sahen durch die Anwesenheit des königlichen Prinzen am Ort. Eine alte Melodie folgte der andern, und die ernsten, in der Unterdrückung erzogenen Söhne der alten Edelleute sahen mit steigender Verwunderung, welche tolle Heiterkeit, welche ächt französische, übermüthig liebenswürdige Laune in den verdrießlichen, traurigen alten Herren versteckt gewesen.

Sie hätten dergleichen nie in ihren gestrengen Oheimen, Vätern und Großvätern gesucht.

Das Orchester, das der Hausherr aus lauter alten Spielleuten längst aufgelöster königlicher Regimenter, von denen im Gedächtniß des Volkes auch der Name selbst erloschen war, zusammengesetzt hatte, spielte vortrefflich, denn die weißhaarigen Burschen, die zum Theil bei dem umwohnenden Adel, der bei ihren Regimentern gestanden, das Gnadenbrod gegessen seit Jahren, fühlten den heutigen Tag auch als ihren Ehrentag und bliesen und geigten von ganzem Herzen und mit ganzer Seele „zu Ehren des Prinzen und des guten Gottes, der ihn Frankreich zurückgegeben," wie August Picard, der Trompeter von Royal-Champagne, der den Musikmeister machte, mit hohem Stolz versicherte.

Unermüdlich ließ man ein Lied dem andern folgen, jedes Lied, jeder Ton rief tausend Erinnerungen wach.

Auf das

„Vive Henry quattre,
Vive ce roi vaillant,"

das die alten, stolzen Banden von Ivry und Courtras ihrem großen Könige zu Ehren schon gesungen haben sollen, folgte das:

„Louis et Victorieux,"

mit dem die zarten Mädchenstimmen von Saint-Cyr den großen Monarchen Ludwig XIV. empfingen.

Nach dem lustigen alten „ma marmotte a mal au pied" drangen wie Sterbeseufzer und Grabgesänge, wie Zorn- und Racheruf durch Mark und Bein schneidend die Klänge des „reveil du peuple" durch die Seelen. Oh! als sie dieses Lied zum ersten Mal sangen, 1795, als sich die royalistische Erhebung so breit und mächtig zu entfalten

begann, wie zuversichtlich hatten die Royalisten damals gehofft! und jetzt erst fiel mit seinem Kaiserthron jener unbekannte Offizier aus Corsika, dessen Namen damals zuerst laut genannt wurde in Frankreich.

Die Stimmung der Gesellschaft wechselte mit dem Geigenstrich der Lieder, hatten die Herren eben noch fast geweint, als es klang:

O Richard! ô mon roi!
L'univers t'abandonne;
Sur la terre il n'est donc que moi
Qui s'intéresse à ta personne!
Moi seul dans l'univers,
Voudrais briser les fers.
Et tout le monde t'abandonne
O Richard! ô mon roi!
L'univers t'abandonne;
Et sur la terre n'est que moi,
Qui s'intéresse à ta personne!

hatten sie der Stunden gedenkend, wo die Töne dieses Liedes zum letzten Male ein Haupt umklungen, ein königliches Haupt, mit tiefer Bewegung gerufen: „Flandern! Flandern! Versailles! Versailles!" so hatten selbst die, welche vielleicht bei jenem historisch berühmten Gastmahle, das die Gardes-du-Corps dem Regiment Flandern 1789 in der Orangerie des Versailler Schlosses gaben, das „O Richard, ô mon roi!" mitgesungen, in der nächsten Minute allen Schmerz vergessen und traten den Tact zu dem „Preux chevalier, timides pastourelles" und sangen leise vergnügt und doch stolz zugleich den Text mit:

„Honneur de la chevalerie,
Tendre amant, courageux soldat,
Il cédait tout à son amie
Et tout lui cédait au combat."

Plötzlich verstummten die Töne mitten in der Melodie des Bayard, die Flügelthüren wurden geöffnet, die alten Edelleute und ihre Angehörigen, alle Anwesenden rangirten sich, wie einst die Höflinge im Oeil de Boeuf zu Versailles.

„Vive le roi! vive le roi! vive le comte d'Artois! vive le Prince!" schallte es draußen, vollstimmig, wie bisher noch nie. Der Prinz trat auf die offene Galerie, welche von seinen Gemächern nach dem Salon führte, er trat vor an das Geländer, er blickte hinunter mit seinen großen hellen, ernsten Augen, die so hinreißend freundlich blicken konnten.

Tausend weiße Tücher wehten ihm entgegen.

„Vive le roi!" braus'te es von unten herauf.

Der Prinz winkte mit der Hand, tiefe Stille.

„Vive le roi! et vive la France!" rief er mit lauter Stimme, seinen Hut abnehmend.

„Vive le roi! et vive la France!" wiederholte das Volk den Ruf.

Der König und Frankreich, Frankreich und der König!

Es war ein Jubel, ein Enthusiasmus; wahrhaftig, die Leute dachten gar nicht mehr daran, daß sie so lange: vive l'empereur! gerufen, ohne von einem König zu wissen, ohne an das arme Frankreich zu denken.

Der Prinz ging grüßend über die Galerie, von seinen militairischen Begleitern gefolgt.

Die Musikanten aber geigten die Melodie: „Charmante Gabrielle“ und glaubten den Enkel Heinrichs IV. nicht besser zu ehren, als durch das Lied, das der große Ahn' selbst zu Ehren der Schönheit gedichtet haben soll. Freilich ist es ziemlich wahrscheinlich, daß sich der große und gute König seine Verse nicht selbst machte, sondern sie sich von Jean Bertaut machen ließ, aber für das Volk blieb doch Heinrich IV. der Dichter des Liedes und die alten Kinder sangen voll Lust:

Je n'ai pu, dans la guerre,
Qu'un royaume gagner:
Mais sur toute la terre
Vos yeux doivent regner.
Cruelle départie!
Malheureux jour!
Que ne suis-je sans vie
Ou sans amour!

Das waren noch ächte Franzosen, die das sangen; Franzosen, wie sie vor der Revolution waren, voller Fehler und Thorheit, zu allem Neuen geneigt, aber auch voll edler und schöner Regung.

In dem Augenblick, wo der Herr Graf von Artois den Salon des Herrn Boucher von Crevecoeur betrat, ging der Baron von Raucourt langsam und anscheinend theilnahmlos durch die dicht gedrängte Menge und legte seine Hand auf die Schulter eines Herrn, der sich heftig und ungeduldig Platz zu machen suchte, aber eben deshalb vielleicht nicht vorwärts kam.

„Haben Sie so viel Eile, Vetter von Maison-Rouge?“ fragte der Baron von Raucourt.

„Sieh da, Baron!“ antwortete der Chevalier, sich hastig umdrehend, als er die Stimme des verhaßten Mannes vernahm.

„Wie befindet sich Ihre liebenswürdige Schwester?“ fragte der Baron.

„Und nach Clotilde fragen Sie nicht, Barbar?“ Die Gegenfrage des Chevaliers schwankte zwischen Scherz und Ernst, aber sie wurde lauernd gethan.

„Clotilde,“ entgegnete der Baron gleichmüthig, „ich würde mich gleich nach ihr erkundigt haben, doch den verheiratheten Damen gebührt der Vorrang!“

„Sie sind „bei Hofe“ schon sehr förmlich geworden!“ flüsterte der Chevalier, mit den Augen nach dem Cirkel winkend, der sich am obern Ende des Salons um den Prinzen bildete.

„Das sind die ganz vornehmen Bettler," entgegnete der Baron ganz leise, „dahin gehören wir nicht, wir können nur so im großen Haufen mitgehen; sehen Sie, Cousin, noch ist der Herr Graf von Artois nichts weiter, als ein Bettler, ein rechter Bettelprinz, hat nicht eine Hufe breit Land, gerade so viel, wie wir beide zusammen, Chevalier, Sie und ich; wahrhaftig, habe ich's Ihnen nicht gesagt, daß Sie hier in guter Gesellschaft sein würden, Bettler von allen Sorten, vom blinden Geiger bis zum Prinzen hinauf!"

„Der Herr Baron von Raucourt!" rief plötzlich eine Stimme.

„Seine königliche Hoheit wünschen den Herrn Baron von Raucourt!" wiederholte eine andere.

Der Chevalier sah seinen Vetter erstaunt und überrascht an, dieser zuckte leise mit den Achseln und folgte dem Rufe in die Nähe des Prinzen.

Für die Aristokratie und gegen die Centralisation.

L'ancien Régime et La Révolution par Alexis de Tocqueville de l'Academie française. Paris. Michel Lévy frères. 1856.

Wir haben schon mehrfach auf eine geistige Strömung im heutigen Frankreich aufmerksam gemacht, deren Signatur das ist, was wir wohl am besten eine politische Buße nennen. Die Männer, die dieser Richtung angehören, haben mehr oder weniger die gewaltige echtfranzösische Eitelkeit überwunden — welche das Volk jenseits des Rheines so lange und so beharrlich daran hinderte, seine Fehler einzusehen — und damit den ersten Schritt zur Besserung gethan. Geständnisse, wie wir sie in den neueren Schriften Guizot's, Montalembert's, Tocqueville's finden, Geständnisse von der Feigheit, Treulosigkeit, Opferscheu und Eigennützigkeit des französischen Charakters waren früher unerhört in Frankreich, würden ihren Organen eine allgemeine Steinigung zugezogen haben. Wir wissen freilich auch heut noch nicht, wie die Nation auf die Stimme ihrer neuesten Bußprediger antworten wird; unter Ludwig XIV. hat sie für dieselben nur Wuth und Spott gehabt. Die Versuche des Palais Royal, Fenelon's 2c. sind überraschend schnell hinweggespottet worden.

Nach dem Geständnisse der vielfachen Fehler des französischen Volkes ist es heut vor Allem ein Punkt, den die klareren Geister, welche mit tiefer Scham auf die Versunkenheit des Volkes blicken, in's Auge fassen. Sie haben gefunden, daß die Entwickelung Frankreichs und Englands einst in einer Ebene, auf einem Wege zu stehen schien, sie erblicken heut zwischen beiden einen Abgrund, tiefer als der Canal, der beide Län-

der scheidet. Woher diese Verschiedenheit der französischen von der englischen Verfassung — ist nun die große Frage, welche sie aufwerfen.

Graf Montalembert gab in seinem Buche: De l'Avenir de l'Angleterre zu ihrer Beantwortung einige wichtige Bausteine, indem er die Reihe der englischen Verfassungsmomente vor seiner Nation auseinander legte, indem er den aristokratischen Bau der Verfassung Englands, der — weil echt aristokratisch — nirgend durch Abschließung vom Volke, nirgend durch das Privilegium, nirgend durch die Kaste sich geltend macht, als das Heil Englands und als die Gewährleistung seiner freien und großen Zukunft bezeichnete.

Alexis de Tocqueville, einer der Vierzig der französischen Akademie, bekannt durch ein Werk über Amerika, das von scharfem Blick zeigt, giebt gegenwärtig das Gegenstück zu diesem Buche Montalembert's, indem er nachweist, warum und wodurch die aristokratischen Elemente Frankreichs fielen und einer Herrschaft der Centralisation Platz machten, welche die Mutter der Revolution sein mußte, bleiben muß, immer von Neuem werden muß.

Die Aufgabe, die er sich stellt und von deren ungeheueren Schwierigkeiten er selbst andeutend spricht, ist unbezweifelt ein Fortschritt in dem Läuterungsprozesse der „auserwählten" Franzosen, ein Fortschritt zunächst dem Werke des Grafen Montalembert gegenüber. Montalembert stellt das Muster auf, ein fremdes Muster, das im Allgemeinen Beifall verlangen darf, das aber in seiner Gültigkeit für Frankreich noch nicht festgestellt ist; Tocqueville führt die, welche an dem Bilde Montalembert's zu einer allgemeinen und unbestimmten Sehnsucht nach dem Besseren, zu einer allgemeinen und unbestimmten Ueberzeugung von der Hoffnungslosigkeit der gegenwärtigen französischen Zustände erwacht sind, einen weiten Schritt vorwärts, indem er die französische Verfassung und ihre Wurzeln und Hebel, seines Volkes eigenstes Fleisch und Blut, einer unbarmherzigen Kritik unterzieht, indem er sagt: „So habt ihr gethan, und hättet ihr und hätten wir nicht so gethan, dann wäre es besser geworden."

Wenn wir uns in Folgendem mit diesem bedeutenden Buche genauer beschäftigen, so thun wir dies nicht bloß aus einem historischen Interesse, aus einem wissenschaftlichen Behagen an der Vergangenheit, sondern, wie auf dem nächsten Blatte der erschreckte Leser schon sehen soll, aus einem tieferen Grunde. Wir sehen in den Geschicken der französischen Monarchie vor uns einen Spiegel ausgestellt, und jeder Schritt derselben ruft uns ein Discite moniti zu. Dieselben Gefahren ruhen an unserm Wege, welche den ältesten Thron der Christenheit unterwühlten, dieselben Leidenschaften und Krankheiten herrschen in unserer Zeit, welche das letzte Jahrhundert vor 1789 erfüllten.

„Die Franzosen" — beginnt der Verfasser — „machten 1789 die größten Anstrengungen, denen sich jemals ein Volk hingegeben hat, um

ihre Geschicke gleichsam in zwei Stücke zu zerschneiden, um durch einen Abgrund das, was sie gewesen waren, von dem zu trennen, was sie in Zukunft sein wollten. . . Aber sie sind in diesem merkwürdigen Unternehmen weniger glücklich gewesen, als man im Auslande glaubte und als sie selbst meinten . . . und je mehr ich in meinem Studium fortschritt, desto mehr erstaunte ich, jeden Augenblick in dem heutigen Frankreich viele Züge der Vergangenheit zu sehen. Ich fand in dieser eine Menge von Anschauungen (sentiments) wieder, welche ich in der Revolution geboren geglaubt hatte, eine Menge von Ideen, welche ich bisher von der Revolution abgeleitet hatte, tausend Gewohnheiten, von denen man meint, sie erst habe sie uns gegeben. . . Dort (vor 1789) fand ich nicht allein den Grund von dem, was die Revolution in ihrem ersten Aufschwung thun sollte, sondern viel eher noch vielleicht die Ankündigung dessen, was sie auf die Länge begründen sollte, denn die Revolution hat zwei sehr bestimmte Phasen; die erste, während welcher die Franzosen alles aus der Vergangenheit abschaffen zu wollen scheinen, die zweite, wo sie sich anschicken, aus ihr einen Theil von dem, was sie noch stehen ließen, zurückzunehmen."

Der Verfasser eröffnet dann sein Werk mit einem allgemeinen Glaubensbekenntnisse, das die Beherzigung Aller verdient. Er sagt, zuerst schiene es ihm, als ob alle Menschen der Gegenwart von einer unbekannten Macht getrieben würden, die Aristokratie zu zerstören, dann fährt er fort:

„Unter allen Gesellschaften der Welt wird es denen am schwersten werden, auf die Länge der absoluten Regierung zu entgehen, in denen es keine Aristokratie mehr giebt und nicht mehr geben kann; und nirgend wird der Despotismus verderblichere Folgen haben, als in diesen Gesellschaften. . . Die Menschen sind da nicht mehr durch ein Band des Standes, der Klasse, der Corporation, der Familie aneinander geknüpft, sie sind nur zu sehr geneigt, sich mit ihren besonderen Interessen zu beschäftigen und sich ins Auge zu fassen, und sich in einen engen Individualismus zurückzuziehen, in dem jede öffentliche Tugend erstickt wird. Der Despotismus, weit entfernt, gegen diese Tendenz anzukämpfen, macht sie unwiderstehlich, denn er entzieht den Bürgern jede gemeinsame Bestrebung, jedes wechselseitige Bedürfniß, jede Nothwendigkeit, sich zu verständigen, jede Gelegenheit, gemeinsam zu handeln; er mauert sie, um so zu sagen, ins Privatleben ein. Sie strebten schon darnach, sich für sich zu halten, er isolirt sie. . . In dieser Art von Gesellschaften, wo nichts fest ist, fühlt sich ein Jeder ohne Aufhören durch die Furcht herunterzukommen und durch den Eifer emporzusteigen, gestachelt; und da das Geld zu derselben Zeit, wo es das hauptsächlichste Kennzeichen geworden ist, welches die Menschen unter einander classificirt und unterscheidet, eine eigenthümliche Beweglichkeit erhalten hat, von Hand zu Hand geht, die Lage der Einzelnen verändert, die Familien stürzt und

erhebt, so giebt es fast Niemanden, der nicht gezwungen wäre, eine verzweifelte und fortdauernde Anstrengung zu machen, es zu bewahren oder zu erwerben. Die Lust sich zu bereichern um jeden Preis, der Geschmack an Geschäften, die Liebe zum Gewinn, das Suchen nach Wohlstand und äußeren Genüssen sind nur die gewöhnlichen Leidenschaften. . . Sie entnerven und degradiren alle Klassen. Und es gehört zum Wesen des Despotismus, sie zu begünstigen und sie auszubreiten. Diese ausdörrenden Leidenschaften kommen ihm zur Hülfe, sie wenden die Aufmerksamkeit der Menschen von den öffentlichen Angelegenheiten ab und lassen sie vor der bloßen Idee einer Umwälzung erzittern. . . Die Freiheit allein kann die Laster in solchen Gesellschaften vertilgen."

Das ist das politische Glaubensbekenntniß des Verfassers. Wir lassen ihm nun in kurzer Uebersicht die Entwickelung des Ganzen, Falsches und Wahres neben einander, schnell folgen:

„Die Revolution wandte sich nicht darum gegen die katholische Kirche, weil sie in der neuen Gesellschaft nicht hätte Platz finden können, sondern weil sie in der alten Gesellschaft den stärksten und privilegirtesten Platz inne hatte. Je mehr das politische Werk der Revolution sich befestigte, desto mehr verfiel ihr irreligiöses. Auch die bürgerliche Gewalt zerstörte sie nicht. Man räume ihre Trümmer hinweg, und eine ungeheure Centralgewalt kommt zum Vorschein, die alle Stückchen und Theilchen von Autorität im Lande an sich gezogen und verschluckt hat."

„Die französische Revolution gleicht der religiösen; wie diese umfaßte sie nicht nur Frankreich, und dies kommt daher, weil sie, wie die religiöse, den Menschen abstract, ohne seine Vergangenheit, Gesetze rc., auffaßte."

„Im Mittelalter ist die Verfassung des Staats und der Gesellschaft in England, Deutschland und Frankreich durchaus gleich. Im achtzehnten Jahrhundert war sie überall zur Hälfte ruinirt, auch in England, wo man eine geöffnete Aristokratie, den Reichthum als Macht, die Gleichheit vor dem Gesetze, die Gleichheit der Abgaben, die Preßfreiheit, die Oeffentlichkeit der Debatten findet."

„Was war das eigentliche Werk der französischen Revolution? Mit einem Schlage Alles, was von den mittelalterlichen Einrichtungen übrig blieb, zu zerstören. Sie hat dabei nur eine schon lang andauernde Arbeit fortgesetzt, sie setzt sie noch heut fort. Sie hat von der alten Welt nur das bewahrt, was den alten Einrichtungen immer fremd war."

„Merkwürdiger Weise bricht die Revolution dort aus, wo die Last der alten Einrichtungen am wenigsten drückend ist, in Frankreich; nicht in Deutschland, wo zu derselben Zeit Hörigkeit rc. noch vorhanden war. In Frankreich waren (mit Ausnahme zweier — eroberter — Provinzen) diese Zustände schon ganz verschwunden. Schon seit dem dreizehnten Jahrhundert z. B. begegnet man ihnen in der Normandie

nicht mehr. Der Bauer in Frankreich war aber nicht nur kein Höriger mehr, sondern Grundbesitzer. Man hat lange geglaubt, daß die Theilung des Grundbesitzes von der Revolution her datirt und durch sie hervorgebracht sei; das Gegentheil ist jetzt geschichtlich erwiesen. Mindestens zwanzig Jahre vor der Revolution trifft man Ackerbau-Gesellschaften in Frankreich, welche schon über die maßlose Zerstückelung des Bodens klagen. Turgot sagt: „Die Theilung der Erbschaften ist der Art, daß das, was für eine Familie genügen würde, unter fünf oder sechs Kinder getheilt wird.“ Necker sagte einige Jahre später, es gäbe in Frankreich une immensité von kleinen Grundbesitzungen. Nach dem Gesetze von 1790, welches die Grundsteuer einführte, mußte jede Gemeinde eine Liste der in ihr existirenden Besitzungen geben. Ich habe für einzelne Gegenden diese Listen wieder aufgefunden; darnach waren in jenen Gemeinden halb-, zwei drittelmal so viel Grundbesitzer als heut, wo die Zahl der Bevölkerung gegen damals um ein Viertel zugenommen hat. Unter den anderen Klassen herrschte vor der Revolution ein wahres Fieber nach Grundbesitz. Arthur Young (der geistreichste der Beobachter des vorrevolutionären Frankreichs) spricht sein Erstaunen über die Zerstückelung des Bodens aus, er versichert, die Hälfte des Bodens in Frankreich gehöre den Bauern... Die Gegenden Deutschlands, wo, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, der Bauer Eigenthümer und fast eben so frei wie in Frankreich war, sind die gewesen, wo die revolutionären Leidenschaften am ehesten sich verbreiteten, am lebendigsten blieben... Die Wirkung der Revolution war nicht, den Boden zu theilen, sondern ihn auf einen Augenblick zu befreien. Alle diese kleinen Besitzer waren in der Ausbeutung ihrer Ländereien sehr gehemmt, sehr mit Lasten gedrückt, aber nicht durch den Seigneur, denn vom achtzehnten Jahrhundert an werden alle Angelegenheiten der Gemeinde von einer bestimmten Zahl von Beamten geführt, welche nicht die Agenten der Seigneurie (der Gutsherrschaft) waren, und auch nicht von ihr erwählt wurden; die einen wurden vom Intendanten der Provinz, die andern von den Bauern selbst gewählt. Sie thaten Alles, der Seigneur hatte gar kein Recht. Immer von Neuem predigten die Intendanten: „Le seigneur n'est qu'un premier habitant.“ Ja, er ist nur ein erster Einwohner, den seine Immunitäten und Privilegien von allen anderen Einwohnern nur trennen und fern halten. Im Canton ist es wie in der Paroisse. Die französischen Edelleute hatten seit Langem mit der Verwaltung nichts mehr zu thun, die ersten unter ihnen hatten das Recht bewahrt, Richter zu haben, welche in ihrem Namen gewisse Processe schlichteten, aber die Gewalt des Königs absorbirte auch hier immer mehr und mehr. Der politische Theil der Rechte des Seigneurs war überall verschwunden, die Geldvortheile allein waren geblieben und hatten sich oft stark gemehrt (Marktzölle, Mahl-

zwang, Jagdrecht, droit des lods et ventes etc.). Aber in ganz Europa fand man damals dieselben Feudalrechte; der Frohndienst war in Frankreich selten und sanft, während er damals in Deutschland noch allgemein und hart war; und viele dieser Steuern und Lasten fanden und finden sich noch heut in England. Sie hindern den Ackerbau Englands nicht daran, der vollkommenste und reichste der Welt zu sein, und das englische Volk bemerkt ihr Dasein kaum. Woher dieser Gegensatz? Der französische Bauer war Grundeigenthümer geworden, und er war von der Regierung seines Seigneurs frei. Als Grundeigenthümer fühlte er den Zehnten, den er als Pächter von dem Ertrag der Pachtung abgezogen hatte; auf der anderen Seite, wäre er noch von seinem Seigneur regiert worden, so würde ihm die Feudallast, als ein Theil der Verfassung des Landes, natürlicher vorgekommen sein. Wenn der Adel nicht allein Privilegien besitzt, sondern auch Gewalt, wenn er regiert und verwaltet, dann können seine besonderen Rechte zugleich größer und weniger bemerkt sein. Aber man denke sich die Lage des Bauern, der einem Manne, der sein Nachbar ist, eben so ohnmächtig, als er selbst, von seinem vielgeliebten Eckchen Erde Steuern, Frohnden, Marktzinsen ꝛc. leisten muß."

„Die Centralisation Frankreichs ist keine Folge der Revolution, sie stammt aus dem ancien régime... Frankreich war von vereinzelten Verwaltungskörpern bedeckt, welche von einander nicht abhängen und welche an der Regierung in Folge eines Rechtes, das sie gekauft haben, Theil nehmen. Sie gerathen oft mit einander in Conflict. Justiz, Gesetzgebung und Verwaltung greifen in- und durcheinander, die Städte haben die verschiedensten Verfassungen. — Dies Alles sind die Trümmer der alten Zeit. Da erhebt sich am Throne der „Conseil des Königs", die neue Macht, alten Ursprungs freilich, aber alle ihre Functionen sind neu; er kann alle Urtheile kassiren, er spricht in letzter Instanz Urtheil, er hat die oberste Verwaltung in der Hand; er formt Gesetze, er legt Abgaben auf und vertheilt sie. Er ist aus Leuten des Mittelstandes, früheren Intendanten ꝛc. gebildet, seine Mitglieder sind absetzbar. Daneben ist die Behandlung aller innern Angelegenheiten in die Hände eines Mannes, des controleur général, gelegt. Nominell hat zwar jede Provinz ihren Minister, aber er hat so gut als nichts zu sagen, und der eigentliche Agent des controleur ist in jeder Provinz der commissaire départi; und so geht es weiter herab. Dabei bestehen noch immer die glanzvollen Aemter früherer Zeit, ein Prinz als Gouverneur der Provinz, ein alter Edelmann in dieser und jener Charge, aber sie sind bereits künstlich ausgehöhlt. So verschwindet die alte Art der volksthümlichen Steuervertheilung und Erhebung, die Aushebung zu Miliz (auf sechs Jahre) verstärkt die neue Macht noch weiter, der Wegebau von ganz Frankreich fällt unter die Leitung des Conseil in Paris, eine Marechaussée zur Aufrechterhaltung der Ordnung wird

durch das Land von Paris aus verbreitet. Alles ging vom Conseil aus, seine arrêts sind unzählbar; keine Orts-Behörde, keine Provinzial-Versammlung war an die Stelle der alten Seigneurs getreten, Arme, Schulen, Unglücksfälle, Verwüstungen der Felder rc., Alles gehörte unter die Sorge des Conseil."

„In Frankreich hatte die Municipalfreiheit die Feudalität überlebt. Die Wahlen in den Städten wurden zum ersten Male allgemein 1692 abgeschafft. Die städtischen Aemter wurden jetzt vom König an einzelne Einwohner verkauft. Einen politischen Zweck hatte diese Veränderung nicht, „les necessités de nos finances" werden oft als Grund angegeben. Aber jede Stadt bewahrt doch noch äußere Züge der alten Freiheit, vermag oft durch Kauf den Besitz der ganzen wieder anzutreten. Das Städteregiment wird ursprünglich durch zwei Versammlungen geübt. Die erste, die Executive, le corps de ville, wird gewählt, wo das Wahlrecht zurückerkauft ist. Der Maire ist unter ihnen nur primus inter pares. Die zweite ist die assemblée générale, sie wählt die ersten, den corps de ville, wo dies Recht zurückgekauft ist. Sie besteht aus notables, die ein Recht auf persönlichen Eintritt haben, und aus Vertretern der Corporationen. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts werden die notables immer zahlreicher, da ziehen sich die Vertreter der Innugen und Corporationen mehr und mehr zurück, bekümmern sich endlich kaum noch um die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt. So wird das Municipal-Regiment in Frankreich eine Oligarchie einiger Familien; die königlichen Intendanten klagen in ihren Berichten darüber, sehen aber kein Hülfsmittel dagegen, als die Stadt mehr der Central-Regierung zu unterwerfen. Es geschieht denn auch so in umfassendster Weise. In den Land-Gemeinden derselbe Verfall, ihre einzigen Obrigkeiten sind endlich noch der collecteur und der syndic, beide strikt abhängig vom Intendanten. Alles, was einigermaßen Ansehen und Intelligenz hat, ist inzwischen in die Stadt gegangen. Aber trotz der absoluten Abhängigkeit vom Staate bleibt eine demokratische Gemeinde-Versammlung, welche Wünsche äußern darf, freilich nichts weiter — ein Zug, der wie eine Prophetie des corqs législatif und sénat von heute aussieht. Wir haben in den Acten Beispiele, daß Gemeinden, um 25 Francs ausgeben zu dürfen, sich nach Paris an den conseil wenden mußten. Wie mit Städten und Dörfern, war es auch mit allem andern corporativen Leben. Ueberall die tutelle administrative."

„In keinem Lande hingen die gewöhnlichen Gerichtshöfe weniger von der Regierung ab, als in Frankreich, aber in keinem waren auch die Ausnahms-Gerichte mehr in Gebrauch. Seine arrêts entzieht der König stets von vorn herein aller Einmischung der gewöhnlichen Gerichte, und bestimmt, daß alle daraus entspringenden Rechtsverhältnisse vor seinen Intendanten gebracht

werden sollen. Sonst entzieht auch der conseil par voie d'évocation die Rechtssachen sehr oft den zuständigen Gerichten. Unter den neun oder zehn Verfassungen, welche Frankreich in den letzten sechszig Jahren hatte, war eine, in der der Satz vorkam, daß kein Agent der Verwaltung ohne Genehmigung vor die gewöhnlichen Gerichte gestellt werden dürfte. Alle weiteren Revolutionen haben diesen — im Grunde sehr alten — Satz sorgfältig geschont."

„Aber sehr langsam und geheimnißvoll hatte man diese gewaltige Centralisation zu Stande gebracht, die Formen der früheren Verwaltung waren bewahrt geblieben, die Revolution fand sie noch. Selbst die Parlamente hatten nachgeben müssen, ihr Kampf mit der königlichen Gewalt fand fast immer auf dem Gebiete der Politik, nicht auf richterlichem statt; für diesen ihren eigentlichen Beruf traten sie niemals so scharf ein. — Die Zeit eröffnet außerdem der Regierung immer neue Felder, die Gesellschaft wächst in Fortschritten, Reichthümern und Bedürfnissen, und nur noch die Centralgewalt ist jetzt in der Lage, ihr genug zu thun."

„Die ersten Anstrengungen der Revolution hatten diese gewaltige Einrichtung der Monarchie zerstört; im Jahre 1800 schon ist sie wieder hergestellt. Es waren nicht, wie man so oft gesagt hat, die Verwaltungs-Principien von 1789, welche damals und später triumphirten, sondern die des alten Regimes. Wenn man fragt, warum dieser Theil desselben so als ein Ganzes den neuen Zuständen eingefügt worden, so antworte ich, daß, wenn die Centralisation in der Revolution nicht umgekommen ist, es darum geschah, weil sie der Anfang dieser Revolution und ihr Zeichen war, und ich füge hinzu, daß, wenn ein Volk in seinem Innern die Aristokratie zerstört hat, es ganz von selbst der Centralisation entgegen treibt. Alle Kräfte seines Innern treiben dann ganz natürlich auf die Einheit hin. Die demokratische Revolution, welche so viele Einrichtungen des ancien régime zerstört hatte, mußte gerade diese befestigen."

Das nun folgende interessante sechste Capitel ist den Sitten der Verwaltungs-Behörden des ancien régime, (Schreibsucht, Angst vor den Zeitungen 2c.), das siebente dem Uebergewicht der Hauptstadt, welches naturgemäß aus der Centralisation entstand, gewidmet.

„Die Menschen in Frankreich waren immer gleichartiger geworden. Natürlich, denn die alten politischen Unterschiede waren gefallen, und das Gesetz behandelte alle Provinzen, alle Communen 2c. gleich. Man sieht das recht, wenn man die Anträge der verschiedenen Stände 1789 liest. Sie haben wohl verschiedene Privat-Interessen, im Wesentlichen aber ähneln sie sich täuschend einander. In alter Zeit hatten Edelmann und Bürger mehr gemeinsame Interessen, sie zeigten wenig wechselseitige Animosität, aber sie waren einander unähnlich, wie zwei verschiedene Racen."

„Jetzt waren auf der einen Seite die Privilegien der Einen sehr vermehrt, aber die andere Seite hatte immer mehr und mehr die Reichthümer an sich gebracht. Und doch hatten die Edelleute Alles, um ihren Besitz zu schützen, die Substitutionen bei adligen Vererbungen waren, wie Burke bemerkt, in Frankreich häufiger und obligatorischer, als selbst in England, sie hatten das Recht des Aelteren, Freiheit von den Steuern &c., und doch verarmten sie in dem Maße, als der Gebrauch und der Geist des Regierens ihnen mehr und mehr verloren ging. Ihrer Verarmung muß man selbst die immense Zersplitterung des Grund und Bodens zuschreiben. Nur der roturier (Bürgerliche) ward in Frankreich reicher. Er erwarb demnach auch Grundvermögen, lebte auch noblement in der Stadt, ward dem Adel durch Erziehung gleicher und immer gleicher. Paris gab den Geistern dieselbe Richtung, denselben Anstand, nur die Manieren der Noblesse blieben unterschieden."

„Und diese Franzosen waren dabei doch von einander isolirter, als irgend ein Volk. Die Geburt war ein unüberschreitbares Hinderniß. Während die Noblesse in Frankreich zur Kaste wurde, kehrte sie in England zur Aristokratie zurück. Die Tochter des größten Lords kann ohne Anstand einen homo novus heirathen. Aber in Frankreich wird man darnach, selbst jetzt, nach sechzig Jahren der Demokratie, oft vergeblich suchen. Woher die Isolirung des Edelmanns dem Bürger und kleinen Grundbesitzer gegenüber? Im Mittelalter bilden die kleinen Grundbesitzer mit dem Seigneur Gerichtsversammlungen, Bürger und Edelleute vertheidigen zusammen ihre Verfassung, die Gemeinsamkeit erinnert an ähnliche englische Scenen; aber je mehr das gouvernement de la seigneurie entkräftet wird, je seltener die Generalstände werden, je mehr tritt die Isolirung hervor — die Stände haben nicht mehr das Bedürfniß, sich zu nähern. Zu gleicher Zeit gewinnt der Edelmann mehr Privilegien, als er jemals früher besaß. „On dirait que les membres s'enrichissent des dépouilles du corps." Und nirgend konnte man leichter den Adel (durch Kauf) erlangen, als in Frankreich; aber der Haß zwischen beiden Ständen verschärft sich dadurch noch. Der Bürger war dem Volke eben so fern, als Jenem der Edelmann. Um dem Steuerdruck und der noch lästigeren Einsammlung der Steuern, zu der jeder beliebige Landmann verpflichtet war, zu entgehen, ging, wer nur konnte, in die Stadt und ward Bürger. Daher kommt es auch, daß Frankreich mehr Städte, vor Allem kleinere Städte hat, als der größte Theil Europa's, und zwar unorganische Städte. Die neuen Bürger haben einen Hauptehrgeiz, ein Amt zu erhalten. Es gab eine ungeheure Zahl kleiner und kleinster Aemter. Gegen den Artisan, den Mann der alten Corporation, zeigten sie Verachtung, wie gegen das Landvolk, sie selbst aber spalteten sich eine in Unmasse von kleinen, auf einander eifersüchtigen Kreisen."

„Die Zerstörung der politischen Freiheit und die Trennung der

Klassen haben fast alle Krankheiten verursacht, an denen das ancien régime starb . . . Ich wage zu behaupten, daß an dem Tage, wo die Nation, erschöpft durch lange Unordnungen, welche die Gefangenschaft des Königs Johann und den Wahnsinn Karl's VI. begleitet hatten, den Königen erlaubte, eine allgemeine Steuer, ohne die Mitwirkung des Volkes selbst, aufzuerlegen, und wo der Adel die Erbärmlichkeit hatte, den dritten Stand belasten zu lassen unter der Bedingung, daß man ihn selbst ausnahm, daß an diesem Tage der Samen fast aller Laster und Mißbräuche ausgestreut wurde, welche das ancien régime zum Tode führten."

Wir sind jetzt, um so zu sagen, am Abhange dieses äußerst lehrreichen, wenn auch mit mancherlei Irrthümern gefüllten Buches angekommen. Es hat in den folgenden Capiteln nur noch die leicht sichtbaren Consequenzen seiner Vordersätze zu ziehen, und es verwandelt sich dabei oft in ein eifriges Pamphlet gegen die heutigen Zustände des französischen Volkes. Der Verfasser hebt kräftig auch die Vorzüge des alten französischen Volksthums hervor, den Stolz und die Großherzigkeit des Adels, die Anhänglichkeit der Priester an die Nation, die Solidität, welche der Eintritt der alten Bourgeois den öffentlichen Aemtern gegeben habe. Er vergleicht dann in einer der bittersten Seiten, die je gegen die Regierung Napoleon's III. in Paris geschrieben sind, die Gehorsamkeit gegen den alten legitimen König und die Unterwürfigkeit gegen spätere Gewalthaber. „Indem das Volk sich den willkürlichsten Befehlen seines Königs unterwarf, wich es nicht dem Zwange, sondern der Liebe . . . Für unsere Vorfahren war das größte Uebel des Gehorsams der Zwang, für uns ist er das kleinste."

Angekommen an der Schwelle des revolutionären Ausbruchs, erwähnt Herr von Tocqueville des ungeheuren Einflusses, den die hommes de lettres auf das französische Publicum hatten. Nichts natürlicher, als dieser Einfluß; bei einem Volke, wo alle praktische Antheilnahme an der Staatsverwaltung dem Volke unmöglich ist, errichtet sich auf der Nichtkenntniß der Praxis die abstracte Theorie. In ihr sind die hommes de lettres immer Meister und Führer. So war Frankreich in eine Sackgasse gerathen, es fand keinen Ausweg mehr für eine gesunde Entwickelung; „die Franzosen wollten Reformen, ehe sie Freiheiten wollten; nach den neuen Theorieen der Turgot und der Oekonomisten wurden neue Principien in die alte Verwaltung eingeführt; die Machtvollkommenheit des Intendanten, des Delegué, gab man Versammlungen in die Hand. Als ob man Institutionen in den Sand pflanzen könnte! . . Es handelte sich bei den Reformern nicht darum, die absolute Gewalt zu zerstören, nur, sie einem Andern zu übergeben." So mußten diese Reformen, in einer Zeit unternommen, wo Frankreich — unter Ludwig XVI. — die glücklichste Epoche der alten Monarchie erlebte, die alten Irrthümer der Centralisation nur steigern, die Unzufriedenheit vergrößern, das Ende nähern.

Und der Schluß ist, daß die Revolution kam, die noch dauert, die tausend Anstrengungen nach der Freiheit gemacht hat und die doch stets nur „das Haupt der Freiheit auf einen knechtischen Körper" zu setzen wußte. Denn die Zerstörung der inneren Gliederung des Volkes hatte eine Forderung auch nach völliger Gleichheit in den Massen erweckt, einen Neid und eine wilde Begehrlichkeit, welche niemals ein Fundament der Freiheit wieder auftauchen ließ!

Wir hielten uns verpflichtet, die Leser wenigstens in einer raschen Uebersicht mit dem reichen Stoffe bekannt zu machen. Ein Urtheil werden sie darnach bilden können. Was dem Buche, um es kurz zu sagen, seine Bedeutung giebt, ist die strenge Darstellung, welche die ganze unerbittliche Logik der Ereignisse hervortreten läßt: „Zerstört die Aristokratie, die geborenen Autoritäten, und ihr habt die Centralisation, damit zugleich eine wüste Masse der Staatsbürger, deren Unterschiede und Ungleichartigkeiten Entfremdung, Neid, bitterste Feindschaft erregt, mit der Centralisation aber zu gleicher Zeit eine blinde, ungerechte Verwaltung, welche die verschiedensten Dinge nach einem Maße mißt und in ihrem Procrustesbett nach und nach alle Volkskraft zerstört! Daraus dann nichts anderes als die Revolution!" Zu tadeln ist an dem Buche der einseitig pragmatische Standpunkt; es werden wichtige Factoren der nationalen und aller irdischen Entwickelung übersehen; es wird leicht über eine der folgenschwersten Angelegenheiten, über die Stellung des französischen Volkes zur Reformation, hinweggegangen; es wird, was Ch. de Remusat in seiner etwas leichten Kritik in der „Revue des deux mondes" doch hervorhebt, einer merkwürdigen Racenanlage des gallischen Stammes, welche sich auf die Absolutie, auf die Gleichheit richtet, keine Erwähnung gethan, und doch wirkt sie im Kampfe gegen das Königthum, das in seinem Wappen noch die fränkische Hallbarte (Lilie) zeigt, und gegen den aus der fränkischen Feudalität hervorgegangenen Adel mit. Auf die weitere Beurtheilung des Buches wird einer unserer französischen Literaturbriefe noch zurückkommen, hier sei nur noch in aller Kürze auf seine Bedeutung Angesichts der heutigen französischen Verhältnisse hingewiesen. Es beleuchtet mit grellen Lichtern die Unhaltbarkeit der heutigen Zustände, die tief unter denen des alten Königthums ständen, ohne sich im Wesentlichen (in Bezug auf Centralisation) von ihnen zu unterscheiden; und es wendet sich zweitens gegen gewisse frohe Hoffnungen auf die schnelle Ausführbarkeit einer Restauration. Es ist ein Seufzer der Verzweiflung, und für uns diesseits des Rheins eine bitterernste Warnung, die alle Staatsmänner beherzigen sollten.

Eine dreifragige Preisaufgabe.

(Fortsetzung.)

Ehe wir uns zu dem nachfolgenden System wenden, der Lehre Adam Smith's nämlich, welche den Mittelpunkt der ganzen Preisaufgabe bildet, müssen wir zuvor die Lehre der Physiokraten in ihrer Weiterbildung verfolgen und nach ihrem Werthe und in ihrer Anwendung zu würdigen suchen; denn die Lehre Adam Smith's hat von der Lehre der Physiokraten ihren Ausgang genommen.

Dr. Quesnay, durch das Zurücktreten und den Tod Gournay's zum Haupte der Anhänger der neuen Lehre berufen, begnügte sich nicht, das „System“, welches der Reform der französischen Verwaltung zu Grunde gelegt werden sollte, festzustellen, er suchte, wie Gournay, Männer zu gewinnen, welche es annahmen und in ihm in der Literatur Anerkennung zu verschaffen suchten.

Der erste, den er dafür gewann, war Victor Riquetti, Marquis de Mirabeau (geb. 1755, gest. 1789), der Vater des berühmten Redners der constituirenden Versammlung von 1789. Er hatte sich zur Zeit, als Quesnay anfing, über wirthschaftliche Gegenstände zu schreiben, bereits einen literarischen Namen gemacht. Schon im Jahre 1750 hatte er eine „Denkschrift über die Provinzialstände“ veröffentlicht und sich dadurch die Unzufriedenheit der Regierung zugezogen. Später gab er seinen „ami des hommes“ heraus, nach welchem er hernach selbst benannt wurde. In diesem Buche, welches eine Theorie der Bevölkerung enthält, hatte Mirabeau die Bevölkerung als die Ursache des Reichthums angesehen und die kleine Cultur durch Meier- oder Halbwirthe gegen die große Cultur durch Pächter in Schutz genommen. Durch seine Bekanntschaft mit Quesnay wurde er später bestimmt, die Bevölkerung nicht als die Ursache, sondern als die Folge des Reichthums anzusehen und sich für die große Cultur zu erklären. Er widerrief daher seine frühere Ansicht und gab nun mehrere Schriften heraus, in welchen er überall sich im Sinne des Systems von Dr. Quesnay aussprach. Sie bildeten die folgenden Bände (IV — VII.) des „Menschenfreundes“. Er gab dann noch besondere Darstellungen des Systems heraus, namentlich zunächst eine „Explication du tableau économique“ (1760), welche ebenfalls noch im letzten Bande des „ami des hommes“ erschienen war; sodann eine „théorie de l'impôt ou moyens surs et faciles de diminuer les impôts“ (1761), ein Buch, für welches der Menschenfreund in die Bastille wandern mußte und das nicht weniger als 18 Auflagen erlebte. Er hatte darin die Lehre vom impôt unique, wie sie von Quesnay aufgestellt wurde, vorgetragen. Seine beiden nächsten größeren Schriften „philosophie rurale ou économie générale et parti-

culière de l'agriculture" (1763) und „élément de l'économie rurale" (1767 — 1768) beschäftigen sich mit der Landwirthschaft. Bei deren Abfassung soll Mirabeau von Quesnay unterstützt worden sein. Sie gehören zu den bessern Arbeiten des schreibseligen Mannes. Außerdem hat er noch viele andere Bücher verfaßt, auf welche indeß hier näher einzugehen unsere jetzige Aufgabe verbietet.

Die Schriften des „Menschenfreundes" haben wesentlich dazu beigetragen, die Lehre der Physiokraten in weitern Kreisen zu verbreiten. Sie verloren aber unter seiner Hand an Klarheit und Bestimmtheit. Deshalb war es wichtig, daß dieselben in ein größeres Ganze, ein corps de doctrine, zusammengefaßt und so dem Publicum dargeboten wurden. Dies geschah durch den gemeinschaftlichen Freund Quesnay's und Mirabeau's, den gewesenen Intendanten von Martinique, Mercier de la Rivière Sein Buch führt den Titel: „Ordre naturel et essentiel des sociétés politiques" und ist nur eine zusammenhängende, zugleich aber, nach dem von Mirabeau gegebenen Beispiele, enthusiastisch-schwülstige und popularisirte Darstellung des „Systems". Dieses wird darin als die natürliche und ewige, von Gott gegebene, aber von Dr. Quesnay entdeckte und durch ihn und seine Freunde der Menschheit offenbarte Ordnung der Gesellschaft und des Staates vorgestellt, und es wird verlangt, daß dieselbe nicht nur von den Gesetzgebern bei ihren Anordnungen und Einrichtungen zum Muster genommen werden, sondern auch, daß sie den Beamten in ihrem Dienste als Richtschnur dienen sollte, so daß die Gesetze gemäß derselben ausgelegt und, wo diese ihr widersprächen, durch dieselbe ersetzt werden müßten. Mit einem Worte, es sollte die Doctrin als eine Art religiösen Glaubensbekenntnisses betrachtet werden, dessen Ausführung Gewissenspflicht für alle Menschen und welchem zuwider zu handeln eine sträfliche Auflehnung gegen die göttlichen Gebote wäre.

In diesem Punkte unterscheiden sich indeß die Physiokraten nicht von ihren Zeitgenossen, sondern führten nur die allgemein geltenden Ideen, wonach das menschliche Denken und Wissen zum Principe von Religion, Sittlichkeit und Recht gemacht ward, an ihrem Theile in Bezug auf die Gestaltung der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse durch. Sie arbeiteten damit in gutmüthiger Verblendung an dem gemeinsamen Werke der Revolution, denn diese hatte ja eben ihren Grund in der Verkehrung der sittlichen Principien, in der Einsetzung des menschlichen Verstandes, des Denkens, der Einsicht an die Stelle der göttlichen Gebote, welche dem Menschen in seinem Gewissen und durch die göttliche Offenbarung mitgetheilt sind. Das, was die Physiokraten auszeichnet vor ihren Zeitgenossen, ist der apostolische Eifer und Enthusiasmus, mit dem sie ihre Lehre verbreiteten und bei Hoch und Niedrig für dieselben Proselyten zu machen suchten. Besonders glaubten sie durch die Lehre von der Aufbringung der Steuern sich bei den Für-

sten zu empfehlen, welchen sie nicht nur ein reiches, sondern auch ein unabhängiges, freies, die Unterthanen nicht beschwerendes, darum weder Unzufriedenheit erweckendes, noch von der Einwilligung der Stände oder Parlamente abhängiges, mithin eine unabhängige Gewalt [1]) sicherndes Einkommen versprachen.

Als Apostel der neuen Lehre waren außer den bereits genannten Personen noch thätig Dupont, ein geborner Pariser, später Mitglied der National-Versammlung für Nemours, daher gewöhnlich Dupont de Nemours genannt, der Abbé Baudeau und der Advocat le Trosne. Als Organ benutzte man — neben den selbstständigen Arbeiten, welche dem Druck übergeben wurden — Anfangs das „Journal de l'agriculture, du commerce et des finances“, welches seit 1765 begründet und von Dupont redigirt wurde. Da dasselbe aber auch die Ansichten der Gegner aufnehmen mußte, und diese 1767 sogar Dupont von der Redaction verdrängten, so wurden von nun an bis 1772 die von Baudeau (welcher zuerst als Gegner der Physiokraten aufgetreten, dann aber zu ihrer Ansicht bekehrt worden war) gegründeten „Ephémerides du citoyen“ dazu benutzt.

Die literarischen Fehden, in welche die Anhänger des physiokratischen Systems verwickelt wurden, hätten dazu beitragen können, eines Theils die Einseitigkeiten des „Systems“ aufzudecken und das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, andern Theils die Mittel und Wege vorzubereiten, durch welche die unleugbaren Uebelstände der damaligen französischen Steuergesetzgebung und Finanzverwaltung sich hätten allmählich beseitigen lassen; denn war es auch ein Irrthum, an dem die Physiokraten laborirten und an dem auch noch heute die „National-Oekonomen“ bei uns stark zu kranken scheinen, daß die Wirthschaftslehre zu einem „Gemeingute“ gemacht, daß sie in die Schulen eingeführt und „Jedermann aus dem Volke“ darin unterrichtet werden müsse, da doch die Wirthschaftslehre so gut wie jede andere „Wissenschaft“ nur eine gewerbsmäßige (technische) Bildung gewährt, mithin immer — zu der Wissenschaft und des Volkes Nutzen — auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Volkes beschränkt bleiben muß, da ja nach den Lehren der Wissenschaft selbst aller „Fortschritt“ durch die Arbeitstheilung bedingt wird, daß nicht Jedermann sich mit jeder Sache befaßt,

---

[1]) Daß nicht nur Mercier und Baudeau, wie es später Dupont hat vorstellen wollen, sondern die gesammte Physiokratie, Dupont mit eingeschlossen, der absoluten Monarchie oder, wie man es nannte, dem Despotismus huldigte, beweist nicht nur Quesnay's Erklärung gegen das système des contreforces, welche wir mitgetheilt haben, sondern sieht man namentlich aus folgender Bemerkung Turgot's, welche nicht zum Druck bestimmt war: Ces avantages — er spricht von der physiokratischen Steuer — sont grands, surtout dans une monarchie, car dans une république ou monarchie limitée, comme l'Angleterre, la nation pourrait n'être pas si satisfaite que le prince n'eût jamais à compter avec elle; le parlement d'Angleterre perdrait, par une semblable loi, sa plus grande influence et le Roi serait bientôt aussi absolu qu'en France, personne n'ayant plus intérêt de s'opposer à lui.

sondern seine Kräfte auf einen besondern Gegenstand beschränkt und dadurch denselben mit größerem Geschick angreifen und behandeln lernt, — war und ist es, sage ich, ein Irrthum, eine Wissenschaft wie eine religiöse Lehre oder ethische Grundsätze zu behandeln, für die man „Propaganda" machen und eine möglichst große Anzahl von Bekennern gewinnen müsse, so ist doch umgekehrt, gerade weil es sich um etwas Gewerbsmäßiges (Technisches), um menschliche Erfindung und Einsicht handelt, ohne Mitbewerb und Wetteifer eben so wenig das Ziel zu erreichen; denn die menschlichen Güter, zu denen auch alle wirthschaftliche Einsicht und Bildung gehört, sind nicht die Frucht der Bemühung vereinzelter Individuen, sondern des gemeinsamen und zusammenwirkenden Strebens Vieler. Vorzüglich aber haben die Regierungen das höchste Interesse, über Fragen, wie die wirthschaftlichen es sind, die öffentliche Besprechung anzuregen; denn je schärfer dieselben untersucht und je mehr Licht darüber verbreitet wird, um so weniger sind sie der Gefahr ausgesetzt, bei den darauf bezüglichen Gesetzen nachtheilige Mißgriffe zu machen. Das Privat-Interesse mag bei solchen Untersuchungen manchmal seine Rechnung nicht finden, die Regierung zieht daraus immer Vortheil, wenn es ihr nur darum zu thun ist, während umgekehrt die Befangenheit in einseitigen Theorieen ihr zum Nachtheil und Verderben gereicht, wovon das Experiment, welches Turgot mit der physiokratischen Theorie machte, ein schlagendes Beispiel an die Hand giebt.

Anna Robert Jacob Turgot, Baron von Aulne, stammte aus einer alten Adelsfamilie der Normandie, aus der mehrere Mitglieder sich in öffentlichen Verhältnissen ausgezeichnet hatten. Sein Großvater und sein Vater hatten sich bereits dem Rechte und der Verwaltung gewidmet, und der Erstere (am Ende des 17. Jahrhunderts) die Stelle eines Intendanten (in der Generalität von Metz und der von Tours 2c.) bekleidet, der Letztere war Präsident (der zweiten Kammer der Requeten) beim Parlament zu Paris, und eilf Jahre hindurch Prévôt des marchands dieser Stadt. Er hatte derselben in dieser Stellung wesentliche Dienste geleistet.

Der Minister Turgot war der dritte Sohn seiner Eltern und nach der Sitte der Zeit von ihnen für den geistlichen Stand bestimmt worden, während sein ältester Bruder dem Berufe des Vaters gefolgt, und der zweite in den Militairstand getreten war. Beim Tode seines Vaters (1751) gab er jedoch den geistlichen Stand auf, weil er seinen Ansichten und Neigungen nicht zusagte. Turgot war im Hause der Sorbonne, einem theologischen Convict, „Philosoph" geworden und bekannte sich zu der Lehre vom „Fortschritt"; er glaubte, daß „die Gesammtmasse des menschlichen Geschlechts durch den Wechsel von Ruhe und Bewegung, Gut und Uebel, stätig, wenn auch langsam, zu einer immer größeren Vervollkommnung fortschreite." [1]) Seinen Freunden und Studien-

[1]) Oeuvres de Turgot, ed. Guill. II. p. 598.

Genossen, die, nicht weniger als Turgot der Lehre der Philosophen ergeben, ihn bewegen wollten, seinen Entschluß zu ändern, indem sie ihm die glänzenden Aussichten vorstellten, die ihm der geistliche Stand biete, gab er zur Antwort, daß es ihm unmöglich sei, sein ganzes Leben hindurch eine Maske auf dem Gesichte zu tragen. Er bezeugt dadurch, daß er sich zu dem bekennen will, was er ist.

Turgot ergriff nun die Verwaltungs-Laufbahn, erwarb sich zu diesem Ende die Stelle eines Rathes beim Parlamente und wurde bald Requetenmeister beim Staatsrathe. In dieser Stellung lernte er Gournay kennen, der ihn bald für seine Ansichten gewann, den er auch in den Jahren 1755 und 1756 auf seiner Reise in die Provinzen begleitete, und mit dem er bis zu dessen Tode in Verbindung blieb. Turgot, welcher auch an den Zusammenkünften der Philosophen bei Mme. Geoffrin Theil nahm, hatte schon sogleich bei seinem Austritt aus dem Hause der Sorbonne angefangen, sich literarisch zu bethätigen, indem er bei der damaligen Jansenisten-Streitigkeit in zwei anonymen Briefen für die Toleranz auftrat. [1]) — Gournay bewog ihn, auch wirthschaftliche Fragen schriftstellerisch zu behandeln, und er begann, wie Gournay selbst, mit einer Uebersetzung aus dem Englischen, nämlich einer Schrift von Josias Tucker (Questions importantes sur le commerce), die er auch mit einigen Anmerkungen begleitete.

Demnächst schrieb er, wie auch Quesney, Artikel für die große Encyclopädie, und zwar außer drei philosophischen über Etymologie, Existenz und Expansibilität, die beiden Artikel Foires et marchés und Fondation. Er scheint die Absicht gehabt zu haben, noch andere zu liefern, denn er glaubte, daß die Encyclopädie mehr als eine Gelegenheit bieten werde, das „für den Gewerbfleiß verderbliche System der Bevormundung" zu bekämpfen, für dessen Abschaffung er vorzüglich auf den magistrat citoyen Gournay seine Hoffnung setzte. Das Verbot, von welchem die Encyclopädie kurz nachher betroffen wurde, scheint ihn von seinem Vorhaben abgehalten zu haben.

In den gelieferten beiden Artikeln spricht sich Turgot ganz für das System Gournay's, das laissez faire, aus. Die Messen hält er für die Entwickelung des Gewerbfleißes weder für nöthig, noch nützlich; ihren Glanz verdankten sie nicht der Natur der Sache, sondern den, einzelnen Plätzen gewährten Privilegien. Sie seien nur vortheilhaft gewesen, so lange sie die durch die Feudalverhältnisse auf dem Verkehr lastenden Beschränkungen erleichtert hätten.

Auch „Stiftungen" schienen ihm, zu welchem Zwecke sie auch gemacht würden, unnütz und überflüssig. Er ist nicht nur der Meinung, daß der Staat für die Zukunft die Begründung derselben zu verhüten

[1]) Die Schrift Le Conciliateur, welche ihm von seinen Freunden zugeschrieben wird, hat, wie Morellet behauptet, nicht ihn, sondern L. de Brienne zum Verfasser.

das Recht und höchste Interesse habe, sondern es sollen auch aus Rücksicht des Gemeinwohls der Staat und die Kirche das Recht haben, die bestehenden Stiftungen aufzuheben und für sich zu utilisiren. Er bekennt sich dabei zu dem ihn als Revolutionär und Gewaltmann vollkommen kennzeichnenden Grundsatze: l'utilité publique est la loi suprême et ne doit être balancée ni par un respect superstitieux pour ce qu'on appelle l'intention des fondateurs, comme si des particuliers ignorants et bornés avaient eu droit d'enchainer à leurs volontés capricieuses les générations, qui n'étaient point encore; ni par la crainte de blesser les droits prétendus de certains corps, comme si les corps particuliers avaient quelques droits vis-à-vis de l'Etat. [1])

Welches Recht könnte einem solchen Grundsatze gegenüber noch geschützt werden? Und was ist ein Minister, der sich zu solchen Principien bekennt, im Stande zu wagen?

Beim Tode Gournay's (1759) schrieb Turgot, als Notiz für Marmontel, um davon öffentlich Gebrauch zu machen, ein Eloge de Gournay, in welchem er dessen „System" zu vertheidigen bemüht ist. „Dieses vorgebliche System," sagt er, „habe sich auf den Grundsatz gestützt, daß im Allgemeinen jeder Mensch besser sein eigenes Interesse kennt, als ein anderer Mensch, dem dieses Interesse gleichgültig ist." Daraus habe Gournay geschlossen, daß, wenn das Privat-Interesse ganz dasselbe ist, als das Gesammt-Interesse, das beste, was man thun könne, sei, jedem Menschen die Freiheit zu lassen, zu thun, was er wolle. Nun aber habe er es für unmöglich gehalten, daß im Gewerbsleben, wenn es sich selbst überlassen wird, das Privat-Interesse nicht mit dem Gemein-Interesse zusammenstimme. Das aber ist gerade der Satz, auf dessen Beweis es ankommt. Das ganze physiokratische System hat ja nur den Zweck, diesen Beweis zu führen.

Im Jahre 1761 wurde Turgot zum Intendanten der Generalität Limoges ernannt. Er war kurz zuvor auf einer Reise nach der Schweiz mit Voltaire, den er mit Empfehlungsbriefen in Ferney aufsuchte, bekannt geworden und erfreute sich seitdem der Freundschaft und literarischen Hülfe desselben. Turgot war in seiner neuen Stellung unausgesetzt thätig, die physiokratischen Ideen nach außen, nach oben und nach unten zur Anerkennung und Geltung zu bringen.

Um ihnen nach außen, d. h. beim Publicum Geltung zu verschaffen, gründete er die königliche Ackerbau-Gesellschaft zu Limoges, deren Vorsitzender er war, und bei der er, außer dem Preise, welchen die Gesellschaft für die Lösung einer praktischen Frage jährlich gab, noch einen aus eigenen Mitteln aussetzte für eine Frage aus der politischen Oekonomie. Turgot begleitete die gestellten Fragen und die

[1]) Oeuvres I. p. 308.

Urtheile über die eingegangenen Preisschriften mit seinen belehrenden Anmerkungen.

Auch wirkte er selbst noch als Schriftsteller. Seine Hauptschrift „sur la formation et la distribution des richesses“ fällt in diese Periode seines Lebens. Sie ist eine Darstellung der physiokratischen Hypothese, daß Grundbesitz allein ein freies, oder, wie er es ausdrückt, verfügbares Einkommen gewähre, welches nicht durch Arbeit und Capital-Auslagen gewonnen werden müsse. Das Einkommen vom Grundbesitz sei, behauptet er, eine freie Gabe der Natur. Nichts desto weniger soll aber das Eigenthumsrecht — und folglich doch wohl auch das Einkommen, welches vermöge dieses Rechtes erlangt wird, — der Preis sein für die ursprünglich auf die Cultivirung des Bodens gemachten Auslagen. Folgt dann aber nicht, daß, wenn diese Auslagen gemacht werden müssen, um dem Boden seine Producte abzugewinnen, diese nur eine Vergütigung (Zins, Gewinn, oder wie man es nennen mag,) jener Auslagen sind? Folgt nicht weiter, daß, wenn der Grundbesitz nur Gewinn bringt, weil man Auslagen gemacht, um die Früchte, die er gewährt, hervorzubringen, diese Früchte nur Früchte der gemachten Auslagen sind, folgt nicht, daß jede andere Art von Auslagen, welche Gewinn bringt, eben so productiv ist, als der Grundbesitz? Turgot, da er einmal seinen Verstand an die physiokratische Hypothese verkauft hat, ist weit entfernt, diese einfachen Folgen einzusehen. Vielmehr behauptet er, daß Capital, in welcher Form es auch angelegt werde, nur darum einen Gewinn bringe, weil man dafür Grundbesitz kaufen könne. Aber wer in aller Welt wäre so einfältig, einen Grundbesitz, welcher ein Einkommen gewährt, gegen ein Capital hinzugeben, wenn dies kein Einkommen gewährte? Kann nicht vielmehr umgekehrt gerade darum nur ein Grundbesitz für ein Capital erworben werden, weil dieses, wie jener, Einkommen gewährt?

Turgot begnügte sich nicht, als Privatmann für die Verbreitung und Anerkennung des von ihm angenommenen Systems zu wirken: er war auch in seiner amtlichen Stellung ununterbrochen thätig, für dasselbe Proselyten zu machen. Nach oben benutzte er jede Gelegenheit, um durch ausführliche Denkschriften die Minister und über ihm stehenden Collegien über die physiokratische Ansicht zu belehren und sie wo möglich dafür zu gewinnen. Er war einer der unermüdlichsten Doctrinäre, die je in Amt gestanden. Er lebte und starb des Glaubens, daß er durch Denkschriften und belehrende Einleitungen zu Gesetzen Jedermann auf seine Seite zu ziehen vermöchte.

Als der General-Controleur Bertin um's Jahr 1762 die Ansichten der Intendanten über einen Gesetzvorschlag einforderte, vermöge dessen bestehende Steuern (die vingtièmes nämlich und 2 sols pour livre du dixièmes) fixirt und dann besser vertheilt werden sollten, belehrte ihn Turgot von dem Vortheil einer unmittelbar auf den Grundbesitz fallen-

den Steuer, welche von Allen getragen würde, in die sich die vingtièmes umgestalten ließen und in die man auch später die Vermögenssteuer (capitation) umwandeln könnte.

Als kurz darauf derselbe Minister über einige andere das Finanzwesen betreffende Punkte Auskunft verlangte, entwarf er den Plan zu einer Denkschrift, in welcher er die ganze Theorie der Steuern abzuhandeln und nach physiokratischen Grundsätzen auszuführen gedachte, wie dieselben, in welcher Form man sie auch auflegte, von den Grundbesitzern getragen würden, und daß es daher am einfachsten und vortheilhaftesten, sowohl für den Staat als für den Grundbesitz sei, sie von diesen direct und unmittelbar zu fordern. Er wurde aber durch das Abtreten Bertin's an der Ausführung verhindert.

Ein Bericht an den Staatsrath über Veranlagung der Steuern gab ihm Gelegenheit (1766), denselben über den für die physiokratische Lehre wichtigen Unterschied der großen und kleinen Cultur zu belehren.

Die Gelegenheit eines Wucherprozesses (im Jahre 1769) zu Angoulême veranlaßte ihn, eine auch dem Druck übergebene Denkschrift über die Geldbarlehne auszuarbeiten, worin er mit seitdem in's Unendliche wiederholten Gründen darzuthun versuchte, daß die gesetzliche Regelung des Zinsfußes eine Ungerechtigkeit gegen die Capitalisten, eine Benachtheiligung derer, die das Geld leihen, und dennoch kein wirksames Mittel gegen den Wucher sei.

Als der Abbé Terray, Bertin's zweiter Nachfolger, einige die Freiheit des Getreidehandels betreffende Gesetze zurücknehmen wollte (was er auch that), wollte Turgot ein Buch über die Freiheit des Getreidehandels schreiben und dem Minister vorlegen, begnügte sich aber, wegen der Kürze der Zeit und des Dranges der Geschäfte, eine Reihe von Briefen an ihn zu richten, welche zwar nur noch zum Theil übrig sind, aber auch jetzt noch 98 Seiten Lexikon-Octav füllen.

Dieses sind nur die wichtigsten der Schriften dieser Art, welche Turgot verfaßte, reichen aber hin, um die Richtigkeit von St. Priest's Bemerkung zu bestätigen, durch Turgot sei die Verwaltung „schreibselig" geworden.

Nach unten hin konnte Turgot nur in geringem Umfange seine physiokratisch-liberalen Ideen zur Geltung bringen. Das Streben, die Steuern und Lasten, so weit es thunlich war, dem Grundbesitz aufzulegen, bildete darin den Mittelpunkt. Er suchte nicht nur die Grundsteuer (taille), welche jährlich von Neuem veranlagt wurde, möglichst nach der Tragfähigkeit des Bodens zu vertheilen, sondern er verwandelte auch die Wegefrohn (corvée) in eine Geldabgabe. In ähnlicher Weise suchte er den Militair-Transport- und den Milizdienst in Geldabgaben umzuwandeln.

Während der Hungersnoth von 1770 konnte er seine Grundsätze über Freiheit des Getreidehandels nur mit Gewalt der Waffen aufrecht erhalten.

Im Uebrigen war seine Thätigkeit solchen Verbesserungen und Einrichtungen zugewendet, wie sie die Vorstellungen der Zeit und die Lage der Verhältnisse erheischten.

Obwohl die Anordnungen und Einrichtungen, welche Turgot in seiner Generalität machte, nicht nur bei den Bewohnern derselben, sondern auch nach außerhalb mit Beifall aufgenommen wurden, und obwohl es seine Freunde nicht versäumten, seinen Ruhm überall hin zu verbreiten, auch dabei das Mittel der Uebertreibung nicht verschmähten, — geht doch Voltaire so weit, seinen Wegebau mit dem Bau der Römerstraßen zu vergleichen! — so fehlte doch noch viel, daß die Physiokratie hätte erwarten dürfen, zum leitenden Princip der Verwaltung gemacht zu werden. Es waren besondere Umstände, welche dazu geführt haben.

Als nämlich Ludwig XVI. den französischen Thron bestieg und sich, voll Mißtrauen in seine Kräfte, nach einem Manne umsah, welcher ihn bei der ihm gestellten großen und schweren Aufgabe — noch erschwert durch die übermäßigen Hoffnungen und Erwartungen, welche man auf ihn setzte — mit seinem Rathe unterstützen könnte, fiel seine Wahl auf den Grafen Maurepas. Dieser hatte unter der Regierung seines Großvaters während fünfundzwanzig Jahren die Stelle eines Ministers eingenommen. Er war entlassen worden, weil er sich erlaubt hatte, gegen die Maitresse des Königs, die Marquise von Pompadour, ein bissiges Epigramm abzuschießen. Er hatte dann nach einigen Jahren der Verbannung als Privatmann in Paris gelebt und galt für einen sehr erfahrenen Mann. Wenn ihm aber auch Geist, Kenntnisse und eine große Gewandtheit nicht abgesprochen werden können, so war der Graf doch mehr ein Hof- als ein Staatsmann. Er besaß viele Menschenkenntniß und große Fähigkeit, Neigungen und Abneigungen zu erforschen und zu handhaben. Es fehlte ihm aber an festen politischen Grundsätzen und dem Ernst der Geschäfte. Es waren das bedeutende Mängel an einem Manne, welcher berufen war, das Ruder des Staates zu lenken, doch kam es immer darauf an, wer ihm zugesellt worden, und wie er die Pläne derer unterstützen würde, welche von dem Könige und ihm zur Leitung der Geschäfte berufen werden würden.

Der König hatte den Herzog von Aiguillon, der zugleich das Kriegsministerium und das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Händen hatte, wegen seiner Beziehung zu der Dubarry entlassen und an seiner Stelle den Marschall du Muy und den Grafen von Vergennes berufen. Beide waren ihm durch die Papiere seines Vaters empfohlen worden.

Maurepas bewirkte die Berufung Turgots, dem der König zuerst (20. Juli) das Marine-Ministerium und nach zwei Monaten das Finanz-Ministerium übertrug. Es waren jedoch nicht die großen Verdienste und die staatsmännische Bedeutung Turgots, welche seine Erhebung zum

Minister bewirkten, er verdankte dieselbe vielmehr dem Einflusse, welchen sein Freund und ehemaliger Studiengenosse vom Hause der Sorbonne, der Abbé Véry, auf die Frau Gräfin Maurepas und diese auf ihren greisen Gemahl ausübte. Die Gründe, welche, den Grafen, — der einst auch Gournay in die Verwaltung gebracht, — bestimmten, den Eingebungen seiner Frau zu folgen, waren eines Theils der Umstand, daß Turgot mit keiner der Hofparteien in Verbindung stand, und davon Förderung zu erwarten hatte, also dem Grafen nicht gefährlich werden konnte, sondern von ihm abhängig war, andern Theils die Hoffnung, auf diese Weise den Beifall der Philosophen zu gewinnen, ohne denselben bedeutenden Einfluß zu gewähren, denn Turgot war, wie bereits früher bemerkt, mit den meisten derselben und namentlich auch mit Voltaire befreundet. Auch wurde von diesen in der That Turgots Ernennung mit Beifall begrüßt.

Turgot trat mit dem Gedanken in's Ministerium, die Ideen der Physiokraten zur Ausführung zu bringen. Er wollte demgemäß die Industrie des Landes von allen Hindernissen und Schranken befreien, welche die Physiokratie als Hemmnisse des National-Wohlstandes und als „Mißbräuche" bezeichnete. Er gedachte, zu diesem Zweck die Feudalrechte des Adels aufzuheben und ablösen zu lassen, Zünfte und Innungen der Gewerbe- und Handeltreibenden aufzulösen, alle Handels-Privilegien zu beseitigen und einen vollkommen freien Verkehr herzustellen. Er wollte gleichzeitig alle Steuern in eine einzige Grundsteuer umwandeln, aus der er nicht allein die sämmtlichen Staatsbedürfnisse zu decken, sondern auch bei einem geordneten und sparsamen Haushalte die Staatsschulden abzutragen und für alle außerordentlichen Fälle, wie Krieg, Krankheiten u. dergl., die nöthigen Hülfsmittel herbeizuschaffen gedachte.

Turgot wollte überdies in Uebereinstimmung mit seinen philosophischen Freunden die Freiheit der Religion in Frankreich begründen und die Freiheit der Presse und der wissenschaftlichen Lehre einführen. Er war sich wohl bewußt, und verhehlte es sich auch nicht, daß sich seinem Beginnen viele und große Hindernisse in den Weg stellen würden; allein er fühlte in sich die Kraft und hatte das Zutrauen, sie überwinden zu können.

Bemerkenswerth aber ist und ein neuer Beweis für seinen doctrinären Idealismus, daß er glaubte, seine Pläne durchführen zu können, ohne sich an eine der herrschenden Parteien anzuschließen. Er konnte sich weder an die Partei anschließen, an deren Spitze die Königin, der Graf Artois, die Prinzen von Geblüt und der größte Theil des hohen Adels stand, denn er wollte die letzten Schranken niederreißen, welche sich dem Absolutismus, aber nicht sowohl des Königthums als der Staatsidee, entgegenstellten, und alle Vorrechte, welche dem Adel noch übrig geblieben waren, beseitigen. Er konnte sich eben so wenig mit

der entgegengesetzten Partei befreunden; denn wenn diese gleich ihm den Absolutismus wollten, so wollten sie ihn doch nicht wie er, nur im Gebiete der Politik, sondern zugleich im Gebiete des bürgerlichen Lebens, oder mit andern Worten, sie wollten nicht, wie Turgot, den Absolutismus des Staates, sondern den des Königs. Turgot konnte daher nur auf die Zustimmung des Königs und der öffentlichen Meinung rechnen. Das Mittel, welches er anwandte, sie zu erlangen, war sein viel benutztes. Den König suchte er durch seine Vorträge und Denkschriften, das Volk durch belehrende Einleitungen zu den königlichen Edicten zu gewinnen, während seine Freunde in Schriften und Tagesblättern für ihn wirkten.

Am 24. August, dem Jahrestage der Bluthochzeit, übernahm Turgot das Finanzministerium, die Verhältnisse desselben waren keineswegs erfreulich. Die Ausgaben überstiegen die Einnahmen um 22 Millionen, die Vorgriffe auf das nächste Jahr betrugen 78,250,000 und die fälligen Schuldforderungen 235,000,000 Livres. Indessen hatte der Abbé Terray gesorgt, daß 19 Millionen Baarvorrath für unvorhergesehene Fälle im Schatze lagen, und die Geistlichkeit bewilligte ein don gratuit von 16,000,000.

Der erste Act des neuen Ministers war, dem Könige die Grundsätze vorzulegen, deren Befolgung er für nöthig erachtete, um die Ordnung im Staatshaushalte herzustellen. „Keinen Bankerott", sagte er dem Könige, „weder einen offenen noch einen versteckten durch erzwungene Abzüge; keine Vermehrung der Steuern, wegen der drückenden Lage, in der sich das Volk befinde, und noch mehr des Mitgefühls, welches der König für die Leiden desselben trage, keine neuen Anleihen, weil dadurch die Mittel der Regierung, die Geschäfte des Staates zu besorgen, immer mehr geschmälert und entweder der Bankerott oder eine Vermehrung der Auflagen mit Nothwendigkeit herbeigeführt würde. Um alles dieses auszuführen, gäbe es nur ein Mittel, die Sparsamkeit; es müßten jährlich wenigstens 20 Millionen zurückgelegt werden, um die Schulden zu bezahlen; sonst werde der erste Kanonenschuß den Bankerott des Staates herbeiführen."

Um solche Ersparnisse möglich zu machen, verlangte der Minister, daß die Ausgaben mit ihm in Gegenwart des Königs von den Leitern der verschiedenen Verwaltungszweige festgestellt würden. Dem Könige selbst empfahl er, sich gegen seine Güte durch seine Güte selbst zu bewaffnen, zu bedenken, woher das Geld komme, das er an seine Höflinge vertheilen könne, und das Elend derjenigen, welchen man es oft durch die härtesten Zwangsmaßregeln entreißen müßte, mit der Lage derjenigen zu vergleichen, welche die meisten Ansprüche auf seine Freigebigkeit hätten.

In demselben Briefe machte der Minister den König darauf aufmerksam, daß, da die Ernte des Jahres in mehreren Theilen des Landes geringfügig ausgefallen, und schon Besorgnisse wegen einer Theue-

rung vorhanden seien, es nothwendig werde, in dieser Angelegenheit bald die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Er versprach dem Könige, seine darauf bezüglichen Anträge bald vorzulegen.

Dieser Gegenstand gab Turgot Veranlassung, einen seiner Lieblingsgedanken zur Ausführung zu bringen, nämlich die bereits früher schon angebahnte, aber von seinem Vorgänger wieder aufgehobene Freiheit des Getreidehandels im Innern des Landes herzustellen und allmählich noch weiter auszubilden. Seinen ökonomischen Grundsätzen zufolge war er jeder Einmischung in den Kornhandel entgegen, weil er glaubte, daß sowohl die Interessen des Ackerbaues einen völlig freien Verkehr mit dessen Erzeugnissen verlangten, als auch, daß der freie Verkehr das beste Mittel sei, um für die Herbeischaffung der Nahrungsmittel für die Bevölkerung zu sorgen. Auch fand er nicht gut, den Rath zu befolgen, welchen er wenige Jahre zuvor dem Abbé Terray gegeben hatte, indem er ihm schrieb: „une question, qui donne autant de prise à la discussion des principes et des faits ne doit point être décidée par autorité."

Durch Staatsrathsbeschluß vom 13. September ließ Turgot die Freiheit des Getreidehandels, wie sie früher bestanden, herstellen und untersagte zugleich jede Magazinirung Seitens der Behörden. Er begnügte sich aber dabei nicht, sondern ließ auch das in den königlichen Magazinen vorhandene Getreide, 167,000 Sétiers, verkaufen.

Ehe indessen die Folgen dieser Maßregel eintreten konnten, wurde im Ministerium ein Gegenstand verhandelt, der, obwohl er nicht in Turgot's Departement fiel, doch über seine künftige Thätigkeit nothwendiger Weise entschied: es handelte sich nämlich um die Frage, ob die alten, von Ludwig XV. und seinem Kanzler Maupeou aufgehobenen Parlamente wieder hergestellt oder die neuen an deren Stelle gesetzten Gerichtshöfe bleiben sollten. Die Sache war sogleich nach der Thronbesteigung des Königs angeregt worden und beschäftigte mehr oder weniger alle Klassen des Volkes. Die Ansichten waren getheilt, und die Parteien standen einander schroff gegenüber.

Für die Wiederherstellung der Parlamente waren die Königin, der Graf Artois, die Anhänger des früheren Ministers Choiseul und Alles, was man die österreichische Partei nannte. Auf derselben Seite standen die Prinzen von Geblüt, der Herzog von Orleans, sein Sohn, der Herzog von Chartres (der nachmalige Bürger Egalité, Vater Ludwig Philipp's), der Prinz Conty, die Mehrheit der Pairs, der jansenistische Theil der Geistlichkeit und Alle, welche der absoluten Gewalt der Minister Schranken gesetzt sehen wollten.

Auf der entgegengesetzten Seite waren die Tanten und der ältere Bruder des Königs, der Graf von Provence (Ludwig XVIII.), die Familien der Richelieu, Aiguillons und ihre Anhänger, so wie Alle, welche die Anmaßungen mißbilligten, die sich die Parlamente durch ihre Oppo-

stitionsbetriebsamkeit hatten zu Schulden kommen lassen. Auf dieser Seite waren auch die Jesuiten, deren Orden durch das Parlament (im Jahre 1762) aufgehoben worden war, und überhaupt der größere Theil der Geistlichkeit.

Der Prinz Condé und der Graf von der Mark, Sohn des Prinzen Conty, welche ursprünglich mit den übrigen Prinzen von Geblüt gegen die Aufhebung der Parlamente protestirt hatten, hatten sich später für die neuen Einrichtungen erklärt.

Beide Parteien legten gewichtige Gründe zur Unterstützung ihrer Ansichten vor, allein es waren leider nicht die Gründe der Sache, welche die Entscheidung herbeiführten, sondern des Grafen Maurepas Bestreben, den König in seiner Weise durch Concessionen an die verschiedenen Parteien beliebt zu machen, veranlaßten ihn, den König zur Zurückberufung der alten Parlamente zu bestimmen. Die beiden vom Könige selbst ins Ministerium berufenen Männer, der Kriegsminister Muy und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Graf Vergenes, hatten die Zurückberufung entschieden widerrathen. Turgot scheint sich Maurepas bequemt zu haben.

Nach der Zurückberufung der Parlamente gab es für solche Reformen, wie sie Turgot bezweckte, nur noch einen Weg, nämlich die Schöpfung oder Wiederbelebung einer Gewalt, gegen welche die Parlamente zu protestiren nicht befugt waren. Auch war in den letzten Kämpfen mit denselben mehrfach und sogar von ihnen selbst auf die Nothwendigkeit hingewiesen worden, die Stände des Reichs (états généraux) wieder zu berufen. Turgot konnte sich indessen mit diesem Gedanken nicht befreunden. Einerseits war er jeder ständischen und parlamentarischen Regierung abgeneigt und zu sehr von dem Glauben an die allmähliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts durchdrungen, als daß er eine so veraltete Einrichtung, wie die der Reichsstände, für sein aufgeklärtes Jahrhundert noch passend gehalten hätte. Sodann wäre auch für seine Zwecke von der Wiederbelebung der Reichsstände wenig zu hoffen gewesen; denn sein Ziel war ja gerade, die Principien, auf welchen ihre Geltung einst beruht hatte, nun gänzlich zu beseitigen. Er mußte also auf andere Auswege denken. Zuletzt hatte er dem Widerstande der Parlamente auch immer noch die Autorität des Königs entgegenzustellen.

Zunächst war er indessen beschäftigt, sich mit dem Zustande des Staatshaushaltes bekannt zu machen und Ordnung in denselben zu bringen. Er benutzte das im Schatze befindliche Geld, um die von seinem Vorgänger ausgesetzten Zahlungs-Verbindlichkeiten zu lösen, und gab zugleich einen Beweis seiner Uneigennützigkeit, indem er ein Geschenk von 100,000 Livres, welches unter dem Namen des Pot de vin die Steuerpächter in herkömmlicher Weise an den Finanz-Controleur zahlten, der Armenkasse überwies.

Die Geschäfte behufs Ordnung des Staatshaushaltes gestatteten ihm während der nächsten Monate nur noch einige Maßregeln von untergeordneter Bedeutung zur Ausführung zu bringen. Unterdeß rückte das Frühjahr heran, und wenn auch eine eigentliche Hungersnoth nicht vorhanden war, so nahmen doch die Brodpreise einen hohen Stand an. Am 20. April brachen in Folge dessen zu Dijon Unruhen aus, die durch Aufbieten der bewaffneten Macht, jedoch ohne Blutvergießen, unterdrückt wurden.

Am 1. Mai zeigten sich ähnliche Ruhestörungen zu Pontoise, einem Städtchen in der Nähe von Paris. Hier aber wurden sie nicht unterdrückt, sondern die Aufrührer zogen, nachdem sie auf den umliegenden Dörfern geplündert, nach Versailles, wo sie am folgenden Tage ankamen. Sie rückten vor das königliche Schloß und konnten nur durch Schließung der Gitterthore vom Eindringen in dasselbe abgehalten werden. Turgot war nicht in Versailles anwesend. Der König in Verlegenheit, was zu thun sei, kam auf den Balcon, verhieß Herabsetzung der Brodpreise und befahl demgemäß, daß das Pfund Brod um 2 Sols verkauft werden sollte.

Auf diese Weise beruhigt, zog der Haufe nach Paris, wo er noch an demselben Tage die Plünderung der Bäckerläden begann und das Brod an das Volk vertheilte. Am Morgen des folgenden Tages setzte er dieses Geschäft fort und plünderte auch einige mit Getreide beladene Kähne auf der Seine. Natürlich hinderten die Zusammenrottungen auch allen Verkehr mit Lebensmitteln.

Die Stadtwache, die französische Garde, die Schweizergarde, die Musketiere und mehrere andere Militair-Abtheilungen waren zwar ausgerückt, sie hatten aber Befehl, von ihren Waffen keinen Gebrauch zu machen. Doch verlief sich der Sturm von selbst, und als die Pariser sich des Mittags aufmachten, um den Aufruhr aufzusuchen, fanden sie ihn nicht mehr. Drei Tage darauf verkauften die Modehändler Aufruhrmützen (bonnets à la revolte).

Turgot und seine Freunde glaubten, daß seine Gegner diesen Aufruhr angezettelt hätten; sie haben aber niemals den Beweis dieser Beschuldigung führen können. Auch wiegelten die Verhältnisse selbst und der Volksglaube an den Kornwucher hinreichend auf, so daß es einer besondern Aufstachelung durch die Feinde des Ministers nicht bedurfte. Dies geht schon daraus hervor, daß ähnliche Unruhen zu gleicher Zeit auch in andern Städten, wie zu Lille, Amiens, Auxerre ausgebrochen waren, ohne mit jenen zu Paris in irgend einem Zusammenhange zu stehen. Turgot glaubte sich indessen in seiner Vermuthung bestärkt durch die laue Behandlung der Angelegenheit Seitens der Behörden. Er seinerseits hielt sich deswegen verpflichtet, mit um so größerer Entschiedenheit zu verfahren. Von Paris, wo er sich eben aufhielt, nach Versailles geeilt, verschaffte er sich am Morgen des 3. Mai eine Vollmacht, durch welche ihm der König die bewaffnete Macht zur Verfügung stellte.

Eine Armee von 25,000 Mann, unter dem Befehl des Marschall Biron, wurde aufgeboten, um die Reste der sich noch umhertreibenden Ruhestörer zu zerstreuen und die Freiheit des Verkehrs zu schützen. Der Befehl des Königs, das Pfund Brod um 2 Sols zu verkaufen, wurde zurückgenommen. An den Bäckerladen wurden Schildwachen aufgestellt, und der Verkauf nach den frühern Brodpreisen geschützt. Ein Kornhändler, dem eine Schiffsladung Korn in die Seine geworfen worden war, erhielt dafür eine Entschädigung von 25,000 Livres aus dem Staatsschatz.

Das Parlament hatte am Tage des Aufruhrs in einem öffentlichen Anschlage alle Zusammenrottungen untersagt, aber zugleich erklärt, man wolle den König um Herabsetzung der Brodpreise bitten. Turgot ließ auf diesen Anschlag einen andern heften, welcher verbot, das Brod um einen niedrigeren als den laufenden Preis zu verlangen.

Der Polizei-Lieutenant Lenoir wurde noch in der Nacht des 3. Mai seiner Stelle enthoben und durch einen Anhänger Turgot's, den Oekonomisten Albert, ersetzt.

Das Parlament, welches die Aufruhr-Angelegenheit untersuchen wollte, wurde am 5. Mai nach Versailles beschieden, und erhielt in einer Königlichen Sitzung (lit de justice) die Weisung, sich in diese Angelegenheit nicht zu mischen. Die Untersuchung wurde vielmehr dem Prevotalhofe oder Polizeigericht von Paris zugewiesen, und zwei der Aufrührer, welche von diesem Gericht für schuldig befunden worden waren, ließ Turgot, zum warnenden Beispiel, an einem 40 Fuß hohen Galgen aufknüpfen.

Die Maßregeln, welche Turgot zur Unterdrückung des Aufruhrs ergriff, wurden der Mehlkrieg genannt; Biron erhielt den Namen Mehlgeneral. Man machte auf ihn und Turgot Spottgedichte.

Die Härte und Gewaltsamkeit in dem Auftreten des Ministers sagte dem Könige nicht zu, und überhaupt wurde sein ganzes Verfahren nicht gebilligt. Dazu kam, daß die Gegner des Ministers noch eine Stütze an dem ehemaligen Banquier und spätern Minister Necker fanden. Dieser hatte nämlich eine Schrift über die Gesetzgebung und den Handel mit Korn veröffentlicht, in welcher er von Turgot's wesentlich abweichende und entgegengesetzte Grundsätze vertheidigte. Diese Schrift wurde gerade in den Tagen des Aufstandes ausgegeben, und Turgot's Anhang hat ihm daraus einen Vorwurf machen wollen. Er habe böswillig die Gelegenheit benutzt, um Turgot's Stellung zu erschweren. Allein der Abbé Morellet berichtet, als Augen- und Ohrenzeuge, daß Necker vor dem Druck der Schrift das Manuscript Turgot vorgelegt und ihn gefragt, ob er den Druck gestatten wolle. Turgot habe ihn aber kalt und von oben herab behandelt. Er könne, habe er ihm gesagt, drucken lassen, was er wolle; die Regierung fürchte nichts, das Publicum werde urtheilen.

Turgot war, wie alle Doctrinäre, von der Wahrheit seiner Ideen so überzeugt, daß er glaubte, Jedermann müsse sie anerkennen, und die Nichtannahme könne nur aus bösem Willen hervorgehen.

Die Korn-Revolte gab aber seinem Ansehn einen Stoß, von welchem er sich nicht wieder erholen konnte.

Im Sommer fand die Krönung des Königs statt. Sie wurde Veranlassung, daß Turgot die Ausführung eines andern Planes anzubahnen suchte. Er war, wie wir früher bemerkt, ein Freund der religiösen Freiheit, und hatte kurz nach seinem Austritt aus dem Hause der Sorbonne schriftstellerisch für seine Grundsätze zu wirken gesucht. Jetzt schien die Gelegenheit gekommen, sie zu verwirklichen. Gemeinsam mit seinem Freunde Lamoignon de Malesherbes, welcher das Ministerium des königlichen Hauses erhalten hatte, suchte er den König zu bewegen, in dem Krönungseid die Stellen zu ändern, worin derselbe versprach, die Ketzer zu vernichten und die Duellanten niemals begnadigen zu wollen. Den ersten dieser Sätze wollte man weglassen und für den andern setzen: „der König werde sein Ansehn benutzen, um ein barbarisches Vorurtheil zu beseitigen."

Von anderer Seite wurde aber der König bestimmt, die hergebrachte Formel unverändert zu lassen. Er habe indeß, behaupteten Turgots Freunde, in der Kirche zu Rheims die betreffenden Stellen nicht deutlich ausgesprochen.

Aber auch nach der Krönung gab Turgot seinen Plan nicht auf, sondern suchte den König zu überzeugen, daß er an seinen Eid nicht gebunden, vielmehr aus Gründen der Religion, des Rechts und der Politik verpflichtet sei, gegen die nicht zur katholischen Kirche gehörenden Glaubensgenossenschaften Duldung zu üben. Es war nicht seine Absicht, die katholische Kirche als Staatskirche aufzuheben und alle Parteien gleich zu stellen, sondern er wollte, ähnlich wie in England, eine Staatskirche beibehalten, aber neben derselben auch andere Secten und namentlich die Protestanten geduldet wissen. Er hoffte, daß dadurch viele von den früher ausgewanderten Protestanten wieder nach Frankreich zurückkehren würden. Die Geistlichkeit, welche trotz ihrer Lauheit und Ergebung in die weltlichen Interessen doch die Verfolgung der Protestanten nie aufgegeben hatte, suchte diesen Bestrebungen aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Sie trat auf die Seite der Gegner des Ministers.

Das Hauptziel Turgots war, die Steuergesetzgebung umzugestalten und alle Steuern in eine Grundsteuer zu verwandeln. Die Ausführung dieses Planes erforderte aber umfassende Vorarbeiten. Auch sah er ein, daß er mit demselben bei dem Parlamente schwer durchdringen würde. Er war daher mit dem Gedanken beschäftigt, den Verwaltungs-Organismus des Staates so umzugestalten, daß er in den Stand gesetzt würde, die Steuergesetze, trotz der Parlamente, zu ändern. Die Ausführung mußte aber deswegen zunächst noch verschoben werden.

Der Minister wollte indessen die kostbare Zwischenzeit nicht verlieren, sondern durch die Ausführung anderer nöthiger Einrichtungen ausfüllen. Er müsse eilen, sagte er, denn die Mitglieder seiner Familie stürben in der Regel in der Mitte der fünfziger Jahre an der Gicht, an der auch er stark litt. Ungeachtet diese Krankheit ihn mehrere Monate nöthigte, das Bett zu hüten, legte er im Januar 1776 dem Könige sechs neue Gesetz-Entwürfe mit einer dieselben begründenden Denkschrift vor. Sie betrafen: 1) die Aufhebung der Wegefrohnden und Ersetzung derselben durch eine von allen Grundbesitzern zu tragende Steuer; 2) die Aufhebung der Abgaben auf Korn und Mehl in der Stadt Paris; 3) die Unterdrückung der mit der Getreide-Polizei in Verbindung stehenden Beamtenstellen der Thore, Quais, Hallen und Märkte in Paris; 4) die Aufhebung der Zünfte und Gewerbe-Genossenschaften; 5) die Aufhebung der Kasse von Poissy, eine Art Bank für die Schlächter der Hauptstadt, verbunden mit einem Markt-Privilegium; 6) die Veränderung der Abgaben auf Talg.

Die beiden wichtigsten dieser Gesetzvorschläge waren der über die Aufhebung der Wegefrohn und der über die Aufhebung der Handwerkszünfte.

Die Wegefrohn war eine drückende, auf dem Bauernstande allein liegende Last, welche darin bestand, daß derselbe zweimal im Jahre, im Anfang und am Ende des Winters, mehrere Tage Hand- und Spanndienste zur Anlegung und Ausbesserung der öffentlichen Wege leisten mußte. Indem Turgot diese Last in eine Geldabgabe umwandeln wollte, an der nicht bloß der Bauernstand, sondern alle Grundbesitzer tragen sollten, griff er in die Vorrechte des Adels ein, welcher zu solcher Steuerzahlung nicht verpflichtet war. Turgot berief sich zur Unterstützung seiner Absicht auf das Naturrecht, das Gemeinwohl und seine Theorie von der Besteuerung; allein das Parlament konnte nicht, wie die Physiokraten sich vorstellten, nach diesen Theorien, sondern mußte nach dem bestehenden Recht die Sache beurtheilen. Das bestehende Recht aber war gegen Turgot.

Auch bei der Aufhebung der Zünfte war Turgot im Unrechte. Allerdings hatten die Zünfte im Laufe der Zeit manche Mißstände aufkommen lassen, und es waren wohl Fälle, wo sie einer tüchtigen Gewerbe-Entwickelung hinderlich wurden; allein die Uebel lagen nicht in den Genossenschaften als solchen, sondern theils in übeln Einrichtungen, welche sich allmählich geltend gemacht, theils in dem Mangel der Aufsicht, theils auch darin, daß die Gewerbe-Gesetzgebung nicht sachgemäß weiter gebildet worden war. Jedenfalls waren mit den Gewerbgenossenschaften so viele Privatrechte verknüpft, daß sie nicht ohne Weiteres von dem Minister seiner Idee vom Staatswohl zum Opfer gebracht werden durften.

Turgot aber war ein Fanatiker für seine Doctrin; er sah nur diese, nicht die bestehenden Verhältnisse.

Schon im Staatsrathe fand er Widerspruch. Maurepas war ihm, da er seine Popularität verloren hatte, schon lange nicht mehr geneigt, und der Siegelbewahrer Miroménil, ein Verwandter des Grafen, hatte auf dessen Veranlassung die Turgot'schen Pläne, namentlich seine Absicht, die Wegefrohn in eine Steuer umzuwandeln, bekämpft. Da aber Turgot die Gründe desselben zu beseitigen verstand, so wurden am 6. Februar die Vorschläge durch Staatsrathsbeschluß genehmigt. Als sie jedoch dem Parlamente zur Einzeichnung vorgelegt wurden, wies sie dasselbe, mit Ausnahme des Edicts über die Aufhebung der Kasse von Poissy, zurück. Mehrere Versuche, das Parlament zum Nachgeben zu bewegen, blieben fruchtlos, und Turgot sah sich endlich genöthigt, die Eintregistrirung durch ein lit de justice (12. März), das Voltaire ein lit de bienfaisance zu nennen sich bewogen finden ließ, zu erzwingen. Das Parlament leistete dabei aber entschiedenen Widerstand und bekämpfte die beiden Gesetzvorschläge über die Umwandlung der Wegefrohn in eine Geldabgabe und über die Aufhebung der Zünfte ausführlich.

Nach diesem Schritte erhob sich gegen Turgot eine allgemeine Opposition, und während es Flugschriften und Spottgedichte regnete, verfolgte ihn das Parlament dadurch, daß es Schriften, in welchen die von ihm vertretenen Ideen dargelegt wurden, als staatsgefährlich verdammte. Gleichzeitig lud Turgot auf einer andern Seite die Ungunst auf sich.

Der Streit, in welchen England mit seinen amerikanischen Colonieen gerathen war, und der drohende Abfall derselben vom Mutterlande schien nämlich eine günstige Gelegenheit darzubieten, durch Unterstützung derselben die Schmach, welche der letzte Friede mit diesem Lande auf Frankreich geladen hatte, wieder auszuwischen. Trotz des Beifalls, welche diese Ansicht allgemein fand, glaubte Turgot doch die Unterstützung widerrathen zu müssen, theils aus Gründen der Politik, theils und vorzüglich aber aus finanziellen Rücksichten. Dies ward Veranlassung, Turgot's Ersparungs-System näher zu prüfen. Es stellte sich dabei heraus, daß sich die Regierung zur Ausführung eines großen und volksthümlichen Unternehmens dabei in einer noch mißlicheren Lage befand, als bei dem Bedrückungs-System des Abbé Terray; denn dieser hatte doch einen Baarvorrath von 19 Millionen im Schatze, um einer außerordentlichen Eventualität begegnen zu können. Turgot dagegen hatte diese, so wie das freiwillige Geschenk des Clerus, zur Schuldentilgung verwendet, der Staatsschatz war leer, die Regierung für einen Krieg ohne alle Hülfsmittel.

Die Unzufriedenheit mit dem Finanzminister wuchs daher täglich, und selbst der ältere Bruder des Königs, der Graf von Provence, trat mit einer Flugschrift gegen ihn auf, in der er ihn als im Dienste Englands darstellte.

Unter diesen Umständen sah sich der König veranlaßt, so sehr er auch sonst mit dem Charakter Turgot's harmonirte, ihn aus seiner Stellung zu entlassen. Er schied am 12. Mai, nachdem er noch kurz vorher die Freiheit des Weinhandels eingeführt hatte. Die wichtigsten seiner Anordnungen wurden indeß bald zurückgenommen, so daß bald alle Spuren seiner Amtsthätigkeit verschwunden waren.

Eins aber konnte nicht wieder vernichtet werden: er hatte den Weg gezeigt, den die Revolution zu gehen hatte. Und darin liegt die historische Bedeutung seiner Verwaltung.

Die Lehren der Physiokraten fanden auch Anhänger außerhalb Frankreichs, namentlich in Deutschland und Italien. Auch wurden in diesen Ländern ähnliche Reformen wie die Turgot'schen versucht. Ehe wir uns aber mit diesen beschäftigen können, müssen wir noch die theoretische Weiterbildung des Systems durch Ad. Smith untersuchen.

Tages=Ereignisse.

Mit „innigem Behagen" verbreiten sich die liberalen Blätter über den Fehler, den die preußische Regierung, oder vielmehr der hochselige König gemacht — denn damals unterschied man Beides noch nicht — als 1815 das bis dahin selbständige Fürstenthum Neuenburg für einen Canton der Schweiz erklärt und dadurch die unbedingte Souverainetät der weit entlegenen Krone Preußen gehemmt und mannichfach behindert wurde. Allerdings war das ein Fehler, eben so wie die Zutheilung der Rheinprovinzen an Preußen ohne eine directe Verbindung mit den alten Provinzen — wie die Zutheilung der Pfalz an Baiern, — wie endlich die Vereinigung der belgischen mit den holländischen Niederlanden ebenfalls Fehler waren, von denen sich der letztere schon bestraft und unter Umständen auch die anderen noch schwere Erfahrungen nach sich ziehen können. Was war denn aber die Ursache, die Veranlassung, der leitende Gedanke bei diesen Fehlern? Der Schutz gegen einen abermaligen Uebergriff Frankreichs nach Deutschland! Man wollte, da Oesterreich dem Rhein zu entfernt liegt, Preußen und Baiern, als die nächstgroßen Staaten, zu militairischen Hütern des Rheins machen; man wollte die Schweiz durch materielle Vortheile an den deutschen Bund fesseln und so von französischem Einflusse unabhängiger machen; man wollte endlich den wichtigen Gürtel der belgischen Festungen, die Meisterstücke Vauban's, in der Hand eines Staates und Königshauses wissen, die beide genügende Erfahrungen über die Wohlthaten einer französischen Gewaltherrschaft gemacht. So war es denn allerdings ein Fehler, daß Preußen und seine damals gewiß sehr liberalen Minister, den Eintritt des Fürstenthums Neuenburgs in den Schweizer Bund, selbst gegen den Willen

mehrerer Cantone, so eifrig betrieben, oder vielmehr es wurde ein Fehler, weil der hochselige König schwerlich vorausgesetzt haben wird, daß die von republikanischen Tugenden beseelte Regierung der Schweiz sich je zum Hehler eines offenkundigen Länder-Diebstahls machen würde. Für dergleichen Handlungen einer Regierung giebt es aber weder eine Berechnung, noch eine Voraussicht, und Beides nicht gehabt zu haben ist ein Vorwurf, den sich unter diesen Umständen jeder ehrliche Mann gefallen lassen kann. Daß die gewaltsame, oder doch unstreitig revolutionäre Umgestaltung der Schweizer Bundesverfassung im Jahre 1848, zunächst auch den Vertrag lösen mußte, den der König von Preußen als souverainer Fürst von Neuenburg mit der Schweiz geschlossen — diesen kleinen Umstand übergehen die liberalen Blätter geflissentlich und freuen sich nur im Stillen, daß Preußen der Schweiz doch nun einmal „nichts thun kann", denn einen allgemeinen Brand wird Preußen des kleinen Ländchens wegen doch nicht entzünden wollen! Aber auch die beiden Fürstenthümer Hohenzollern, aber auch das Territorium am Jahdebusen stehen ziemlich in demselben Verhältniß zu Preußen, ja allenfalls würde der Vergleich auf die ganzen Rheinprovinzen passen, und es fragt sich, wo dann wohl die Concessionen aufhören sollten, wenn Preußen sich wirklich so schwach zeigte, dem offenkundigen Raube und dem Aneignen gestohlenen Gutes gegenüber auch nur die kleinste Concession zu machen? Unsre Regierung wird keinen übereilten Schritt thun, aber sie wird, davon sind wir überzeugt, die rechten Schritte thun und so thun, daß keinem der Männer, die sich allerdings sehr zur Unzeit und mit sehr wenigem Geschick für ihren angestammten König und Herrn erhoben haben, auch nur ein Haar gekrümmt wird. Daß es Wege giebt, um Preußen zu seinem Rechte zu verhelfen, daran zweifeln auch seine abgesagtesten Feinde nicht, und wenn die Regierung von ihren seit 1850 festgehaltenen Grundsätzen abweichen, wenn sie gewisse Freundschaften eingehen, Verbindlichkeiten anerkennen wollte, so würde die Angelegenheit vielleicht schon längst geordnet sein. Daß es nach diesem Eclat nicht mehr so fortgehen kann, fühlt Jeder, und nicht allein in Preußen, sondern man fühlt das auch in der Schweiz, denn die Ruhigen dort sind sich sehr wohl bewußt, daß sie auf einer vollkommen unrechtlichen Basis stehen, und wenn in diesem Augenblick sich auch mannichfacher Tadel für den Grafen Pourtalès und die übrigen Leiter dieser Bewegung vernehmen läßt, so dürfte doch vielleicht die Zeit nahe sein, wo man anerkennen wird, daß sie trotz ungeschickter und schlecht berechneter Führung, den Anstoß zur Wiederherstellung geordneter, dem allgemeinen Rechtsgefühl aller europäischen Staaten nicht mehr so schreiend widersprechender Zustände gegeben haben.

Für diejenigen profunden Politiker, welche nur Hohn und Achselzucken für den Muth unserer royalistischen Brüder in Neuenburg haben, erinnern wir daran, daß auch Straßburg und Boulogne mißlang

und daß dessenungeachtet der Mann, für den man damals auch nur Hohn und Achselzucken hatte, Wahl-Kaiser der Franzosen ist.

Eine andere Frage ist es freilich, ob die Führer des royalistischen Restaurationsversuches in Neuenburg nicht sehr viel anders hätten handeln können, als sie gehandelt haben, wenn sie hoffen wollten, einen nur so lange dauernden Erfolg zu erringen, bis Preußen den gelungenen Schritt sanctioniren und ihm staatliche Geltung verleihen konnte. So viel bis jetzt davon bekannt geworden ist, trug das ganze Unternehmen den Charakter eines plötzlichen Entschlusses und übereilter Ausführung, und diejenigen, welche gleich Anfangs an eine Veranlassung von Berlin her geglaubt, sind bereits vollständig verstummt. Es war nicht allein keine von Berlin aus veranlaßte, oder auch nur gebilligte Unternehmung, sondern es war auch keine ausschließlich royalistische, sondern ein versuchtes Abschütteln des nachgerade unerträglich gewordenen Joches jener niedriggesinnten, wahrhaft erbärmlichen Regierung der Piagets und Genossen. Von alledem, was bei einem solchen Unternehmen nöthig, ja unerläßlich ist, war so viel wie nichts geschehen, und die Führer sind mit einer Naivetät an die gefährliche Ausführung gegangen, die allerdings, da mehr als persönliches Mißlingen auf dem Spiele stand, zur Kritik auffordert. Mit dem Schlosse von Neuenburg war moralisch viel, materiell gar nichts gewonnen. Wenn man früher mit einem Neuenburger Royalisten über die Möglichkeit einer Schilderhebung sprach, so lautete die Antwort fast immer übereinstimmend: „Uns des Schlosses zu bemächtigen, ist leicht, mais, qui nous garantit le lendemain? Wenn die Jurassiens, die zusammengelaufene Bevölkerung von La Chaux de fonds von den Bergen herabsteigt, die wilden Banden Berns und des Waadtlandes über den See herüberkommen, wie sollen wir uns da vertheidigen?“ Allerdings ist das eine Unmöglichkeit, wenn man sich nicht gleichzeitig auch auf andern Punkten festzusetzen weiß, wenn man die Schifffahrt des Sees nicht beherrscht, nicht das eidgenössische Arsenal am Schlosse von Colombier genommen hat, wenn man das Val Travers nicht von Boudry aus schließt und dem Zuzuge vom Jura die Straßen nicht sperrt. Colombier mit seinem Schloß und in diesem die sehr bedeutenden eidgenössischen Vorräthe an Waffen, Munition, Material aller Art hätte zunächst, oder wenigstens gleichzeitig mit dem Schlosse von Neufchatel genommen werden müssen. So viel wir wissen, wohnt Oberst-Lieutenant Meuron nur wenige Schritte von diesem Schlosse. Eine Ueberrumpelung der sorglosen, wenig zahlreichen Besatzung dieses wichtigen eidgenössischen Militair-Etablissements hätte der Unternehmung eine sehr bedeutende Basis gegeben, während sie in dem ganz vertheidigungslosen Schlosse der Hauptstadt des Ländchens vom ersten Augenblick an in der Luft stand. Daß kein Handstreich auf Locle Aussicht auf ein dauerndes Behaupten gegen die Banden aus La Chaux

de Fonds geben konnte, darüber war man früher wenigstens nicht im Zweifel; daß ferner ein Angriff auf La Chaur de Fonds mißlingen muß, wenn er nicht mit Uebermacht und namentlich nicht mit Geschütz, das eben nur in Colombier durch Ueberrumpelung des Schlosses zu erhalten war, ausgeführt wird, muß Jeder, wenn auch nicht Militair, der jene Gegenden bereiste, zugestehen. Alles, was zunächst hätte geschehen müssen, geschah nicht, und Alles, was Erfolg versprechen konnte, unterblieb. Wir freuen uns, daß die edelgesinnten Führer alle Mittel verschmähten, um anders, als durch die Ueberzeugung auf die, wie immer anfangs unentschlossenen Massen zu wirken; wir sind mit ihnen stolz darauf, daß keine Gewaltthat, kein Verbrechen ihre Absicht befleckte, aber den Sieg erringt man mit solcher Mäßigung, mit solchem Edelmuthe nicht, und die republikanische Tugend hat bewiesen, daß sie sich bei Anwendung der Gewalt keine Scrupel macht, wenn sie erst einsieht, nur durch Gewalt etwas erreichen zu können. Nach allen Berichten ging der ganze Tag, den die Royalisten im Besitze des Schlosses waren, völlig thatenlos vorüber. Nicht lange und sorgfältig vorbereitete Unternehmungen dieser Art pflegen sich durch verdoppelte Energie auszuzeichnen. Hier mangelte es aber an Vorbereitung, Vorausberechnung und nachhaltiger Energie. Das Unternehmen war in dem Augenblick todt, wo es stillstand. Ist das ein Tadel für die Ausführung, so ist es wahrlich keiner für die Absicht und die Gesinnung der Männer, die das Banner unseres Königs mit Verachtung aller persönlichen Gefahr erhoben, und die, wenn es auch jetzt den Anschein hat, als würden sie schwer dafür leiden, doch einst mit Stolz und Freude auf den Anfang der Wiederherstellung geordneter Zustände in ihrem Vaterlande zurücksehen werden.

Aus der Feder eines der ersten Staatsmänner — so versichern belgische und französische Blätter — ist also jener Artikel der „Morning-Post" geflossen, der gewissermaßen dem gegenwärtigen Beherrscher der Franzosen die Freundschaft aufkündigt, wenn er sich nicht ebenfalls wegen der Schlangeninsel erhitzt. Er ist in der That von einer Deutlichkeit, die selbst einem Engländer nichts mehr zu wünschen übrig lassen wird, und wenn noch mehrere dergleichen nachfolgen sollten, so läßt sich sehr bald eine wesentliche Aenderung in der nun beinahe dreijährigen Gruppirung europäischer Sympathieen und Antipathieen voraussehen. Die Feder dieses Staatsmannes bereitet somit nur vor, was wir längst für unausbleiblich gehalten, und thut das in der That mit großer Vehemenz, welche freilich wenig für die Lecture in einem Seebade geeignet ist, indem sie sagt:

„Wenn wir die Flotte in das schwarze Meer zurückgeschickt, so beweist das nur, daß wir den eben beendigten Krieg ehrlich geführt, daß wir keine Hintergedanken und keine Nebenabsicht gehabt. Unser laut eingestandener Zweck war der Schutz Anderer, nicht Gewinn.

Großbritannien ist keine neue Macht, keine neue Organisation, der es darauf ankommen muß, eine moralische Bedeutung durch seine Allianz mit älteren und besser befestigten Staaten zu erwerben. England hat keine inneren Unruhen zu fürchten, gegen welche man eine Zuflucht in der Freundschaft anderer Mächte suchen muß. England war stark, ehrlich, und zählte nur auf sich, als es den Kampf gegen den Unterdrücker aufnahm.

Allerdings hätte England sich in dem Falle befinden können, seine Politik allein durchzukämpfen, aber es würde auch davor nicht zurückgewichen sein. Die Opfer würden allerdings noch größer, die Anstrengung noch mühevoller gewesen sein, aber der männliche Muth Englands würde die Söhne seines Landes auf den Weg der Pflicht gebracht haben, das Uebrige der Vorsehung anheimstellend. Quod verum tutum!

Englands Politik ist nicht gemacht, den politischen Zufälligkeiten anderer Staaten nachzugeben. Wenn wir die größte Nation sind — und wir sind davon durchdrungen — so haben wir auch besondere Pflichten, die aus dieser Stellung hervorgehen, und es kann sogar unser Interesse und unserer würdig sein, isolirt zu stehen. England allein hat in der Schlangeninsel-Frage Rußland zugerufen, daß es weder Zweideutigkeiten noch Ausflüchte will.

Rußland will sich der Entscheidung des Pariser Friedens-Congresses unterwerfen. Aber England allein antwortet ihm auf das Entschiedenste: Nein! Das ist eine nothwendige Folge seiner Politik. Wollen sich andere Staaten dieser Politik anschließen, desto besser. Wollen sie es nicht, wird England dessenungeachtet seine Pflicht zu thun wissen.

Den Vorschlag Rußlands will England nicht annehmen. Unsere Staatsmänner sollten sich wohl vorsehen, sich durch eine übertriebene Höflichkeit so blenden zu lassen, daß sie bei der Entscheidung über Fragen unserer auswärtigen Politik einem fremden Staate, oder allen fremden Staaten zusammen, den ersten Platz einräumen."

Wir haben diesem deutlichen Artikel nichts hinzuzufügen, als daß Lord Firebrand anerkannt gelegentlicher Mitarbeiter der „Morning-Post" ist und dieses Blatt noch stets der Barometer für schön Wetter oder Sturm am englischen Horizonte war.

Die große Wetterfahne „Times" singt bei der ganz äußerlichen Veranlassung der Moskauer Kaiserkrönung ein Loblied Rußlands und seines Kaisers, das seltsam nicht allein gegen die mehrjährigen verlogenen und giftigen Angriffe des Blattes gegen Rußland, sondern auch gegen den Ton absticht, den sie mit Rücksicht auf die einstweilige Besetzung der Schlangen-Insel anstimmt. Man kann sich allerdings in seinem politischen Urtheile irren, man kann mit seinen Wünschen zu weit gehen, seine Abneigungen zu lebhaft aussprechen, aber kein ehr-

liebender politischer Schriftsteller darf sich zur Lüge, Entstellung, Herabwürdigung herbeilassen, wenn er seine Aufgabe nicht verkennen, den Beruf und den Nutzen der Presse nicht unmöglich machen will. Wir sprechen nicht von dem, was „Times" während des Krieges gethan. Wenn das Blatt glaubte, dem damals erklärten Feinde Englands irgend einen Schaden zufügen zu können, so war es in seinem Rechte, ja, in seiner Pflicht; wir verstehen wenigstens die Pflicht der Presse so, selbst bei abweichender persönlicher Meinung die Sache des Vaterlandes gegen den nun einmal als solchen anerkannten Feind zu verfechten. Aber was nicht allein „Times", sondern die ganze englische Presse zur Anschürung des Krieges und seit dem Friedensschlusse gethan, erscheint unedel, belfernd und, was auf geistigem Gebiete fast noch schwerer wiegt, unverständig. Es müssen dann freilich solche Umschläge und solche Wendungen eintreten, wie wir sie die englische Presse gegenwärtig fast täglich machen sehen. Für den Augenblick ist wieder einmal das Lob Rußlands und der Tadel Frankreichs an der Tages-Ordnung. Beides, wie gewöhnlich, übertrieben und leidenschaftlich, vor allen Dingen aber oberflächlich. Wer Rußland nach dem Festgepränge dieser Krönung beurtheilen will, wer die Bedeutung und Kraft Rußlands nur in dem sucht, was grade jetzt blendet und glänzt, der zeigt eben, daß er unfähig ist, tiefer zu erkennen und sachverständig zu urtheilen. Nach unserer Ansicht beginnt erst jetzt die ungleich schwierigere Aufgabe für den Kaiser Alexander II., wie sie für den gegenwärtigen Beherrscher der Franzosen erst mit der Beendigung des Krieges gegen Rußland und mit allmäliger Lockerung der englischen Freundschaft begonnen hat. Was wir von Freunden aus Rußland und über Rußland gehört, scheint unseren früheren Ausspruch zu bestätigen, daß dort die vaguesten und widersprechendsten Begriffe über das herrschen, was das „neue System" Rußlands genannt wird. Wieder einmal stellt sich „bereitwillig ein Wort ein, wo die Begriffe fehlen." Nach dem „Nord" wird Rußland seine bisherige äußere Politik aufgeben und sich mit Verbesserungen in seinem Innern beschäftigen; nach liberalen russischen Bade-Reisenden wird Rußland seinen Adels-Corporationen kreisständische Befugnisse nach deutschem Muster einräumen und diese in einer Art von vereinigtem Landtage, allerdings vor der Hand nur berathend, concentriren; nach russischen Offizieren wird es bald keine Verbesserung des Kriegs-Materials und der Waffen in Europa geben, die Rußland nicht, wenn auch mit dem Opfer von Millionen und abermals Millionen zu seinem Eigenthum machte, — die früher in Formen erstarrte Taktik soll aus ihren Fesseln gelöst, — dem bewunderswürdigen Gehorsam auch der glänzende französische Elan hinzugefügt werden. Unterschleife und Betrügereien sollen nicht mehr statt finden, das beweisen die strengen Strafen, welche Kaiser Alexander II. über Untreue und Veruntreuung verhängt. Wir glauben in allen diesen Hoffnungen und Voraussetzungen einiges Wahre und vieles Falsche

zu erkennen. So lange die Krone in Rußland ihre Beamte — und ihre Zahl ist für dieselbe Arbeit wenigstens doppelt so groß als im übrigen Europa — nicht auskömmlich bezahlt, sind alle diese Zukunftsschilderungen trüglich. Hier und hier allein liegt, zusammen mit einer nach und nach geschehenden Aufhebung der Leibeigenschaft, das Fundament für jede wirkliche Verbesserung in Rußland. Alles Andere kann das Gebäude zieren, in einzelnen Theilen wohnlicher machen, aber das Fundament nicht so tief legen, daß es alle europäische Sculptur und Verzierung die oben angesetzt wird, tragen kann. Beamtete und Offiziere müssen auskömmlich bezahlt werden, um jeden Unterschleif mit vollkommener Gerechtigkeit bestrafen zu können, und der Mensch muß aufhören Eigenthum eines Andern zu sein, um auf ihn rechnen zu können. Dieses Problem wird das „neue System" zu lösen haben, von dem jetzt jedermann spricht, ohne sich die Mühe einer genaueren Untersuchung der socialen Zustände Rußlands — dieser nordischen Sphynx — zu geben.

Die Motive, welche das gegenwärtige spanische Ministerium in einem weitläuftigen Pro Memoria der Königin Isabelle unterbreitet hat, um von ihr die Unterzeichnung des Decretes zur Auflösung der constituirenden Cortes zu erhalten, sind jedenfalls eines der merkwürdigsten Actenstücke zur Geschichte des 19. Jahrhunderts und eine Illustration des Liberalismus, die er lange nicht verwinden wird, von welcher daher auch liberale Blätter möglichst wenig Notiz nehmen und fast keine Zeitung dieser Farbe den Inhalt abdruckt. Eine so weitläufige Argumentirung wäre von Seiten der Minister auch kaum nöthig gewesen, denn die Königin trug dem Wunsche ihrer Minister gewiß den besten Willen entgegen, und Ihre Majestät hätte sich gewiß auch mit der bloßen Vorlegung des Decretes begnügt. Für uns ist an der Auflösung dieser constituirenden Cortes und den Motiven dazu nur der Umstand merkwürdig, daß O'Donnell für diese Versammlung vor zwei Jahren ein Rebell geworden ist, allerdings ein glücklicher, aber doch immer Rebell, und daß das von ihm gestürzte Ministerium viel weniger gewollt hat, als er jetzt selbst thun muß. Es wäre dem damals verjagten Ministerium gewiß nicht eingefallen, Nationalgarde und Cortes aufzulösen, obgleich damals die jetzt gedruckten Motive auch schon wahr und richtig waren. Aber freilich damals war die Cortes dem werdenden Minister nützlich, jetzt ist sie dem gewordenen hinderlich. Das erklärt mehr als alle Argumente. Für den Verfasser dieses Documentes wird der Minister Rios-Rosas gehalten, und nach dem zu urtheilen, was man sonst von diesem Staatsmann hört, ist die Annahme wenigstens wahrscheinlich. Das Ganze ist für unsern Raum zu umfangreich; eine kleine Blumenlese des Ideenganges der jetzigen spanischen Minister, welche 1854 eine reinere Form des Constitutionalismus herstellen wollten, aber doch so einladend, daß wir Einiges aus dem pomphaften „Exposé des motifs", wie er in

der „Revista militar" vor uns liegt, übersetzen. Es paßt auch für andere Länder und andere constituirende Versammlungen!

„Die ehrgeizigen Ueberschreitungen der Cortes erklären sich theils dadurch, daß die von Patriotismus und monarchischer Gesinnung beseelte Majorität sich von einer Minorität hinreißen ließ, die, blind durch ihre eingebildete Macht, ihre eigentliche Aufgabe vergaß, sich keine Grenze zu setzen wußte, und nichts that, um das Werk zu Ende zu führen, welches der constituirenden Cortes übertragen worden war. Sie hätte statt über das Unmögliche und Utopische zu debattiren, besser gethan, sich des unglücklichen Beispiels anderer Parlamente zu erinnern, welche in den letzten Jahren berufen worden waren, europäische Revolutionen zu constituiren.

Der Himmel versagte der constituirenden Cortes während dieser betrübenden Periode zweier tödtlich langen Jahre die Gabe der Mäßigung und der Bescheidenheit. Es war ein trauriges Schauspiel, kaum mit den unruhigsten Zeiten unserer Geschichte zu vergleichen. Die Cortes blieb den Forderungen der Nation unzugänglich, weil sie sich an ihren eigenen Debatten berauschte, weil sie nur in ihrer eigenen Atmosphäre lebte und sich gegen die schnelle, vielfache und unaufhörliche Bewegung der Menschen, Begebenheiten und Parteien abschloß.

Und welch eine ungesetzliche Haltung fand die Cortes für gut in ihrer Sitzung vom 14. Juli anzunehmen, zwar in einer Minorität, aber doch in einer sehr zahlreichen Minorität? Diese Haltung war es, welche die blutigen Ereignisse von Madrid, Barcelona und in mehreren anderen Städten veranlaßte.

Wir, die Minister Eurer Majestät, dürfen daher nicht länger zögern, die Auflösung der constitutionellen Cortes vorzuschlagen, wenn wir unser schweres Werk, die Wiederherstellung einer constitutionellen Monarchie in ihrer wahrsten und legalsten Form, (!) vollbringen sollen.

Glücklicherweise haben wir nicht nöthig, unsere Handlungsweise vor der Legalität zu verfechten, wie wir es in diesem Exposé vor der Vernunft gethan haben, denn das Zeugniß der Politik wie der Geschichte steht auf unserer Seite, daß jede politische Versammlung, die nur von sich selbst abhängt und keinen Zaum in einer Gewalt außer ihr hat, gefährlich und despotisch ist. Somit schlagen wir Eurer Majestät vor u. s. w. u. s. w."

Wenn ein solches Decret vor zwei Jahren erlassen worden wäre, so würde O'Donnell wenigstens einen Anschein von Recht zu seiner damaligen Rebellion gehabt haben. Mit welchen Gefühlen er jetzt seinen Namen unter diese Arbeit seines Collegen Rios Rosas gesetzt, vermögen wir freilich nicht zu fassen; daß er aber seiner eigenen Rebellion vor zwei Jahren das strengste Urtheil damit gesprochen, das wenigstens bedarf keines Beweises.

Wenn wirklich die Schlangen-Insel stillschweigend an Rußland abgetreten wurde, als die Türkei Bessarabien an seinen mächtigen Nachbar verlor, ohne daß der wüste Fleck besonders in der Friedensstipulation genannt war — so versteht es sich allerdings von selbst, daß sie eben so stillschweigend jetzt in den Besitz der Türkei zurückgeht, wenn sie auch nicht mit derselben geographischen Genauigkeit in dem Friedens-Instrumente genannt ist, wie z. B. — Bolgrad! Wir finden in der That in keinem der betreffenden Tractate die Schlangen-Insel besonders erwähnt, und sehr natürlich so, weil sie wirklich keinerlei Bedeutung, am wenigsten eine strategische hat, die man ihr freilich jetzt so gern beilegen möchte. So lange die momentane Besetzung der Schlangen-Insel von Seiten der Russen als eine nothwendige Sorge für den Unterhalt des Leuchtthurms erklärt, (und die gleichzeitige Nachricht aus Paris, daß die neuen Lampen von dort aus erst jetzt unterweges sind, scheint diese Annahme zu bestätigen), so lange lastet kein politischer Fehler auf der immerhin besser unterbliebenen Maßregel der Odessaer Militair-Behörde. Würde die Angelegenheit aber wirklich zu einem politischen Streitpunkte gemacht, so könnte man den Westmächten eine Mißbilligung solchen Vorgehens nicht verübeln. Wenn Streitigkeiten über einen bestimmt genannten Punkt entstehen, wie z. B. über die Grenze bei Bolgrad, so ist Rußland in seinem Recht, wenn es sich sträubt, mehr leisten zu sollen, als der Rath der Repräsentanten aller europäischen Großmächte von ihm verlangt hat. Ueber einen Punkt aber, der nicht besonders genannt ist und unstreitig zu demjenigen Theile des streitigen Territoriums gehört, dessen Rückgabe an die Türkei von den Westmächten als ein genügender Kriegszweck erklärt wird, kann keine Meinungsverschiedenheit entstehen, denn die Rückgabe versteht sich dann von selbst. Wir können uns kaum denken, daß Rußland, welches so große Opfer für Herstellung des Friedens gebracht, das Verdienst derselben durch Kleinliches und entschieden Unwesentliches schmälern sollte, und sind überzeugt, daß es wirklich mit der Leuchtthurms-Angelegenheit nicht allein seine anscheinende, sondern auch wirkliche Richtigkeit hat; aber es thut uns dessenungeachtet leid, daß eine vielleicht ganz absichtslose und jedenfalls ohne Berechnung der möglichen Folgen verfügte Maßregel, dem englischen Ministerium und der englischen Presse wenigstens den Vorwand zu abermals großen Worten und heroischen Redensarten gegeben.

Wappen-Sagen.

Borek.

„Die Zeit ist um, die Zeit ist aus —
In Trümmern liegt mein festes Haus,
Zieh, Knabe, hinüber nach Polen;
Dort wogt der Kampf, dort klirrt der Streit,
Das ist für den Tapfern die rechte Zeit,
Sich Ruhm und Ehre zu holen.
Ich bin zu alt, bald bin ich kalt,
Die Jahre, sie lasten mit Riesengewalt,
Drum kann ich Dich nimmer geleiten;
Ist fest Dein Tritt, ist rasch Dein Schritt,
Ich gebe Dir keine Geharnischten mit,
Mit Dir nach Polen zu reiten.
Einst tobt im Schloß ein großer Troß,
Jetzt gebe ich Dir mein einziges Roß,
Dazu drei flüchtige Hunde,
Die Hunde sind, Du kennst sie, mein Kind,
Flüchtiger noch als der flüchtigste Wind,
Und weitberühmt in die Runde.
Nun jage im Klee und jage im Schnee,
Genieße die Freude und dulde das Weh,
Gott möge Dir Beides bescheeren!
Du kehrest zurück, gesegnet vom Glück,
Nur halte bei jedem waglichen Stück
Mir meine drei Hunde in Ehren."
Der Alte sprach, der Sohn danach
Zog weit hinaus am selben Tag,
Sich Ehr' und Ruhm zu erwerben;
Der junge Sproß, des Vaters Roß,
Drei Hunde waren sein ganzer Troß —
Er konnte nimmer verderben! —

Das Hifthorn klang, das Jagdroß sprang,
Der Herzog sich froh in den Sattel schwang,
Hei! losgekoppelt die Meute!
Sie jagten stolz durch's Tannenholz,
Verschossen wurde da mancher Bolz,
Tief klang der Bracken Geläute;
Durch Haide und Flur, des Edelwilds Spur
Der Herzog alleine kann folgen nur,

Der Spur auf thauiger Erde —
Da stocket die Jagd, vergebens gewagt,
Der Herzog zornig den Schnurrbart nagt
Und scheltend springt er vom Pferde.
Da sauset herbei mit Waidmannsgeschrei
Ein junger Gesell, drei Hunde dabei,
Drei Hunde, weiße und schlanke;
Den Einen legt an der waidliche Mann,
Den Herzog von Neuem die Jagdlust gewann,
In das Hifthorn stieß er, das blanke.
So jagen die Zwei, der Hunde sind drei,
Und sechszehn Enden am stolzen Geweih
Des Hirsches, den sie bekommen.
Weil solche Jagd dem Herzog behagt,
D'rum hat er den Jüngling die Sprüche gefragt
Und ihn zum Jäger genommen.

Der Nothruf schallt dumpf durch den Wald,
Es scholl noch nimmer mit solcher Gewalt —
Der Herzog, der Herzog gefangen!
Sie fielen ihn an im eigenen Bann,
Sie fingen mit Listen den fürstlichen Mann,
Den sonst sie nimmer bezwangen.
Sie schleppten ihn fort, am sichern Ort
Die Rache zu kühlen durch schändlichen Mord,
Die Rache, die sie geschworen.
Des Herzogs Kind, schön Siegelind,
Hieß satteln all ihr Hofgesind,
Den Vater, den Herzog zu retten.
Der Treuen Heer steht um sie her,
Die Jungen prunken in stattlicher Wehr,
Die Alten mit güldenen Ketten.
Da trat heran der Jägersmann,
Den jüngst der Herzog erst gewann
Und naht dem stattlichen Kreise.
Er beugt' sein Knie und grüßte Sie,
Schön Siegelind, sie sah noch nie
So ritterliche Weise.
„O Herrin mein, das Auge Dein
Soll bald der Thräne ledig sein,
Die jetzt daran noch funkelt;
Ich schwör' es hier, ich bringe Dir
Den Vater, der der Krone Zier,
Noch eh' es wieder dunkelt!"

Sie reicht die Hand, halb abgewandt,
Dem Mann, den sie so trefflich fand,
So wie noch keinen Zweiten.
Der küßte sie auf seinem Knie,
Er fühlte Wonnen so wie nie,
Doch faßt er sich bei Zeiten.
Dann zog er aus und nahm zum Strauß
Die besten Streiter mit hinaus,
Den Herzog mußte er finden.
Er ritt voran, die Such' begann,
Da legte der kluge Jäger an
Den stärksten von seinen Winden.
So zog er hin mit keckem Sinn,
Es galt den köstlichsten Gewinn,
Er war ein kühner Geselle.
Und noch vor Nacht hat er gebracht,
So schnell, kaum hätt' er's selbst gedacht!
Den Herzog auch zur Stelle.
Wohl floß sein Blut aus Wunden gut,
Die ihm im Kampf des Feindes Wuth
Mit breitem Schwerte geschlagen.
Doch für den Gruß und für den Kuß,
Den Siegelind ihm gönnen muß,
Hätt' er noch mehr ertragen.
Der Ritterschlag am andern Tag
Ihn kaum so mächtig freuen mag
Als Siegelinde's Grüßen,
Das Wappenschild, verliehen mild,
Darin der weißen Hunde Bild,
Ihr legt er's gern zu Füßen.
Und seit der Zeit im Ritterkleid
War in des Herzogs Kriegsgeleit
Der Jägersmann der Beste,
Im Rath so weis', im Kampfe heiß
Errang er stets den höchsten Preis
Und stürmte jede Veste.
Um die er minnt, schön Siegelind,
Des großen Herzogs stolzes Kind,
Ward endlich auch die Seine.
Der edle Stamm, der von ihm kam,
Der tausend Jahr kein Ende nahm,
Er blüht noch heute feine!
Jahr ein, Jahr aus, der Böhne Haus
Schickt manchen jungen Krieger aus

Zu Kampf und kühnem Wagen;
Im Wappen frei der Hunde drei
Und immer ein kühner Jäger dabei,
Die können schon was erjagen.
Sie jagen im Klee, sie jagen im Schnee,
Genießen die Freude und tragen das Weh,
Wie's kommt, so wird es genommen;
Für König und Land mit eiserner Hand,
So halten die Böhne nach Herzenslust Stand,
Das möge den Treuen bekommen!

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Zweite Abtheilung.

Die Irrlichter.

Viertes Capitel.

Das königliche Frankreich zu Brie.

„Gleich einem Kahn auf hohen Wogen, treibt
Sein ahnend Herz mit ungeduld'gem Schwanken
Auf ungestüm sich wälzenden Gedanken:
So nah dem Port; so nah und doch so weit!
Es ist ein Augenblick und deucht ihm Ewigkeit."
(Wieland: Oberon.)

Am Abend war's des Tages, an welchem der Graf von Artois seinen Einzug in Brie gehalten; in der Prevoté, so nannte man noch immer das stattliche Haus des Herrn Boucher von Crevecoeur, weil er einst Prevot der Stadt gewesen, war den lauten Ausbrüchen wahrer oder erheuchelter Freude jene tiefe Stille gefolgt, welche die Wohnungen der Fürsten umgiebt, sobald ihr Wink das laute Treiben entfernt, das sie sonst mit Huldigungen umgiebt.

In der Stadt rauschte das Leben lauter, als der stille Ort sonst gewohnt war; die große Anzahl von Familien, welche aus der Umgegend sich an diesem Tage hier zusammen gefunden, und die allgemeine Aufregung, die sich der Gemüther bemächtigt hatte, belebte die für gewöhnlich schon am Tage stillen Straßen von Brie heute sogar noch in den spätern Abendstunden.

In vielen Kreisen feierte man den Einzug des Prinzen auf altfranzösische Weise mit Tanz und Musik.

Aber nicht Alle, welche sich öffentlich der Ankunft des Prinzen gefreut, vermochten es, sich der Sorglosigkeit hinzugeben; es waren nicht nur kaiserliche Beamte, die heute erst von der Tricolore abgefallen waren und sich zum ersten Male wieder gebeugt hatten vor dem Lilienbanner, denen das jubelnde vive le roi! das hundertstimmig aus den offenen Wirthshäusern jauchzte, die Kehle zuschnürte, auch manchem guten Royalisten versetzte der Gedanke den Athem, daß Napoleon, der furchtbare Kriegsmeister, doch noch Vortheile erringen und die fremden Fürsten nö-

thigen könne, einen Frieden mit ihm zu machen, der ihn im Besitz des Thrones lasse.

Es waren nur wenige Royalisten, die bei solchem ängstlichen Gedanken sich an die Barmherzigkeit Gottes wandten und in dem Vertrauen auf den lebendigen Gott neuen Muth fanden; die meisten schöpften, gleich den abtrünnigen Bonapartisten, ihren Muth und ihre Zuversicht aus dem Vertrauen, das sie zu der Klugheit des Fürsten Talleyrand hatten.

Unter denjenigen, die sich gar nicht auf Talleyrand verließen, sondern ihn nur als eins von den manchen unwürdigen Werkzeugen betrachteten, deren sich Gott zur Wiederherstellung des Königthums bediente, befand sich auch der junge Herr mit dem ernsthaften Gesicht, der mit dem Baron von Raucourt, Einer von den Letzten, die der Graf von Artois entlassen, aus der Prevotó trat und langsam, mit leicht und nachdenklich nach vorn geneigtem Haupte, dem nahen Hause zuschritt, in welchem er seine Wohnung genommen.

Schweigend gingen die beiden Herren auf dem kurzen Wege neben einander her; es war ein klarer, aber ziemlich rauher Märzabend, der Baron knöpfte fröstelnd seinen Pelzrock fester zu, und der junge Mann, den er begleitete, hüllte sich mit einer Sorgfalt in seinen schwarzen Sammetmantel, die auf große Empfindlichkeit, wenn nicht auf Weichlichkeit, deutete.

Der Baron bemerkte das und sagte mit der ihm eigenthümlichen Art von Spott: „Die Pariser Herren sind sehr empfindlich gegen die Witterung!“

Der junge Mann begnügte sich, den Ausfall des Barons mit einer stummen Neigung seines Hauptes zu pariren.

Sie traten in das Haus und folgten dem bereitstehenden Diener, der ihnen voranleuchtete und sie in ein Gemach führte, das mit außerordentlicher Einfachheit möblirt, aber gut erwärmt und hell erleuchtet war.

Als der Diener seinem Herrn den Mantel abgenommen hatte, entfernte er sich leise.

„Wir sind allein, Herr Baron,“ begann der junge Mann, einen Stuhl präsentirend, die Unterhaltung.

Er setzte sich erst, als der Baron Platz genommen, in jeder Bewegung eine würdevolle Artigkeit zeigend, die bei einem so jungen Manne auffallen mußte.

„Sie theilen die Hoffnungen des Prinzen nicht, Herr Marquis?“ fragte der Baron in einem Tone, der hinlänglich verrieth, wie sicher der Fragende auf eine zustimmende Antwort rechnete.

Er fand sich daher nicht wenig überrascht, als der junge Edelmann mit mildem Tone entgegnete: „Ich theile die Hoffnungen des Prinzen, der sein und seines königlichen Hauses Recht von der Barm-

herzigkeit Gottes erwartet, aber Sie, mein Herr Baron, sind wohl nicht ganz unserer Ansicht? Ihre Frage läßt mich das vermuthen!"

„In der That," versetzte der Baron, dessen äußere Ruhe die innere Ueberraschung verbarg, „meine Hoffnungen auf die glückliche Wiederherstellung des legitimen Thrones kämpfen noch mit harten Zweifeln; ich sehe noch große Schwierigkeiten!"

„Wir übersehen sie nicht und haben Muth, sie zu überwinden!" lautete die einfache Antwort.

„Aber haben Sie die Mittel dazu?"

„Wir suchen diese Mittel mit Eifer und finden täglich neue!"

„Es ist wahr," sagte der Baron, „als Sie heute hier ankamen, Herr Marquis, fanden Sie eine Stadt, welche herzlich wenig Theilnahme für die königliche Sache zeigte, im Laufe weniger Stunden hat sich das gewaltig geändert; hören Sie!"

„Vive le roi! Vive le prince!" riefen Stimmen unten.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," nahm der junge Marquis das Wort, „ich habe vor Ihnen auch kein Hehl, daß ich diese Stimmung verändert habe; ich bestätige damit nur, was Ihr Scharfsinn schon errathen hat; ich brachte einem bisher kaiserlichen Beamten einen Brief von einem Vertrauten des Herrn von Talleyrand. Die Mittel sind nicht immer die reinsten, wollte Gott, ich könnte es ändern!"

Der Baron vermochte es nicht, sich diesem ernsten jungen Manne gegenüber zurechtzufinden; jene äußere Ruhe, die er sich in so hohem Grade zu eigen gemacht, wurde ihm nun so schwer festzuhalten.

„Ich habe einen Brief vom Baron von Vitrolles!" flüsterte er endlich.

„Und was enthält er?"

„Dringende Bitten, den Prinzen nicht zu exponiren; man sei im Hauptquartier der Alliirten eigentlich noch wenig geneigt, sich zu einer Herstellung des legitimen Königthums verbindlich zu machen; Sie sehen, Herr Marquis, daß ich nicht ohne triftige Ursache von Schwierigkeiten sprach."

„Und warum, entschuldigen Sie," fragte der Marquis höflich; aber sehr ernst, „warum sagten Sie das Seiner königlichen Hoheit nicht?"

„Ich habe nur den Auftrag, die Freunde des königlichen Hauses davon zu benachrichtigen!" antwortete der Baron.

Der Marquis überlegte einige Augenblicke, dann sagte er ruhig: „Ich weiß, daß Sie ein guter Royalist sind, Herr Baron von Raucourt, darum darf ich Ihnen sagen, daß uns gar nichts daran gelegen ist, ob sich die Alliirten verbindlich machen zur Herstellung des Lilien-Thrones, im Gegentheil, wir wünschen das gar nicht. Leider sind wir nicht im Stande gewesen, ohne fremde Hülfe den Usurpator zu stürzen und aus eigener Kraft unsere Könige wieder einzusetzen; da das aber

nicht möglich war, so wollen wir uns und unseren Nachkommen wenigstens so viel Genugthuung geben, daß wir sagen können: als die Fürsten und Völker den Thron des großen Usurpators Napoleon umgeworfen hatten, da erhub sich das französische Volk und verlangte mit lautem Ruf sein altes Königshaus zurück! Das ist es, mein Herr Baron; muß Frankreich den Sturz des Kaiserthrones Fremden danken, so will es die Aufrichtung des Königsthrones wenigstens selbst verlangen."

„Ich verstehe, das ist vortrefflich!" entgegnete der Baron weit lebhafter, als sonst seine Art war; das französische Herz war berührt, und seine Bewegung zeigte dem jungen Marquis erst, wie unendlich wichtig es für das wieder herzustellende Königthum war, dem Nationalgefühl und auch der Nationaleitelkeit der Franzosen diese Genugthuung zu geben.

„Darf ich bitten, Herr Baron, mir zu sagen," begann der junge Marquis nach kurzem Besinnen wieder, und jetzt in einem Tone, welcher zwar nur einen leichten, aber immerhin einen Anstrich von pedantischer Geschäftsmäßigkeit hatte, „darf ich Sie bitten, sich Ihres gütigen Versprechens zu erinnern und mir die Adressen derjenigen Royalisten zu geben, welche in der Gegend, wo die Güter Ihrer Familie liegen, den meisten Einfluß haben."

Der Ausdruck, die „Güter Ihrer Familie", rief eine leichte Röthe auf das Antlitz des Barons, und die Bewegung des ruinirten Edelmanns war so mächtig, daß er einen Augenblick mit der Antwort zögerte.

Diese Zögerung verstand der Marquis falsch, und mit der würdevollsten Höflichkeit sagte er: „Entschuldigen Sie mich, ich hatte durchaus nicht die Absicht, ein Geheimniß aus dem Zweck zu machen, zu welchem ich mir die Namen der einflußreichen Royalisten Ihres Landes erbitte, nein, ich würde sofort jetzt darauf gekommen sein, freilich hätte ich den Anfang damit machen müssen. Es handelt sich um eine Broschüre, welche der berühmte Verfasser des Werks: „Vom Geist des Christenthums", welche unser großer Dichter, der Vicomte von Chateaubriand, so eben geschrieben hat. Diese Broschüre heißt: „Ueber Bonaparte und die Bourbonen". Voll Feuer und Glanz spricht der große Dichter im Namen der Legitimität zu dem französischen Volke, er sagt dem Volke, was es nicht mehr weiß; er spricht zu ihm von dem Könige und seinem Hause, er nennt ihm die vergessenen Namen seiner Prinzen, er bricht mit seinem mächtigen Wort die Herrschaft, welche das Kaiserthum über die Geister übt, und macht die Geschichte Frankreichs, die Geschichte seiner Könige wieder lebendig! In vielen Tausenden von Exemplaren haben wir diese Broschüre verbreitet und wir fahren fort damit. Jedes Exemplar dieser Schrift, Herr Baron, ist ein Soldat für das Königthum!"

Während der junge Marquis diese Worte sprach, deren Feuer hinlänglich darthat, daß sein Ernst und seine Zurückhaltung nicht aus Mangel an Temperament hervorgegangen, hatte der Baron Zeit gehabt, sich zu sammeln, und mit stolzer Selbstüberwindung sagte er: „Ich

bin Ihnen sehr dankbar für diese Mittheilung, mein Herr Marquis, ich hoffe den besten Erfolg von dieser Schrift unseres großen Dichters, aber Sie haben meine Zögerung vorher falsch gedeutet; Sie sprachen von den Gütern meiner Familie, Herr Marquis, meine Familie hat keine Güter mehr, ein gewissenloses Familienhaupt hat uns Alle und unsere Kinder um das Erbtheil unserer Ahnen betrogen, darum verzeihen Sie, daß der ruinirte Edelmann nicht ohne Bewegung von den Gütern seiner Familie reden hören kann. Indessen bin ich immer noch im Stande, die Auskunft zu geben, welche der Herr Marquis wünscht."

Der Marquis war feinfühlend genug, auf dieses Bekenntniß durch nichts anderes als einen verständnißvollen Blick zu antworten; er nahm ruhig seine Brieftasche und notirte die Adressen, welche ihm Raucourt gab.

Der Baron erhob sich eben, um Abschied zu nehmen, als der Diener des Marquis eintrat und seinem Herrn einige Worte zuflüsterte, dieser gab ein Zeichen der Einwilligung, dann wendete er sich zu dem Baron und bat denselben höflich, noch einige Minuten zu verweilen, da ein Bote der Royalisten in Auvergne so eben angelangt sei, und zwar ein tief eingeweihter des royalistischen Bundes, wie er aus der ihm gesendeten Losung schließe.

Der Baron verbeugte sich einwilligend.

Bald darauf trat ein freundlicher Mann ein, wohlgekleidet, aber höchst einfach, der war weit über Mittelgröße, sehr mager und in seinem Angesicht, das von leicht gepuderten Locken umgeben war, funkelten scharf die schwarzen Augen.

Der Marquis ging ihm einige Schritte entgegen und hieß ihn willkommen, dann sagte er: „Der Herr Baron von Raucourt, Einer unserer Freunde; darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Mein Name ist dem Herrn Marquis vielleicht nicht ganz unbekannt, ich heiße Louis Morlier, Schmiedemeister zu Rhodez."

„Der Marschall von der Kastanie?" rief der Marquis überrascht.

„Man nannte uns in Scherz und Ernst einst die Marschälle von der Kastanie," entgegnete der Schmiedemeister lächelnd, „jetzt thut's keiner mehr, und warum sollten sie's auch? ist ja so vieles nicht mehr wie sonst in Frankreich, aber die Kastanienschmiede am Aveyron, von der jener Zuname kommt, die besitze ich noch heute, wie sie meine Väter seit ein paar Jahrhunderten besessen und wie sie mein Sohn nach mir haben soll!"

Der alte Bürger sagte das nicht ohne Stolz, der ruinirte Edelmann wandte sein Antlitz ab.

„Herr Morlier," nahm der Marquis das Wort, „ohne Zweifel sind Sie der Sohn des wackern Meisters Augustin Morlier, der mit zwei oder drei andern Deputirten des dritten Standes so fest am Königthume hielt, viele große Edelleute beschämend; der mit meinem seligen

Vater, dem Ritter von Montsoreau, die Herbergen der Gerechtigkeit gründete und im Kampfe für dieses theure Königthum der Lilien nimmer müde wurde bis an den späten Abend seines Lebens!"

„Der bin ich, Herr," entgegnete Meister Morlier, eine Thräne im Auge zerdrückend, „ich bin der Sohn des braven Mannes, dessen Sie so eben in so ehrenvoller Weise gedacht, wofür Sie Gott segnen möge und die heilige Jungfrau!"

„Wie sollte ich den tapfern Royalisten, den treuen Christen nicht rühmen," rief der Marquis, „den Freund meines edlen Vaters, den Schützer meiner geliebten Mutter! Wissen Sie nicht, Herr Morlier, daß ich zu Versailles in der August-Nacht geboren wurde, Anno 1789, wo Gott die Priester und Edelleute Frankreichs mit Wahnsinn schlug bis auf Wenige, und daß diese Wenigen Pathenstelle vertraten bei mir, und daß sich unter diesen meinen Pathen auch der Deputirte des dritten Standes für Rhodez befand, der treue Marschall der Kastanie?"

„Ich weiß es, Herr Marquis," entgegnete der Schmiedemeister herzlich, „aber es freut mich innig, daß Sie einen solchen Werth darauf legen; oh! Herr Marquis, ich habe den edlen Ritter von Montsoreau, Ihren lieben Herrn Vater, wohl gekannt, und auch Ihre Frau Mutter! oh! wer hätte die große und gute Dame Claudia auch nur ein Mal gesehen und könnte sie vergessen!"

An dem großen glänzenden Auge des jungen Edelmanns hing eine Thräne, er legte seine feine, weiße Hand in die harte, braune des Schmiedemeisters, er faßte sie mit festem Druck, die Erinnerung an liebe Todte vereinte ihre Hände.

„Und was bringen Sie aus der Auvergne, lieber Freund?" fragte der Marquis, sich zusammennehmend.

„Die Royalisten der Lande Rovergne und Auvergne sind bereit," antwortete der Schmiedemeister, sich machtvoll aufrichtend, und das Feuer der alten Marschälle der Kastanie brach aus seinen Augen. „Sie haben mich zu unserm Prinzen geschickt, ich habe ihn in Burgund gesucht, man hat mich hierher gewiesen; ich bin zu Ihnen gekommen, Sie werden mich zu dem Prinzen, den Gott segnen möge, führen. Möchten Sie bei meinem Eintritt zu dem Prinzen mein Pathe sein, wie mein alter Vater Ihr Pathe gewesen beim Eintritt in die Welt. Sie haben sich Ihres Pathenkindes nicht zu schämen, Herr, denn ich stehe hier im Namen und Auftrag von acht und dreißig tausend Royalisten, der Prinz mag befehlen, und auf sein Wort fliegt das Lilienbanner von allen Thürmen der Auvergne und Rovergne lustig, wie in alten Tagen, hinaus in französische Luft."

„Und sind Sie Ihrer Sache dort so sicher, Herr?" fragte der Baron, überrascht von der Zuversicht, mit welcher der Schmiedemeister sprach.

„So sicher, wie meiner Seele Seligkeit durch die Erbarmung Gottes und die Fürbitte der Heiligen!" antwortete Louis Morlier,

und sein Wort klang fest, wie sein Hammerschlag, „es giebt in ganz Rovergne und Auvergne keinen Ort, in dem wir nicht Herr wären über die Blauen; Gnade Gott dem, der sich uns widersetzt!"

„Ich hätte nicht geglaubt, daß noch so viel Liebe dort zu finden für unser altes Königshaus!" zog sich der Baron zurück.

„Was die Liebe für's Königshaus nicht thut," entgegnete der Schmiedemeister körnig, „das thut der Haß gegen das Kaiserthum. Das darf man so genau nicht nehmen in diesem Augenblick. Wir werden dann schon dazu sehen, daß es nicht ausartet, und wir bei uns werden gewiß nicht vergessen, daß es eben auch Franzosen sind, die uns gegenüberstehen. Wir kennen unsere Leute. Freilich, weiter hinunter nach Süden — wahrlich, der König, Gott segne ihn, thäte gut, feste Herren dorthin zu senden, so bald als möglich; dort wird's ein schweres Blutvergießen geben, der Haß ist gar zu groß und unchristlich grimmig dort. Die Saat des Hasses ist da seit Jahren von den Bonapartisten mit vollen Händen und großem Uebermuth ausgestreut worden, und ich fürchte eine blutige Ernte, besonders weil die Priester dort allein noch Einfluß auf die Menge haben und die große Macht, welche die heilige Kirche in ihre Hand gelegt hat, nur in seltenen Fällen anwenden, Duldung und Schonung gegen die Personen ihrer Gegner einzuschärfen. Die Chefs sind dort nicht ohne große Besorgniß; in allen Kirchen und allen Beichtstühlen wird die glühende Leidenschaft der Bevölkerung gegen den Feind der Kirche, gegen den Unterdrücker des Papstes mehr und mehr aufgestachelt. Auf kleinen Blättern vertheilt man eine Rede Bonaparte's, in welcher derselbe sich und alle Franzosen für Mohamedaner erklärt und sich vor den arabischen Fürsten mächtig rühmt, daß es Franzosen gewesen, welche den Papst aus Rom verjagt. Diese Zettel, die in allen Häusern gelesen und vorgelesen werden, haben das Volk bereits in eine fieberhafte Aufregung versetzt. Gott helfe, aber ich fürchte, es ist dem Glanz des neuaufgerichteten Lilienthrons nicht förderlich eben, wenn seine Stufen mit französischem Blute bespritzt werden. Mein alter Vater rieth überall zur Milde gegen die Person des Gegners, sobald derselbe nicht mehr im Stande war zu kämpfen, und es ist mir eine recht betrübliche Erfahrung, die Priester der heiligen Kirche in so gewaltiger Weise die ohnehin unbändigen Leidenschaften aufstacheln zu sehen, ich suche vergeblich den Grund, der sie dazu treibt."

Die beiden Edelleute hatten dem wackern Bürger mit großer Aufmerksamkeit zugehört und der Baron von Raucourt war erstaunt, so viel Energie und so viel Bescheidenheit, so viel scharfes Verständniß und dabei doch so viel naive Anschauung bei einem Manne zu finden, der sich einen Schmiedemeister nannte.

Der junge Marquis von Lanmari nahm, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, wie er fast immer zu thun pflegte, bevor er sprach,

das Wort und sagte, während eine tiefe Traurigkeit sich auf seinem Gesichte zeigte: „Mein lieber Freund Morlier, wohl ist es schmerzlich, daß es Priester sind, welche die Leidenschaften reizen, beklagen dürfen wir das, und Mittel zu ergreifen, um den schlimmen Folgen solcher Thätigkeit zuvorzukommen, das ist unsere erste Pflicht. Indessen wollen wir die Priester selbst darum nicht verdammen, sie sind in ihrem Heiligthum schwer verletzt und gekränkt, in der heiligen Kirche und deren Oberhaupt; die Kirche soll den Priestern Pflicht und Ehre, Leben und Liebe, sie soll ihnen Alles sein. Die frömmsten Priester selbst sind aber auch nur Menschen, und wir wissen Alle, wie sich des Menschen Herz bäumt, wenn es auch nur auf einer Stelle verletzt ist, darum laßt uns über den Zorn der Priester im Süden milde urtheilen, zumal da gewiß Viele unter denselben sind, die aufrichtig eine Pflichterfüllung gegen die Kirche sehen in ihrer aufreizenden Thätigkeit; aber freilich darf uns das nicht hindern, energisch aufzutreten von Anfang an. Herr Baron von Raucourt, Sie nannten dem Prinzen heute Abend einen Ihrer Vettern, wäre er vielleicht der Mann, den man nach dem Süden senden könnte?"

„Der Chevalier von Maison-Rouge," antwortete der Baron verbindlich, „wird sich glücklich schätzen, der königlichen Fahne zu dienen, sie möge im Norden oder im Süden wehen! Ich werde mir die Freiheit nehmen, meinen Vetter dem Herrn Marquis sofort vorzustellen, Sie werden selbst urtheilen, ob derselbe geeignet, die Pflichten zu erfüllen, welche eine solche Aufgabe heischt."

„Ich bitte um Entschuldigung," lehnte der Marquis erröthend ab, „ich habe hier nichts zu entscheiden, ich habe nichts zu befehlen oder zu bestimmen, ich wollte nur andeuten, daß es Seiner königlichen Hoheit gewiß sehr angenehm sein würde, wenn ein Edelmann erbötig wäre, mit seinen Vollmachten nach dem Süden zu gehen. Wir haben hier keinen Ueberfluß an Männern, die wir versenden könnten, wir werden alle unsere Kräfte in Paris brauchen; aber selbst ein einzelner Mann, der mit der Vollmacht des General-Lieutenants von Frankreich und muthiger Entschlossenheit nach dem Süden geht, kann dort große Dienste leisten."

„Ich gehe sofort, meinen Vetter zu benachrichtigen," sagte der Baron, „ich habe wohl die Ehre, die Herren morgen bei dem Lever Seiner königlichen Hoheit zu sehen?"

Der Baron entfernte sich, und dem scharfen Blick des Marquis von Lanmari entging es nicht, daß ihn derselbe mit einer Achtung beim Abschied begrüßte, von der er beim ersten Zusammentreffen im Laufe des Tages nichts gezeigt hatte.

Aufgeregt mehr als je, schritt der Baron von Raucourt dem kleinen Gasthofe zu, in welchem sein Vetter Quartier genommen. „Seltsam," sagte er zu sich selbst, „daß es mich immer und immer wieder so schmerzlich berührt, wenn ich auf Männer stoße, wie diese Beiden! Der

junge Edelmann glaubt, wie der alte Schmiedemeister, an die Aufrichtung des Königsthrones, weil er an Gott glaubt; die Beiden sind Royalisten, weil sie Christen sind. Der junge Edelmann ist überzeugt von dem endlichen Siege des Königthums, obgleich er alle Hindernisse und Gefahren sieht, denn seine Ueberzeugung giebt ihm den Muth, alle zu überwinden; der alte Schmiedemeister sieht keine Gefahren in seiner Begeisterung, er fürchtet nur Excesse, welche die siegenden Royalisten im Süden begehen könnten. Das felsenfeste Vertrauen dieser Leute hat etwas Herzerwärmendes für mich, und doch etwas Schmerzliches — nun, wir, mein Vetter Maison-Rouge und ich, wir sind auch Royalisten, aber ich fürchte, daß bei ihm, eben so wenig wie bei mir, die Religion etwas zu thun hat mit dem Royalismus. Wir sind Royalisten, weil wir alte Edelleute sind, weil man uns in dem Glauben auferzogen hat, daß wir zu dem Königthum gehören, weil man uns gelehrt hat, die Vorzüge des Königthums zu schätzen, weil der König selbst der erste Edelmann ist; kurz wir haben allerdings gute Gründe, Royalisten zu sein, aber es fehlt uns etwas, was Andere, zum Beispiel diese beiden Herren, haben, und was uns fehlt, das ist das Christenthum. Ich wollte, daß man mich christlich erzogen hätte! Ich arbeite nur für das Königthum, weil ich mit meinen Begriffen von Pflicht, Ehre und Anstand gar keine andere Partie ergreifen kann; eigentlich ist mein Glaube an die Restauration des Lilienthrones sehr gering, aber ich würde kämpfen, auch wenn ich fest von der Hoffnungslosigkeit aller Anstrengungen überzeugt wäre. Ich denke immer, daß die Menschen, welche kein Christenthum haben, gezwungen sind, mit verzweifeltester Anstrengung alles das zu erfüllen, was sie für ihre Pflicht halten, wenn sie sich nicht selbst verachten wollen. Mein Vetter Maison-Rouge freilich! nun, er hat den traditionellen Muth des Soldaten und Edelmannes, er glaubt aber an die Herstellung des Königthums, weil er nur bei derselben seine Thatenlust und Lebensgier befriedigen kann; er glaubt, weil er wünscht. Eine sonderbare Art von Royalisten, sie ist, wie ich glaube, sehr zahlreich, aber es ist noch nicht die schlechteste Art. Ein unseliges Schicksal, daß ich diesen Menschen treiben und reizen muß; es kann kein Unrecht sein, nein! es ist mein Recht und ist meine Pflicht; Sie muß glücklich werden, wenigstens so weit glücklich werden, als ich sie glücklich machen kann. Chevalier, du mußt das Glück haben, etwas Außerordentliches zu vollbringen, etwas Großes, etwas Ungeheures, oder du mußt zu Grunde gehen. Das alte, stolze Haus Raucourt soll in neuem Glanze strahlen, oder es soll sein Name verklingen im Lande."

Der Baron ging in dem Maße langsamer, als er sich dem kleinen Wirthshause näherte, in welchem Maison-Rouge sein Absteigequartier genommen hatte; er fühlte das Bedürfniß, sich zu sammeln und der inneren Bewegung Herr zu werden, in welche ihn seine Zusammenkunft mit dem Marquis von Lanmari versetzt. Dennoch weilte er immer noch

fast ausschließlich mit seinen Gedanken bei dem Stiefsohne des Barons von Batz, als er an die Thür des Chevaliers pochte.

Es war spät geworden und der Nachtwind pfiff eisig um die graue kleine Kirche, der gegenüber das Gasthaus lag.

Indessen brauchte der Baron nicht lange zu klopfen, der Chevalier hatte ihn seit mehreren Stunden schon, mit großer Ungeduld natürlich, erwartet und empfing ihn mit einem Unwillen, den er vielleicht nur darum etwas zu beherrschen vermochte, weil das Erscheinen des Barons ihn doch wenigstens der Pein, länger warten zu müssen, überhob.

Als Raucourt das Zimmer seines Vetters betrat, ging er ruhig und kalt sofort, um ein Fenster zu öffnen, denn der ohnehin enge Raum war voll dichten Qualms. Der Chevalier hatte geraucht, er hielt noch eine der kleinen, weißen Pfeifen in der Hand, von denen mehrere zerbrochen auf dem Tisch lagen, ein Zeichen von der Ungeduld des Rauchenden. Der Chevalier wußte, daß dem Baron der Tabaksqualm im höchsten Grade verhaßt war, vielleicht hatte er gerade darum geraucht, stärker geraucht aus Ungeduld und um sich selbst zu beweisen, daß er seinen Vetter nicht scheue. Der Mensch hat zuweilen solche kindische Ideen; aber er fühlte sich im höchsten Grade bedrängt durch den kalten Blick und wirklich empörend verächtliche Miene und Manier, mit welcher Raucourt das Fenster öffnete. Mit einer Verlegenheit, die ihn auf's Tiefste vor sich selbst demüthigte, und die er doch nicht zu überwinden vermochte, stammelte er etwas von einer Reminiscenz aus der Wachtstube der Consulargarde und hielt die kleine Pfeife so fest in der Hand, daß sie in Stücken brach.

Der Baron wendete den Kopf langsam nach seinem Vetter um und sagte ganz ruhig: „Möchten Sie noch lange die Geldmittel haben, lieber Eugen, um sich wenigstens an dieser Reminiscenz aus Ihrem früheren Leben erlaben zu können."

Der Chevalier wollte auffahren, sein Vetter aber kam mit langsamem Schritt auf ihn zu und sah ihm mit einem so spöttischen Blick in's Gesicht, daß er seinen Zorn hinunterschlang und beinahe demüthig sagte: „Charles, was wollen Sie von mir? reden Sie, ich verspreche Ihnen, zu thun, was Sie wollen, aber haben Sie die Barmherzigkeit, mich von dem Bann des Geheimnisses zu erlösen, der mit Centnerlast auf mir liegt!"

„Habe ich mich noch nicht klar genug ausgedrückt, mein Herr Chevalier von Maison-Rouge?" verwunderte sich der Baron höhnend, „oder hat unser würdiger Oheim, der Herr Graf von Raucourt, meine Angaben Lügen gestraft? Hat er Ihnen den Rest Ihrer Rente gezahlt? Hält er vielleicht sogar die Familiengüter noch zu Ihrer Verfügung?"

Der Chevalier antwortete nicht, aber sein Auge glühte und seiner Brust entrang sich jener unnachahmbare Ton der Wuth, den ein an der Kette liegender Hund hören läßt, der auf's Aeußerste gepeinigt wird.

„Es geht ihm jämmerlich, diesem armen Maison-Rouge," fuhr der Baron fort mit einer Unbarmherzigkeit, auf die er einen Augenblick stolz war, die er gleich darauf verdammte, aber dennoch nicht einstellte; „ja, es geht ihm jämmerlich, diesem armen Maison-Rouge! Hat sich so lange auf das Leben gefreut, und nun es, vielleicht und beinahe, da ist, ist er ein Bettler, und hat noch außerdem einen Vetter, der sich ein Vergnügen daraus macht, ihn zu quälen und ihn daran zu erinnern! Chevalier, Sie sehen aus, als verspürten Sie eine Anwandlung von Mordlust; wenn Sie mich erwürgen, werden Sie gehängt; denken Sie daran, machen Sie Ihrer Familie keine Schande; gehängt ist noch keiner, der unsern Namen trug, verdient hätten es vielleicht Einige!"

Plötzlich blitzte ein Gedanke durch die Seele des Chevaliers, die krampfhafte Spannung seiner Züge schwand, ein mattes, trauriges Lächeln spielte um seine Lippen, der Baron beobachtete diese unerwartete Erscheinung mit mehr Aufmerksamkeit, als sich mit der zur Schau getragenen Gleichgültigkeit vertrug. Maison-Rouge ging zu einem Sessel, setzte sich nieder und sagte weit gelassener, als sonst seine Art war: „Baron, ich bedauere Sie, denn ich weiß, daß Charles von Raucourt unermeßlich unglücklich sein muß, um seinen einzigen Verwandten so quälen zu können. Ich leide sehr, aber offenbar leiden Sie noch mehr, als ich."

Der Baron lachte hell auf.

„Ihr Lachen täuscht mich nicht, lieber Charles," fuhr der Chevalier etwas lebhafter fort, „und überlegen Sie selbst, was habe ich verloren? eine jämmerliche Rente; das ist vielleicht sehr unangenehm, für einen Soldaten ist es Kleinigkeit! aber Sie, Charles, Sie haben das Erbe des Hauses, als dessen Herrn sie sich betrachten durften, verloren; ich begreife Ihre Verzweiflung darüber, wenigstens zum Theil, vielleicht wäre ich darüber eben so verzweifelt wie Sie, in keinem Falle aber würde ich darum einen Verwandten so quälen, der ganz unschuldig daran ist, den der Schlag, wenn auch in geringerem Maße, mitgetroffen hat, und Hand auf's Herz, Baron, auch Sie würden mich nicht quälen" — der Chevalier stand auf — „wenn Sie nicht eifersüchtig wären; nun denn, Vetter, Sie sind eifersüchtig auf mich, und ich will loyal sein, Sie haben Ursache dazu, denn in diesem Augenblicke wird mir's klar, daß ich meine Cousine Clotilde liebe, liebe, liebe!"

Es war etwas Wahres in dem, was Maison-Rouge sagte, aber wenn er geglaubt hatte, den Baron mit dem offenen Bekenntniß seiner Liebe zu Clotilde zu überraschen, so irrte er sich. Ihm selbst war diese Leidenschaft freilich in diesem Moment erst klar geworden, der scharfe Blick des Barons aber hatte sie längst erkannt, und wenn es auch richtig war, daß das Benehmen des Barons zum Theil wenigstens von einer Art von eifersüchtiger Regung eingeflößt war, so bekundete die Rede des Chevaliers dem Baron doch, daß derselbe weit entfernt war, seine Absichten zu ahnen.

Der Baron nahm ruhig Platz in einem alten Strohsessel und streckte sich so behaglich als möglich darin aus, dann antwortete er sein lächelnd: „Nun, Maison-Rouge, was mache ich mit diesem Bekenntniß? Erinnern Sie sich doch, daß es kaum eine Woche her ist, seit Sie mich baten, Ihrer Frau Schwester nicht den Hof zu machen, weil das Clotilde betrübe. Was sagen Sie dazu?"

„Dazu sage ich," entgegnete der Chevalier triumphirend, „daß Sie, ich weiß nicht aus welchem Grunde, vielleicht nur aus verliebter Laune, und um Clotilde zu quälen, scheinbar meiner Schwester den Hof machten, und daß ich, von inniger Liebe zu Clotilde erfüllt, ohne eine Ahnung davon zu haben, mich bemühte, etwas zu beseitigen, was ihr Kummer machte. Was sagen Sie dazu?"

Der ganze Ton des Chevaliers zeigte dem Baron, wie sehr sich sein Vetter fühle, er lächelte still und spielte mit ihm wie die Katze mit der Maus. „Vielleicht," begann er leise, „ließe sich ein Ausweg finden?"

Der Chevalier sah ihn fragend an.

„Nun," meinte der Baron lächelnd, „meine Cousine Adelaide ist Wittwe, vielleicht wäre sie nicht abgeneigt, in mir einen Ersatz für den Capitain Veraultier zu suchen, und unsere Cousine Clotilde würde —"

„Ist das Ihr Ernst, Charles?" rief der Chevalier aufwallend, mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen, „wir könnten Beide glücklich werden!"

„Als Stammväter von zwei adeligen Bettlerfamilien, ja, sehr glücklich!" sagte Raucourt kalt und stand auf.

Der Chevalier lag bleich in seinem Stuhl, der alte Bann war wieder über ihm, der heftige Mensch begann zu weinen.

„Sie sind ein Kind, Maison-Rouge," tadelte der Baron hart, „lassen Sie sich todtschießen für den König, es bleibt Ihnen weiter nichts übrig; seien Sie ein Mann, würdig des Namens, den Sie tragen, reißen Sie sich los von den kindischen Träumen von Glück und Leben; Glück und Leben sind nicht für Bettler, und kommen Sie zu dem Bewußtsein, daß Sie auf Erden nur die eine Pflicht haben, den Namen Ihrer Väter vor Schande zu bewahren, es darf kein Bettler Raucourt oder Maison-Rouge heißen!"

„Sie haben Recht, Baron, dreimal Recht," rief der arme Chevalier, „lassen Sie uns für den König sterben, da wir nicht mehr im Stande sind, unseres Namens würdig zu leben!"

„Der Prinz," nahm der Baron trocken das Wort, „sucht einen Edelmann, um ihn mit seiner Vollmacht nach dem Süden zu senden; die Sache ist nicht leicht, die Unsrigen dort machen Miene, über die Bonapartisten herzufallen und sie in Masse zu massacriren. Das aber würde dem Königthum natürlich sehr nachtheilig sein, sowohl im Innern, als auch bei den fremden Fürsten, die ja jetzt ihre Hände so breit auf

die Karte von Frankreich legen. Ihre Aufgabe nun würde sein, Excesse der angedeuteten Art zu hindern, ohne den royalistischen Eifer zu dämpfen. Sie sehen, daß Sie dabei in die Lage kommen können, von Ihren royalistischen Brüdern und Freunden erdolcht zu werden, wenn Sie der Kugel der Bonapartisten entgehen! In Ihren Umständen kann man schwerlich eine bessere Aussicht finden. Sie nehmen die Mission an?"

„Gewiß," entgegnete der Chevalier rasch. Dann setzte er langsamer hinzu: „Darf ich eine Frage thun?"

„Fragen Sie, mein Vetter!"

„Da die Aussichten so lockend sind, dort den Tod zu finden, da Sie ihn eben so eifrig suchen, wie ich, warum gehen Sie nicht selbst, Charles?"

„Wie freundlich Sie sind?" lächelte der Baron, dann aber fuhr er sehr ernst fort: „Ich will es Ihnen sagen, Eugen, wenn Sie dort nicht bleiben, wenn Sie Ihre Aufgabe dort lösen, und wenn dann das Königthum wirklich Sieger bleibt, so haben Sie demselben einen so wichtigen Dienst geleistet, daß Sie durch die Bourbonische Dankbarkeit sich im Stande sehen werden, unsern Namen in Ehren zu führen, die Güter wieder zu bekommen, Clotilden zu heirathen und das Geschlecht der Raucourt fortzusetzen. Darum, Vetter, schicke ich Sie dorthin; ich selbst will mich ganz simpel todtschießen lassen. Seien Sie pünktlich beim Lever des Prinzen in der Prevoté, gute Nacht!"

Raucourt hatte das Haus schon verlassen, als der Chevalier, seine Rede allmählich begreifend, ihn beim Namen rief.

In höchster Aufregung ging Maison-Rouge auf und ab; es war ihm nicht möglich, in's Klare zu kommen über die Beweggründe, welche seinen Vetter leiteten, und doch versuchte er's immer wieder. Endlich kam ihm der Gedanke, daß er am andern Tage seine Kräfte sehr nöthig haben werde; er warf sich angekleidet auf ein Bette und fand dort die Ruhe nicht, die er suchte. Der Morgen dämmerte bereits, als er endlich einschlief, übermüdet und von quälenden Gedanken erschöpft. Doch kaum eine Stunde hatte er so geruht, als ihn lautes Getöse weckte.

Hurrahruf, Hufschläge und endlich lautes Trompetengeschmetter.

Schlaftrunken sprang der Chevalier auf, er stürzte zum Fenster und öffnete denselben Flügel, den in der Nacht sein Vetter geöffnet hatte, um den Tabaksqualm hinauszulassen; das war sein erster Gedanke. Die Morgenluft kühlte ihm Stirn und Wangen und beruhigte sein Blut, er sah eine lebhafte Bewegung auf dem Platz an der kleinen Kirche vor seinem Hause und in der darauf mündenden Straße.

Einzelne Lanzenreiter jagten hin und her, sogenannte Bauernkosaken, er kannte sie; dazwischen sah er einzelne Herren der Prevoté zueilen, er begriff, daß die französischen Edelleute, die den Prinzen gestern begrüßt hatten, nach dessen Quartier eilten. Fürchteten sie eine Gefahr von den Russen für den Bruder des Königs von Frankreich? In einer

Minute war der Chevalier angekleidet und stürzte hinunter. Trompetenklang scholl ihm entgegen, eine Schwadron russischer Kürassiere ritt auf dem Kirchplatze auf und stellte sich in Reih und Glied.

Ein Auflauf an der Thür, die in den Thurm der kleinen Kirche führte, hielt den Chevalier auf.

„Frankreich! Frankreich!“ rief ein alter Mann mit lauter Stimme, während er sich gegen mehrere Männer aus allen Kräften sträubte, welche in die Thür zu dringen suchten, während hinter ihm ein noch älterer Priester stand, der mit lauter Stimme den Eindringenden gebot, zurückzuweichen.

Der Chevalier sprang hinzu und trennte die Ringenden, indem er mit gezogenem Degen zwischen sie trat. Dann erst fragte er: „Was giebt's?“

„Der Bischof hat befohlen, die weiße Fahne vom Thurm zu nehmen!“ riefen die Männer.

„Das Banner des Königs soll nicht wieder von meinem Thurm, so lange ich lebe!“ entgegnete der alte Pförtner, „hoch lebe der König!“

„Die Russen sind in der Stadt, der König nicht anerkannt, der Bischof —“ riefen die Diener des Prälaten durcheinander.

„Die Fahne des allerchristlichsten Königs weht von meiner Kirche; verflucht sei der, dessen Hand sie herunter nimmt!“ drohte der alte Priester mit erhobenen Händen.

„Fort!“ gebot der Chevalier mit drohender Stimme, „ich werde Sr. Königl. Hoheit melden, welche trefflichen Gesinnungen Euer Bischof hegt; fort mit Euch!“

Die Diener des Bischofs entfernten sich, vielleicht selbst froh, daß sie auf diese Weise an der Ausführung der Befehle ihres Herrn gehindert worden waren.

Ein russischer Oberst ritt mit mehreren Offizieren herbei und fragte mit lauter Stimme nach der Ursache des Streites, der eine Menge Leute herbeigeführt hatte, die sich bis jetzt still verhalten hatten, jetzt aber, ohne vielleicht zu wissen warum, vollstimmig einfielen, als eine einzelne Stimme rief: „Vive le roi!“

Der russische Oberst sah sich mehr verwundert als erzürnt um.

„Vive le roi! Vive le roi!“

Der Chevalier trat an das Pferd des Obersten und sagte: „Herr Oberst, Se. Königl. Hoheit der Herr Graf von Artois, der Bruder unseres rechtmäßigen Königs, befindet sich seit gestern in dieser Stadt; man hat ihn hier seinem Range gemäß empfangen; der getreue französische Adel ist herbei geeilt, den Sohn seiner alten Könige zu begrüßen, und jetzt will der Bischof aus Furcht vor Ihnen, mein Herr, des Königs Fahne von dem Kirchthurm abnehmen lassen.“

Niemandem konnte die tiefe Bewegung entgehen, mit welcher der russische Oberst die Worte des Chevaliers anhörte; da er sich aus dem

Sattel schwang, ohne etwas zu sagen, so verstand es sich von selbst, daß Niemand mehr daran dachte, die weiße Fahne abzunehmen.

„Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr?" fragte der russische Offizier höflich.

„Chevalier von Maison-Rouge!"

„Aus dem Hause Raucourt?" fragte der russische Offizier überrascht.

Mit noch größerer Ueberraschung bejahte der Chevalier.

„So habe ich die Ehre, Ihnen einen Cousin vorzustellen, ich bin Adrian Adam von Pienne, meine Großmutter war eine Raucourt." Der Oberst faßte die Hand des Chevalier.

„Wie? höre ich recht?" rief Maison-Rouge freudig erschrocken, „ein Sohn des Herzogs von Pienne?"

„Gewiß, Cousin, des Herzogs von Pienne, welcher erster Edelmann der Kammer Monsieurs war! Sie können denken, daß ich als französischer Edelmann meine Pflicht thun werde; als russischer Offizier habe ich für diesen Fall keine Instructionen, muß also auf meine Verantwortung handeln, das ist im russischen Dienst nicht leicht, Cousin, noch dazu, da ich auch nicht einmal eine Ahnung von den Intentionen des Kaisers von Rußland, meines gegenwärtigen Kriegsherrn, habe; aber Alexander ist ein vollkommener Edelmann, er wenigstens wird begreifen, daß ich als französischer Edelmann geboren wurde, ehe ich mir die russische Charge erkämpfen konnte. Rasch, mein Vetter, führen Sie mich zu Monsieur!"

Hastig schritten die beiden Vettern, die sich in so seltsamer Weise gefunden, dahin; die Prevoté war bald erreicht.

Vor dem Gitter ein dichtes Gedränge von theilnehmenden und neugierigen Menschen, die sich ganz still hielten und in ihren ängstlichen Mienen offenbar die Furcht verriethen, daß die Russen ihren Prinzen gefangen nehmen würden; Bonapartisten hatten dies Gerücht ausgesprengt und blitzschnell hatte es sich verbreitet, auch überall Glauben gefunden, da der Bischof, ein eifriger Anhänger Bonaparte's und Gegner des Papstes, der auch am Tage zuvor sich fern gehalten vom Empfang des Prinzen und seinem General-Vicar die Verantwortung überlassen, die weiße Fahne von seiner Kathedralkirche abnehmen ließ.

Die Menge machte Platz, als der russische Oberst am Arme des Chevaliers, von seinen Offizieren und Ordonnanzen gefolgt, dem Gitter zuschritt.

Dort bot sich ein wirklich rührender Anblick; wohl hundert Edelleute, die meisten schon alt, standen im Hofe und auf der Treppe, den Degen in der Hand, bereit den Sohn ihrer alten Könige gegen jede Gefahr, gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Die Gesichter der alten Herren waren so ernst und entschlossen, daß der russische Oberst sofort der gespannten Situation ein Ende zu machen beschloß. Er wendete

sich um und befahl einem seiner Offiziere mit lauter Stimme französisch: „Die zweite Schwadron stellt sich mit der Standarte sofort als Ehrenwache vor dem Quartier Sr. königlichen Hoheit des Herrn Grafen von Artois auf!“

Ein donnerndes vive le roi! der versammelten Menge erwiderte diesen Befehl.

Darauf trat der Oberst in das Gitter und fragte freundlich: „Wer von den Herren hat heute den Dienst bei Monsieur!“

Daran erkannten die Edelleute augenblicklich, daß es einer der Ihrigen sei, der hier commandirte.

„Wen habe ich die Ehre zu melden?“ fragte der alte Prevot Boucher von Crevecoeur, dem der Prinz am Tage zuvor den Titel eines Edelmanns seiner Kammer gegeben.

„Ich bitte, mein Herr, bat der Oberst, melden Sie Monsieur den Grafen Adrian von Pienne!“

In diesem Augenblick trat der Prinz, vollständig angekleidet, auf den Perron, dicht hinter ihm waren der junge Marquis von Lanmari, der Baron von Raucourt, der Schmiedemeister Louis Morlier und andere Getreue. Ihn konnte natürlich die Ankunft russischer Truppen nicht besonders befremden, auch wußte er sehr gut, daß Kaiser Alexander noch gar nicht entschlossen war, das legitime Königthum anzuerkennen, aber er übersah im Moment den Nutzen, den er aus einem Zusammentreffen mit russischen Truppen ziehen konnte. Feindlich durften sie nicht gegen ihn handeln, also war es leicht, einer Begegnung im schlimmsten Falle selbst noch einen Anstrich zu geben, der ihm im Augenblick erwünscht und nützlich sein mußte. Ein Glück, auf das er nicht gerechnet hatte, war es jedenfalls, daß es gerade ein französischer Emigrant und der Sohn eines seiner getreuesten Hofbeamten war, der die russischen Truppen commandirte. Bevor der Prinz noch ein Wort mit dem Obersten von Pienne gesprochen, flog nach allen Seiten hin schon die Kunde, daß die fremden Monarchen jedenfalls das legitime Herrscherhaus wieder auf den Thron setzen würden, denn die russischen Truppen hätten zu Brie in Champagne bereits dem Grafen von Artois die königlichen Ehren erwiesen.

Man sieht, es war nicht so ganz unwichtig, daß im russischen Heere so viele französische Emigranten Befehlshaberstellen bekleideten; seit dem Vorfall in Brie hatten die Royalisten viel mehr Muth, die königliche Fahne aufzupflanzen, und die Beamten des Kaiserthums viel weniger Angst, Bonaparte zu verlassen.

Die Audienz, welche der russische Oberst bei dem Grafen von Artois hatte, dauerte fast zwei Stunden, und der Graf von Pienne hatte schwerlich viele Mühe, sein Verfahren zu rechtfertigen vor seinem General, denn dieser war, wie er, ein französischer Emigrant. Vielleicht geschah es auf Rath des russischen Obersten, daß der Prinz seinen Reise-

plan änderte und die Stadt Brie nicht verließ, die am Abend, ihm zu Ehren, illuminirt wurde.

Dagegen ritt schon am Nachmittage, von dem einzigen Diener des Barons begleitet, mit einem russischen Paß und einer Vollmacht des General-Lieutenants von Frankreich versehen, der Chevalier von Maison-Rouge zum Thore hinaus und dem Süden zu. Er war sehr ernst, denn nach seiner Unterredung mit dem Prinzen war im Vorzimmer plötzlich der Baron von Raucourt auf ihn zugetreten und hatte ihm eine schwere Börse in die Hand gedrückt. „Es ist das Letzte," hatte ihm der seltsame Mann in's Ohr geflüstert, „was Sie jemals vom Erbe des Hauses Raucourt bekommen, wir werden uns niemals wiedersehen, aber dennoch fürchten Sie meine Rache, wenn Sie jemals den Namen Raucourt im Rock des Bettlers führen. Glückt es Ihnen aber, Chevalier, so vergessen Sie nicht, daß unsere Güter seit 700 Jahren zum rothen Hause gehörten und mit allen Ansprüchen an das rothe Haus gewiesen sind. Jetzt leben Sie wohl, auf niemals Wiedersehen!"

Auch Louis Morlier, der ehrenfeste und getreue Schmiedemeister aus der Kastanienschmiede am Aveyron, verließ Brie im Laufe des Tages, zugleich mit ihm eine Menge bewußter und unbewußter Agenten des Königthums. Das ganze Frankreich, das noch einen Funken von royalistischer Tradition sich erhalten hatte, kam in Bewegung seit diesem Tage erst.

In Brie herrschte ein Leben, wie es der alte Ort seit undenklichen Zeiten nicht gekannt, Couriere kamen und gingen, von allen Seiten nach allen Seiten; der Baron von Raucourt exercirte ein berittenes Corps von funfzig jungen Edelleuten, welches den Prinzen als Ehrengarde nach Paris begleiten wollte, und im Cabinet des Grafen von Artois saß der junge Marquis von Lanmari, die wichtigen Functionen eines Cabinetssecretärs versehend, während der Baron von Vitrolles, der für einen Vertrauten Talleyrand's galt und aus dem Hauptquartier des Kaisers Alexander eingetroffen war, den Staatsminister spielte.

Die russische Ehrenwache hatte der Bruder des Königs von Frankreich entlassen, mit richtigem Gefühl die Wache Fremder ablehnend in seiner Ahnherren angestammten Königreich.

Auf den letzten Tag des März hatte der Generallieutenant von Frankreich seine Abreise festgesetzt; sie wurde verzögert, denn die Geschäfte häuften sich in einer Weise, die keinen Zweifel mehr darüber ließ, daß die royalistische Bewegung allgemach so mächtig angeschwollen sei, daß sie anfange auch den verbündeten Monarchen zu imponiren. Von vielen Städten kamen Deputationen, den Sohn der alten Könige Frankreichs zu begrüßen, man konnte wohl bemerken, daß der entmuthigte Bonapartismus überall fast schon den Kampf aufgegeben habe und daß die Royalisten gewaltig Terrain gewannen.

Am Abend des letzten März sah man den Prinzen, von etwa zehn

Edelleuten begleitet, aus seiner Wohnung nach der Kathedral-Kirche gehen, und gleich darauf verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, daß Paris capitulirt habe.

Ein Freudesturm brauste durch die Straßen.

In der Nacht gingen der Baron von Vitrolles und der Marquis von Lanmari nach Paris. Am folgenden Morgen verließ der Graf von Artois die kleine Stadt in Champagne.

Das königliche Frankreich war fünf Tage in Brie gewesen.

Eine dreifragige Preisaufgabe.

III.

Die Lehre des Adam Smith.

Der Versuch der Physiokraten, die Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens als eine Folge der Bestrebungen des Individuums und der Selbstliebe zu erklären, war noch unvollkommen ausgefallen und mehr oder weniger eine Hypothese geblieben. Sie fanden indeß bald einen Nachfolger, der es verstand, dem Systeme den hypothetischen Charakter zu benehmen und den von ihnen aufgestellten Grundsätzen einen Ausdruck zu geben, wie ihn das Zeitalter verlangte, um darnach die Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse vorzunehmen. Dies war der Schotte Adam Smith. Adam Smith (geb. 1723, gest. 1790), war, wie Turgot, ursprünglich Theologe, hatte sich aber auf der Universität zu Oxford mehr mit schönen Wissenschaften und französischer Literatur, als mit der Theologie beschäftigt. Später gab er dieselbe ganz auf. Nachdem er eine Zeit lang in Edinburg gelebt und Vorlesungen über Beredtsamkeit und schöne Wissenschaften gehalten, wurde er 1751 Professor der Logik und das Jahr darauf Professor der Moral auf der Universität zu Glasgow. In dieser Stelle blieb er 13 Jahre. Im Jahre 1763 übernahm er, den jungen Herzog von Buccleugh auf seiner Tour zu begleiten. Aus dieser Veranlassung hielt sich Smith längere Zeit mit seinem Zögling zu Paris auf, wo er mit den Führern der Physiokratie bekannt wurde, deren Theorie er nun weiter zu bilden übernahm. Seine Lehre schließt sich daher an die der Physiokraten genau an und ist nur eine Erweiterung derselben. Während nämlich die Physiokraten behaupten, daß nur die Urproduction einen Ueberschuß über die Auslagen gewähre, sucht dies Adam Smith auch von den technischen Gewerben und dem Handel nachzuweisen und will überhaupt alle Arten von Arbeit, welche verkäufliche Producte hervorbringen, als productiv angesehen wissen; doch gesteht er dem Ackerbau in Bezug auf die Productivität einen Vorzug zu. Im Principe ist er mit ihnen

vollkommen einig; denn auch er führt alle wirthschaftliche Thätigkeit auf die Selbstliebe oder das Streben des Menschen zurück, seine Genüsse zu vermehren und zu vervollkommnen. Ja, seine Lehre ist erst die Durchführung dieses Princips.

Die Wirthschaft nämlich beruht nach seiner Auffassung auf zwei Grundprincipien, auf der Arbeitstheilung und Capital-Ansammlung, von denen jene die Production erhöht, indem sie die Geschicklichkeit, Fertigkeit und Einsicht der Arbeiter vermehrt, die Zeitverluste, welche durch das Uebergehen von einem Geschäfte zum andern veranlaßt werden, erspart, und Veranlassung zur Erfindung der Maschinen giebt, durch welche die Arbeit erleichtert und ein Mensch in den Stand gesetzt wird, die Arbeit Vieler zu verrichten; diese dagegen es möglich macht, mehr Menschen mit productiver Arbeit zu beschäftigen und folglich den Umfang der Production auszudehnen, gleichzeitig aber die Intensität derselben zu erhöhen, indem die Capital-Ansammlung zugleich die Bedingung ist, ohne welche eine Arbeitstheilung nicht stattfinden kann, weil, ohne mit Rohstoffen, Werkzeugen und Lebensmitteln versorgt zu sein, Niemand sich einem besonderen Geschäfte widmen kann. Demgemäß sucht er auf diese beiden Principien die sämmtlichen Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens zurückzuführen.

Die Einführung der Arbeitstheilung erfordert nämlich den Austausch der Producte und ist durch die Möglichkeit desselben bedingt. Um aber die Schwierigkeiten zu vermeiden, welche sich, sobald die Arbeitstheilung einigermaßen fortgeschritten ist, dem directen Austausche entgegenstellen, ist die Einführung des Geldes erforderlich, d. h. eine Waare, die so allgemein beliebt ist, daß jeder dafür die Producte seiner Arbeit hinzugeben bereit ist, sicher, dafür stets wieder solche zu erhalten, wie er sie gebrauchen kann.

Mag aber der Austausch der Dinge unmittelbar gegen einander bewirkt oder durch Geld vermittelt werden, immer kommt es darauf an, festzusetzen, wie viel Waaren einer Art für eine gewisse Quantität Geldes oder Waaren anderer Art hinzugeben seien, oder, was dasselbe sagt, welches ihr Tauschwerth ist. Dieser Werth aber wird bestimmt durch die Quantität Arbeit, welche man dafür erkaufen kann; denn was ein Ding wirklich werth ist für den, welcher sich dasselbe durch Arbeit verschaffen muß, ist die Größe der Mühe, welche er zu diesem Zwecke verwendet, und wenn er es von andern kauft, die Größe der Mühe, welche er sich dadurch erspart, oder, was auf dasselbe hinauskommt, die Größe der Mühe, welche er zur Hervorbringung derjenigen Dinge verwenden muß, welche er dafür hergiebt.

Arbeit ist daher der wirkliche, reelle Maßstab des Tauschwerthes jeder Art von Dingen. Freilich werden im gewöhnlichen Leben die Dinge nicht nach der Quantität von Arbeit, welche sie zu erzeugen kosten, gegen einander geschätzt und ausgetauscht, sondern es wird hier

das Geld als Maßstab angewendet. Das Geld aber ist, je nachdem die Gewinnung desselben eine größere oder geringere Quantität Arbeit erfordert, selbst ungleich im Werth und kann daher nicht als Maßstab des Werthes der übrigen Dinge dienen. Nur an demselben Orte und zu derselben Zeit ist Geld ein genaues Maß für den relativen Werth der Dinge, für entfernte Zeiten und verschiedene Orte aber nicht. Eher noch als Gold und Silber kann annäherungsweise das Getreide für entfernte Zeiten als Maßstab des relativen Werthes der Dinge dienen, weil man für dieselbe Quantität Getreide im Durchschnitt dieselbe Quantität Arbeit erlangen kann. Arbeit allein, welche niemals in ihrem Preise schwankt, kann daher letzlich das Maß abgeben, nach welchem die Waaren aller Zeiten und Länder mit einander verglichen werden können. Arbeit ist daher der reelle, Geld nur der nominelle Preis der Waaren, jener ist zu allen Zeiten fest und unwandelbar, dieser fällt und steigt mit den Erzeugungskosten des Geldes selbst.

Wie die Quantität der Arbeit, welche zur Erzeugung eines Gegenstandes erforderlich ist, den alleinigen reellen Maßstab für den Werth der Waare bildet, so bildet die Arbeit auch, so lange noch keine Capitalansammlung und keine Aneignung des Grundes und Bodens stattgefunden hat, das einzige Element, welches in die Werthbestimmung eingeht. Sobald aber zur Erzeugung der Producte außer der Arbeit auch Capital angewendet wird, verlangt auch der Capitalist eine Entschädigung für die Hingabe seines Capitals, denn würde er keinen Gewinn zu erwarten haben, so würde er sich zu dieser Anwendung nicht veranlaßt finden. Sobald endlich der Grund und Boden Privateigenthum geworden ist, wollen auch die Grundeigenthümer, wie alle andern Menschen, ernten, wo sie nicht gesäet haben, und verlangen für die Benutzung ihres Bodens eine Entschädigung, welche Rente genannt wird.

In den entwickelteren Gesellschaftszuständen sind es daher nur sehr wenige Gegenstände, deren Werth bloßer Arbeitsverdienst ist, bei den meisten enthält er alle drei Elemente oder ist doch wenigstens aus zwei derselben zusammengesetzt.

Mag aber der Werth eines Dinges aus Arbeitsverdienst allein bestehen oder mag er zugleich auch Capitalgewinn und Grundrente enthalten, so muß doch der reelle Werth eines jeden dieser Theile nach der Quantität Arbeit bemessen werden, welche man damit zu kaufen im Stande ist. Arbeit mißt daher nicht bloß den Theil, welcher sich selbst wieder in Arbeit auflöst, sondern auch den Gewinn des Capitalisten und die Rente des Grundbesitzers.

Gleich wie der Werth jeder einzelnen Waare aus diesen drei Elementen zusammengesetzt ist und sich in denselben auflösen läßt, so muß auch der Gesammtwerth der ganzen Production eines Landes in einem ganzen Jahre aus diesen Elementen zusammengesetzt sein und sich in dieselben auflösen lassen und folglich nach drei verschiedenen Klassen,

als Arbeitslohn, Capitalgewinn und Grundrente an die Einwohner vertheilen.

Arbeitslohn, Capitalgewinn und Grundrente sind daher die ursprünglichen Quellen aller Einkünfte, wie sie die letzten Bestandtheile des Werthes der erzeugten Dinge sind. Alles Einkommen, welches nicht unmittelbar aus einer dieser Quellen fließt, muß mittelbar auf irgend eine Weise daraus abgeleitet werden.

Dasjenige Maß des Arbeitslohnes, des Capitalgewinnes und der Bodenrente, welche an einem gewissen Orte und zu einer gewissen Zeit das gewöhnliche ist, kann an diesem Orte zu dieser Zeit für das natürliche Maß derselben angesehen werden. Ist daher der Verkaufspreis einer Waare weder größer noch kleiner als die Bodenrente, den Arbeitslohn und Capitalgewinn, welche angewendet worden sind, um die Waaren zu erzeugen, zuzubereiten und zu Markte zu bringen, nach dem an diesem Orte zu dieser Zeit gewöhnlichen Maßstabe zu bezahlen, so wird die Waare für den Preis verkauft, welchen man als ihren natürlichen Preis ansehen kann. Die Waare wird alsdann im wahren Sinne des Wortes verkauft für das, was sie werth ist, d. h. was sie der Person, welche sie zu Markte bringt, ihren Verdienst mit eingerechnet, wirklich kostet.

Der Preis, für welchen eine Waare gewöhnlicher Weise verkauft wird, heißt der Marktpreis derselben. Er kann bald über, bald unter dem natürlichen Preise stehen, bald auch demselben gleichkommen.

Der Marktpreis jeder Waare wird durch das Verhältniß bestimmt, welches zwischen der Quantität der zu Markte gebrachten Waaren und der Größe der Nachfrage derjenigen stattfindet, welche den natürlichen Preis derselben, d. h. den ganzen Betrag der Grundrente, des Arbeitslohnes und Capitalgewinnes, ohne welche sie nicht zu Markte gebracht werden konnte, zu bezahlen bereit sind. Wird das Angebot von der Nachfrage übertroffen, so wird der Marktpreis höher, wird die Nachfrage von dem Angebot übertroffen, so wird der Marktpreis sich niedriger stellen, als der natürliche Preis.

Der natürliche Preis ist also gleichsam der Mittelpunkt, gegen welchen die wandelbaren Marktpreise beständig gravitiren. Zufälle verschiedener Art können diesen letztern eine Zeitlang von diesem Mittelpunkt entfernt halten, ihn über denselben erheben oder unter ihn herabdrücken; sie mögen aber durch noch so große Hindernisse abgehalten werden, sich in diesem Mittelpunkte festzusetzen, so äußern sie doch ein beständiges Streben, sich demselben zu nähern.

Der natürliche Preis der Waaren ist indeß selbst nichts Feststehendes, sondern ändert sich, je nachdem das eine oder das andere seiner Elemente eine Veränderung erfährt. Diese aber werden in jeder bürgerlichen Gesellschaft durch die besonderen Verhältnisse derselben, ihren

Reichthum oder ihre Armuth, ihre fortschreitende, stillstehende oder rückgängige Bewegung bestimmt.

Die Höhe der Arbeitslöhne wird bestimmt durch zwei Umstände: 1) den Preis der Lebensmittel und überhaupt der gemeinen Lebensbedürfnisse, und 2) die Nachfrage nach Arbeit.

Der Lohn des Arbeiters muß ihn in den Stand setzen, zu leben und eine Familie zu erziehen, weil, wenn dies nicht der Fall wäre, die Arbeiterklasse aussterben müßte. Die Arbeiterfamilie muß daher so viel verdienen, daß sie im Stande ist, sich zu erhalten und fortzupflanzen.

Die Nachfrage nach Arbeit, je nachdem sie zunehmend, stillestehend oder abnehmend ist, erfordert eine zunehmende, stillestehende oder abnehmende Bevölkerung, sie regelt das Maß von Subsistenzmitteln, welches dem Arbeiter gewährt wird, und bestimmt, ob sein Lohn reichlich, mäßig oder ärmlich ist.

Die reichliche Belohnung des Arbeiters hängt nicht von der Größe des vorhandenen, sondern von dem stetigen Wachsthume des Reichthumes eines Volkes ab, wie die sparsame und ärmliche Belohnung die Folge des Stillstandes oder Rückganges des nationalen Wohlstandes ist.

Das Steigen und Fallen des Capitalgewinnes wird durch dieselben Umstände bedingt, welche die Höhe der Arbeitslöhne regeln, nämlich die Zu- und Abnahme des Reichthumes der Gesellschaft, nur daß diese Umstände auf beide eine verschiedene Wirkung ausüben. Die Vermehrung des Capitals nämlich, welche eine Erhöhung des Arbeitslohnes hervorbringt, muß eine Verminderung der Capitalgewinne herbeiführen. Hätte ein Land den höchsten Grad seines Wohlstandes erreicht, so würden die Gewinne den möglichst niedrigen Stand annehmen.

Die Capitalzinsen richten sich überall nach dem, was man mit dem Capital anzufangen im Stande ist.

Der niedrigste Satz, welchen der Gewinn annehmen kann, muß hinreichen, um dem Unternehmer die gelegentlichen Verluste zu ersetzen, welche aus der Capitalanwendung entstehen. Nur was über diesen niedrigsten Satz hinausgeht, ist reiner Gewinn.

Das niedrigste Maß von Zinsen muß ebenfalls hinreichen, um die gelegentlich zu erwartenden Verluste zu ersetzen. Würde nicht mehr gewährt, als dieses niedrigste Maß, so könnte Geld nur aus Freundschaft oder christlicher Liebe geliehen werden.

Das höchste Maß des Gewinnes wäre dasjenige, bei welchem der Gewinn die ganze Grundrente wegfräße und dem Arbeiter nur das geringste Maß des Lohnes übrig ließe, welches nöthig ist, um das Product zu erzeugen und auf den Markt zu bringen.

Arbeitslöhne und Capitalgewinne sind übrigens nicht in allen Geschäften gleich, sondern werden durch die Umstände und Verhältnisse modificirt, unter denen dieselben ausgeführt werden müssen.

Die Bodenrente, als ein Preis für die Benutzung des Bodens, ist

natürlicher Weise die höchste, welche der Pächter dafür zu bezahlen im Stande ist. Unter bestimmten Umständen kann es theilweise der Fall sein, daß die Rente nicht mehr ist, als die Verzinsung des auf die Urbarmachung verwendeten Capitals erfordert, aber es kann auch nur theilweise der Fall sein; denn die Grundbesitzer verlangen eine Rente auch für uncultivirtes Land, und die vorgebliche Verzinsung des Capitals bildet natürlicher Weise nur einen Zuschlag zu der ursprünglichen Rente, ja sie fordern eine Rente bisweilen für das, was einer Cultivirung gar nicht fähig ist.

Die Grundrente, als ein Preis für die Benutzung des Grundes und Bodens, ist daher natürlicher Weise ein Monopolpreis; sie steht durchaus nicht im Verhältniß zu dem, was der Grundbesitzer zur Cultivirung und Verbesserung des Bodens angewendet haben mag. Sie richtet sich nicht nach dem, was der Grundbesitzer billiger Weise fordern kann, sondern nach dem, was der Pächter möglicher Weise zu geben im Stande ist.

Diese Betrachtungen bilden den Inhalt des ersten Buches der „Untersuchnngen über die Natur und die Ursachen des Reichthums der Völker“.

Im zweiten Buche erforscht Ad. Smith den Einfluß des Capitals auf die Hervorbringung der wirthschaftlichen Güter. Seine Bedeutung besteht darin, die Anzahl der mit nützlicher Arbeit beschäftigten Hände zu vermehren, wodurch indirect die Theilung der Arbeit und die darauf beruhenden Fortschritte bedingt werden. Dasselbe muß wohl unterschieden werden von den Gebrauchsvorräthen, von welchen wir nur einen Genuß, keinen Gewinn erwarten, während das Capital stets einen Gewinn bringen soll. Es giebt aber zwei Wege, ein Capital zu nützen. Entweder nämlich wendet man es an, gewisse Güter zu erzeugen, zu verarbeiten oder einzutauschen; es bringt bei dieser Anwendung nur Gewinn, indem es aus den Händen des Eigenthümers herausgeht und in etwas Anderes verwandelt wird, — das so angewendete Capital heißt das umlaufende Capital; oder aber es wird zur Verbesserung des Grundes und Bodens, zur Anschaffung von Maschinen und überhaupt solcher Dinge verwendet, welche dem Besitzer einen Gewinn oder Einkünfte verschaffen, indem er es behält — dies ist das stehende Capital.

Das stehende Capital trägt zwar dazu bei, die Arbeit einer Nation zu mehren, oder, was dasselbe sagt, mit derselben Arbeit mehr Producte hervorzubringen; allein das, was jährlich zur Unterhaltung des stehenden Capitals verwendet werden muß, wird dem Verbrauche der Nation entzogen, während das umlaufende Capital, wenngleich der Einzelne nur einen Gewinn hat, wenn er es weggiebt, für die Nation ein Einkommen bildet und ihr zum Verbrauche dient. Hiervon ist nur das in Geld vorhandene umlaufende Capital ausgenommen, welches ganz die Natur eines stehenden Capitals hat und mit einer Maschine zu vergleichen ist.

Es ist deswegen zweckmäßig, diese höchst kostspielige Maschine, wenn es angeht, durch eine wohlfeilere zu ersetzen, und dazu dient das Papiergeld, besonders an Banknoten, welche bei zweckmäßiger Leitung der Banken ein eben so gutes Circulationsmittel bilden als das baare Geld.

Die Größe und Zunahme des Capitals einer Nation wird aber bestimmt durch das Verhältniß, welches zwischen den productiven, d. h. mit der Hervorbringung von wirthschaftlichen Gütern beschäftigten Arbeitern und denjenigen, welche es nicht sind, besteht, denn alles Capital ist ursprünglich die Frucht der Sparsamkeit, diese aber besteht nicht in dem bloßen Ansammeln und Zurücklegen, sondern in dem Verwenden zur Hervorbringung wirthschaftlicher Güter.

Das zum Leihen bestimmte Capital nimmt zu mit der Zunahme des Capitals überhaupt, und der Zinsfuß wird bestimmt durch das Verhältniß derer, welche Capital ausleihen wollen, zu der Anzahl derer, welche Capital suchen. Eine Regelung des Zinsfußes durch Gesetze trägt nicht dazu bei, denselben niedrig zu stellen, sondern dient eher dazu, ihn zu erhöhen, indem dadurch die Concurrenz unter den Capitalisten vermindert wird.

Obgleich nun Alles, was Capital im eigentlichen Sinne ist, nur zur Unterhaltung solcher Arbeiter bestimmt ist, welche etwas hervorbringen, so ist doch die Quantität von Arbeit, welche gleich große Capitalien in Gang bringen, sehr ungleich, je nachdem die Capitalien auf die eine oder die andere Weise angelegt werden. Auch wird je nach dieser Verschiedenheit in der Art der Anlegung der Werth der dadurch den allgemeinen Landes-Erzeugnissen zuwachsenden Vermehrung sehr verschieden sein.

Es kann aber ein Capital nur auf eine von den folgenden vier Arten angewendet werden, nämlich:

1) zur Hervorbringung der rohen Erzeugnisse der Natur, die zur Consumtion der Gesellschaft nothwendig sind;
2) zu Manufactur-Arbeiten, oder zur Verarbeitung jener rohen Erzeugnisse in diejenigen Formen, in welchen sie erst zum Verbrauche oder zum Gebrauche geschickt sind;
3) zum Handel im Großen oder zur Verführung der rohen oder verarbeiteten Erzeugnisse von da, wo sie überflüssig sind, nach den Orten, wo sie fehlen;
4) zum Kleinhandel oder zur Vertheilung der herbeigeführten Erzeugnisse in kleinen Theilen an den Verbraucher.

Von diesen vier Arten, ein Capital anzulegen, ist jede wesentlich nothwendig, wenn die andern drei bestehen oder sich erweitern sollen; jede ist zum allgemeinen Wohl der Gesellschaft unentbehrlich. Jedoch wird dasselbe Capital, je nachdem es auf die eine oder die andere dieser vier Arten angewendet wird, sowohl unmittelbar sehr ungleiche Quantitäten productiver Arbeit veranlassen, als auch mittelbar in sehr unglei-

chen Verhältnissen das jährliche Erzeugniß des Landes vermehren. Am wenigsten Vortheile gewährt das Capital des Kleinhändlers, dann folgt das des Großhändlers, demnächst das des Manufacturisten. Am vortheilhaftesten aber ist die Verwendung zum Ackerbau; denn nicht bloß die Knechte, Mägde und Tagelöhner des Landwirthes, sondern auch sein Zug- und Lastvieh sind productive Arbeiter. Ja, bei dem Ackerbau arbeitet die Natur gemeinschaftlich mit dem Menschen, und obgleich ihre Arbeit keinen Aufwand erfordert, hat doch das Erzeugniß ihrer Arbeit so gut einen Werth, als das Werk des größten Künstlers.

Es kann bei einem ganzen Volke sowohl, als bei einem einzelnen Menschen der Fall sein, daß sein Capital nicht zureicht, zu gleicher Zeit alle seine Ländereien anzubauen, die Erzeugnisse derselben zu Manufacturen zu verarbeiten und den Ueberfluß der rohen und verarbeiteten Waaren nach den Absatzplätzen zu verführen.

Wenn dies in irgend einem Lande der Fall ist, so wird es sowohl in Absicht der zu beschäftigenden Menschen, als in Bezug auf den Werth der Producte am nützlichsten angewendet, wenn das Meiste davon auf den Anbau des Landes angewendet wird; den zweiten Rang in dem Grade der Nützlichkeit hat die Anwendung auf Manufacturwaaren. Der Theil des Capitals endlich, welcher in dem Ausfuhrhandel beschäftigt ist, trägt zur Beschäftigung fleißiger Hände und zur Vermehrung des Werthes der gesammten Erzeugnisse des Landes am wenigsten bei.

Arbeitstheilung und Capitalansammlung sind also die beiden Grundprincipien des gesammten wirthschaftlichen Lebens.

Beides aber, die Arbeitstheilung wie die Capitalansammlung, ist nichts weiter als die Frucht und Folge der Selbstliebe oder des Strebens des Menschen, seine Lage zu verbessern und seine Genüsse zu erhöhen.

Die Arbeitstheilung nämlich ist nicht ursprünglich das Werk menschlicher Weisheit, welche die großen Vortheile, die sich aus derselben ergeben, vorausgesehen und beabsichtigt hätte, sie ist vielmehr nur die nothwendige, wenngleich langsam und allmählich hervortretende Folge eines in der menschlichen Natur liegenden Hanges, welcher keinen so ausgebreiteten Nutzen zum Ziele hat, des Hanges nämlich, Tausch und Handel zu treiben. Dieser Hang zu Tausch und Handel aber ist nur eine Form der menschlichen Selbstliebe; denn „in einer bürgerlichen Gesellschaft, die bis zu einem gewissen Grade sittlicher Cultur gelangt ist, hat der Mensch zu allen Zeiten den Beistand und die Mitwirkung einer großen Menge von Menschen nöthig, indeß seine ganze Lebenszeit kaum hinreicht, die Freundschaft einiger wenigen zu gewinnen. Fast bei jeder anderen Thiergattung ist das völlig erwachsene Geschöpf auch zugleich gänzlich unabhängig und hat, in seinem natürlichen Zustande, den Beistand keines andern lebendigen Wesens nöthig. Aber der Mensch bedarf beständig der Hülfe seiner Brüder, und vergeblich würde er sie

von ihrem Wohlwollen allein erwarten. Es gelingt ihm weit leichter damit, wenn er ihre Selbstliebe in sein Interesse zieht und ihren eigenen Vortheil mit dem verknüpft, was er von ihnen begehrt. Jeder, der Anderen einen Tausch anbietet, verfährt auf diese Weise. „Gieb mir das, was ich verlange, und ich will Dir geben, was Du verlangst." Das ist der wesentliche Inhalt jedes Tausch-Contracts, und auf diese Weise erhalten wir den größten Theil der Dienste, deren wir von Andern bedürfen. Nicht von dem Wohlwollen des Fleischers, Brauers, Bäckers erwarten wir unser Mittagsmahl, sondern von der Sorgfalt, die sie für ihr eigenes Interesse tragen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschenliebe, sondern an ihren Eigennutz und reden ihnen nie von unseren Bedürfnissen, sondern von ihren Vortheilen vor.

Was die Capitalansammlung betrifft, so ist nicht Fleiß, sondern Sparsamkeit die unmittelbare Ursache derselben. Der Fleiß schafft freilich die Sache herbei, welche die Sparsamkeit aufhäuft, aber der Fleiß möchte immerhin erwerben, wenn die Sparsamkeit nicht etwas davon zurückbehielte und ein Ersparniß zum andern hinzufügte, so würde nie daraus ein Capital entstehen, nie ein vorhandenes Capital vergrößert werden.

Sparsamkeit vergrößert die Fonds, aus welchen hervorbringende Hände unterhalten werden, und dadurch wirkt sie auf die Vermehrung dieser Hände, deren Arbeit den Materialien, worauf sie angewendet wird, einen neuen Werth hinzufügt. Sie wirkt also darauf hin, den Tauschwerth des jährlichen Erzeugnisses vom Boden und der Arbeit eines Landes zu vermehren. Sie setzt zu der Quantität Arbeit, die bisher im Lande verrichtet wurde, eine neue Arbeit hinzu, und diese neue Arbeit setzt dem jährlichen Erzeugnisse einen neuen Werth hinzu, der vorher nicht darin enthalten war.

Das, was von der jährlichen Arbeit erspart wird, wird am Ende eben so wohl und oft eben so schnell ausgegeben, als was davon verzehrt und verbraucht wird, aber es wird an eine andere Klasse von Leuten ausgegeben. Derjenige Theil des Einkommens eines reichen Mannes, den er jährlich verzehrt, wird größtentheils verwendet, um müßige Gäste und Bedientenvolk davon zu speisen, die beide nichts zum Ersatz dessen, was sie verzehrt haben, zurücklassen. Der Theil dagegen, den er als erspart bei Seite legt, wird, weil er ihn um des Gewinnes willen sogleich wieder als Capital verwendet, zwar auch wiederum und vielleicht binnen derselben Zeit verzehrt, aber von ganz anderen Leuten, von Künstlern, Handwerkern und Arbeitern, die diesen ersparten Theil in dem vermehrten Werthe des jährlichen Erzeugnisses gleichsam von Neuem hervorbringen.

Sparsamkeit also ist die Ursache, durch welche alle Ansammlung der Capitalien, und folglich aller wirthschaftliche Fortschritt bewirkt wird.

„Das Princip der Sparsamkeit aber ist die Begierde, unseren Zustand dauerhaft zu verbessern, eine Begierde, die zwar gemeiniglich ruhig und leidenschaftlos ist, aber uns von der Geburt bis zum Grabe begleitet. In dem Zwischenraume zwischen diesen beiden Zeitpunkten giebt es vielleicht keinen Augenblick, wo der Mensch mit seinem Zustande so vollkommen und gänzlich zufrieden wäre, daß er nicht die mindeste Verbesserung irgend einer Art wünschte. Zu dieser Verbesserung aber wissen die meisten Menschen kein anderes Mittel, als die Vermehrung ihres Vermögens, wenigstens ist dies das gemeinste und was jedem zuerst einfällt. Aber sein Vermögen vermehrt man am sichersten, wenn man von dem, was man erwirbt, jährlich oder bei außerordentlichen Gelegenheiten eine bestimmte Summe bei Seite legt und das so Ersparte zusammenhäuft.

Dieser gleichförmige, standhafte und ununterbrochene Eifer des Menschen, seine Lage zu verbessern, das Princip, aus welchem aller öffentliche sowohl, als Privatwohlstand abgeleitet ist, ist oft mächtig genug, den natürlichen Fortschritt der Dinge zum Bessern, allen Ausschweifungen der Staatsgewalt und allen Irrthümern der Verwaltung zum Trotz, aufrecht zu erhalten. Gleich dem unbekannten Principe des thierischen Lebens giebt er dem Körper Gesundheit und Kraft zurück, zum Trotze sowohl der Krankheit, als der ungereimten Behandlung des Arztes."

Da Ad. Smith auf diese Weise dargethan zu haben glaubte, daß das Princip, auf welchem die wirthschaftliche Entwickelung und damit die Gesellschaft überhaupt beruht, in der Selbstliebe besteht, so mußte er natürlich darauf dringen, daß dieses Princip zu ungeschmälerter Geltung gelange. Demgemäß verlangt er denn die Wegräumung aller Hindernisse, welche sich der unbedingten Geltendmachung der Selbstliebe entgegenstellen. „Der Staatsmann," sagt er, „der es unternimmt, Privatleute in der Verwendung ihrer Productionskräfte zu leiten, belastet sich nicht nur mit einer höchst unnöthigen Mühe, sondern maßt sich auch eine Gewalt an, welche mit Zuversicht nicht nur keinem einzelnen Menschen, sondern auch keinem Rathe oder Staate, welcher es auch wäre, anvertraut werden kann, und welche in Niemandes Händen gefährlicher wäre, als in denen eines Mannes, der thöricht und anmaßend genug wäre, sich einzubilden, daß er sie auszuüben im Stande sei.

Gemäß diesen Grundsätzen, deren weitere Darlegung den Inhalt des dritten und vierten Buches ausmacht, verlangt Adam Smith vor allen Dingen Freiheit in der Benutzung des Grundes und Bodens, also Freiheit und Theilbarkeit des Grundbesitzes. Demgemäß erklärt er sich gegen die aus dem germanischen Rechte herstammende Bevorzugung der Erstgeburt und die Zusammenhaltung des Grundbesitzes in den Händen derselben Familie. Immobilien sollen gleich Mobilien, nach den Principien des römischen Rechtes, ungehindert veräußert und

getheilt werden können, denn die Wirthschaft des Eigenthümers sei stets der des Pächters, und die Wirthschaft des kleinen Eigenthümers der des großen vorzuziehen.

Eben so entschieden, als gegen die Beschränkung in der Benutzung des Grundes und Bodens, erklärt Ad. Smith sich gegen die Beschränkungen des Gewerbebetriebes. Sie verhindern, nach ihm, den Arbeiter, etwas zu verdienen, und diejenigen, welche sie beschäftigen wollen, die Arbeit in der Art und um den Preis zu erhalten, wie sie dieselbe ohne diese Beschränkungen haben könnten.

Alle Innungen und Innungsgesetze, indem sie die Mitbewerbung beschränkten, wirkten auf eine Erhöhung der Arbeitslöhne und des Gewinnstes der Innungsmitglieder und trügen so dazu bei, die Städte auf Kosten des platten Landes zu bereichern.

Nicht minder eifrig vertheidigt Ad. Smith natürlicher Weise die Freiheit des Verkehrs mit dem Auslande. Er macht geltend, daß der Gewerbfleiß eines Landes niemals das Capital übersteigen könne, welches die Bewohner desselben anzuwenden im Stande sind; jeder Einzelne aber von selbst bemüht sei, für sein Capital diejenige Verwendung herauszufinden, welche die einträglichste ist. Ferner, daß wenn durch Handelsbeschränkungen gewissen Gewerbszweigen ein Monopol gegeben werde, dadurch dem Privaten Anleitung gegeben sei, wie er sein Capital zu verwenden hat, was entweder unnöthig oder schädlich wirkt, unnöthig, wenn das Product eben so wohlfeil im Inlande hergestellt, als vom Auslande bezogen werden kann; schädlich, wenn dies nicht der Fall ist. Endlich, daß durch solche Beschränkungen ein einzelner Gewerbszweig vielleicht schneller in die Höhe gebracht werde, als es sonst der Fall sein würde; allein mit der Gesammtwirthschaft sei dies nicht der Fall, weil diese nur sich vermehren könne in dem Maße, als das Capital sich vermehrt. Dies werde aber durch Handelsbeschränkungen eher vermindert.

Von diesen Regeln läßt Ad. Smith zwei Ausnahmen zu: wenn die Ausbildung eines bestimmten Gewerbes nothwendig für die Sicherheit eines Landes, wie z. B. für England eine große Rhederei, woraus sich die Schifffahrts-Acte rechtfertige; — und wenn im Inlande dasselbe Product mit einer Steuer belegt ist.

Nach denselben Grundsätzen verwirft Ad. Smith alle andern Anstalten und Einrichtungen, die man zur Beförderung des Handels und der Gewerbe getroffen hat: Ausfuhrprämien, Anlegung von Colonieen, Handelsverträge und was der Art mehr.

Die Regierung soll sich darauf beschränken, für den Frieden nach Außen, Recht und Sicherheit im Innern, und die Anlegung guter Straßen und Verkehrswege (welche Privaten wegen des zu entfernten Gewinnes nicht unternehmen) zu sorgen, im Uebrigen aber die Sorge für seinen Wohlstand einem jeden Einzelnen selbst überlassen.

Dadurch, daß die Regierung selbst nur diejenigen Thätigkeiten verrichtet, welche schlechterlings von derselben verrichtet werden müssen, werden die Bedürfnisse, welche sie selbst an materiellen Gütern hat, auf das geringste Maß beschränkt. Um diese herbeizuschaffen (wovon das fünfte Buch handelt), soll die Regierung keine Privatwirthschaft treiben, sondern ihre Bedürfnisse aus den Beiträgen der Unterthanen bestreiten.

Diese Beiträge, oder Steuern, sind für die Einzelnen als Erwerbs-Unkosten anzusehen und müssen von denselben nach Maßgabe, als sie an dem Gesammterwerbe Theil nehmen, entweder nach den einzelnen Einnahmequellen, Arbeitslohn, Capitalgewinn und Grundrente, verhältnißmäßig, oder von allen Einnahmequellen ohne Unterschied direct oder indirect erhoben werden.

Vom Staatscredit durch Fundirung der Schulden Gebrauch zu machen, ist nicht zu empfehlen, weil dies immer zur Vermehrung der Staatslasten führt.

Diese Lehre des Adam Smith nun ist so wenig als irgend eine andere der bisher untersuchten wirthschaftlichen Theorieen aus einer philosophischen Begriffsbestimmung vom Staate hervorgegangen. Adam Smith nahm vielmehr das Princip, welches seine Zeit bewegte und beschäftigte, und dessen Durchführung in Bezug auf die wirthschaftlichen Verhältnisse schon andere vor ihm, und namentlich die Physiokraten, versucht hatten, auf, und es gelang ihm, die wirthschaftlichen Erscheinungen so darzustellen, daß sie ein Ausdruck jenes Principes zu sein schienen.

Dieses Princip nun hängt allerdings mit einer gewissen Idee vom Staate zusammen — derjenigen nämlich, welche zu verwirklichen sich der Liberalismus zum Ziel setzte, — allein das Verhältniß der von Adam Smith begründeten Wirthschaftslehre zu der liberalistischen Staatsidee ist nicht der Art, daß die Wirthschaftsidee aus der Staatsidee hervorgegangen wäre, sondern, wenn irgend ein Verhältniß der Abhängigkeit zwischen beiden stattfindet, möchte vielmehr umgekehrt der Liberalismus als Staatsidee an dem wirthschaftlichen und socialen Liberalismus seine Grundlage und Voraussetzung haben.

Richtiger aber möchte es sein, beide nur als verschiedene Ausdrucksweisen eines und desselben Grundgedankens zu fassen, nämlich den Willen der Individuen zum Principe der gesammten ethischen Ordnung zu machen, einem Principe, dessen theilweise Berechtigung nicht verkannt werden kann, das aber, zur alleinigen und ausschließlichen Geltung gebracht, nothwendiger Weise den Umsturz der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung mit sich führen mußte.

Die Theorie des Adam Smith bildet nun zwar keineswegs den Abschluß der Geschichte der wirthschaftlichen Lehren, sondern es sind theils im Anschlusse an dieselbe, theils im Gegensatze zu ihr, theils im Zusammenhange mit den auf ihrer Grundlage gemachten wirthschaft-

lichen Einrichtungen noch eine ganze Reihe neuer Systeme in's Leben getreten. Allein da die königliche Akademie der Wissenschaften die Untersuchung über den Werth dieser Theorieen mit der Prüfung der Adam Smith'schen Lehre verbunden zu sehen wünscht, so werden wir denselben bei Beantwortung der dritten Frage berücksichtigen.

Wir schließen unsere Betrachtungen über diese zweite Frage mit der Wiederholung der Bemerkung, welche wir Eingangs gemacht haben, daß die philosophischen Begriffsbestimmungen vom Staate für die Entwickelung der staatswirthschaftlichen Lehren nicht von Bedeutung geworden sind.

Le Play.

Ein Buch von übergroßem Formate, kostbar gedruckt und kostbar ausgestattet, bestimmt, von Allen gelobt und nur von Wenigen gelesen zu werden, dabei ein Buch voll von neuen und gesunden Ansichten über Volk und Volksthum, voll Beweise gegen den Liberalismus und seine politischen, national-ökonomischen Ordnungen, ein Buch, von einem der tiefsten Kenner der einschlagenden Verhältnisse abgefaßt, — ein solches Buch darf in der „Berliner Revue" nicht übergangen werden. Sein vollständiger Titel lautet: „Les Ouvriers Européens. Etudes sur les travaux, la vie domestique et la condition morale des populations ouvrières de l'Europe, précédées d'un exposé de la methode d'observation, par le Play, conseiller d'Etat, ingénieur en chef des mines et commissaire général de l'Exposition universelle en 1855."

Das Werk ist in drei Theile getheilt, der erste enthält die Darlegung der Methode des Verfassers, der zweite die Anwendung dieser Methode auf ausgewählte Beispiele, der dritte die daraus sich ergebenden Schlußfolgerungen.

Beginnen wir mit dem ersten, der Methode. Sie ist bei allen national-ökonomischen Fragen von der größten Wichtigkeit. Aus der Statistik hat man bekanntlich schon Alles nachgewiesen. Der Bücher über solche Fragen, wie die national-ökonomischen, socialen ꝛc. giebt es heut zu Tage Legion, aber die einen sind, wie ein geistreicher Kritiker gesagt hat, Copien und die andern Utopien. Aber beide, Bücher aus Büchern und Bücher aus Phantasieen, in der Studirstube gemacht, haben eins gemeinsam, sie verachten die Thatsachen. Aber was sind nun die Thatsachen? Wir haben eine Masse statistischer Angaben über Menschen und menschliche Arbeit, aber man weiß, wenn man sie liest, nicht, ob von Maschinen oder Pferden oder Menschen die Rede ist. Außerdem werden in dergleichen Arbeiten fast durchgängig nur Massen betrachtet, aus denen man sich den Durchschnitt suchen mag, um zum

Menschen, dann aber regelmäßig zu falschen Resultaten zu kommen. Ferner erlauben sich diese Statistiker unter der Hand Schlüsse, oder muntern zu denselben auf, die ganz falsch sind, z. B. von der Länge des Lebens wird auf die Gesundheit der Betreffenden, von der Zahl der Verbrechen auf die Moralität, von der Zahl der Schulen auf die Bildung 2c. geschlossen. Le Play kennt diese Art der Statistik gründlich, und er verwirft sie. Er geht auf den Menschen und damit naturgemäß auf die normale Erscheinungsform des Menschen, auf die Familie, zurück; um aber dann sichrer zu einer Vergleichung und zu einem Resultate zu gelangen, wählt er die Familien einer bestimmten Klasse, welche in ihren verschiedenen Arten auf der Erde doch noch am meisten Gleichartigkeit zeigt, die Familien der Europäischen Arbeiter.

Den Arbeiter erkennt Le Play an der Art seines Engagements. Indem er die europäischen Völker in nomadische und seßhafte und die Beziehungen der Arbeiter in die zu Meistern oder Gemeinden oder Corporationen theilt, theilt er diese Beziehungen nach der Dauer und der Art des Engagements ein. So findet er ein System des gezwungenen Engagements, eines des freiwilligen dauernden, eines des augenblicklichen. Unter einem dieser drei Systeme kann der Arbeiter sein entweder Hausarbeiter (domestique), oder Vorstand einer Wirthschaft (chef de ménage) und als solcher Eigenthümer, der theils für sich, theils für Andere arbeitet, oder Nichteigenthümer — Tagearbeiter (tâcheron, tenancier, chef de métier).

Jedes der Familienbilder Le Play's beginnt nun damit, die bestimmte Familie in eine der eben genannten Klassen einzuschätzen, dann folgen bis in's kleinste Detail hinein die verschiedenen Notizen über Arbeit, Wohnung, Erwerb, Ersparnisse 2c. Den Schluß einer jeden solchen Monographie bilden „notes diverses“, in denen die wichtigsten Mittheilungen über Auswanderung, Bodenzerstückelung, Concurrenz enthalten sind. Sie werden weiter unten von uns gewürdigt werden.

Diese Familienbilder führen uns nun in der That ganz Europa vor; Herr le Play hat mit seinem treuen Mitarbeiter, M. de Saint-Leger, unter dem Zelte des nomadischen Baschkiren am asiatischen Ural sowohl, als bei dem Ackerbauer des südlichen Rußlands, als bei den Bäuern im Bassin von Oka (Mittel-Rußland) als in den schwedischen Bergwerken von Danemora, als bei den bulgarischen Eisenschmieden in Samakowa (mittlere Türkei), als bei den Ackerbauern an der Theiß, in der Tischlerinnung zu Wien, bei den Bergleuten im Harz und bei den Fabrikarbeitern im Hundsrück, wie bei den Waffenschmieden der halb ländlichen Fabriken in Solingen geweilt. Er kennt wirklich das arbeitende Europa wie seine Hand.

Als er den rheinpreußischen Eisenhütten-Arbeiter beschreibt, sagt er: Wenn er Dank der Thätigkeit und des Zusammenhaltens seiner

Frau dahin kommt, ein kleines Eigenthum zu erwerben, so hält er es auch an sich, aber nach ihm wird es wieder zerstückelt. Noch schlimmer ist es in den rein ackerbauenden Staaten, wie Württemberg, wo man auch noch nicht Maßregeln, um die Vertheilung der Parcellen zu regeln, ergriffen hat und wo die Industrie keine Beschäftigung gewähren kann. Da führt die Zerstückelung zur Armuth, die Erdstückchen genügen nicht mehr zum Bestehen, die Arme sind zu jedem Preis zu miethen, so lange nicht die Auswanderung im Lande Gewohnheit geworden ist. Dank diesem äußersten Mittel kommen die kleinen Besitzer und Waffenschmiede in und bei Solingen vorwärts. In Folge des Auswanderns wird die Bevölkerung nicht überdicht, und das kleine Eigenthum bleibt unverändert; und so groß ist die Macht der Erfahrung und der Sitte in dieser Beziehung, daß oft einige Kinder der Familie, die nicht auswandern wollen, eheios und in der Familie bleiben, wie in der Bretagne und in der Vendée. Le Play rühmt die reichen, gottesfürchtigen und einsichtigen Fabrikanten dieser Gegend, die viel darauf halten, daß der Arbeiter auf dem Lande wohnen bleibt. Auch die Weber am Niederrhein leben vielfach so, wie er mit Freude bemerkt.

Der Verfasser hat überhaupt überall ein scharfes Auge für jede Eigenthümlichkeit, er hat, wie man jeder seiner Seiten anmerkt, die Geschichte der europäischen Gesellschaft studirt und kennt die Feudalzeit und ihre großen segensreichen Einrichtungen genau, weiß sie deshalb aber auch ohne Vorurtheil zu schätzen. So, wenn er von dem Ackerpächter Altcastiliens spricht. Die Commune, sagt er, ist dort alt und von einer starken Organisation, sie besitzt Weide und Waid, und die Gemeindebürger finden dort Holz und Streu. Man begreift nach seiner Schilderung, welche Quelle des Wohlstandes solch ein Gemeinde-Eigenthum, wie es leider aus dem westlichen Europa immer mehr verschwindet, ist.

Besonderes Interesse müssen für uns seine Schilderungen über englische und französische Arbeiter erregen. Er zeigt uns bei den englischen Arbeitern eine lange Stufenleiter, von dem isolirten freien Arbeiter Londons an bis zum Sheffielder Messerschmied, der die Gesellschaften der gegenseitigen Hülfe so vortrefflich zu benutzen versteht. Schon **1850** gab es **33,000** solcher Gesellschaften, die **3** Millionen Mitglieder zählten und über eine jährliche Einnahme von **100** Millionen Francs verfügten. Außerhalb dieser Gesellschaften haben die Fabrikanten merkwürdige Vereine anerkannt, welche zu einem doppelten Ziele errichtet sind, nämlich erstens dürfen die Fabrikanten die Zahl ihrer Arbeiter nicht maßlos vermehren und sie müssen die Lehrlinge ausschließlich aus den Kindern der Arbeiter entnehmen; zweitens aber ist der Arbeitslohn vielfach durch solche Vereinigungen unveränderlich fixirt, so daß er in guten und schlechten Zeiten gleich bleibt; der Arbeitgeber kann freilich seine Arbeiter entlassen, sie werden dann aber aus einem Gesellschaftsfond,

der aus zurückbehaltenen Lohntheilen gebildet ist und von Arbeitern verwaltet wird, bezahlt.

Welch eine Zurückweisung der Lehre von der absoluten Concurrenz ist in diesen Vereinen gegeben? und wie wenig stimmen solche Zustände zu dem Ideal, das unsere radicalen National-Oekonomen sich von England entworfen haben.

Noch höher steht der Schreiner von Sheffield da. Er ist ein „Vertrauens-Arbeiter" geworden und bleibt lebenslänglich, wenn auch freiwillig bei seinem Herrn. Er genießt die Vortheile dreier Gegenseitigkeits-Gesellschaften und vorzüglich einer land society, welche ihm nach längeren Arbeitsjahren ein Stück Boden und ein Haus sichert; eine andere Gesellschaft sorgt im Todesfalle für sein Weib und Kind.

Aehnlich gut gestellt ist der Eisengießer von Derbyshire. Er hat auch etwas vom mittelalterlichen Hintersassen, der Patron hat einem jeden Arbeiter ein Stück Land und eine kleine Wohnung gegeben, und so vermag er das Landleben mit dem Fabrikleben zu vereinigen.

So erfreulich der Gesammt-Eindruck ist, der uns von dem Zustande der englischen Arbeiter aus dem vor uns liegenden Buche wird, so wenig befriedigend ist der, den die französischen Arbeiter machen. Es wird darüber geklagt, daß alte den englischen gleiche Einrichtungen, welche dem Arbeiter auch etwas Acker und Wiese sicherten, verschwinden, der Patron zieht solche Beneficien ein, um größeren Gewinn zu erhalten, die fortwährende Zerstückelung der Güter hindert eines Weiteren an der Bewahrung solcher alten segensreichen Verhältnisse. Leichtsinn, Trunksucht, Vergnügungstrieb folgen der Lösung der alten Beziehungen dann beim Arbeiter mit reißender Schnelle! Einzelne schöne Reste werden mit Liebe erwähnt, so der Bergmann der Auvergne, der seinem ältesten Sohne noch sein kleines Eigenthum vermacht.

So vollendet sich in sechs und dreißig Arbeiter-Bildern ein Bild der „europäischen Arbeiter," wie wir bis dahin seines Gleichen nicht kannten, ein Bild, in dem die alte Zeit mit ihrer größeren organischen Kraft und Weisheit zu einer wenn auch späten Anerkennung kommt, und in dem auf die betrübenden Einflüsse der politischen Revolutionen ohne constitutionelle Ziererei hingewiesen wird.

Nachdem Le Play so die Thatsachen hat reden lassen, bringt er uns unter dem bescheidenen Titel eines „Anhanges" seine Schlüsse aus diesen Vordersätzen.

Er bezieht Alles auf die Art des Engagements des Arbeiters, und findet dadurch Gelegenheit, seine sechs und dreißig Arbeiterfamilien zu einer einzigen auf den verschiedenen möglichen Stufen ihrer Entwickelung zu gestalten. Wir sehen vor uns sich eine Stufenleiter von der Sclaverei zur Familie, von der Einzelarbeit zur Corporation, von der Oeffnung der Corporation zu einer bösen und gefährlichen Association, von da

weiter zu einer neuen corporativen Gestaltung, in der der Fabrikant Patron und Obrigkeit von Neuem wird, erheben.

Aber auf der höchsten Stufe der Arbeiterfamilie begegnen wir doch noch immer, und oft mehr als auf den niederen, einer gewaltigen Unsicherheit der Stellung der Arbeiter, die ebensowohl auf ihn als auf die ganze Gesellschaft, in der er lebt, gefährlich zurückwirkt. Wie dieser Unsicherheit eine größere Sicherheit entgegenstellen? Durch die Beantwortung dieser Frage ist Le Play mit der ganzen Schule des Laissez aller! in Conflict gerathen. Er hält es nicht für genug, daß man die Dinge gehen lasse, wie sie eben wollen, daß man den Einzelnen untergehen lasse, wenn nur das Ganze (scheinbar) weiter blüht, er verlangt Respect vor dem Menschen, vor der Persönlichkeit auf der einen und vor den Institutionen auf der andern Seite. Er faßt diese Institutionen unter drei Kategorieen zusammen: Familie, Patronat, Association.

Die Familie wird hier nur unter dem niedern, ökonomischen Gesichtspunkt betrachtet. Alle Familienregierung ruht im Vater, die Dauer der Familie hängt von der Vererbung des Eigenthums ab. In Frankreich ist die Gleichheit der Erbschaftsantheile durch den Code proclamirt, in anderen Ländern ist wenigstens dem Vater die Fähigkeit über sein Erbe zu bestimmen gelassen. Frankreich aber erzittert bei dem Gedanken, daß ihm dies sein erstes Gesetz („le partage égal c'est le chair et le sang de la France!") genommen werden soll. Es gilt ihm gleich mit den Principien von 1789. Und doch scheut sich Le Play nicht, der allgemeinen Erhitzung gegenüber wenigstens die Freiheit des Testirens zurück zu verlangen. Der Gesetzgeber von 1804 dachte, daß der Code civil, der das kleine Eigenthum durch seine Erbschaftsbestimmungen zerstückeln sollte, auch das große theilen würde. Diese Voraussicht traf nicht ein, das große Eigenthum weiß sich eher zu halten, die Geschäfte (des Handels 2c.) und das mittlere und kleine Eigenthum können dies um so weniger, als art. 826 du code jedem Erben das Recht giebt, sein Theil in Natur zu fordern.

So kommt es denn, daß das kleine Eigenthum entmuthigt wird und gar nicht mehr arbeitet und gar nichts mehr zum Theilen hinterläßt, oder daß es verkauft wird und die Kinder sämmtlich in die Stadt ziehen, oder daß der kleine Besitzer sich gleicher Weise über die Theilungsgesetze wie über die Moral moquirt und — nur ein Kind hinterläßt. Die Zahl der ehelichen Kinder in Frankreich nimmt immer mehr ab. (Seit 1822 sind die Zahlen bei Le Play mitgetheilt.)

Das Patronat (patronage) erregt in Frankreich eben so viel Zorn und Verdacht, als die Forderung Le Play's, daß ein anderes Erbgesetz das des Code civil ersetze. Das Patronat hat verschiedene Subjecte. Zum Patronat der Regierung gehören alle auf die Arbeit der Kinder und der Frauen bezügliche Maßregeln, ferner alle Bestimmungen

über öffentliche Unterstützung, Schulen, Sparkassen x.; schwerer zu bestimmen ist das Patronat des Arbeitgebers. Es fehlt hier vielfach die rechte Erkenntniß beim Chef der Fabrik, es fehlt ihm auch die rechte feste Stellung in der Gesellschaft; er ist vor Allem nicht auf bestimmte Weise in die Gemeinde, der Le Play eine Hauptfürsorge für die Arbeiter übergeben sehen möchte, eingefugt. Die Armensteuer verwirft der Verfasser aus tiefen und edlen Gründen, wie sie schon oft vorgebracht sind. (Der Abschnitt über das Patronat ist, wie es die Sache mit sich bringt, am ungenügendsten.)

Die Association betrachtet Le Play trotz manchen Wortes, das er dafür sagt, doch im Ganzen als Skeptiker. Er führt uns die Proben noch einmal vor, welche in den Tagen der provisorischen Regierung 1848 in Paris damit gemacht sind. Am 25. Februar bereits las man an den Mauern der französischen Hauptstadt: „Die provisorische Regierung erkennt an, daß die Arbeiter sich unter einander associiren dürfen, um die ihnen zukommenden Vortheile ihrer Arbeit zu genießen." Drei Millionen wurden darauf — 5. Juli — zur Bildung solcher Associationen bewilligt. Fünf- bis sechshundert Gesuche, die Hälfte davon aus Paris, gingen in Folge dessen bei der Regierung ein; mehr als zwei Drittel betrafen Associationen zwischen Patronen und Arbeitern! Sechs und funfzig Associationen wurden wirklich mit Hülfe der drei Millionen unterstützt. Von diesen Gemeinschaften existiren heut noch 14, 9 davon in Paris. Unter denen der Departements giebt es nur zwei Arbeiter-Associationen, die der Nagelschmiede zu Lyon und die der Buchdrucker zu Bordeaux. Sie sind in regelmäßiger Arbeit und erzielen sehr kleine Gewinne; die übrigen drei Departements-Associationen haben den Arbeitern niemals mehr als ihren Lohn geben können; in Paris steht es nicht besser. Es ergiebt sich aus Le Play's Notizen, daß es ohne Meister und Capital, ohne Leiter und Grund und Boden, oder dessen Stellvertretung, nicht geht, daß die verunglückten Associationsversuche auf eine höhere Gemeinschaft, angelegt mehr nach der uralten und ewig maßgebenden Analogie der Familie, als nach den Idealen der Menschen, „die sich für gleich halten", hinweist.

Den Schluß macht Le Play mit dem Hinweis auf die Religion, die erste Grundlage, den letzten Halt aller socialen Constructionen. Sein Buch ist ein Ereigniß für Frankreich, aber auch für Deutschland, in dem ein Stimmführer der liberalen, revolutionären Doctrin noch vor Kurzem zu schreiben wagte, es gäbe keine wissenschaftlichen und begründeten Vertheidigungen einer Ansicht, die der seinen entgegengesetzt wäre.

Englischer Literatur-Brief.

Dred. A tale of the great dismal swamp. (Dred. Eine Erzählung von dem großen Schreckenssumpf.) — Miss Harriet Beecher-Stowe. — Uncle Tom. — Frauen-Schriftstellerei. — Die Sclaverei in Amerika und die Parteien. — Die Geschichte selbst. — Urtheile darüber. — Die Krankheit Amerika's.

Das literarische Ereigniß der jüngsten Wochen ist das neue Buch der bekannten amerikanischen Predigersfrau, Madame Harriet Beecher-Stowe, der Verfasserin des sentimentalen Romans „Uncle Tom“, über den die deutsche Presse immer noch nicht zu einem Urtheil gekommen ist, und zwar darum nicht, weil sie aus Unkenntniß der amerikanischen Verhältnisse übersah, daß dieser Roman in erster Linie ein politisches Pamphlet, von der Partei der Abolitionisten (Sclaverei-Gegner) gegen die Partei der südlichen Staaten geschleudert, ist. In Amerika hat man den Roman als Roman, als Kunstwerk von einem doch gewissen Werthe, fast gar nicht gewürdigt, bei uns den Roman als Parteiwaffe gar nicht. Das neue Buch der Dame: „Dred, a tale of the great dismal swamp“ ist zu demselben Zweck wie Onkel Tom geschrieben; es läßt sich nur aus dem Gesichtspunkte richtig beurtheilen, den wir der Kritik über seinen Vorgänger zuwiesen, es ist ein politisches Buch von großer Frische und plastischer Arbeit. Und weil es letzteres ist, darum ist seine Romancomposition mangelhaft, die Handlung der Geschichte ungegliedert, oft gleich Null, niemals kunstvoll gewebt, von Monologen und Reflexionen oft unterbrochen. Aber doch gefällt unserem ästhetischen Gefühle dies neue Buch besser, als der schwarze Onkel. Es ist in ihm weniger Sentimentalität, wenn es auch dieselben Figuren, die Uncle Tom brachte, unter anderen Namen wieder vorführt. Diese Monotonie der Erfindung ist überhaupt für die Frauen-Schriftsteller bezeichnend. Die Gräfin Hahn-Hahn, wie Currer Bell, wiederholen in jedem ihrer Romane dieselben Figuren. Damen haben stets Ideale, sie können nur lieben oder hassen; in beiden Momenten ihrer Seele aber gestalten sie die Wirklichkeit der ihnen gegenüberstehenden Erscheinungen zu dem um, was ihrem schrankenlosen Gefühle zu seiner vollen Entfaltung paßt: und damit haben sie sich denn Mustergestalten geformt, die in jeder neuen Begegnung zur Verkleidung der wechselnden Wirklichkeit herhalten müssen. Die Frauenwerke erhalten hierdurch für uns allerdings einen eigenen Reiz, wir suchen und finden unaufhörlich in ihren Schilderungen und Dialogen die Verfasserin selbst, und so wird unsere Lectüre ein allerliebstes und anmuthiges Spiel des Haschens und des Suchens nach dem Versteck unserer liebenswürdigen Autorin.

Die Unschuldigkeit solch eines Spieles wird uns freilich getrübt, wenn wir in einem Frauen-Romane neben seiner Kunstleistung noch politische Tendenzen zu verfolgen haben, wenn wir sehen müssen, wie

die schriftstellernde Dame von Männern Männer-Gedanken entlehnt. Man garnirt den Mousselin nicht mit Granitfelsen. Leider ist das in dem neuesten Buche von Harriet Beecher-Stowe der Fall.

Die Sclaverei ist bekanntlich die „peculiar institution" Amerika's, des Landes der anerkannten Menschenrechte, der Gleichheit und Freiheit, der absoluten Republik. Der Süden sagt, er könne ohne Sclaven nicht bestehen, und da die nördlichen Staaten ihm das nicht zugeben wollen, so hat er den Kampf um den Principat in der Republik beginnen müssen. Er hat im Senate gegenwärtig die Mehrheit, im Repräsentantenhause gebietet er genau über die Hälfte der Stimmen, der gegenwärtige Präsident der Republik, Pierce, ist auf seiner Seite, und die Schärfe des Gegensatzes ist jetzt so groß geworden, daß noch jüngst der Norden durch ein augenblickliches, sehr unbedeutendes (ein paar Stimmen betragendes) Uebergewicht im Repräsentantenhause dem Präsidenten die Mittel zur Weiterbezahlung der Armee verweigert hat. Der Süden hat alle Aussicht, die „Institution" der Sclaverei gesetzlich zu sichern. Seinen Reichthümern und seinem alten und befestigten Besitze steht die größere Intelligenz des Nordens entgegen. Wo er mit Geld — oder auch wohl mit Bowieknifes (Dolchmessern) und Stockschlägen — kämpft, wirkt der Norden mehr durch die Presse, die Meetings, die Rührigkeit seiner Colonisationspioniere, welche sich im Süden anzusiedeln suchen. Die Bücher der Miß H. Stowe kommen aus diesem Arsenale des Nordens. Sie werden von ihm hoch geschätzt, weil sie durch ihre interessanten Darstellungen, ihre feurige Sprache sich weite Verbreitung zu sichern und Europa gegen die Sache des Südens mehr zu gewinnen wissen. Ob diese Bücher sonst irgend welchen klassischen Werth haben, ob sie die strenge Wahrheit enthalten, ist der politischen Agitation in New-York und Washington natürlich ganz egal. Lies't man diese Schilderungen der Sclaverei, welche in den Büchern der amerikanischen Predigersfrau und in den Anklagen aller Advocaten des Nordens enthalten sind, so muß man von Zweierlei fest überzeugt werden, erstens von der furchtbaren Herzlosigkeit des Südens und seiner Plantagenbesitzer, zweitens von der uneigennützigen Liebe des Nordens zu den Sclaven. Leider sind beide Ueberzeugungen falsche. Wie wir in einem früheren Briefe berichtet haben, hat eine Hofdame Ihrer Königlichen Majestät von England nach längerem Aufenthalt in diesem verschrieenen Süden eine Beschreibung des dortigen Sclaventhums gegeben, welche eine glückliche Zufriedenheit der Schwarzen unter einem schon ihres eigenen Vortheils wegen milden und väterlichen Regiment der Herren kund giebt. Die Hofdame hatte kein anderes Interesse, als die Wahrheit, und sie mußte dafür sogar leiden, denn sie verlor in Folge dieses Buches ihre Stelle als Hofdame! Dann aber zweitens ist man in New-York gegen die Schwarzen unsäglich eingenommen. Wehe dem Schwarzen, der sich in einer Kirche der Yankees treffen ließe, der in ein Wirthshaus der Wei-

ßen einkehrte. Ehen zwischen Schwarzen und Weißen sind in New-York unerhört, während im Süden der Vermischungsproceß stark und unaufhaltsam vor sich geht und Resultate der erfreulichsten Natur gefördert hat, starke, schöne, geistig thätige Menschen. Immer deutlicher wird sogar im Süden als eine besondere Mission die Befestigung einer Brücke zwischen der Negerrace und der weißen anerkannt. Von dem Vorurtheil, daß die schwarze Race geistig unfähig sei, ist man dort längst zurückgekommen. Die beredten tiefgläubigen, oft wunderbar treu das Gepräge des hebräischen, prophetenartigen Geistes wiedergebenden schwarzen Prediger und Missionare, schwarzen Verwalter, zeugen davon.

Weiß man das Alles, was hier eben niedergeschrieben ward, so wird man die Bücher der berühmten Amerikanerin wohl nicht ohne ein gewisses Mißbehagen, jedenfalls aber ohne dabei ein Thränentüchlein zu gebrauchen und ohne über ihre elegischen Klänge weich zu werden, lesen können.

Betrachten wir nun das Buch selbst. Dred ist der Sohn eines Sclaven, Denmark Vesey, der, nachdem er sich seine Freiheit erkauft hat — ein Gewinnst in der Lotterie hat ihm dazu die Mittel gegeben —, das Haupt einer Verschwörung in Süd-Carolina wird, die die Schwarzen befreien will. Die Verschwörung wird entdeckt, Vesey hingerichtet, sein Sohn — vierzehn Jahr alt — an eine entfernte Colonie verkauft. Er erschlägt dort bald seinen Aufseher und entflieht dann in die „Swamps" (Sumpfmoräste, welche sich an den Südküsten des nördlichen Amerika's hinziehen). Diese Geschichte ist indeß nur eine Episode des Buches, aber macht doch den bedeutendsten Theil desselben aus. Der Sclavengeschichte ist natürlich auch eine Herrengeschichte gegenüber gestellt. Nina Gordon ist die Heldin derselben. Ihr Vater, Colonel Gordon, hat ihr eine bedeutende Sclavenbesitzung hinterlassen. Harry, ihr Geschäftsführer und ihr Verwalter, ist ein Sclave, aber Sohn ihres Vaters. Der weiße, legitime Bruder Nina's ist natürlich ein Wüthrich, heißt Tom Gordon und ärgert sich, als er bei Nina einmal einen Besuch macht, über die unabhängige Haltung Harry's, findet schließlich auch, daß dessen junges Weib für ihn viel zu hübsch ist. Roher Auftritt, Mißhandlungen, Erwiederungen, Harry muß fliehen, und da tritt denn „Dred" auf die Scene, ein Moses seines Volkes. Harry begegnet ihm in den Swamps. Die Verfasserin schreibt:

„Da krachte es plötzlich in den Sumpfbüschen, Zweige brachen, und gleich darauf trat Dred vor Harry. Es war ein starker schwarzer Mann, von ausgezeichnetem Bau und Ebenmaß. Seine Haut war tiefschwarz und von der Blänke des Marmors. Ein loses Hemd von rothem Flanell, welches sich auf der Brust weit öffnete, zeigte einen Hals und eine Brust von herkulischer Kraft. Die Aermel des Hemdes, die fast bis an die Schultern aufgerollt waren, zeigten die Muskeln eines

Gladiators. Das Haupt, das in gebietender Haltung aus den Schultern aufstieg, war breit und gewaltig und von gleich kräftigem Ausdruck in seinem Reflectiv- und in seinem Perceptivtheile. Die Auffassungsorgane traten in schwarzen Erhebungen über seinen Augen hervor, während der Theil des Hauptes, an dem die Phrenologen die Spuren der moralischen und vernünftigen Begabung suchen, gleich einer hohen Kuppel über ihnen sich erhob. Die breiten Augen hatten jenen besonderen und feierlichen Ausdruck unergründlicher Schwärze und Dunkelheit, welcher gewöhnlich das Kennzeichen des afrikanischen Auges ist. Es brannte in ihnen gleich Flammen in einem Naphthateiche, ein feines und ruheloses Feuer" ... „Ah, Ihr seid es, Dred," rief Harry, als er seiner ansichtig ward. Da erhob Dred seinen Arm, und seine Augen blitzten von wilder Aufregung, und er rief: „Wie lange willst Du zwischen zwei Meinungen mitten inne stehen? Weigerte sich nicht Moses, der Sohn der Tochter Pharao's zu heißen? Wie lange willst Du mit den Unterdrückern Israels theilen, die da sagen: Beuge dich, daß wir über dir dahinschreiten. Soll nicht das Rothe Meer sich theilen? Ja, spricht der Herr" ..... Das sei eine Probe von der Charakterzeichnung der Miß. An Kraft und Schwung fehlt es ihr nicht. Wie wir oben sagten, spielt diese Scene in den Swamps. Diese Einöden werden meisterhaft beschrieben:

„Der Leser, der die Karte betrachtet, wird bemerken, daß die ganze Ostküste der südlichen Staaten, mit geringen Unterbrechungen, von einer unendlichen Kette von Sümpfen bedeckt ist, Regionen hoffnungsloser Unordnung, wo der überquellende Wachsthum und die Keimkraft der Natur, aus dem feuchten Boden ihre Kräfte saugend, sich in einer wilden Ueppigkeit zu gefallen scheint und sich allen menschlichen Anstrengungen, einzudringen, siegreich entgegenstellt. Diese wilden Gegenden sind die Heimath des Alligators, des Mokassin (bildlich, eigentlich bedeutet das Wort blos Schuh des Indianers), der Klapperschlange. Immergrüne Bäume bilden hier dichte Gehege und bieten zahllosen Vögeln, von deren Gekreisch diese tiefe Verlassenheit und Verwüstung ewig wiederhallt, Obdach. Kletterranken wilden Weines, Wucherpflanzen von unbeschreiblichem Glanze und ungebundener Fülle, hängen und flechten sich von den Wipfeln der höchsten Bäume hinab und flattern und wiegen sich, — strahlend wie Gold und Purpur — triumphirende Banner, welche die einsame Majestät dieser Natur bezeugen. Eine Art von wucherndem Moose breitet seine weiten Draperieen von Baum zu Baum aus und bildet überall zierliche Festons, durch welche die scharlachrothe Beere und die grünen Blätter des amerikanischen „Holly" hindurchdrängen. Was die Berge der Schweiz den flüchtigen Waldensern waren, ist diese Sumpföde stets den Sclaven Amerika's gewesen. Hier erreicht sie selbst der Menschenjäger mit seinen auf Menschen dressirten Hunden nicht."

Wirklich imponirend hebt sich von diesem schrecklich schönen Hintergrunde die dämonische Gestalt Dred's ab:

„Dred nahm in diese Wüste nur einen stillen Gefährten mit, die Bibel seines Vaters. Ihm war sie nicht der Bote des Friedens und der Liebe, sondern der Herold des Wehes und des Grimmes. Wie der menschliche Geist, der in die Natur blickt, in ihr den Wiederschein seiner eigenen Leidenschaften sieht und sich an das in ihr hält, was mit ihm übereinstimmt, wie also die stolze und wilde Seele sich an dem Aufruhr der Elemente, dem Sturze des Wasserfalls ergötzt, so ist es auch mit dem großen stets antwortenden Buche der Offenbarung. In ihm ist etwas für jede Entwicklung des Menschen, und daher seine endlose Lebenskraft und seine anfeuernde Macht. Dred hatte in den geheimen Versammlungen der Verschwörer die zornigen Ausbrüche der alten Propheten gegen Druck und Ungerechtigkeit gehört. Er hatte von Königreichen, die von der Pest und den Plagen getroffen wurden, gelesen, von einer aufklaffenden See, welche die Sclaven trocknen Fußes hindurchziehen läßt, aber ihre Verfolger ertränkt, er hatte von der Jael von Gideon gelesen, er zitterte in stolzer Freude, als er las, wie Simson mit seinen zwei starken Armen die Pfeiler des festlichen Tempels zusammenbrach und seine triumphirenden Verfolger in ein Grab mit ihm zusammen herabriß .... In den unermeßlichen Einöden, durch die er täglich dahinschritt, prägten sich diese Dinge tief in seine Seele. Abgeschnitten von aller menschlichen Gesellschaft, oft Wochen, ohne den Anblick eines menschlichen Gesichtes, konnten keine alltäglichen Gedanken und prosaischen Ideen den Lauf seines Enthusiasmus unterbrechen.“ ...

Eine Anschauung von dem Gange der Geschichte des Buches wird der Leser durch diese kurzen Notizen nicht erhalten haben, wir können aber versichern, daß das Buch auch eben nichts ist, als eine Reihe von schönen Skizzen, daß eine wirkliche Action ihm ganz und gar fehlt. Es ist jedoch, wie schon oben angedeutet, daraus nicht zu folgern, daß der Verfasserin die künstlerische Compositionsgabe mangelt, sondern nur, daß sie weniger einen Roman, als ein Pamphlet schreiben wollte. Selbst die englische Kritik will auf diesen Standpunkt nicht recht eingehen, und in einer vor uns liegenden Tory-Revue („The Preß“, pag. 855—858) finden wir nur eine Beurtheilung vom rein ästhetischen Standpunkte aus. Natürlich kann deshalb der Kritiker mit dem Buche nicht in's Reine kommen, und er gelangt endlich sogar zu dem merkwürdigen Resultate, an dem Buche müßten mehrere Federn gearbeitet haben. Von der Miß möchten einige zarter gehaltene und schwächere Partieen herrühren, von einer stärkeren, männlichen Hand aber seien die Kraftstellen, die gewaltigen Charakterschilderungen, die Betrachtungen über die Sclaverei. Welch ein Irrthum! Das Buch ist als politische Agitationswaffe aus einem Guß, aber die Umhüllung des politischen Stoffes, die

Geschichte und die dramatischen Episoden, galten der Verfasserin eben nur als Nebensache, und darum arbeitete sie sie flüchtiger.

Wir freilich von unserem germanischen Standpunkte können uns nur mit Mühe eine wohlerzogene Frau mit der politischen Feder in der Hand und in solch einer Agitator-Rolle denken, aber die Sitte und Bildung Amerika's ist eine ganz andere. In dem rastlosen Eilen und Jagen nach Geld, Besitz, Herrschaft, das Nord-Amerika bewegt, muß jede Kraft verwandt werden, hat Kind und Greis und Weib zu helfen, wie es eben geht. Ein tiefes Kranken der Nerven des Volkes — im bildlichen, aber auch im eigentlichen Sinne muß das gesagt werden — ist die Folge davon gewesen, und so sehen wir denn diese noch so junge Cultur der Vereinigten Staaten schon jetzt mit allen Spuren eines frühen Greisen-Alters behaftet, „mit allen Lastern der alten Welt, aber ohne eine ihrer Tugenden," wie H. Leo gesagt hat.

Tages-Ereignisse.

Obgleich die Neuenburger Royalisten weder Antrieb noch Ermuthigung von dazu berechtigten Personen in Preußen gehabt, obgleich der Erfolg gegen sie entschieden, darf die Krone Preußen, deren Träger auch souverainer Fürst von Neuenburg ist, doch nicht zugeben, daß die Männer, welche sich für das unveräußerliche Recht dieser Krone gegen Usurpation und Rebellen erhoben, dafür die Strafe der Verbrecher erleiden. Schon während des Krimfeldzuges sagten wir wiederholt: Gegen Geographie führt man keinen Krieg, und das müssen wir auch jetzt, unter sehr viel kleineren Verhältnissen, wiederholen. Ohne eine Kriegsverbündung mit den an die Schweiz grenzenden Staaten ist ein gewaltsames Vorgehen gegen den Bund nicht möglich, mit dieser, die sich übrigens nur auf die Gestattung des Durchmarsches zu beschränken braucht, ist aber im nächsten Frühjahr sehr wohl eine Kriegshandlung möglich und grade gegen den nordwestlichen Theil der Schweiz mit bestimmtem Ziel und Endpunkt in Neuenburg. Man spricht, und theils an sonst wohlunterrichteter Stelle, davon, daß der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen schon früher den Durchmarsch eines preußischen Corps aus der Rheinprovinz durch Frankreich habe gestatten wollen, so daß eine Lösung schon früher möglich gewesen wäre, und hat man sich eine Erinnerung an die Haltung Frankreichs während der preußischen Bekämpfung der badischen Insurrection bewahrt, so muß man ein solches Anerbieten, — wenn es wirklich geschehen, — für dankenswerth, wenn auch vielleicht aus anderen Gründen nicht für annehmbar halten. Die Lösung wäre unter solchen Umständen allerdings eine augenblickliche, eben des-

wegen muß man sich aber auch fragen, ob eine von Preußen annehmbare? wenn es nicht mit der Absicht in eine solche Combination eintreten will, die Welt über seine Undankbarkeit in Erstaunen zu setzen. — Läge somit das Vorher ganz bequem, so könnte das Nachher doch leicht Verbindlichkeiten bereiten, deren Tragweite zu berechnen die Aufgabe des Staatsmannes ist. So wenig Oesterreich mit Ungarn und seinen italienischen Provinzen in den deutschen Bund getreten ist, so wenig ist es Preußen mit Neuenburg, ja es ist sogar in sehr weiser Berechnung zukünftiger Verhältnisse mit seinen ost- und westpreußischen Provinzen wieder aus dem Bunde geschieden. Der deutsche Bund als solcher hat also keine Veranlassung, sich der neuenburger Sache anzunehmen, ohne diesen ist aber von deutscher Seite kein gewaltsames Vorgehen gegen die Schweiz möglich. Es blieben also für den Durchmarsch nur Oesterreich und das Großherzogthum Baden als Separat-Kriegsbündnisse. Oesterreich würde indessen den Angriff nur von Vorarlberg aus, somit von der schwierigsten Seite gestatten können, während der Angriff von Baden aus der militairisch annehmbarste wäre. Die schwächste Seite der Schweiz liegt auf dieser Seite dem Angriffe offen, und die französischen Campagnen in Folge des Revolutionskriegs im vorigen Jahrhundert beweisen, daß von hier aus dem Schweizer Hügellande eine sehr ernste und nachdrückliche Lehre gegeben werden kann, zu der es so wenig wie 1813 an Freiwilligen fehlen würde. Daß man dergleichen nicht im Spätherbst oder im Winter beginnt, wird auch der Ungeduldigste wohl gut heißen, daß aber kein Geduldiger sich schmeicheln möge, Preußen werde diese heillosen Zustände überhaupt fortdauern lassen, erlauben wir uns ihm zu sagen. Preußen ist mächtig, aber nicht mächtig genug, um offenbare Unbill ruhig ertragen zu dürfen, und es wird auch diese Unbill nicht ertragen, so lange das Volk noch ein so lebhaftes Gefühl für seine Ehre hat.

Wir haben die Schilderungen der Vorgänge in türkischen Harems, wie sie neuerdings der auch in diesen Blättern besprochene Roman „Sebastopol“ enthält, hin und wieder übertrieben und eben nur dem Roman angehörig nennen hören. Man fand sie glänzend, spannend, aber zu phantastisch, um außer den behaglichen Schauern des Augenblickes noch irgend einen andern Gedanken daran zu knüpfen. Da kommt nun plötzlich der Sémaphore von Marseille mit den Erzählungen seines Correspondenten aus Konstantinopel, läßt theils errathen, theils spricht er rücksichtslos heraus: Eifersucht, Heimlichkeit, Mord, Armenier, Eunuchen, Sultaninnen, — der ganze Apparat zu einer Fortsetzung jenes Romans, der somit die Weihe der Geschichte erhält. Der Hat ist zwar in aller Form publicirt worden, aber angenommen hat ihn die muselmännische Bevölkerung deswegen noch nicht! Die Unthaten werden jetzt, wo noch so viele „Franken“ dort verkehren, nur leichter

ruchbar und finden ihren Weg in die Zeitungen. Und mit diesen Sitten, mit diesen Thaten, mit diesem Fanatismus will der Westen Europa's Civilisations- und Concert-Experimente machen! Kaum werden die letzten Spuren der Befreiungsheere verwischt sein, so ist das alte Türkenthum, und mehr als das, der starrste Muhamedanismus, wieder in vollster Blüthe und Kraft, und alle jene Phrasen, mit denen Times und Genossen das erstaunte und missionseifrige Europa gekirrt, werden in ihrer Hohlheit erkannt sein. Welch ein Geschrei, als Kaiser Nikolaus die Türkei krank nannte! O, wie bald hat der Westen Europa's diese Diagnose als die richtige anerkennen müssen.

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von Röder.

Von den neun Söhnen des General-Majors von Röder und dessen Gemahlin Henriette Trützschler von Falkenstein, Tochter des königlich polnischen und churfürstlich sächsischen General-Majors und Ober-Stallmeisters Trützschler von Falkenstein, wurde Carl Ferdinand Heinrich von Röder am 23. Juli 1787 zu Pampitz auf dem Schlachtfelde von Molwitz geboren bei einem Besuche, den seine Frau Mutter ihrem gerade dort in Cantonnirung stehenden Gemahl machte. Seine erste Erziehung erhielt von Röder im Hause seiner Eltern zu Grottkau, der Garnison seines Vaters.

Nach einer trefflichen Erziehung, die bei der häufigen Abwesenheit seines Vaters im königlichen Dienst hauptsächlich der Landrath von Prittwitz auf Korkwitz, ein alter Kriegskamerad des Vaters vom Regiment Seydlitz, und der treffliche Geistliche zu Grottkau leiteten, trat von Röder, im Jahre 1800 in das königliche Infanterie-Regiment von Grawert, das damals zu Glatz in Garnison lag. Sowohl der Regiments-Chef, der gelehrte und fromme General von Grawert, der mit dem Vater des jungen Soldaten innig befreundet war, als auch sein Compagnie-Chef, der nachmalige General von Carnall, nahmen sich seiner militairischen Ausbildung mit solchem Eifer an, daß er trotz seiner Jugend im Winter 1804 bis 1805 zur Kriegsschule nach Berlin commandirt wurde.

In Berlin lebte er mit seinem Bruder Heinrich zusammen, der 1807 unter den ruhmreichen Vertheidigern Colbergs fiel, und brachte seine Abende meist bei seinem andern Bruder Wilhelm, der bei Culm gefallen auf dem Bette der Ehren, und in Gesellschaft von dessen geistreich edler Gattin zu. Für ihn eine unvergeßliche Zeit.

Bei der Mobilmachung 1805 wurde von Röder Adjoint im Stabe des General-Lieutenants von Grawert, und von diesem zur Aufnahme eines Lagerplatzes mit commandirt. Hier hatte er das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen; er erholte sich nur schwer und langsam von dem Blutsturz, der die nächste Folge desselben war; lebenslang behielt er eine Anlage dazu.

Bei Ausbruch des Krieges im Jahre 1806 kam er in den Generalstab des commandirenden Generals Fürsten von Hohenlohe und wurde kriegsgefangen durch die Capitulation von Prenzlau. Da von Röder seine Auswechselung nicht bewirken konnte, unternahm er einen kühnen Fluchtversuch, und es gelang ihm, unter den größesten Mühseligkeiten und Entbehrungen, durch das Oesterreichische wandernd, nach Preußen zurückzukehren. Seine Majestät der König stellte ihn sofort bei demselben Regimente in Colberg an, bei welchem bereits zwei von seinen Brüdern standen. Da aber Colberg belagert wurde, fand von Röder inzwischen seine Verwendung bei dem Frei-Corps von der Marwitz auf der Insel Rügen. Erst nach dem Frieden konnte er seine Stelle in dem Regiment einnehmen, bei dem er indessen nur noch einen Bruder fand. Heinrich von Röder war gefallen, der Bruder Ferdinand von Röder empfing die Todeswunde erst bei Dresden im Jahre 1813.

Im Jahre 1808 kam das Regiment nach Berlin in Garnison, im folgenden Jahre aber nahm von Röder seinen Abschied, um in kaiserlich österreichische Dienste zu treten, da er unter der kaiserlichen Fahne den Kampf gegen Bonaparte fortsetzen zu können glaubte. Der bald darauf abgeschlossene Frieden hinderte von Röder, diesen Plan auszuführen, und statt zu fechten, studirte er in den folgenden Jahren zu Frankfurt a. d. O., zu Berlin und 1812 zu Heidelberg.

Bei dem Aufruf des Königs 1813 kehrte er zurück und wurde als Premier-Lieutenant und Adjutant des General-Lieutenant von York angestellt. — Den 2. Mai in der Schlacht bei Lützen wurde er schwer verwundet: eine durch den Backenknochen gegangene kleine Gewehrkugel machte ihn auf dem rechten Auge blind; in Glatz und Reinerz brachte er die Zeit des Waffenstillstandes zur Heilung seiner Wunde zu, ging aber, obgleich sie noch nicht vollendet, bei Ablauf des Waffenstillstandes wieder mit. — Für die Schlacht an der Katzbach erhielt er das eiserne Kreuz zweiter Klasse und wurde noch im Laufe des Jahres Hauptmann. — Bei dem Uebergang über den Rhein wurde er auf Vorschlag des Generals von York Adjutant Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich von Preußen und begleitete denselben 1814 mit den Monarchen nach London.

1815 bei dem Beginn des Feldzuges bat er um Anstellung in der Armee und erhielt dieselbe als Generalstabs-Offizier der 11. Brigade des III. Armee-Corps. — Für die Schlacht von Belle-Alliance erhielt er das eiserne Kreuz erster Klasse.

1816 wurde er in den großen Generalstab versetzt.

1817 durch die Gnade Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III. zum Adjutanten bei Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen, Sr. Majestät dem jetzt regierenden König, ernannt und zum Major befördert.

1822, den 3. September, verband er sich mit Henriette Gräfin Bernstorff, Tochter des königlich dänischen Ministers und Gesandten in Wien, welche bei ihrem Onkel, dem königlich preußischen Staatsminister Grafen von Bernstorff, erzogen worden war und in dessen Hause lebte. — Diese Verbindung war nicht nur für ihn, sondern auch für seine alte Mutter und all' seine Geschwister, welchen er ein zweiter Vater war, eine reiche Quelle des Glücks und des Segens.

1833 wurde er Chef des Generalstabs des VI. Armee-Corps und nach Breslau versetzt, blieb aber zugleich Adjutant Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen.

1834 kehrte er wieder zu seiner früheren Stellung bei Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen nach Berlin zurück.

1840 kaufte er seine Besitzung Gr. Gohlau von Freiherrn von Seidlitz.

1843 auf seine Bitte wurde er, wegen der durch zu große Anstrengung geschwächten Gesundheit, von Sr. Majestät zur Disposition gestellt und zog sich auf sein Gut Gohlau bei Breslau zurück.

Bei der Feier der silbernen Hochzeit Sr. Majestät des Königs wurde der alte treue Diener durch das Geschenk eines Bechers von Sr. Majestät dem Könige hoch erfreut, wie er denn auch, obgleich sein demüthiges Herz keine äußern Ehren begehrte, als Beweis königlicher Huld im Jahre 1849 durch die Ernennung zum General-Lieutenant beglückt wurde.

1845 hatte er den Tod seines ältesten Sohnes, eines edlen, hoffnungsvollen Jünglings, zu betrauern; er starb im Alter von 19 Jahren an der Auszehrung.

1850, den 14. Januar, starb seine treue, ihn so zärtlich liebende Frau nach kurzer Krankheit. — Seine wahre Frömmigkeit und die Liebe zu seinen Kindern vermochten allein ihn bei diesem herben Verlust aufrecht und die Thatkraft seines Geistes zu erhalten. — Da sich im April 1851 seine einzige Tochter mit dem Grafen Fink von Finkenstein auf Reitwein bei Frankfurt a. d. Oder verheirathete, so brachte er von dieser Zeit an alle Winter einige Monate abwechselnd in Reitwein und in Frankfurt a. d. Oder bei seiner geliebten einzigen Schwester, der verwittweten Frau Generalin von Wolff, zu, wo ihm der Umgang Gleichgesinnter, besonders der seines vieljährigen Freundes, des Generals von Thiele, die letzten Lebenstage erheiterte.

1853 ertheilte ihm sein geliebter König den rothen Adler-Orden erster Klasse.

Ende Mai dieses Jahres kehrte von R. nach Gohlau zurück, um seine Geschäfte zu ordnen und Alles zum Empfang seines Sohnes, welcher sich den 3. Mai verheirathet hatte, und der geliebten Schwiegertochter vorzubereiten. Die Anwesenheit derselben machte ihn so glücklich, daß die Freude aus seinem ganzen Wesen leuchtete. — In Breslau sah er auf ihrer Durchreise nach Reinerz noch seine geliebte Tochter, deren Gemahl und ihre beiden Knaben, seine Enkel; den 12. Juli wollte er ihnen nach Reinerz nachfolgen und reiste schon etwas unwohl von Breslau, wohin ihn Geschäfte geführt, nach Peterswaldau, wo er einen Tag in der ihm befreundeten Familie des Grafen zu Stolberg zubringen wollte. Hier erkrankte er ernstlich an Herz- und Brustbeschwerden. Auf die Kunde hiervon eilten sein Bruder, der Consistorial-Director Gustav von Röder, aus Breslau, und seine Tochter, die Frau Gräfin Fink von Finkenstein, an sein Krankenlager. Schon vor ihrer Ankunft am 17. Juli schien wieder eine Besserung eingetreten zu sein. Doch am 18. verschlimmerte sich sein Zustand wieder, und schon am 19., Morgens 3¼ Uhr, machte eine Lungenlähmung seinem Leben ein Ende. Seine Leiche wurde nach einer kirchlichen Feier im gräflich Stolberg'schen Schlosse zu Peterswaldau, am 21., Abends 7 Uhr, von Peterswaldau fort und nach dem Gute des Entschlafenen, Groß-Gohlau bei Breslau, gebracht und daselbst am 22. an der Seite seiner ihm vorangegangenen Gattin unter zahlreicher Betheiligung aus der Nähe und Ferne zur Ruhe bestattet, nachdem der Pfarrer, Pastor Baier aus Leuthen, im Trauerhause und der dem Verstorbenen herzlich befreundete königliche General-Superintendent, Ober-Consistorial-Rath Dr. Hahn am Grabe erbauliche Worte gesprochen und die Leiche eingesegnet hatten. — Den Johanniter-Orden erhielt der Verstorbene im Jahre 1834 verliehen. Bei der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg schloß er sich der schlesischen Provinzial-Genossenschaft derselben an und wurde zum Mitgliede des Convents derselben gewählt.

So weit die von der v. Röder'schen Familie gegebenen Nachrichten von dem Leben und Tode des Mannes, der nicht nur in dem Andenken der Armee als ein Ritter ohne Furcht und Tadel fortleben wird, sondern auch in dem seiner Freunde, die in ihm auch den siegreichen Vorkämpfer um die höchsten geistlichen Güter erkannten und verehrten.

Wenn die Bescheidenheit seiner Familie ihr verbot, diese Seiten seines reichen Lebens in dem Umfange, als sie es verdienen, hervorzuheben, so bleibt es doch eine heilige Pflicht für diejenigen, welchen jene Rücksicht nicht obliegt, tiefer in das Leben des Mannes hineinzuschauen und der Welt nicht vorzuenthalten, was er seinem Könige und dem Vaterlande als Krieger, und wie er der Menschheit überhaupt ein hell leuchtendes Vorbild eines geheiligten Lebens gewesen ist.

Werfen wir zuvor einen Blick auf die Familie, der er angehörte. Von edlen, frommen, reichbegabten Eltern entsprossen, widmen neun

Söhne sich dem Dienste des Staates, alle mit gleicher Auszeichnung, von denen drei auf dem Schlachtfelde durch den Tod, drei durch schwere Wunden ihre Treue für König und Vaterland besiegeln; zu den Letzteren gehört der am 19. Juli d. J. heimgegangene. Von seiner in der Schlacht von Lützen erhaltenen Wunde noch nicht geheilt, eilt er alsbald nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes zu den Fahnen und macht den glorreichen Krieg noch unter vielen körperlichen Leiden mit, bei allen von ihm beigewohnten Schlachten von seinen Vorgesetzten Anerkennung seines unerschrockenen Muthes und seiner militairischen Umsicht findend; — so insbesondere in den Schlachten an der Katzbach, bei Möckern, Ligny und Belle-Alliance.

Bald nach dem Kriege ward ihm durch den Allerhöchsten Willen des verstorbenen Königs Majestät ein neues Feld der Thätigkeit als Adjutant des damaligen Kronprinzen königl. Hoheit angewiesen. — Zu erneuerten Beweisen seiner kriegerischen Thatkraft, die seiner Neigung besonders entsprachen, war ihm freilich durch diese Stellung für jetzt kein Raum gelassen, aber in einem andern nicht minder erfolgreichen Gebiet konnte und hat er von nun an gewirkt. — Die von einem so frommen, gottesfürchtigen Charakter, wie der seinige, stets unzertrennliche Ehrfurcht vor der Wahrheit und Gerechtigkeit und die gänzliche Entäußerung von aller Selbstsucht, — das waren die Eigenschaften, die ihn für seinen neuen Beruf ganz besonders befähigten. Wie er ihn erfüllt hat in den 25 Jahren, in denen er gewürdigt war, seinem Prinzen und späteren königlichen Herrn nahe zu stehen, davon giebt das unumschränkte Vertrauen Zeugniß, das der edle Monarch und dessen erhabene Gemahlin ihm bis zu seinem Tode geschenkt haben, die in ihm den treuesten, opferwilligsten Freund erkannten und darum seinen Tod schmerzlich betrauerten.

Als er durch die unausgesetzten Leiden an seiner bei Lützen erhaltenen Kopfwunde im Jahre 1843 genöthigt ward, den praktischen Dienst aufzugeben und sich auf das 1840 erkaufte Gut Groß-Gohlau in Schlesien zurückzuziehen, begann für ihn eine neue Art der Thätigkeit, die seinem auf geistliches wie leibliches Wohlthun gerichteten Sinne entsprach. Von nun an sah er sein Verhältniß als Grundherr zu seinen Gutseinsassen wesentlich als ein Arbeitsfeld für innere Mission an. In diesem Sinne hat er bis zu seinem seligen Ende rastlos gewirkt und edlen Samen ausgestreut nicht bloß auf dem begrenzten Gebiet seines eigenen Grundbesitzes, sondern in den weitesten Kreisen, und wie sein Name, so weit seine wohlthuende Hand und sein tröstender Rath reichte, von Kindern und Enkeln noch in dankbarer Verehrung genannt werden wird, so werden auch die Keime für das Reich Gottes, die er in vielen Herzen niedergelegt hat, zu einer Frucht des ewigen Lebens heranreifen.

Wappen-Sagen.

Burkersroda.

Prunkend saßen Deutschlands Fürsten
Bei dem festlich hohen Mahle
Einst zu Merseburg im Saale,
Wo die Hunnen Heinrich zwang;
Gold und Eisen um die Wette
Blitzten in der Ehrenkette,
Die sich um die Tafel schlang.

Feurig schmettern die Trompeten
Hei! das klingt wie Ruf zum Kampfe!
Hei! das klingt wie Hufgestampfe!
Wiehernd grüßt den Ruf das Pferd,
Und die Schaar der stolzen Zecher
Schwingt den güld'nen Ehrenbecher.
Tapfer wie zum Kampf das Schwert.

Schwaben hebt mit Lust den Becher,
Doch beim eignen Wein sitzt Franken
Unverwüstlich, ohne Wanken,
Triumphirend schaut es um;
Sachsen leert die tiefsten Krüge,
Zählt mit Stolz die mächt'gen Züge,
Baiern aber zechet stumm.

Schwaben singt ein Lied beim Weine,
Franken rühmt die holden Frauen,
Deren Gunst in allen Gauen
Seine schönste Beute sei;
Sachsen müht sich selbst beim Zechen,
Ernst zu bleiben, klug zu sprechen,
Baiern trinkt und pflichtet bei.

Immer kecker wird die Rede,
Immer lauter die Gedanken,
Wort und Wein der edeln Franken
Wird zum wilden Katarakt,
Der mit seinem tollen Schwalle
All die Herren in der Halle
Nach einander siegreich packt.

Stimmen schwirren durcheinander,
Becher klirren in die Runde
Und verwirrt aus manchem Munde
Manch ein tief Geheimniß brach —

Plötzlich schlägt ein Wort mit Krachen
In das Toben, in das Lachen,
Wie ein grimmer Hammerschlag.

Burkard war's, ein edler Sachse,
Der das Donnerwort gesprochen,
Das den wüsten Bann gebrochen,
Der auf allen Gästen lag —
„Lüge!“ ruft Herr Burkard grimmig,
„Lüge!“ rufen hundertstimmig
Ihm die edlen Sachsen nach.

Klirrend fliegen aus den Scheiden
Hundert blanke Frankenklingen,
Tod dem kühnen Mann zu bringen,
Der sie einer Lüge zeiht;
Doch Herr Burkard bleibt gelassen,
Denn die ganze Schaar der Sassen
Steht zu seinem Schirm bereit.

„Lüge, was der freche Knabe,
„Lüge, was der Fürst der Franken*)
„Von Richildis,**) von der schlanken,
„Edeln Sachsenfürstin sprach;
„Sprach, daß sie ihr keusches Bette
„Oft mit ihm getheilet hätte
„Zu des Königshauses Schmach!“

„Uns'rer keuschen Frauen Ehre
„Soll uns hier kein Franke kränken,
„Uns're Schwerterspitzen senken
„Sich auch vor dem Pfalzgraf***) nicht,
„Ich will ihm mit gutem Eisen
„Und im off'nen Kampf beweisen,
„Lüge, Lüge, was er spricht!“

Schwabens Ritter drängen mächtig
Zwischen Sachsen sich und Franken,
Doch die Baiern ohne Wanken
Bleiben feste beim Pokal;
Ruh' und Ordnung kehren wieder,
Doch nicht Scherz und heit're Lieder
Und kein frohes Bachanal.

*) Conrad von Rhein-Franken, ein Brudersohn Kaiser Conrad's.
**) Des sächsisch-deutschen Kaisers Otto des Großen Nichte.
***) Pfalzgraf Eberhard, dessen Sohn Herr Conrad war.

Bei dem ersten Morgengrauen
Rüsten sich die beiden Streiter,
Und des Bischofs Lanzenreiter
Halten rings die Schranken frei;
Für Richilden's Frauenehre
Zieht in blanker Eisenwehre
Ernst Herr Burkard zum Turnei.

Für das Wort, das er gesprochen
Uebermüthig frech beim Weine,
Kommt beim goldnen Morgenscheine
Stolz Herr Conrad zum Gefecht;
Redet Keiner hier zum Glimpse,
Denn bei einem solchen Schimpfe
Gilt allein der Klinge Recht.

Hei! wie dröhnten da die Schilde,
Als sie auf einander sprangen
Und die ries'gen Schwerter schwangen,
Wie den Hammer schwingt der Schmidt,
Daß die hellen Funken springen,
Daß die Wände zitternd klingen
Und die ganze Schmiede mit.

Lange stritten sie so grimmig,
Bis Herr Burkard kampfbehende
Nimmt sein Schwert in beide Hände,
Niederschmetternd schwersten Schlag;
Schild und Helmkamm sprang zerspalten —
Blutend auf dem Sand, dem kalten,
Und besiegt Herr Conrad lag.

Seines Schwertes Spitze setzte
Ihm Herr Burkard an die Kehle:
„Gott befiehl die falsche Seele,
„Eh' der Augenblick enteilt,
„Rette Deine Seele, rette,
„Sage, daß Du nie das Bette
„Frau Richilden's hast getheilt!"

Da, von Todesgrau'n ergriffen,
Mußte Conrad laut bekennen,
Lügner sich, Verleumder nennen,
Der ein keusches Weib gekränkt;
Ob er war ein Fürst geboren,
Seine Ehre war verloren,
Doch das Leben ihm geschenkt.

Heute noch auf ihrem Wappen
Führen Burkard's edle Sprossen,*)
Von der Locken Gold umflossen,
Weiß und roth ein Frauenbild,
Das den Kranz der Frauenehre —
Eine tausendjähr'ge Lehre —
Grünen läßt ob ihrem Schild.

*) Die von Burkersroda, gegenwärtig auch Grafen von Zech-Burkersroda. Nach Regino und Ditmarus hat der Zweikampf im Jahre 950 stattgefunden.

Die fünf ersten Bände der „Berliner Revue" enthalten nachstehende Wappensagen:

Zugleich erlaubt sich die Redaction an alle Freunde der „Berliner Revue" die ganz ergebene Bitte zu richten, nicht gereimte Wappen-Sagen, sondern nur die Notizen zur Bearbeitung derselben einzusenden.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.